INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
SIGILLUM UNIVERSITATIS INDIANENSIS MDCCCXX
LUX ET VERITAS
Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Der Jugendfreund

und das

Muſeum des Mannigfaltigen,

Blätter für Erheiterung und Belehrung.

Redigirt

von

Dr. C. F. Hock.

Dritter Jahrgang.

DRITTER BAND.

Wien 1834.

Gedruckt und im Verlage bei Leopold Grund.

AP205
.J93
v. 3-4

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt

des dritten Quartals, dritten Jahrganges.

Seite

27. Blatt.

Bergmannsleben, von S. 625
Aus dem Tagebuche eines Studenten, Mittheilungen von P. Renn 626
Die vier Jahreszeiten, von A. Brecht 631
Sprichwörter und Redensarten, von J. Krone 632
Erinnerungen aus der Kulturgeschichte Österreichs von J. P. Kaltenbaeck 635
Apophthegmata deutſcher Nation, nach Zinkgref und Anderen, von C. F. Hock 637
Charade von Joh. David 639
Streckcharade von W. Turteltaub 640
Sol. aenig. in fol. 25 . . . . —

Museum.

Das k. k. Taubſtummeninſtitut in Wien, in ſeinem Einfluſſe auf Taubſtummen-Lehrer und Lehranſtalten, v. F. W. Guba 641
Miscellen 647

28. Blatt.

Die Thräne und der Schlaf, von J. N. Vogl 649
Aus dem Tagebuche ꝛc. (Schluß) 650
Miscellen von C. W. v. Schlieben 657
Des Wackern Lied, von S. 660
Erinnerungen ꝛc. 661
Pſychologiſche Aufgabe, von Hock 663
Akrogramm, von Feldinger . . . . —

Seite

Charaden vom Prof. A. Brecht 664
Auflöſung der Charaden im Bl. 26 . . . . —

Muſeum.

Die Vermählungsfeier des Grafen Rizzari, von Joſ. Ritter v. Seyfried 665
Tagsbegebenheiten 670
Leſefrüchte 672

29. Blatt.

Die Roſen des Heils, Legende von C. Straube 673
Der Familienſchmuck der Grafen von Juray, Erzählung von A. Ritter v. Tſchabuſchnigg. 677
Standeswahl, von J. J. Hannuſch 682
Erinnerungen ꝛc. 685
Aenigmata. 688
Auflöſung der Charaden im Bl. 27 . . . . —

Muſeum.

Briefe aus Berlin und Breslau, von C. F. Hock. V. . . . 689
Leſefrüchte. 693

30. Blatt.

An die Mutter der ſchönen Liebe, von J. H. Pabſt 697
Der Familienſchmuck ꝛc. (Schluß) 698
Standeswahl ꝛc. (Fortſetzung) 705
Der junge Säufer, von A. Stein 710
Erinnerungen ꝛc. . . . . —
Hiſtoriſche Aufgabe 712
Auflöſung der Charaden im Bl. 28. . . . . —

Muſeum.

Briefe ꝛc. (V. Schluß) 713
Leſefrüchte 717

31. Blatt.

Sonette, vom M. Enk. 721
Das Kaiſertum Marocco, dargeſtellt von E. W. v. Schlieben. (Zweiter Artikel) 723
Die Sterne, von Starkenfels. 728
Standeswahl ꝛc. (Fortſetzung) 729
Erinnerungen ꝛc. 733
Charade vom Prof. A. Brecht 735
Räthſelſpiele von A. Schilling 736
Sol. Aenig. in fol. 29 . . . . —

Muſeum.

Briefe ꝛc. (VI.) 737
Die Luftfahrt 741

32. Blatt.

Balladen von L. A. Frankl 745
Der Herr verläßt die Seinen nicht, Bruchſtück aus einem Reiſe-Tagebuch, von J. G. Seidl 749
Standeswahl ꝛc. (Fortſetzung)
In honorem S. Thomae Aquinatis, Ode a Dare Phrygio. 755
Erinnerungen ꝛc. —
Räthſel vom Prof. A. Brecht 760

Muſeum.

Briefe ꝛc. VII. 761
Miscellen 765

33. Blatt.

Das Dorfkirchlein, von J. N. Vogl. 769
Der Herr verläßt ꝛc. (Schluß). 770
Der Wurm, nach dem Engliſchen, von C. G. Ritter v. Leitner 774
Standeswahl ꝛc. (Schluß) . . . . —
Der Schiffer, von S. 778
Erinnerungen ꝛc. 779

Pſychologiſche Frage, von H. 783
Geſpräch-Charade von A. Polzer . . . . —
Charade von J. P. K. 784
Auflöſung der Räthſelſpiele im Bl. 31. . . . . —

Muſeum.

Briefe ꝛc. (VIII) 785
Bücherſchau 789

34. Blatt.

Scenen aus der Geſchichte des Huſſitenkrieges, von J. E. Wocell 793
Ein Wort für Alle, von E. Straube 799
Wie kam das Haus Luxenburg auf den böhmiſchen Thron, beantwortet von J. B. 801
Erinnerungen ꝛc. 806
Er iſts nicht (Räthſel) 807
Auflöſung des Räthſels im Bl. 24 808

Muſeum.

Die Rückkunft, Schluß der Briefe aus der Fremde, von C. J. Hock . . . .
Die Kunſtausſtellung des Jahres 1834, eine würdigende Überſicht. 812

35. Blatt.

Scenen ꝛc. (Schluß) 813
Nach dem Spaniſchen, von M. Enk 826
Virgils Grabmal auf der Grotte von Poſilippo zu Neapel, von Hugo Graf Gallenberg 827
Erinnerungen ꝛc. 830
Geographiſche Frage 829
Charade vom Prof. A. Brecht 832
Logogriph von Eliſe Kueffner . . . . —
Auflöſung der Charaden im Bl. 32. . . . . —

Muſeum.

Die Rückkunft ꝛc. (Fortſetzung). 833
Die Kunſtausſtellung ꝛc. (Schluß) 837

Seite

36. Blatt.

Das Köſtlichſte, von E. Straube 841
Für Kunſt und Altertum am linken Donauufer, von Adolf Schmidl. 843
I. Die Kirche zu Maria Laach . . . . —
Erinnerungen ꝛc. 854
Charade, vom Prof. A. Brecht 856
Aenigmata . . . . —
Auflöſung des Räthſels im Bl. 34 . . . . —

Muſeum.

Die Rückkunft ꝛc. (Schluß) 857
Die öſterreichiſche Landwehr, von F. Schwarzhuber. . . 861
Bücherſchau 862

37. Blatt.

Drahomira, Legende von S. W. Schießler 865
Das Wunderbüchlein, Kindermährchen von F. Fitzinger 867
Das wandernde Mädchen, vom Prof. A. Brecht 873
Für Kunſt und Altertum ꝛc.
I. Die Kirche zu Maria Laach (Schluß) 875
Erinnerungen ꝛc. 878
Auflöſung der Charaden im Bl. 35 800

Muſeum.

Bücherſchau 881
Miscellen 885

38. Blatt.

Sternennacht, von Uccello 889
Das Wunderbüchlein ꝛc. (Schluß) 891
Der Sperling, nach Pierre Sautél, von M. Enk 896
Etwas über Amos Comenius, von Dr. R. Fiſcher 899
Erinnerungen ꝛc. 902
Charade von A. Schilling 904
Auflöſung der Charaden und der Aenigmata im Bl. 36 . . —

Museum. Seite

Miscellen 905
Notizen 909
Ankündigung 912

39. Blatt.

Der St. Josephstag, Schilderung eines Festspiels von C. F. Hock 913
Miscellen, von Julius Krone 922
Caesarem vehis, Der Sturm, } von Starkenfels 925
Erinnerungen ꝛc. 926
Charaden von A. Polzer 928

Museum.

Gewerbsfleiß und Handel in den Thälern Tirols, zur Beantwortung der geographischen Frage in Nr. 35 des Jugendfreundes, von Adolph Ficker 929
Ankündigung 936

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 27. Wien, den 2. April 1834.

Bergmannsleben, von S. — Aus dem Tagebuche eines Studenten, Mittheilungen von P. Renn. — Die vier Jahreszeiten, von A. Brecht. — Sprichwörter und Redensarten, mitgetheilt von Julius Krone. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs, von J. P. Kaltenbaeck. — Apophthegmata deutſcher Nation, nach Zinkgref und Anderen von C. F. Hock. — Dreiſilbige Charade von Joſ. David. — Streckcharade von Wilhelm Turteltaub. — Solutio aenigmatis in fol. 25 propositi.

Bergmannsleben.

Durch der Berge alte Quadern
Dringt des Knappen dunkle Bahn,
Rothen Goldes volle Adern
Fördert er zu Tag heran;
Bei des Grubenlichtes Schein
Fährt ſich's luſtig aus und ein,
Denn zu jedem Stundenlauf
Tönt es im Gewerk: Glück auf! —

Alles regt die ſtarken Hände,
Schürfet, pochet, ſprengt und baut,
Denn ſobald die Schicht zu Ende
Harrt des Bräutigams die Braut;
Gatten ſchlägt das Herz dann leicht,
Denn, wie ſie das Licht erreicht,
Bringt der Kinder heller Hauf
Froh dem Vater ſein Glück auf!

Jeder gilt nur dort im Baue,
Wo er Tüchtiges vollbracht;
In dem Stollen gilt der Fäuſtel,
Und die Haue gilt im Schacht!
Glaube, Liebe, frommer Sinn,
Sind des Knappen Hochgewinn,

Digitized by Google

Und das Gold ſteht ihm zu Kauf
Für ein freundliches Glück auf! —

Stürzt jedoch der Bau zuſammen,
Bricht das böſe Wetter los,
Ja dann ſteh'n die bleichen Knappen
Regſam erſt, dann regungslos!
Bei des Grubenlichtes Schein
Graben ſie den Bruder ein,
Legen ihn zur ew'gen Ruh
Unter weinendem Glück zu!

S.

Aus dem Tagebuche eines Studenten.

Mittheilungen von P. Renn.

Ich hatte noch nie das Weichbild meiner Vaterſtadt verlaſſen, und war nun daran, die Univerſität zu beziehen. Mein Vater, ein armer Handwerker, konnte mir außer ſeinem Segen und der gut gemeinten Lehre: »Ehrlichkeit währt am längſten« nichts anderes mit auf die Reiſe geben; allein ich war voll guter Hoffnung, und ſelbſt im Traume hätt' ich mir keine der Schwierigkeiten einfallen laſſen, mit denen ich nachher zu kämpfen hatte. Wenn man jung iſt, betrachtet man nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch andere Menſchen in einem zu vortheilhaften Lichte. Ich hatte meine Studien ehrenvoll zurückgelegt, war bei mancher Gelegenheit belobt und ausgezeichnet worden, alle beſſeren Studenten, auch die aus dem höheren und höchſten Range unſeres Städtchens, zählte ich unter meine Freunde, und, nebenbei geſagt, war mein Äußeres nicht übel. Das alles ſchlug ich ſo hoch an, daß ich glaubte, das Glück mit keckem Mute herausfordern zu können. Durch Lektionen, die ich gab, hatte ich nicht nur meine Bedürfniſſe beſtritten, und dem Vater nach Kräften unter die Arme gegriffen, ſondern auch ſo viel zur Seite gelegt, daß ich die Reiſekoſten decken, und, ökonomiſch berechnet, einige Monate davon leben konnte. Vom Bürgermeiſter und mehreren anderen Honoratioren, bei denen ich wohl gelitten war, bekam ich Empfehlbriefe an verſchiedene Herren von verſchiedenem Stande, deren jeden ich für einen Mäcenas hielt. »Die werden drein ſehen,« dacht' ich mir, »wenn ſie meine Zeugniſſe ſchauen,

und vollends erſt meine Diſputation; denn ich hatte öffentlich defendirt, mein Profeſſor bezahlte die Auflagekoſten. Daß es dort, wohin ich wanderte, von fähigeren Menſchen, als ich war, wimmle, hätte mir niemand glauben machen können. Zu meinem Berufsſtudium wählte ich die Medizin. Wenn ich den Doktor unſeres Städtchens in ſeiner ſtattlichen Equipage durch die Gaſſen fahren ſah, ſchlug mir das Herz vor Freude und Erwartung des Außerordentlichen, das einſt über mich kommen ſollte. Meiner gichtbrüchigen Tante und einigen anderen unheilbaren Kranken gelobte ich im Stillen heilig, ſie vom Teiche Betesda zu führen, wenn ich zurückkehrte als Promovirter.

Der Tag des Scheidens war herangekommen. Noch jetzt, wo ich dieſes ſchreibe, und über manche meiner, theils gutmütigen, theils eitlen Träumereien lächle, geht mir das Herz auf in ſtiller Wehmut, es zittert mir durch die Bruſt mit ſanften Schauern, wenn ich des Abſchieds gedenke. Nie iſt der Menſch edler, freier von jeder Zuthat des Egoismus, als wenn er die verläßt, mit denen er von der Wiege an den kleinen Kreis des Lebens durchgemacht, an die ihn die heiligſten, nur mit dem Tode ſich löſenden Bande ketten. Ich hatte keine Geſchwiſter, und meine Mutter ruhte ſchon drei Jahre unter dem Hügel, den ich mit Blumen ſchmückte. Ich ging hinaus in den Friedhof, um noch einmal am Grabe der Guten, Unvergeßlichen zu weinen. Es kam mir vor, als ob ich, in Schmerz und Thränen aufgelöſt, an ihrem Sterbebette kniete und ihre Hand ſegnend auf meinem Haupte liege, und ich gelobte ihr heilig, wie damals, den Weg der Tugend nie zu verlaſſen. Zum Andenken an dieſen geweihten Moment brach ich eine Aſter von ihrem Grabe.

Als ich am Morgen des Scheidetages nach einem kaum zweiſtündigen Schlummer erwachte, war im Stübchen ſchon alles rege und munter. Hanna, eine alte, weitläuftige Anverwandte meines Vaters, nahm heute dreißig Bohnen mehr zum Kaffee und ſtatt Sirups Zucker. Ich packte mir nun das auf der Reiſe Unentbehrlichſte in ein Ränzelchen, das Übrige ſollte mir mit der Diligence nachgeſchickt werden.

Das Frühſtück, das mir nie ſo wenig gemundet hatte, war eingenommen, und ich ſtand weinend vor meinem Vater, um ſeinen Segen zu empfangen. Seit dem Tode meiner Mutter ſah ich ihn nie von

einer ſolchen Rührung ergriffen, Thränen erſtickten ſeine Stimme, als er, mich das letztemal an's Herz ziehend, ſagte: »Heinrich! es ahnt mir, als ob ich dich nimmer ſehen würde. Habe Gott vor Augen, und wandle im Geiſte der Lehren, die ich dir einprägte. Lebe wohl!« — Hanna bat mich, fleißig von mir wiſſen zu laſſen und ſchob mir einen Henkelthaler in die Hand.

Meine Reiſe übergeh' ich, da ich auf derſelben keine andere wichtige Erfahrung machte, als die, daß ich nach meinem Dafürhalten von den Menſchen viel zu wenig beachtet wurde. Ich hätte Abends im Gaſthauſe, wo ich einkehrte, hie und da mit den verſammelten Gäſten gern angebunden, ihnen geſagt, wer ich ſei, und daß ich öffentlich diſputirt habe, allein ſie hielten mir, was man ſagt, nicht Stich. Ich warf ſie ſomit insgeſammt unter den Plebs, und verſprach mir alles von der Kultur der Menſchen in der Reſidenz.

Dieſe leuchtete mir endlich mit ihren unzähligen von der Abendſonne vergoldeten Kuppeln und Thürmen entgegen, und mich ergriff die Großartigkeit dieſes Anblicks. Alle in dieſem Häuſermeere wohnenden Menſchen dachte ich mir gut, von Wohlwollen und Gefälligkeit für mich eingenommen, weil ich auch gegen Niemanden was Arges im Schilde hatte. Als ich jedoch, ohne zu wiſſen, wohin ich mich wenden ſollte, durch die lange Häuſerreihe hinging, alles ſo fremd an mir vorüberſtrich und trieb, als ob ich gar nicht exiſtirte, ergriff mich ein unheimliches Gefühl des Verlaſſenſeins, und ich dachte mit Wehmut an meine Vaterſtadt, wo mich alles kannte. Ich fragte einen Fiaker um einen billigen Gaſthof, er wies mich ziemlich barſch in den ſchwarzen Adler. Mich befreundete das gleiche Schild mit dem Gaſthauſe unſeres Städtchens, und ich trat ein. Meine Tiſchgeſellſchaft war ein Herr mit zwei Mädchen, die abermals von meiner Wenigkeit keine Notiz nahmen. Als ſie fortgegangen waren, hatte ich die Neugierde, den Kellner zu fragen, wer ſie wären? denn ich hatte noch nicht bedacht, daß in einer Stadt, wo eine Viertel Million Menſchen wohnt, eine ſolche Frage läppiſch ſei. »Kann nicht dienen,« ſagte dieſer kurz, aber verbindlich, und ſprach dann mit dem eintretenden Unterkellner franzöſiſch. Das war für mich was ganz Neues, denn bei uns ſprach außer der Bürgermeiſterin und einem viel gewanderten Handlungkommis Niemand dieſe galante Sprache. Endlich geſellte

ſich ein ältlicher, blaß und krank ausſehender Herr zu mir, den ich dem tiefen, reſpektvollen Complimente zu Folge, das der Kellner vor ihm machte, für einen aus dem höheren Stande halten mußte. Er erkannte in mir gleich einen Fremden aus der Provinz, und erkundigte ſich mit Theilname und Wohlwollen, wie es mir vorkam, um den Zweck meines Daſeins, meiner Ausſichten und andere Verhältniſſe. Mir trat, angeregt von dieſer wohlthuenden Frage, in meiner Gutmütigkeit das Herz auf die Zunge, und ich entrollte vor ihm das ganze kleine Gemälde meines Lebens, ſprach von den frohen Hoffnungen, die meine Bruſt ſchwellten, von meinem Ernſte und regen Eifer, was Tüchtiges zu lernen und zu leiſten, und weiß Gott was noch Alles. Er hörte mir aufmerkſam zu, nickte, lächelte, und ſchien überhaupt großen Antheil an mir zu nehmen. Nun kamen mehrere Gäſte, die ihn kannten, es entſtand ein allgemeines Geſpräch, das ſich um die verſchiedenſten, mir theils fremden Gegenſtände drehte, es ward geſcherzt, gelacht, alles, nur nicht auf mich mit einem Blicke oder Worte Rückſicht genommen. Als er fortging, ward ich nur obenhin begrüßt, und es kam mir ſeltſam vor, wie ich dem, der noch vor kaum einer halben Stunde den regſten Antheil an mir zu nehmen ſchien, auf einmal ſo gleichgiltig werden konnte.

Am anderen Tage war es mein Erſtes, meinen Freund und Landsmann, der ein Jahr vor mir die Univerſität bezogen hatte, aufzuſuchen, da mir ſein Vater, ein bemittelter Kaufmann unſeres Städtchens, ſeine Adreſſe gegeben hatte. Von ihm verſprach ich mir brüderliche Liebe und Theilname, und in meinem Vorhaben, das mir nun ſchon ſchwieriger vorkam, beiſtändigen und wirkſamen Rath. Nur post multos casus et tot discrimina rerum gelang es mir, mich bis zum bezeichneten Hauſe zu fragen, und in dieſem meinen Freund zu finden. Er umarmte mich ſehr zärtlich, fragte, in welchem Hotel ich abgeſtiegen ſei, verſprach mir die Adreſſen des berühmteſten Schneiders und Tanzmeiſters, und als ich endlich glaubte, er werde ſich mit Liebe und Sorgfalt um's Vaterhaus und die Heimat erkundigen, entſchuldigte er ſich, nicht länger von meiner Geſellſchaft profitiren zu können, indem er beim Grafen A., ſeinem vertrauteſten Freunde, zu einem Dejeuner geladen ſei, verſprach aber, mich eheſtens zu beſuchen, ohne daß er noch meine Wohnung wußte. Gott! wie hatte

dieſen die Fremde geändert. Aus einem ſtillen, gemütlichen Menſchen war er nun das geworden, was man einen Mann von bonton nennt. Ich war entrüſtet über den Herzloſen, und ſchied kalt und verdüſtert von ihm.

Die Inſcription in den Matrikel der Fakultät, der Einkauf verſchiedener Requiſiten, und die Ausfindigmachung eines bequemen und wohlfeilen Monatzimmers beſchäftigte mich die nächſten Tage. Meine Zeugniſſe, auf die ich ſoviel hielt, und denen ich wenigſtens von Seite der Profeſſoren volle Rückſicht verſprach, wurden auch von dieſen nur als Hilfsmittel eines zu dokumentirenden Vorganges, und nicht weiter beachtet. Dem Anſchlagzettel zu Folge war in einem, nicht weit vom Univerſitätgebäude entfernten Hauſe ein Monatzimmer zu vergeben. Ich klingelte vor der bezeichneten Thüre, ein Dienſtmädchen erſchien, und führte mich, von meinem Begehren in Kenntniß geſetzt, zur Madame. Dieſe ſah mich etwas befremdet an, gab dem Mädchen den Schlüſſel und befahl ihm, mir das Zimmer zu zeigen. Doch! wie erſchrack ich, als die Flügelthüren geöffnet wurden, und ich die Pracht der Einrichtung ſah. Der Fußboden war parquettirt, die Fenſter mit prächtigen Drapperien behangen, die Wände tapeziret, und ein großer Wand-Spiegel in vergoldetem Rahmen zeigte mich in Lebensgröße, den Hut verlegen in der Hand herum drehend. »Das iſt zu vornehm für dich,« dachte ich, und empfahl mich, ich weiß nimmer, mit welcher Ausrede. Dadurch eingeſchüchtert hatte ich nur den Mut, mir in einem Seitengäßchen einer Vorſtadt drei Treppen hoch wieder eines zeigen zu laſſen. Ich ward mit der Vergeberin desſelben, einer alten, ſchwerhörigen Matrone, einig und bezog es am andern Tage.

Nun war es mein Ernſt, die Empfehlbriefe, die ich mitgebracht hatte, abzugeben. Einer lautete an den Hofrath X., der andere an den Regierungsſekretär Y., und der dritte an den Kaufmann Z. Ich warf mich in mein Gallakleid, welches aus einem kaffeebraunen Frack und ſchwarzen Beinkleidern beſtand. Ich hatte es nur einmal auf dem Balle des Bürgermeiſters angezogen, und ſeine Tochter, mit der ich walzte, verſicherte mir, daß es mir an den Leib gegoſſen ſcheine.

(Schluß folgt.)

Die vier Jahreszeiten.

Vier Schweſtern durchwandeln das Erdenrund,
In engverſchlungenem Kreiſe,
Es hält ſie ein dauernder feſter Bund
Zuſammen auf ewiger Reiſe;
Sie ſterben nimmer, ſie werden nicht alt,
Und folgen der Ordnung ſanfter Gewalt.

Sie tragen am Buſen die weite Natur,
Sie pflegen das werdende Ganze,
Sie decken mit Reife die ſegnende Flur,
Die Blüte mit farbigem Glanze;
Wohin ſich auch wende dein eilender Schritt,
Dir eine der Schweſtern entgegentritt.

Die jüngſte von allen, ein liebliches Kind,
Mit roſigen Lippen und Wangen,
Kommt, ſtill umliſpelt vom Frühlingswind,
Mit Blumen und Blüten umhangen,
Und wer ihr in's blumige Auge geblickt,
Fühlt Herz und Seele ſo innig erquickt.

Und wenn ſie ſich unter den Blumen verlor,
Die ringsum ſo prangend erglühten,
Dann tritt die folgende Schweſter hervor,
Und pflücket die duftenden Blüten,
Und locket mit ſegnender Götterkraft
In ſchwellende Früchte den würzigen Saft.

Dann reicht dir die dritte der Schweſtern das Blut
Der purpurnen, herbſtlichen Traube,
Zu füllen den bangenden Buſen mit Mut
Beim gelblich erbleichenden Laube;
Des feurigen Saftes allmächt'ge Gewalt,
Sie zaubert das Leben in jede Geſtalt.

Und ſtocken die Pulſe der regen Natur,
Liegt ſterbend die blühende Fülle,
Dann nahet die vierte der Schweſtern, die Flur
Zu decken mit wärmender Hülle;
Wie eiſig aus Norden der Sturm auch weht,
Doch keiner der ſchaffenden Keime vergeht.

So wecken in ewig wechſelndem Spiel
Die Schweſtern des Jahres Geſtalten,
Sie laſſen aus duftendem Blütengewühl
Den Nutzen ſich regſam entfalten.
Und was die Eine erweckt und erſchafft,
Behütet der Andern erhaltende Kraft.

A. Brecht.

Sprichwörter und Redensarten,

mitgetheit von Julius Krone.

I. Italieniſche.

a. Sardiniſche.

Accontessit in un puntu su chi no accontessit in un anno.
Ein Augenblick bringt oft mehr hervor als ein ganzes Jahr vermag.

No fazzas a alguni, su chi no boles, fazzanto po tëi.
Thue das Niemanden, was du nicht willſt, daß dir geſchehe.

Bivi de meigu, e mori miserabili.
Leb' nach dem Arzte und ſtirb elend.

b. Piemonteſiſche.

J dene son el second sang.
Geld iſt ein zweites Blut.

A taula s'ven nen vec.
Bei der Tafel wird man nicht alt.

Chi l'hà mangià l'diau, ch'a mangia l'corn.
Wer den Teufel gefreſſen hat, mag auch die Hörner ſpeiſen.

L'ochett veul mne oche a beive.
Die Gans will auch die Augen zum Trunke führen.

Ogni sant veul soa candela.
Jeder Heilige will ſeine Kerze.

Dio m'libera da'n cativ vesin,
E da un ch'anpar a sonà l'violin.
Gott erlöſe mich von einem ſchlechten Nachbar, und von einem, der die Geige ſpielen lernt.

Vos d'aso monta nen an siel.
Die Stimme eines Eſels reicht nicht in den Himmel.

L'e mei un aso vivo, ch'un dotor mort.
Beſſer iſt ein lebender Eſel, als ein todter Doktor.

II. Deutſche.

a. Von Kitzbüchel in Tirol.

Die Gwunhat is an eiſene Pfoad,
Wer ſö azbeiht, thuet ſö load.
Die Gewohnheit iſt ein eiſern Hemd, wer es auszieht thut ſich leid.

Von Gennachten bis Nojjohr
wochſt da Tog um an Hennatritt,
» » » bis h. 3. Kining um an » » Hierſchaſprung,
» » » bis Liechtmeſſn um a » » ganze Stund.

Von Weihnachten bis zum neuen Jahr wächſt der Tag um einen Henntritt; bis zu den heiligen drei Königen um einen Hirſchenſprung, bis Lichtmeſſe um eine ganze Stund.

Ea bringt nix aus'n Stroh.
Er weiß nichts anzuſtellen.

Gü! O nein, bewahre Gott. (Iſt ein merkwürdiger nur in einem Theil des Kitzbüchel, aber im ganzen Zillerthale üblicher Ausdruck.)

Ain Bock beyn Saggärä!
So wahr mir Gott helfe.

Äper ſein — verloren ſein.

In Hoangaſcht gean — Nachbarn beſuchen.

S'Maul hat mi gſchloaft — Ich hab mich im Reden übereilt.

D'Loit arregeln — den Leuten übel nachreden.

Mitgnieſſen, mitbüeſſen.
Wer einen Vortheil mit einem Andern theilt, muß auch die Laſt mit ihm theilen.

S'Hüetl eini werfen.
Eine Heirath rückgängig machen.
I zgarb di — Ich hau' dich durch.
In Kittl ſtean — Sein Wort halten.
Hintu wi gean loſſen — Nichtachten, vernachläſſigen.

z'Buglat lachn*) — ſich krank lachen, ſehr lachen.*)

Ă Träppel legen — eine Falle legen.

Den Grund in d'höch — den Kopf in die Höhe.

Mueßbauch, kindiſcher Kerl — Volla Zapfn, betrunkener Menſch — Hörer, Einfaltspinſel — Zuſſara — der der Spaß verdirbt. —

b. Elſaſſiſche

Nit ſo dumm wie vorrem Johr. — Nicht ſo dumm wie voriges Jahr; Redensart um Schlauheit auszudrücken.

Sa liewer de heſch More

Reißaus nehmen.

Beesgo'bhüets — Der böſe Gott behüte uns (Gott ſei bei uns.)

Ewwezemär — Iſt's möglich! oft auch: Es wäre beſſer!

Fuußle — mit Vorwitz geſchäftigt ſein.

Kroddebidderbees — bitterböſe ſein.

Ins Muesnyn dappe — In den Tag hineinleben.

Baljen-un haßliere — Schimpfen und ſchelten.

De Kopf lenke lon wie e geropfdi Huen — Den Kopf hängen laſſen wie eine gerupfte Henne, gar zu geſchämig thun.

Doch gitt's jezy Pech.

Da gilt's das Fell.

Pechgeben — vor Furcht zittern.

I ha mi oft verdoort; Sich verdooren — Bei etwas verweilen, ſo daß die Zeit unbemerkt davon ſchleicht.

Es hett em wayer g'ſchwanht — Es hat ihm etwas Wahres geahndet. —

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

Von J. P. Kaltenbaeck.

26. März 1535 ſtirbt zu Inſpruck Georg Tanstetter, Doktor der Medizin, ausgezeichneter Mathematiker und Profeſſor an der Wienerhochſchule, um deren blühenden Zuſtand im Anfange des

*) In der-Mundart des Geſenkes in der Gegend von Freudenthal und Hof — in der Grafſchaft Glatz und dem ſogenannten Kuhländchen, auch in Schleſien — findet ſich eine ähnliche Redensart: »Ich hoh gelacht, daß ich hött mögen an Buckel kriegn« d. i. ich habe mich krank gelacht.

ſechzehnten Jahrhunderts er keine geringen Verdienſte hatte. Er pflanzte Wiens alten Ruhm, welcher durch Johannes von Gmunden, Peuerbach und Regiomantanus in Beziehung auf mathematiſche und aſtronomiſche Studien begründet worden, mit dem glücklichſten Erfolge fort. Viele ſeiner Schüler beſtiegen auf andern hohen Schulen die Kanzel und beſtätigten die unbeſtreitbaren Vorzüge der Wiener Univerſität, durch welche ſie auf die Bildung ſo vieler Länder einen höchſt bemerkenswerthen Einfluß äußerte. — Tanstetter wurde 1482 zu Rain am Lech geboren; daher ſein Zuname Collimitius. Er muß ſchon 1510 in Wien geweſen ſein, denn auf ſeiner Grabſchrift im Neuſtädterkirchhofe außer Inſpruck heißt er ein 25 Jahre getreuer Diener Maximilians und Ferdinands, und 1511 gab er hier des Proklus Sphaera heraus. Im Jahre 1512 war er Rektor Magnifikus und zwiſchen 1514 und 1528 viermal Dekan der mediziniſchen Fakultät.

27. März 1616 wird die Wiederherſtellung der Bürgerſchule bei St. Stephan vollendet. Bekannter Maßen war dieſe Schule die älteſte Wiens; ſie ſtand unter eigenen Rektoren, und erhielt ſich auch ſeit der Gründung der Univerſität immer fort bei ihrem alten Anſehen. Mit der Beſitzname der Univerſität durch die Jeſuiten verlor ſie jedoch immer mehr an Bedeutung. Dieſe zogen nach und nach die meiſten Schüler an ſich, und die Bürgerſchule war in kurzer Zeit faſt gänzlich verlaſſen. In welchem Jahre ſie zu einer blos deutſchen Schule herabgekommen, läßt ſich aus Mangel der Urkunden nicht genau angeben. Das einzige Vorrecht war dem Schulmeiſter bei St. Stephan geblieben, daß er bis zur Errichtung der Normalſchulen als Rektor den übrigen bürgerlichen Schulen vorſtand.

28. März 1807 ſtirbt in Wien Joſeph Hickel, k. k. Kammermaler und Mitglied der Akademie der Künſte zu Wien und Florenz. Er wurde 1734 in Böhmiſch-Leipa geboren, widmete ſich von ſeiner erſten Jugend an der Malerei und kam zur weiteren Ausbildung, kaum 20 Jahre alt, nach Wien. Hier entſchied ſich bald ſein vorzügliches Talent für die Portraitmalerei, und darin brachte er es auf den höchſten Grad der Vollendung, die Bildniſſe der kaiſerlichen Familie ſind ſtets als Meiſterwerke erſter Größe angeſtaunt worden;

nicht minder werden immer die von Joſeph II. im Verſammlungszimmer der Geſellſchaft aufgeſtellten Portraits der berühmteſten Hofſchauſpieler die Bewunderung wahrer Kenner in Anſpruch nehmen.

29. März 1580 erhalten die Jeſuiten zu Wien vom Pabſt Gregor XIII. die Erlaubniß, in ihrem 1554 geſtifteten und nur 81 Zöglingen gewidmeten Convicte eine Brüderſchaft der heiligen Barbara zu errichten, damit auch *Fremde* an den andächtigen und geiſtlichen Übungen theilnehmen könnten. Dieſes gab dem Wachstume des Convicts einen bedeutenden Schwung; das Haus wurde auf Koſten des Kaiſers, der Kaiſerin und des Pabſtes vergrößert, das Convict erhielt von den Jeſuiten die in ihrem Collegium befindliche Kapelle, und von dem Magiſtrate einen Platz zur Anlegung eines Gartens. Die Zahl der Zöglinge nahm nun von Tag zu Tag immer mehr zu, insbeſonders, als auch die Landſchaftsſchule 1623 mit dem Convicte vereinigt wurde. Bei Aufhebung der Jeſuiten wurde auch das Convict geſchloſſen, und die 1658 erbaute Kirche St. Barbara am 8. September 1775 der unirten griechiſchen Geiſtlichkeit zu ihrem Gottesdienſte übergeben. Das Gebäude erhielt indeſſen verſchiedene Beſtimmungen, bis es endlich einer unterm 27. Auguſt 1802 bekannt gemachten allerhöchſten Entſchließung zu Folge wieder zu einem Convicte verwendet wurde.

30. März 1557 erſcheint zu Wien Pauli Fabricii Catalogus Stirpium circa Viennam nascentium — eine Erſcheinung, die um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit anregen muß, als ſie die erſte botaniſche Arbeit in und über Öſterreich iſt. Karl Cluſius, den man gewöhnlich für den erſten Sammler bei uns hält, tritt volle *zwanzig* Jahre ſpäter auf! —

31. März 1806 ſtirbt zu Prag, 61 Jahre alt, Tobias *Gruber*, Exjeſuit, Mitglied und wirklicher Sekretär der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Ausſchuß-Mitglied der Privat-Geſellſchaft patriotiſcher Kunſtfreunde in Prag. Vielſeitig und allbekannt ſind die Verdienſte, welche Gruber von 1774 bis 1777 als Direktor der öffentlichen Gebäude im Bannate und in eben dieſer Zeit auch um die Schiffahrt auf der Donau, Theiß und Maroſch, dann von 1780 bis 1803 als Baudirector auf den Kameralherrſchaften in

Böhmen ſich erwarb. Jede Stunde, die ihm von ſeinen vielen Berufsgeſchäften übrig blieb, war den Künſten und Wiſſenſchaften und einem ausgebreiteten literäriſchen Briefwechſel gewidmet.

1. April 1787 wird auf Koſten Kaiſer Joſeph II. bei den Urſulinerinen zu Wien die Pflanzſchule für Gouvernanten eröffnet. Die Zahl der Zöglinge war vier und zwanzig; ſie erſchienen ſämmtlich gleich gekleidet und erhielten nebſt Koſt und Wohnung in allen ihrem künftigen Berufe angemeſſenen Wiſſenſchaften unentgeldlichen Unterricht.

Apophthegmata deutſcher Nation.

Nach Zinkgref und Anderen von Dr. C. F. Hock.

Herzog Johann, Churfürſt in Sachſen.

Als ihm etliche ſeiner Räthe riethen, Er ſollte nicht Studenten und Schreiber aus ſeinen Söhnen ziehen, ſondern ſie zur Jagd, Reiterei und ritterlichen Tugenden abrichten laſſen, antwortete er ihnen: Dieſe Dinge lernen ſie von ſich ſelber wohl, wie man zwei Beine über ein Pferd hängen, des Feindes und wilder Thiere ſich erwehren und Haſen fangen ſoll; meine Reiter, Jungen und Jägerbuben können es. Aber wie man gottſelig leben, chriſtlich regieren, Land und Leuten wohl vorſtehen ſoll, dazu bedürfen Wir gelehrter Leute, guter Bücher und zuvor, neben geraumer Zeit, Gottes Geiſt und Gnade.

Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen.

Als einer Ihrer Churfürſtlichen Gnaden Heerzug pries und ſehr lobte, beſonders mit dieſen Worten: Euer Churfürſtlichen Gnaden ſind es, der Land und Leut erhaltet und beſchützet; antwortete Ihro Churfürſtlichen Gnaden alſogleich: O der armen Beſchützer, wann uns Gott nicht ſelber beſchützet!

Churfürſt Moritz von Sachſen.

Als er hörte, daß etliche Fuchsſchwänzer von einigen ſeiner tapferen Kriegsthaten redeten, und ihm zu Gefallen mehr dazu ſetzten,

als wahr, und Ihre Churfürſtlichen Gnaden Ihro ſelbſt bewußt waren, fragten Sie: Wo war denn ich damals, da dieſes geſchehen?

Churfürſt August von Sachſen

Hatte bei Beſetzung der Dienſte ſehr dieſen Spruch im Munde: Man ſoll Dienſt und Ämter mit Leuten, und nicht die Leute mit Dienſten und Ämtern verſehen.

Willegiſus, der erſte Churfürſt zu Mainz

Lebte zu Zeiten Kaiſers Otto des zweiten, deſſen geheimer Rath und Caplan er war, ſonſt eines geringen Herkommens und Sohn eines Wagners in dem ſächſiſchen Dorfe Stroningen; der ließ allenthalben in ſeinen Gemächern Räder an die Wand mahlen und folgende Worte mit großen Buchſtaben darüber ſchreiben:

Willegis! Willegis!
Deiner Abkunft nicht vergiß!

Dieſerwegen ſoll von Kaiſer Heinrich dem zweiten das Rad dem Chur-Mainziſchen Wappen einverleibt worden ſein.

Dietrich, Erzbiſchof von Cöln.

Als ihn Kaiſer Sigismund fragte: Wie er könnte die höchſte Glückſeligkeit erlangen? antwortete er ihm: In dieſem Leben ſuche er ſie vergeblich. Als er ihn wieder fragte: Auf welchem Wege er dann die himmliſche Glückſeligkeit erlangen könne? antwortete er: Wenn er den rechten Weg ginge. Der Kaiſer fragte abermal: Welcher denn der rechte Weg wäre? Dann antwortete Biſchof Dietrich: Wenn er ſein Leben ſo anſtelle und führe, wie er zu thun verheißen habe, wenn ihn der Stein, das Podogra und andere Krankheiten plagten.

Thomas, Biſchof zu Breslau.

Als er vor dem Herzog Heinrich von Breslau zu dem Herzog Caſimir gegen Ratibor geflohen war, und Herzog Heinrich dieſe Stadt belagerte, ſagte der Biſchof: Es ſei unbillig, daß eine ganze Stadt und Bürgerſchaft um einer Perſon Willen in Gefahr ſtehen und ein

ſolches Ungemach leiden ſollte. Er kleidete ſich biſchöflich an und ging zu Herzog Heinrich hinaus in's Lager, und hat dieſe Sache mit ihm ausgeglichen.

Dreiſilbige Charade.

Die beiden Erſten.

Sie trennen oft und einen wieder,
Was ſich geliebet und gehaßt;
Sie ſteigen auf und fallen nieder
Und ſind ſtets ohne Ruh' und Raſt.
Durch ſie iſt mancher reich geworden,
Und viele Reiche wurden arm,
Man trifft ſie faſt an allen Orten,
Bald groß, bald klein, bald kalt, bald warm;
Das Leben friſtend jedem Weſen,
Vertilgen ſie oft deſſen Spur,
So iſt's von je beſtimmt geweſen
Nach dem Geſetze der Natur.

Die Letzte.

Meiſt Unglück bringend iſt ſie immer,
Sie ſchont den Thor, den Weiſen nicht;
Vor ihr ſchützt Armut nicht und Schimmer,
Nicht tiefe Nacht, nicht helles Licht.
Die Tugend ſoll ſich vor ihr hüten,
Die Unſchuld ſelber muß ſie flieh'n,
Sie würd' ihr ſonſt nur Thränen bieten,
Und Scham und Reue nach ſich zieh'n.
Wie mancher trägt durch lange Zeiten
Die böſen Folgen, die ſie gab;
Und noch kann ſie uns auch bereiten
Nicht ſelten oft, — ein frühes Grab.

Das Ganze.

Mag Donner rollen, Stürme heulen,
Und die Natur im Aufruhr ſein,
Sie werden endlich doch enteilen,
Und Ruhe tritt dann wieder ein.
Nur ich kenn' Ruh und Friede nimmer,
Stets ſturmbewegt iſt meine Bahn,
Was mich erreicht, ſchlag' ich in Trümmer,
Mir gleicht der Menſch in ſeinem Wahn.

Und doch glänzt Wonne in den Blicken,
Wenn man mein ſchrecklich Schönes ſchaut,
Auch in mir hat, um zu entzücken,
Die Allmacht ihren Thron erbaut.

Joſ. David.

Streckcharade.

(Dreiſylbig.)

Die Erſte.

Du rufſt mich, wenn was zu ſehen iſt, einem andern zu. —
Ich diene bey Verbrechen zur Warnung für Nichtverbrechen. —

Ganz anders bin ich bei dem Künſtler; durch mich gründet er ſeinen Ruf. Übrigens da ich etwas ſchwer mich beſchreiben laſſe, ſo reiche dieſes für deinen Scharfſinn, geſchäzter Löſer, hin! —

Die Zweite.

In deinem kindlichen Alter habe ich Dich oft unterhalten, da wir beide noch unſchuldig waren. — Doch nimmſt Du mich in der Bedeutung, wo ich mit Ein- und Vieläugigen zu thun habe, ſo fliehe mich, wenn Ruhe Dir lieb; denn jemehr Du dich mit mir einläßt, deſto mehr feßle ich Dich. — Ich gleiche einer anſteckenden Krankheit, von der Wenige geneſen, den Flügeln einer Mühle, die der Wind dreht, und Dein ganzes Vermögen ſetzeſt Du bei mir aufs Spiel. Zu den ſchändlichſten Verbrechen verleite ich Dich oft, ja ſogar zum Selbſtmord! Errathe mich, damit Du meine Warnung einſeheſt! —

Die Dritte.

Von Menſchenhand bin ich geformt! Ich bin groß und klein, hoch und nieder, breit und ſchmal. — Trotz meiner Stärke begegne ich Dir gewöhnlich mit einem Stocke, obwohl ich ſehr häufig mehrere, nicht ſelten aber gar keinen habe. Du findeſt mich auf Inſeln, in jeder Stadt, in jeder Gaſſe. — Ich bin öfters mein eigenes vis a vis. — Ich glaube mich ſo ziemlich verrathen zu haben.

Das Ganze.

Ich bin ganz daſſelbe, was mein Drittes, nur weil meine erſten Zwei in mir verweilen, ſo werde ich zum Unterſchiede von meinem Letzten mit dem Ganzen benannt.

Wilhelm Turteltaub.

Solutio aenigmatis in fol. 25. propositi.

Muscatum (mus, musca, mustum.)

Solutiones, quarum mentio fiat, dignas dedere Domini: Ludovicus Comes Paar, Philippus Comes Cavriani, Emanuel Nobilis de Würth, Richardus Klimm, Ed. Korn, Stephanus Riethoffer.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 27.

Das k. k. Taubſtummen-Inſtitut in Wien, in ſeinem Einfluſſe auf Taubſtummen-Lehrer und -Lehranſtalten, von Franz W. Guba. — Miscellen.

Das k. k. Taubſtummen-Inſtitut in Wien,

in ſeinem Einfluſſe auf Taubſtummen-Lehrer und -Lehranſtalten.

Von Franz W. Guba.

Als erſte und reine Staatsanſtalt auf der Erde, trat das k. k. Wiener Taubſtummen-Inſtitut unter der weiſen Regentin Kaiſerin-Königin M. Thereſia und der Mitregentſchaft Ihres großen Sohnes Joſeph des Zweiten 1779 in das Leben. Es befindet ſich itzt, durch die a. h. Gnade und die fortwährende väterliche Fürſorge Sr. k. k. Majeſtät unſeres allgeliebten Kaiſers Franz, ganz entſprechend dem Zwecke: Taubſtummen zu körperlich geſunden und ſittlich guten Menſchen für die bürgerliche Brauchbarkeit zu erziehen, in der Vorſtadt Wieden, Favoriten-Straße im eigenen Hauſe Nr. 313, und zählt 75 Zöglinge: *)

Friedrich Stork und Joſeph May, beide in den Jahren 1777 und 1778 auf k. k. Koſten zu Paris vom Abbée de l'Epée gebildet, waren ſeine erſten Lehrer. Stork — geboren zu Aachen 1740 — wurde 1785 vom Lehrer zum Direktor befördert, legte dieſes Amt 1792 nieder und ſtarb als Domherr der Metropolitankirche zum h. Stephan in Wien 1823. May — geboren 1755 zu Grabern, leitmeritzer

*) Darunter ſind: 20 Staats-, 5 Privat- und 3 Inſtitutsfondſtiftlinge; 19 aus dem Verſorg- und 7 aus dem Landbrüderſchaftsfonde, 2 aus dem Ung. Kriegszahlamte, 3 aus der Findelhauskaſſe, 6 vom Damenvereine zur Beförderung des Guten und Nützlichen, und die Übrigen auf Koſten ihrer Ältern. — 11 Kinder nehmen außerdem, wenn auch nicht an der Pflege, ſo doch an dem Unterrichte des Inſtitutes Theil.

Kreiſes in Böhmen — war bei Errichtung dieſer k. k. Tſt. Anſtalt Gehülfe, kam 1792 an Storks Stelle und verwaltete dieſes Amt bis 1819. Für ſeine Verdienſte um die Taubſtummen-Bildung wurde er mit der großen goldenen Civilverdienſtmedaille an der goldenen Kette belohnt. Er ſtarb, im wohlverdienten Ruheſtande, 1820.

Nach dieſem wißnöthigen Voranmerke führe ich, um die in der Überſchrift erwähnte Wirkſamkeit des Inſtitutes nach außen gehörig darzuſtellen:

a) Nach der Zeitfolge alle jene Er- und Einrichter, Vorſteher und Lehrer neuer Taubſtummen-Inſtitute an, die ſich in der Wiener-Anſtalt die Lehr- und Erziehart für Taubſtumme angeeignet, oder ſich in dieſem Wiſſen vervollkommnet haben. *)

1.) Karl Berger, 1780, damals Lokaliſt zu Platten und Seifen ellbg. Kreiſes in Böhmen; die Kaiſerin Maria Thereſia hatte ihn eine Unterſtützung von 200 fl. bewilliget. Er unterichtete in der Folge die Taubſtummen ſeiner Umgegend mit gutem Erfolge und 1768 beriefen ihn die hochgeachteten Stifter des Prager Taubſtummen-Inſtitutes zum Lehrer. Bevor er jedoch dieſes Amt antrat, ging er auf Koſten derſelben noch ein Mal nach Wien, und unterzog ſich daſelbſt einer öffentlichen Prüfung, um die Tochter im Unterrichte und in der Verfaſſung der Mutter gleichförmig ins Leben fördern zu können. Er blieb Lehrer und Leiter des neuen Inſtitutes bis zum Jahre 1795. Er ſtarb als Dechant und Domherr zu Kommothau in Böhmen 1800. Ihm gebühret das Verdienſt, daß er ſchon 1789 — (man ſehe Wilflings Schulkalender 1790 S. 106) Präparanden der Prager Muſterſchule Unterricht über Taubſtummen-Bildung gab. Seine vorzüg-

*) Bei dieſer Veranlaſſung, ohne jene geweſenen Zöglinge, die ſich itzt als geachtete Künſtler und in großer Zahl als brave Handwerker ihren Unterhalt verdienen, zu berühren, erlaube ich mir einige beſonders ausgezeichnete namhaft zu machen: Johann Edler v. Fichtel, Joſeph Mayerhofer, Joſeph Wachter, und Baron Peter v. Bayersberg, ſämmtliche k. k. Hof-, Joſeph Pucher, k. k. Regierungs-, und Johann Baron v. Bayersberg k. k. Hofkriegsrathkanzelliſten; Johann Freiherr v. Pfetten und Johann Millichner, Acceſſiſten, Sturm Georg und Fritz Guſtav beeidete Praktikanten in verſchiedenen k. k. Ämtern.

lichſten Schüler waren: J. A. Groß, erſt ſein Gehülfe und dann Stadtrath zu Kadrau in Böhmen; Winkler, ſtarb als ſein Gehülfe; Dominik Stöhr, Benediktinerordens Prieſter, war von 1793 bis 1817 Lehrer des Taubſtummen-Inſtitutes.*)

2.) Hemmeling, 1782. Er war Er- und Einrichter, dann Lehrer und Vorſtand des Taubſtummen-Inſtitutes zu Karlsruhe 1783. Er ſtarb als Oberbibliothekar.

3.) Strommer Johann, 1789, war erſter Lehrer bis zu ſeinem Tode 1812.

4.) Weinberger Michael, 1791, ſtarb als Lehrer und Rechnungsführer, 1800.

5.) Bauerufeind, Religionslehrer, 1792, und

6.) Zech Sebaſtian, 1792, bis 1806 Katechet an dieſem k. k Wiener Taubſtummen-Inſtitute.

7.) Palla Anton, 1796, zu dieſer Zeit Kooperator zu Budiſchau in Mähren, ging nach Wien in der Abſicht, Taubſtumme, die ſich in ſeinem Pfarrbezirke vorfanden, unterrichten und bilden zu lernen.

8.) Ritter v. Ernsdorfer, 1796, von dem damaligen Churfürſten Baierns, Karl Theodor, geſchickt, um ſodann das für Baiern in Freyſing zu errichtende Taubſtummen-Inſtitut in Wirkſamkeit ſetzen zu können. Er iſt noch Vorſtand des ſpäter nach München überſetzten und itzt k. Taubſtummen-Inſtituts. Ausgezeichnet mit dem Verdienſtorden und mit dem Ritterſtande iſt er der älteſte itzt lebende Bildner der Taubſtummen.

9.) Simon Anton und

10.) Schwarz Anton, 1802, auf Koſten der k. Ungariſchen

*) Den Schülern dieſer würdigen Männer ſteht der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ehrenvoll zur Seite. Hr. Guba hat ſich in den Jahren von 1796 bis 1800 am Prager Taubſtummen-Inſtitut unter Andreas Schwarz und Dominik Stöhr zum Taubſtummenlehrer gebildet. Er war von 1800 bis 1820 Lehrer am Prager, und iſt itzt erſter Lehrer und Rechnungsführer am Wiener Taubſtummen-Inſtitut, und ſeit 1817 beeideter Dolmetſch der Taubſtummen, der erſte, ſo in dieſer Eigenſchaft ernennt wurde.

Die Redaction.

Stände, für das neue Taubſtummen-Inſtitut zu Waizen in Ungarn. Simon ſtarb als Direktor dieſes k. Ungariſchen Taubſtummen-Inſtitutes, Schwarzer iſt ſein Nachfolger.

11.) Caſtberg P. A., Med. Dokt. und Profeſſor, 1803, auf Koſten der k. Däniſchen Regierung; er ſtarb als Direktor des von ihm zu Kopenhagen eingerichteten Taubſtummen-Inſtitutes und war durch den Danebrogorden ausgezeichnet.

12.) Sigmund Anſelm, 1805, Prieſter aus der Geſellſchaft der Miſſionarien, auf Koſten des Biſchofs Grafen Koſſakowsky. Er ward Er- und Einrichter und dann Direktor der Taubſtummen-Inſtitute zu Wilna und ſpäter zu St. Petersburg.

13.) Weimer Auguſtin, 1806, bis zu ſeinem Tode 1818 Religionslehrer dieſes k. k. Taubſtummen-Inſtitutes

14.) Freyherr v. Schütz auf Holzhauſen, Herzgl. Naſſau. Hofrath und

15.) Karl v. Hampeln, 1806, beide geweſene Zöglinge dieſes k. k. Taubſtummen-Inſtitutes. Schütz ward 1820 Gründer, Lehrer und Vorſtand des Taubſtummen-Inſtitutes zu Lamberg im Herzogt. Naſſau. Hampeln iſt Lehrer des Taubſtummen-Inſtitutes zu St Petersburg.

16.) Scagliotti Johann, 1807. Er iſt Einrichter und Vorſtand des Taubſtummen-Inſtituts zu Turin und dann zu Genua.

17.) Venus Michael, 1809, erſt Lehrer, dann Rechnungsführer, ſeit 1820 Direktor, lieſt zugleich über die Methode des Taubſtummen-Unterrichts für geiſt- und weltliche Präparanden an dieſem k. k. Taubſtummen-Inſtitut.

18.) J. B. Fiſchbach, 1812, iſt ebenfalls Lehrer daſelbſt, und ſeit 1829 beeideter Dolmetſch der Taubſtummen.

19.) Reitter Michael, 1812, zu ſelber Zeit Kaplan in Linz in Ober-Öſterreich, ſtudierte mit Unterſtützung des wohlthätigen Damenvereins zur Beförderung des Guten und Nützlichen; ward Stifter, Er- und Einrichter, Lehrer und Vorſtand der Linzer Taubſtummen-Bildungs-Anſtalt; er ſtarb als Pfarrer zu Kallhaus. — Laut der Geſchichte dieſer Anſtalt (Seite 33), iſt ein taubſtummes Mädchen, das am k. k. Wiener Taubſtum-

men = Inſtitut ausgebildet worden iſt, Lehrerin der kleinern Kinder der Linzer Taubſtummen = Anſtalt.

20.) Falkovsky Jakob, 1816, auf kaiſ. ruſſiſche Koſten. Er iſt Er = und = Einrichter und noch Lehrer und Vorſtand des k. Pohl. Taubſtummen = Inſtitut zu Warſchau.

21.) Neumann Ferdinand, 1817, auf königl. Preußiſche Koſten, er ſtarb 1833 als Direktor der von ihm eingerichteten Taubſtummen Anſtalt zu Königsberg in Preußen.

22.) Czech Herrmann, 1818, Piariſtenordens Prieſter, iſt Religionslehrer, Seelſorger, viſitiret die ausgetretenen Zöglinge bis zu ihrer Freiſprechung und lieſt für geiſt = und weltliche Präparanden über die Art und Weiſe, Taubſtummen die Religion zu lehren, an dem Wiener k. k. Taubſtummen Inſtitut.

23.) John Anaſtas, 1819, Piariſtenordens Prieſter, iſt ſeit 1820 erſter Lehrer am Prager Taubſtummen = Inſtitut, und zugleich beeideter Dolmetſch der Taubſtummen.

24.) Handſchuh Joſeph, 1822, Weltprieſter, war Einrichter und Director der Taubſtummen = Anſtalt in Mähren zu Brünn, gegenwärtig Director des fürſterzbiſchöflichen Prieſter = Seminars allhier.

25.) Sein Nachfolger der Director Lang Guido, 1821, Piariſtenordens Prieſter.

26.) Amberg Johann, 1830 Weltprieſter, auf Koſten ſeiner Regierung, iſt Einrichter, Lehrer und Vorſtand der Taubſtummen = Anſtalt für Tirol zu Brixen.

27.) Riſchner Veit, 1832, Weltprieſter, auf Koſten der Steiermärk. Regierung, er iſt Einrichter, Lehrer und Vorſtand der Taubſtummen = Anſtalt für Steiermark zu Grätz.

28.) Blumauer Iſidor, war in dem Jahre 1826 Knabenaufſeher im k. k. Taubſtummen = Inſtitut, und hat ſich in ſeinem Geſchäfte die Lehrart für Taubſtumme eigen gemachet. Er unterrichtet itzt zu Preßburg in Ungarn, mit Unterſtützung edler Menſchen, 9 Taubſtumme.

b.) Sollten hier jene angeführt werden, die ohne eben ihre Bildung an dem Wiener Inſtitut erlangt zu haben, wenigſtens ſowohl über die Grundſätze des Taubſtummen Unterrichts im Allgemeinen, als auch über das beſondere Verfahren

in jedem einzelnen Lehrgegenſtande, und über die Fertigkeit, dieſe Grundſätze praktiſch anzuwenden, an demſelben öffentliche Prüfung abgelegt haben, wie z. B. die Herren: Bihringer Michael, Weltprieſter, 1814, war Director der Linzer Taubſtummen-Bildungs-Anſtalt und auch da zum Taubſtummenlehrer gebildet. Eben ſo die Weltprieſter Weikricht und Müller, letzterer ſtarb als Lehrer der Linzer Taubſtummen-Anſtalt. Wichitil Dominik, 1826, war zu Prag gebildet, und iſt Lehrer der Taubſtummen in Pohlen zu Lemberg.

c.) Verdient Erwähnung, daß von jeher Directoren und Lehrer der Taubſtummen, ſowohl des In- als Auslandes, mit hoher Bewilligung das k. k. Wiener Taubſtummen-Inſtitut und den wirklichen Kinderunterricht in allen Klaſſen auf längere Zeit beſuchen können. Und es werden, wenigſtens in Deutſchland, nicht viele Directoren und Lehrer der Taubſtummen übrig ſein, die von dieſer leicht zu erlangenden Freiheit nicht Gebrauch gemacht haben.

d.) Seit dieſes k. k. Taubſtummen-Inſtitut beſtehet, wird das ganze Schuljahr hindurch alle Samſtage von 10 bis 12 Uhr eine Prüfung gehalten, wozu jeder Gebildete freien Zutritt hat. Es werden die Lehrgegenſtände mit den Zöglingen wiederhohlet, die Art und Weiſe des Unterrichtes ausüblich darin erkläret, damit jeder höre und ſehe, wie Taubſtumme unterrichtet und gebildet werden. Und ſo viel mir bekannt iſt, war dieſes für Manchen Veranlaſſung, Taubſtumme zu unterrichten.

e.) Und endlich werden ſeit 1821 öffenliche, unentgeldliche Vorleſungen über den Taubſtummen Unterricht und über die bürgerliche Brauchbarmachung derſelben gegeben, wozu alle Jene Zutritt haben, welche ſich über die Kenntniſſe der allgemeinen Erzieh- und Unterrichtskunde ausweiſen, und es legen alle Jahre mehrere angehende Prieſter und weltliche Hörer über die in dieſen Vorleſungen erworbenen Kenntniſſe öffentliche Prüfung ab, werden mit Fähigkeitszeugniſſen verſehen, und üben dann dieſe Wiſſenſchaft entweder bei ihrem ſonſtigen Berufe aus, oder werden Gründer neuer Taubſtummen Inſtitute, oder Lehrer an den ſchon beſtehenden Anſtalten. Dieſe Vorleſungen ſind

das Mittel, um dereinſt, wenn auch nicht allen, ſo doch den meiſten Taubſtummen Unterricht und Bildung zuwenden zu können, und es wäre daher wünſchenswerth, daß dieſelben allen beſtehenden Taubſtummen-Inſtituten zur Pflicht gemacht würden.

Miscellen.

(Altertümer bei den Kreek-Indianern.) In dem von den Kreek-Indianern bewohnten Gebiete*), ungefähr zwei Stunden von der Gränzſcheide, die dieſe Nation von der Grafſchaft Groinett (im Staate Georgien) trennt, findet ſich ein merkwürdiger Felſen, der zu beweiſen ſcheint, daß unter den Vorfahren der wilden Stämme, die jetzt dieſe Gegend inne haben, gewiſſe ſtrategiſche Kenntniſſe herrſchend waren. Die Eingebornen nennen den Felſen »den ſteinernen Berg;« derſelbe beſteht aus einem Block von zwei engliſchen Meilen, am Fuße gemeſſen, im Umfang; ſeine Höhe beträgt mehr als 1500 Fuß. Seine Geſtalt iſt die eines Zuckerhutes. Sein Gipfel bildet auf einer Seite einen Vorſprung von ſechzig bis achtzig Fuß, auf den andern Seiten iſt der Felſen ſehr abſchüſſig bis zu drei Viertheilen ſeiner Höhe. Hier lauft eine horizontale Fläche von fünfzig Fuß Breite rings um den Felſen. Der äußere Rand dieſer Art Gallerie iſt mit einer Bruſtwehre von ſechs Fuß Dicke und zwölf Fuß Höhe eingefaßt. Dieſe Befeſtigungen hören an der Seite, wo der Felſen den oben erwähnten Vorſprung bildet, auf, da ſie hier unnöthig ſind. An mehreren Stellen iſt die Brüſtung eingeriſſen, da ſich Manche, die dieſes merkwürdige Altertum beſuchen, ein Vergnügen daraus machen, Trümmer davon den Berg hinabzurollen. Vergebens fragt man bei den Eingebornen nach Sagen über dieſes außerordentliche Denkmal des Mutes und Verſtandes der Indianer. Wenn man die beſagte Gallerie verläßt und den Gipfel vollends erklommen hat, ſo vergißt man die Mühe und Gefahr des Emporkletterns über eine Ausſicht, die über alle Beſchreibung prachtvoll iſt. Es genüge zu bemerken, daß man von dieſem Punkt

*) Dieſes Gebiet wurde von dem Staate Georgien gekauft und in Grafſchaften zertheilt. Das Denkmal, wovon hier die Rede iſt, befindet ſich in der Grafſchaft Hall, wo dieſer Bezirk an den von Groinett ſtößt.

aus deutlich die Gebirgsketten von Alleghany und Cumberland — letztere in einer Entfernung von 200 engliſchen Meilen — erblickt. Zu bemerken iſt noch, daß der Zugang zu dieſen Befeſtigungen auf eine Seite durch Aushölungen in den Felſen erleichtert iſt; wahrſcheinlich wurde auf dieſer Art Treppe das Waſſer hinaufgetragen, da ſich in dieſer Richtung hin Quellen befinden müſſen. Nähere Unterſuchung weiſt nach, daß der Felſen aus einem einzigen Block beſteht, die davon getrennten Stücke ſind offenbar durch Stürme oder Blitze abgeriſſen.

(Die Durchſichtigkeit des Meeres in Weſtindien). Sie iſt nicht überall gleich; am ſtärkſten iſt ſie da, wo das Meerwaſſer nicht durch Strömungen oder Schlamm getrübt wird. Von vorzüglicher Durchſichtigkeit iſt die See in der Nähe der weſtindiſchen Inſeln. Hier iſt das Waſſer bis auf den Boden, bei mehr als 60 Fuß Tiefe, von der reinſten Klarheit. Das Boot ſchwimmt auf einer cryſtallenen Flüſſigkeit, in welcher es, wie in der Luft, zu hängen ſcheint. Wer hieran nicht gewöhnt iſt, dem ſchwindelt bei dieſem Anblicke. Auf dem reinſten Sande ſieht man unter ſich tauſenderlei Gewürme, Seeigel, Seeſterne, Seeſchnecken und vielartige Fiſche von ſchönen Farben, die man bei dieſen Thieren in Europa kaum denkbar findet. Das brennendſte Roth, das reinſte Blau, Grün und Gelb, ſpielen hier neben einander. Man ſchwebt über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen, von Gorgonien, Corallen, Alcyonen, und mancherlei Schwammgewächſen hinweg, die durch vielerlei Farben das Auge ergötzen und von den Wellen ſo ſanft hin und her bewegt werden, als die ſchönſte Vegetation eines der blumenreichſten Gefilde der Erde. Das Auge täuſcht ſich in Beurtheilung der Tiefe; man glaubt mit der Hand Pflanzen abpflücken zu können, welche bei genauer Unterſuchung mit einem Ruder von 10 Fuß Länge kaum erreichbar ſind. (S. Das lehrreiche Werk: Die Erde und ihre Bewohner, ein Lehr- und Leſebuch für Schule und Haus, bearbeitet von Vollrath Hoffmann. 2te durchgeſ. Aufl. 1833. Stuttgart, Hoffmann).

Verbeſſerungen: S. 605, Z. 2. ſt. defindet l. befindet; S. 605, Z. 24. ſt. arbeitsſamen l. arbeitſamen; S. 306, Z. 14. ſt. Fas l. Fez; S. 611, Z. 19. ſt. nun l. nur; Z. 20. ſt. deine l. ſeine; Z. 21. ſt. lauten l. lautem; S. 612, Z. 8. ſt. Farbenbracht l. Farbenpracht; S. 616, Z. 13. ſt. Flammenſchwerte l. Flammenſchwert; Z. 24. ſt. Wagen l. Tagen.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 28. Wien, den 9. April 1834.

Die Thräne und der Schlaf, von J. N. Vogl. — Aus dem Tagebuche eines Studenten, Mittheilungen von P. Renn. (Schluß.) — Miscellen, von E. W. von Schlieben. — Des Wackern Lied, v. S. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Pſychologiſche Aufgabe, von Dr. C. F. Hock. — Akrogramm, von Gottfried Feldinger. — Charaden vom Profeſſor A. Brecht.

Die Thräne und der Schlaf.

Zwei Dinge ſind im Leben
Zum Troſte uns gegeben,
Die Thräne und der Schlaf;
Daß ſie den Schmerz uns lindern,
Daß ſie die Qual vermindern,
Die unſre Seele traf.

Kaum daß dem Aug' entronnen
Der herbe Trauerbronnen,
Der bittre Thränenquell,
Iſt auch ein Regenbogen
Aus ihm heraufgezogen,
In tauſend Farben hell.

Wie nach des Sturmes Wüten
Die Sonne ſtrahlt auf Blüten,
Durch tauſend Perlen mild;
So lächelt bald durch Zähren
Dein Auge, und verklären
Muß ſich das nächt'ge Bild.

Mit jeder Thräne ſchwindet
Ein Schatten, der dich bindet,
Bis dir entfloh'n die Nacht,

Die Nacht voll bangen Schmerzen, —
Und deinem wunden Herzen
Ein neuer Morgen lacht.

So hüllet auch der Schlummer
Der Seele tiefſten Kummer
In ſeine Schleier dicht,
Die trüben Bilder ſinken,
Wie rings der Berge Zinken,
Wenn Nacht das Land umflicht.

Er führt dich aus den Räumen
Des Wirklichen zu Träumen,
Und neu erſteht dein Glück;
Was deinen Geiſt umnachtet,
Wirfſt du von dir, verachtet
Bleibt's hinter dir zurück.

Es iſt kein eitles Wähnen,
Die Wunderkraft der Thränen
Erſtickt der Schmerzen Glut; —
Die Wunderkraft des Schlafens,
Der Friede dieſes Hafens,
Erfüllt dein Herz mit Mut.

Drum halte an den Beiden
In Stunden voll von Leiden,
Drum halte dran mein Herz!
Wird dir der Tröſtungen keine,
Verſchlafe und verweine
Den kurzen Erdenſchmerz.

J. N. Vogl.

Aus dem Tagebuch eines Studenten.

Mittheilungen von P. Renn.

(Schluß.)

Ich kann eben nicht ſagen, daß ich Leuteſcheu oder unbeholfen in Geſellſchaft war, aber demungeachtet ergriff mich auf dem Wege zum Hofrath ein ſtilles Verzagen, das in gänzliche Mutloſigkeit über-

ging, als ich im Vorzimmer desſelben Mehrere fand, die gleich mir eine Angelegenheit ſeiner Gnade zu empfehlen hatten. Furcht, Kummer, Hoffnung und Vertrauen ſprachen deutlich aus den Geſichtern der Exſpektanten, Befriedigung aus dem der meiſten Zurückkommenden. Endlich traf mich die Reihe. Der Hofrath ſaß im bequemen Schlafrocke auf einem Drehſtuhle vor dem Pulte, und ſchrieb ohne aufzuſehen weiter. Als die Periode, wie es ſchien, beendet war, ſah er nach mir und ich überreichte meinen Brief. Er erbrach und las ihn, ohne eine Miene zu ändern, und ſprach dann mit freundlicher, Zutrauen erweckender Stimme: »Sie ſind mir zu vortheilhaft empfohlen, als daß es mir nicht die angelegentlichſte Sorge ſein ſollte, Ihnen, ſo ſehr es nur in meiner Macht ſteht, nützlich zu werden, und ich hoffe, recht bald Gelegenheit zu haben, Ihnen zu zeigen, daß die That der Geſinnung entſpricht.« Er veränderte dann das Thema des Geſprächs, und wußte es ſo zu ſtellen und zu drehen, daß nie eine Pauſe entſtand. Nach beiläufig einer halben Stunde ward ich ſehr gnädig entlaſſen und vom Bedienten bis zur Treppe begleitet. Ich war begeiſtert von der Herablaſſung des Herrn Hofrathes, und über meine Zukunft vollkommen beruhigt. Der Kaufmann Z., zu dem ich Tags darauf ging, überbot den Hofrath in Verſprechung der dringendſten Verwendung, ſprach von angeſehenen Häuſern, mit denen er in genauer Verbindung ſtehe, vom Austritte des Hofmeiſters in einem derſelben in eine vortheilhafte Anſtellung, und daß mir dann die leere Stelle ſo viel als gewiß ſei. Das alles glaubte ich, wie das Evangelium, war froher als je, und that Abends im Gaſthauſe ein Übriges für mich. Ich ſchrieb nun meinem Vater Alles, erzählte ihm weitläufig von der gnädigen Aufname, die mir geworden, und daß ich Ausſicht habe, in Kürze bei einem Prinzen, Fürſten oder Grafen Hofmeiſter oder ſo was Ähnliches zu werden.

Nun hatte ich noch den Brief an den Regierungſekretair Y. zu beſtellen, der mir aber beinahe überflüſſig ſchien, da ich ja ſchon ſo viel als verſagt war, und ich war im Stillen entſchloſſen, das daraus reſultirende Bene irgend einem ſchickſalverwandten Schulkollegen zufließen zu laſſen. Ich hatte keine Ahnung, welche Niederlage dem ſtürmiſchen Treiben meiner noch unenttäuſchten Erwartungen bevorſtünde. »Junger Freund,« ſprach der Regierungſekretair, als er meinem

Sermon aufmerkſam und kopfſchüttelnd zugehört hatte: »Sie ſcheinen in großer Unkenntniß der Schwierigkeiten zu ſein, mit denen die Laufbahn, die Sie betreten haben, verflochten ſein wird, und es wäre grauſam, Sie durch glatte Verſprechungen, die zu erfüllen man außer Stand iſt, in derſelben zu erhalten. Außer Ihnen gibt es hundert Empfohlene, die ſo konditionirt ſind, daß Sie mit ihnen kaum in die Schranke treten können. Sie wollen Hausinformator werden? Ganz gut! Aber glauben Sie nicht, daß es hinreiche, wenn ſie Kinder leſen und ſchreiben lehren, oder ein Penſum korrigiren können. Von einem ſolchen verlangt man, daß er eben ſowohl in Wiſſenſchaften unterrichtet als mit vornehmer Lebensart vertraut ſei, er bewege ſich frei und heimiſch in den Zirkeln, in die ihn der Stand ſeines Eleven führt, und ſei dieſem ein Vorbild in der Art ſich zu benehmen. Er beſitze Sprachen und Muſikkenntniße und die der verſchiedenartigſten Spiele, gefalle ſich heute in der Rolle des Kenners, und morgen in der des Enthuſiaſten. Sind Sie mit allen dieſen Eigenſchaften begabt?«

Gott! faſt nicht mit Einer, ſtammelte ich, wie vernichtet. »Unterdeſſen, fuhr er fort, laſſen ſie den Mut nicht ſinken, üben Sie ſich aber vor allem in Geduld. Ich werde das Möglichſte für Sie thun, und in meinem Hauſe haben Sie immer Zutritt. Sie werden da einen kleinen Kreis von Menſchen finden, die, gebildet und gutmütig, mit Ihrer geſellſchaftlichen Ungewandtheit Nachſicht haben und ſie allmälig an das, was man Etiquette nennt, gewöhnen werden.« Hiemit entließ er mich.

Ich ging mit ganz andern Geſinnungen heim, als ich gekommen war, doch erhoben meinen geſunkenen Mut die ſchönen Verſprechungen des Herrn Hofrathes und Kaufmannes, und ich glaubte, der Herr Regierungſekretair habe die Farben wohl etwas zu grell aufgetragen. Nun war alles geſchehen, was ich für mich thun konnte, und die verhüllte Zukunft ſtand zu erwarten, Ich betrieb mit allem Fleiße mein Studium, das in ſeiner anziehenden Wichtigkeit meinen Geiſt von allen Zerſtreuungen abzog, und in dieſer ſtrengen Pflichterfüllung fand ich nicht nur ein lohnendes Selbſtgefühl, ſondern auch Troſt und Beruhigung, wenn die Sorge um mein Schickſal meine Bruſt mit Kummer erfüllte.

So waren zwei Monate verfloſſen. Ich hatte meinen Gönnern fleißig aufgewartet, und war immer höflich und glatt empfangen worden, aber dabei hatte es auch ſein Bewenden und meine Lage fing an, kritiſcher zu werden. Die kleine mitgebrachte Barſchaft war ſo zuſammengeſchmolzen, daß ich bei der äußerſten Beſchränkung kaum noch die gleiche Zeit auszulangen vermochte, und war dann, wie ich zu befürchten anfing, noch keine Erwerbquelle eröffnet, ſo ſah ich mich allen Schrecken der troſtloſeſten Lage ausgeſetzt. Zu Regierung-Sekretairs ging ich am öfteſten. Ich ward dort mit wohlthuender Gemüthlichkeit aufgenommen und fand in der ſich verſammelnden Geſellſchaft das, was mir verheißen worden war. Durch freundliche, nie beſchämende Winke, ermunterndes Zuvorkommen, Achtung und dargebotene Gelegenheiten, mich von der vortheilhafteſten Seite ins Licht zu ſtellen, hatte ich allmälich eine kleinſtädtiſche Manier um die andere verloren, und mir einen gewiſſen geſellſchaftlichen Takt in dem Grade eigen gemacht, daß ich bereits ohne Furcht, Unſchicklichkeiten zu begehen, Geſellſchaften aufſuchen und mich darin mit Anſtand und Freiheit bewegen konnte. Die Erfahrung dieſer edlen, humanen Behandlung trat verſöhnend zwiſchen mich und die Menſchen, als die bitterſte Enttäuſchung mich mit ihnen zerfallen machen wollte, und noch jetzt ſegne ich den guten, bereits entſchlafenen Mann mit gerührter Dankbarkeit nach.

Der längſt gefürchtete Zuſtand trat endlich ein. Ich hatte mich die letzte Zeit ſo beſchränkt, daß ich nur immer über den andern Tag warme Speiſen genoß; ein werthvoller Ring, mein einziges Pretioſum, nebſt einigen klaſſiſchen Werken, von denen ich mich, wie von theuren Freunden, mit Schmerzen getrennt hatte, waren bereits kaum um den halben Werth veräußert worden, und ich wußte nicht, was ich morgen eſſen würde. Zudem war in einigen Tagen der Miethzins fällig, und bei der rückſichtloſen Unbarmherzigkeit meiner Zimmerfrau an keinen Aufſchub zu denken. Ich ging mit kummerſchwerem Herzen nach dem Collegium auf mein Zimmer, als mir jene ſagte, daß der Bediente des Hofrathes ſchon zweimal nach mir gefragt, und mich dringend hinbeſchieden habe. Eine Zentnerlaſt fiel mir vom Herzen, »daher kommt dir Troſt in dieſer dunklen Stunde,« dacht' ich mir, und ich flog mehr als ich ging, in's Haus des Hofrathes. »Ich bin

ſehr erfreut,« ſprach er, »Ihnen ſagen zu können, daß es mir gelang, Sie dem Grafen D. als Erzieher ſeiner zwei hoffnungvollen Knaben zu empfehlen. Ich zweifle nicht, daß Sie ſeinen Forderungen entſprechen werden, und wünſche Ihnen herzlich Glück zu dieſem Begegniß.« Er gab mir ein verſiegeltes Billet, welches mich als den Empfohlenen beglaubigte, und ich ſchied, kaum fähig, meinen Dank ſtammeln zu können. Die Aufname beim Grafen beſtätigte den Werth der Empfehlung, die Bedingungen, die mir gemacht wurden, waren billig, die Emolumente glänzend, und der nächſte Monat die Zeit des Antrittes meiner übernommenen Verpflichtung. Ich wollte ſchon abtreten, als der Graf mich zur Ergänzung des Verhandelten fragte: »Sie ſtudieren doch Jura?«

»Nein,« ſagte ich, »die Medizin.« Er ward ſichtbar verlegen, ſagte: »Es iſt mir unbegreiflich, wie der Herr Hofrath dieſen entſcheidenden Punkt unerörtert laſſen konnte. Meine Gemalin iſt eckel und furchtſam, und dieß die Urſache des Austrittes unſeres früheren Informators, da er ſich ebenfalls zu dieſem Studium begab.«

Da ſtand ich denn, aus dem Himmel einer ſchönen, noch nicht gereiften Hoffnung in die vorige Nacht meines Schickſals zurückgeſchleudert. Faſſungslos und wie entgeiſtert ſchwankte ich zurück zum Hofrath, und erzählte ihm in unzuſammenhängender Rede das erfahrne Unglück. Er war ſichtbar kühl, beinahe unwillig, bedauerte den gemachten Mißgriff und mich, und ſagte: »Es dürfte ſich ſobald keine ähnliche Gelegenheit darbieten; ſollte ich eine Placirung, zu der Sie taugen, erfahren, ſo werde ich ſchicken nach Ihnen.« Ich verſtand den Sinn dieſer Worte in ihrem ganzen erſchrecklichen Umfange, und verwünſchte die Stunde, in der ich unerfahrner, von phantaſtiſchen Hoffnungen aufgeblähter Menſch die Vaterſtadt verließ, um mich den Stürmen einer gewagten Irrfahrt Preis zu geben. Auf dem Weg in meine Wohnung beſchloß ich meinem Vater die traurige Lage zu ſchildern, in der ich mich befand, vielleicht, daß er doch ſo viel aufbieten konnte, um nur für einige Wochen die dringendſten Bedürfniſſe decken zu können. Ich fand auf meinem Tiſche einen ſchwarz geſiegelten Brief und erbrach ihn mit zitternder Hand. Hanna meldete mir mit vielen Thränen und Orthographiefehlern den nach einem kurzen Krankenlager erfolgten Dahintritt meines geliebten Vaters.

»Ewige Vorſicht!« ſtammelte ich vernichtet, »deine Prüfung iſt ſchwer.« Der Brief fiel mir aus der Hand, mein Bewußtſein war betäubt, jede edlere Kraft, jeder erhebende Gedanke war von mir gewichen, kein Seufzer war in der krampfhaft zuſammengeſchnürten Bruſt, ich hatte keine lindernde Thräne für meinen Schmerz. Das einzige Weſen, das mich mit Wahrheit und aufopfernder Innigkeit liebte, das einzige Weſen, dem ich mich in jeder Lage des Lebens anvertrauen konnte, war nun dahin, ich fühlte mich fürchterlich verlaſſen und einſam, wie ausgeſtoßen aus dem Kreiſe der Menſchen, um allein mit meinem Unglück zu wandeln.

»Haben wohl eine traurige Nachricht erhalten?« fragte meine Zimmerfrau, die ſich wahrſcheinlich aus Neugierde eine Beſchäftigung in meinem Zimmer machte. »Mein Vater iſt geſtorben,« antwortete ich, worauf ſie mich bedauerte und mit empörender Fühlloſigkeit mahnte, entweder den Zins zu bezahlen oder das Zimmer zu räumen. »Sind das Menſchen!« knirſchte ich ergrimmt und ſtürzte fort. Zwei Tage und Nächte hatte ich kein Auge geſchloſſen, keinen Biſſen einer Speiſe zu mir genommen, da machte die Natur ihre Rechte geltend. — Hunger war es, der mich aus meiner Erſtarrung zum Bewußtſein zurückrief, der mich an alle Schrecken meiner Lage mahnte. Ich hörte im Collegio, wie ein bemittelter und bequemer Student zu einem Andern ſagte, ob er nicht Jemanden kenne, der ihm einige Hefte Schriften korrekt abſchriebe. »Laſſen Sie mir den Verdienſt zukommen,« ſagte ich, »ich bin erwerblos und habe Überfluß an Zeit.« Das Bittende, das in meiner Miene und Sprache lag, mußte eindringlich geweſen ſein, er ſah mich mitleidig an, übertrug mir gleich das Geſchäft und erbot ſich freiwillig zu einem Vorſchuß, den ich mit Dank annahm. Nun waren die dringendſten Bedürfniſſe wenigſtens eine Woche lang gedeckt, ich ſtudierte und ſchrieb unermüdet, oft bis an den grauenden Morgen, und fühlte allgemach wieder Mut und Hoffnung in meiner Bruſt erwachen. Der wilde Schmerz über meines Vaters Tod hatte ſich durch erleichterndes Weinen in ſanfte Trauer aufgelöſt, ich blickte durch die Irrtümer und Mühſale dieſes Lebens in's jenſeitige Licht, und ſah den Dulder, dem das Schickſal die Kränze dieſes Lebens zerriſſen, mit den unvergänglichen einer ſchöneren Heimat belohnt.

Sehnſucht nach Mitgefühl und Bedürfniß einiger Zerſtreuung führte mich in's Haus des Herrn Regierungſekretairs, das ich ſchon längere Zeit nicht beſucht hatte. Der Antheil an meinem Schickſal, den ich dort fand, war innig und ungeheuchelt, der Troſt, der mir wurde, beruhigend und erhebend. »Wären Sie heute nicht gekommen,« ſagte er, »ſo hätte ich morgen zu Ihnen geſchickt. Es freut mich, gerade jetzt, wo Sie einen ſo ſchmerzlichen Verluſt erlitten haben, einigermaßen zu Ihrer Beruhigung beitragen zu kömen. Der Hofkanzelliſt R. ſucht für ſeinen, zum Unterricht bereits herangewachſenen Knaben einen Informator. Das Honorar dürfte bei ſeinem beſchränkten Vermögensſtande freilich etwas gering ausfallen, unterdeſſen kommt es Ihnen eben jetzt doch gut zu Statten.«

»O ſehr,« erwiederte ich, »wenn die Frau Hofkanzelliſtin nur nicht vielleicht auch eckel iſt und die Medizin ſcheut.«

»Seien Sie deßwegen beruhigt, morgen führ' ich Sie ſelbſt hin!

Der Erfolg war ein beſſerer, als beim Grafen D. Ich bekam einen lieben, gutgearteten Knaben in den Urelementen aller menſchlichen Wiſſenſchaften, nämlich im ABC zu unterrichten.

Dieß und der Ertrag meiner Abſchreibereien, die ſich bei meiner wachſenden Bekanntſchaft mit den Studierenden auch anderer Fakultäten allmälich zu vermehren begannen, ſicherten bei meiner Ökonomie und Anſpruchloſigkeit meinen Unterhalt. Ich kann freilich nicht läugnen, daß ich hypochondriſche Stunden hatte, wo mich das Gefühl meiner Armut verletzend ergriff, daß ich manchen Wunſch der jugendlichen Sehnſucht nicht unterdrücken konnte, wenn ich Andere von den mir verſagten Freuden des Lebens erzählen hörte, allein ich fand mich auch bald wieder zurecht, und betrieb dann mit verdoppeltem Eifer meine Studien, in deren Gelingen ich meine einzige Erholung fand.

Der Herr Hofrath hatte nie mehr nach mir geſchickt, und der Kaufmann Z. hätte mich bei einem der angeſehenſten Wechsler als Erzieher ſchon vortheilhaft untergebracht, wenn ich den Flügel ſpielen, in der italieniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und ſpaniſchen Sprache Unterricht geben, und im Nothfalle auch einen Tanzmeiſter hätte vorſtellen können.

Sollte je ein ſchickſalverwandter Jüngling dieſe Blätter leſen,

ſo mögen ſie ihm zur Warnung dienen, auf wahre wie auf eingebildete Vorzüge nicht zu hohen Werth zu legen. Sie mögen ihm aber auch die Beruhigung geben, daß feſter Mut und Wille endlich durchgreifen, und das Walten einer höheren Vorſehung ſich wie ein Goldfaden durch das Geſchick der Menſchen ziehet.

Miscellen.

Von E. W. v. Schlieben.

Flußüberſchwemmungen in Amerika.

Beim Austreten der Flüſſe in der Südhälfte Amerikas, namentlich des Arauca, Apure, und Payera, erſcheint ein Theil der Südamerikaniſchen Steppen (die Llanos) wie ein unermeßliches Binnenwaſſer; große Fahrzeuge ſegeln dann 10 bis 12 Meilen weit über die Steppe, quer durch das Land.

Ausgezeichnete Schriftdeutlichkeit.

Dem ſächſiſchen Feldmarſchall Grafen Flemming widerfuhr es mehrmal, daß die Sekretaire ihm ſeine Koncepte zurückbrachten mit der Bemerkung, daß ſie ſie nicht leſen könnten, und öfters erhielten ſie den Beſcheid, er könne es ſelbſt nicht mehr.

Die traurige Kipper- nnd Wipper-Zeit in Sachſen im Jahre 1622, buchſtäblich aus einer alten Chronik entlehnt.

Man hatte ſich umb dieſe Zeit überall wegen des kippens, wippens und auswechslung der Müntze eines großen Tumults und Auffſtandes zu befahren, wie denn zu Leipzig, Wittenberg, Halle, Magdeburg, Eisleben, etliche Becken und andere Häuſer angefallen und geſtürmet worden; ſo war auch zu Freyberg geſchehen, da ſich viel Berghauer zuſammen rottiret, etliche Häuſer geſtürmet und alles erſchlagen und verderbet. Man hatte ſich überall großes Auffſtandes zu befahren. Derowegen ihre Churfürſtliche Durchlaucht bewogen worden, deßwegen eine ſonderliche Inquiſition anzuſtellen, und etliche angegebene Perſonen, die das gute Geld hatten helffen auskippen,

zu examiniren und zu ſtraffen. Aber dieſes half nicht, es blieb Angſt und Noth, und eine rechte elende Zeit, in die ſich auch viel kluge Leute nicht haben können ſchicken; diejenigen ſind am beſten ausgekommen, die bei ſolchem leichten Gelte ihre Schulden bezahlet und ihre Güter befreiet, oder unbewegliche Güter gekauft, denn da kunt man mit einem Reichsthaler 10 Gülden bezahlen. Etliche ſind zu ſtattlichen Gütern kommen, als wenn einer ein Stück um 1000 Gulden kaufte, das auch bei gutem Gelt ſo viel werth war, ſo kunte ers mit 100, auch darnach noch mit wenigern bezahlen. Es hat in dieſem Weſen wohl eher einer ein Haus gekaufft, hat hernach einen Keſſel und küpfferne Ofenblaſe, oder Topff herausgeriſſen und das Angelt darvon bezahlt, ſo iſt es auch mit küpffern Dach-Rinnen und -Kehlen gangen. Da wurde der Verkäuffer mächtig laedirt, mancher Käuffer aber kam wol aus, hingegen aber andere wurden zu Bettlern, da ſie doch meinten, ſie verkauften das ihre in viel höherm Werth, als ſie es angenommen. Arme Waiſen kamen von allen am übelſten zu recht, denen entweder ihre unbeweglichen Güter verkaufft wurden, oder die umb ihr Gelt, weil ſie alles in ſolchem hohen Werth bezahlen mußten, kamen. Weil es auch nicht möglich alles zu erzehlen, und wie wunderliche Fälle ſich zugetragen, will ich nur noch einen oder den andern Special-Casum ſetzen, daraus man, wie die Leute betrogen worden, oder ſich ſelbſt betrogen, ſehen und erinnern könne: Es war ein Bürger hier, der hatte ihm etliche Jahr für 100 Gulden Reichs-Thaler zu einem Noth-Pfennige aufgehoben, da nun die Thaler alſo ſtiegen, nahm er allezeit ſo viel darvon, daß ihm 100 Gulden blieben und meinet immer, er hätte noch ſo viel als zuvor; war aber nicht ſo klug, daß er in acht genommen hatte, daß der Thaler weniger werden, wie er denn auff die letzt, da das Interims-Gelt gar verboten ward, nur noch 9 und einen halben gehabt, da wurde er erſt mit Schaden klug. Einer vom Adel hatte für 1500 Gulden ſolche Müntze, als ſie nun verboten war, wandte er noch die Unkoſten drauff, und ließ das Silber vom Kupfer ſcheiden, da hatte er gleich ſo viel gehabt, daß er einen ſilbern Leffel, und kupffern Tiſch Tigl hat können machen laſſen. Ein Bauer hatte im Altenburgiſchen ein Gut für eitel kupffer Gelt verkaufft,

da dieſes aber verboten ward, hatte er etliche Pfund Kupffer, kunt aber nichts damit anfangen, als daß er es altem Kupffer gleich, dem Gewicht nach, verkaufft. Solcher und dergleichen Fälle haben ſich ſehr viel begeben.

Elektromagnetiſche Verſuche. *)

Zu den intereſſanteſten hieher gehörigen Forſchungen der neuern Zeit rechnet man gewiß die Verſuche, bei welchen man durch galvaniſche Spiralſtröme in weichem Eiſen magnetiſche Kräfte erregt. Höchſt wahrſcheinlich war es Sturgeon (Lehrer der Phyſik an der Militair-Akademie der Oſtindiſchen Compagnie zu Addiscombe) der ſchon 1825 auf die Apparate verfiel, welche die ſogenannten Elektromagnete darſtellen. Sie beſtehen im Allgemeinen aus einem hufeiſenförmig gebogenen Stück weichen Eiſens, um welches ſpiralförmig der Leitungsdrath eines großen galvaniſchen Apparats gewunden wird. Die beiden freien Enden des Hufeiſens werden die Pole der magnetiſchen Kraft während des Durchſtrömens der Elektricität durch den Schließdrath. Ein Anker dient darzu, die magnteiſche Kette zu ſchließen und durch angehängte Gewichte die Kraft des Magnetismus zu meſſen. Aus den mit dergleichen Apparaten angeſtellten Verſuchen ergab ſich, daß die Intenſität des erregten Magnetismus hauptſächlich von der Stärke des angewendeten Leitungsdrathes, von der Materie desſelben, von der Zahl der ſpiralförmigen Umwindungen und, bis zu einer gewiſſen Grenze, von der Größe des elektromagnetiſchen Apparats abhängt. Die rieſenmäßigſten Maguete dieſer Art ſind wohl bis jetzt die vom Herrn Henry, Profeſſor an der Albany-Akademie der vereinigten Staaten, und vom Dr. Ten-Eyck zu Stande gebrachten. Das Hufeiſen des größten dieſer Art wog 60 Pfund und war von 26 mit Baumwolle umſponnenen Kupferdräthen von 31 Fuß Länge umwunden. Jedes Ende dieſer Leitdräthe wurde mit einem elektromotoriſchen

---

*) Daß die Verſuche dieſer Art bereits zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen, und man auch gelernt habe, dem Eiſen mittelſt der Elektricität in Bewegung bleibenden Magnetismus zu ertheilen, iſt wohl aus mehreren andern in dieſen Blättern gemachten wiſſenſchaftlichen Mittheilungen erinnerlich. H.

Apparat von 4 7/9 Quadratfuß verbunden und dann trug dieſes Hufeiſen das ungeheure Gewicht von 2065 Pfund.

Bei einer genauen Befolgung aller Vorſchriften ſoll man kleinen Magneten die 40 bis 50fache, Magneten von 1 bis 3 Pfund Schwere die 30fache, und Magneten von 4 bis 6 Pfund die 20fache Tragkraft ihrer Eigenſchwere ertheilen können.

Des Wackern Lied.

Noch ward die Welt mir nie zu eng',
Doch auch noch nie zu weit;
Ich fand ſie immer gerade recht,
Wie geſtern ſo auch heut!

Zwar meinten Welche da und dort:
Sie würde beſſer ſein,
Selbſt wenn ſie nur gleicher und eb'ner wär'; —
Ich aber denke: nein!

Denn Alles trägt der Menſch, nur nicht
Das gleiche Dickethun;
Der Werkeltag braucht den Feiertag,
Die Arbeit braucht das Ruh'n! —

Doch wenn die Ruhe munden ſoll,
Muß jung ſchon thätig ſein;
Denn wer im Frühling Reben pflanzt,
Hat d'rum noch keinen Wein!

Und wer für das, was er gethan,
Sogleich den Lohn begehrt,
Der iſt ganz ſicher ein kluger Mann,
Sonſt aber nicht viel werth! —

Du mußt die Welt, ſo wie ſie iſt,
Ertragen und verdau'n, —
Und willſt Du in ihr keine Lücke ſein,
Die Lücken an Dir verbau'n! —

S —

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

2. April 1806 ſtirbt zu Prag, 71 Jahre alt, Karl Heinrich Ritter v. Seibt, Doktor der Philoſophie und Profeſſor der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie an der Univerſität zu Prag. Die Literaturgeſchichte kann wenige Beiſpiele von Männern aufweiſen, die ſo wohlthätig und entſcheidend auf die Geiſtescultur einer Nation gewirkt haben, als Seibt auf Böhmen. Der ſchöne Vortrag, die Klarheit ſeiner Ideen in den Vorleſungen, gab dem Geiſte ſeiner Schüler eine treffliche Richtung und entzündete einen Eifer, wodurch die Talente einer Menge junger Böhmen entwickelt wurden, die noch jetzt zum Theile in den höchſten Staatsämtern ſtehen. Die unvergeßliche Fürſtin und Beförderin der Wiſſenſchaften und Künſte, Maria Thereſia, erkannte ſeinen Werth und belohnte ſeine Verdienſte. Seine jetzt regierende Majeſtät, Franz I, erhoben ihn in den Ritterſtand.

3. April 1705 geb. zu Arzlin in der Steiermark Johann Sigismund Popowitſch, weiland Profeſſor der deutſchen Sprache und Beredſamkeit an der Univerſität zu Wien, ein Mann, deſſen Verdienſte um die deutſche Sprache in Öſterreich von ſo großer Bedeutung ſind, daß ſein Gedächtniß nie oft genug erneuert werden kann. Er ward in viele gelehrte Streite verwickelt; aus allen ging er ehrenvoll und unbeſiegt hervor. Seine Arbeiten im Gebiete der Botanik und Naturgeſchichte, aus welchen wir vorzugsweiſe die »Unterſuchung vom Meere« nennen wollen, beurkunden nicht minder einen gründlichen Forſcher und geübten Kenner. Im hohen Alter zog er ſich nach Bertholdsdorf bei Wien, wo er im Jahre 1774 ſtarb. Auf dem dortigen Gottesacker ſteht noch ſein Leichenſtein, mit der kurzen Inſchrift: Popovi quod fuit jacet.

4. April 1389 erhalten die in einem Zeitraume von fünf Jahren entworfenen Geſetze der Wiener-Hochſchule die herzogliche Beſtätigung. Sie umfaſſen im Eingange allgemeine Vorſchriften für die Univerſität und alle ihre Mitglieder: was bei dem Gottesdienſte zu beobachten, wie ſich Jeder zu kleiden habe; ferners befehlen ſie, ein friedliches, freundſchaftliches Leben zu führen, den Be-

ſuch der Gemeinhäuſer zu meiden, von Zaubereien und Spielen ſich zu enthalten u. ſ. w. (S. den Cod. Austr. auch Chronol. dipl. Univers. Vien. ab anno 1385 — 89.)

5. April 1785 wird auf Veranlaſſung des Normalſchuldirektors Kumerdey die Akademie der Wirkſamen (Academia Operosorum) zu Laibach aus einem langen Schlummer wieder ins Leben gerufen. Sie wurde gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts von dem gelehrten Domherrn zu Laibach, Joh. Bapt. Preſchern, gegründet, und befand ſich um das Jahr 1693 in voller Blüte. Beförderung der Literatur in Krain war ihr Hauptzweck, und Niemand wurde als Mitglied aufgenommen, der nicht bekannter Mäcen, oder durch wiſſenſchaftliche Arbeiten ausgezeichneter Schriftſteller war. Zur Aufname ſelbſt mußte der Akademie eine Abhandlung vorgelegt werden, deren Werth es beſtimmte, ob der Candidat zugelaſſen werden ſollte oder nicht; u. ſ. w. Zeitverhältniſſe und wohl auch böswilliger Menſchen geheimes Treiben unterdrückten das ſchöne Inſtitut bald nach ſeiner Blütezeit.

6. April 1733 geb. zu Wien der als Kupferſtecher berühmte Jakobe. Er widmete ſich Anfangs der Mahlerei an der Akademie und erhielt auch 1760 den ausgeſetzten Preis. Später verlegte er ſich ganz allein auf die Kupferſtecherkunſt, und leiſtete beſonders im Portraitfache manches Ausgezeichnete. Wir verweiſen auf die Bildniſſe der Fürſt Lichtenſteiniſchen, Schwarzenbergiſchen Familie u. ſ w. Beſonders gelang ihm die zweckmäßige Vertheilung von Schatten und Licht, wodurch ſeine Arbeiten eine ſehr glückliche Wirkſamkeit erhielten.

7. April 1247 gründet Kaiſer Karl IV. die Univerſität zu Prag, die älteſte in Deutſchland. Vorbild war die Pariſer Hochſchule; in kurzer Zeit ſtieg die Anzahl der Studierenden auf mehrere Tauſende. Dieſe waren in 4 Nationen abgetheilt: die böhmiſche, pohlniſche, baieriſche und ſächſiſche; jede hatte ihren eigenen Procurator. Ein Zwieſpalt der böhmiſchen Profeſſoren mit den deutſchen, durch Wiklef und Huß veranlaßt, bewirkte eine Auswanderung von mehr als 5000 Studenten. Dieſem Umſtande verdanken einige berühmte Univerſitäten in Deutſchland ihre Entſtehung.

8. April 1727 geb. zu Gottesgab im Ellenbognerkreiſe Johann Thad. Peithner v. Lichtenfels, k. k. Hofrath, ein um das Bergweſen und ſeine Geſchichte ſehr verdienter Schriftſteller. Seine höheren Studien begann und vollendete er in Prag, wo er auch beim oberſten Münz- und Bergmeiſteramt die erſte Anſtellung erhielt. Im Jahre 1762 beſtieg er die durch ihn angeregte eben gegründete Lehrkanzel der Bergwerkswiſſenſchaften, und ward ſo der erſte öffentliche Lehrer dieſes wichtigen Zweiges menſchlichen Wiſſens in Deutſchland. Im folgenden Jahre wurde er Bergrath; 1772 Profeſſor des praktiſchen Bergbaues und der Bergrechte in Schemnitz, und 1775 Hofkommiſſionsrath in Wien. Seine literariſchen Arbeiten zeichnen ſich durch Gemeinnützigkeit und tiefen Gehalt aus; insbeſonders haben die hiſtoriſchen vielfachen Nutzen geſtiftet. Dahin rechnen wir vorzugsweiſe die Bergwerksgeſchichte von Böhmen, Mähren, Öſterreich, ein Werk, das ſeiner Bedeutung und Ausführung willen ſtets gerechte Würdigung finden wird.

Pſychologiſche Frage.

Es iſt ein alter Mißgriff — vielleicht ſo alt, als die erſte raiſonirende Geſchichte — daß man die Kenntniſſe der Mitwelt höher und ihre Moralität geringer anſchlägt, als beide es verdienen. Worin liegt der pſychologiſche Grund dieſes Irrtumes?

Die beſte unter den innerhalb 3 Wochen einlaufenden Beantwortungen dieſer Frage wird in Blatt 33 eingerückt.

Akrogramm.

Wenn du 1, 2 ausſprichſt, ſo haſt du erſt 1 ausgeſprochen; jedoch wenn du von dem Meiſterwerke redeſt, welches unter der 1, 2, 3, 5, 2 iſt, glaube nicht, daß 6, 7, 5, 5, 2, 8 hineinläuft! und 6, 2, 3 von den verehrten Leſern wird wohl die 1, 2, 3, 2, 5 nicht beſſer, als der berühmte Berg 7, 8, 7, 8, 7, 1 bekannt ſein? und ich 6, 2, 1, 1, 2 ſogar, daß dieß ſo iſt! — Welcher Klavierſpieler wird nicht jede 1, 7, 5, 1, 2, welcher Geſchichtſchreiber nicht das Wörtchen 6, 7, 8, welcher Gefällige 7, 8, 1, und endlich welcher Bauer die 5, 7, 7, 1 nicht kennen?

Unter allen benannten Gegenſtänden iſt mir 1, 2, 3, 2, 5, 6, 7, 8 dennoch am beſten bekannt. Nur Schade, daß in der 1, 2, 3, 2, 5, — 5, 1, 2, 1, 5, — 5, 1, 7, 1, 1, — 6, 7, 5, 5, 2, 8 nicht Wein fließt.

Gottfried Feldinger.

Charaden vom Prof. A. Brecht.

1.

(dreiſilbig)

Die erſte Silb', ein Philoſoph,
Iſt jedem wohlbekannt,
Die letzten ein Beamter iſt
Im großen Türkenland;
Das Ganze in der Moldau war
Fürſt und Vaſall' von Rußlands Czaar,
Hiſtoriograph ſogar.

2.

(zweiſilbig.)

Held iſt die Erſte, Artikel die letzte,
Dem Ganzen Apollo die Krone auffetzte.

3.

Geweihtes Kleid; am End' ein Conſonant,
Als kleines Fahrzeug wohlbekannt.

Auflöſung der Charaden im Bl. 26.

Augenſprache — Waſſerfall.

Vorzügliche Auflöſungen haben eingeſendet: die Fräulein: Eliſe Kueffner, Auguſte Weikersheim, Amalia Willner, Karoline Kolinsky, und die Herren: J. B. Jory, Franz und Ernſt Grafen Gourcy-Droitaumont, Em. Edler von Würth, Ed. Korn, Anton Warmuth, Bernh. Fritzer aus Preßburg.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 28.

Die Vermählungsfeier des Grafen Rizzari, eine wahre Geſchichte, von Joſ. Ritter v. Seyfried. — Tagsbegebenheiten (Verſtorbene, Brüder Foſcolo, v. Szabo, Taubſtumme, Thierquälerei.) Leſefrüchte (Tutti frutti, Verſetzung eines Kirchthurms.)

Die Vermählungsfeier des Grafen Rizzari.

(Eine wahre Geſchichte)

Zwiſchen Syrakus und Catanea erhebt ſich, in äußerſt anmuthiger Lage, in der Nähe des Städchens Bruca, ein altes Herrenſchloß. Dort ereignete ſich vor fünfzig Jahren die tragiſche Begebenheit, welche ich den verehrten Leſern des Jugendfreundes mittheilen will.

Der Duca de la Bruca hatte eine einzige Tochter; ſie war achtzehn Jahre alt, von ausgezeichneter Schönheit und Erbin eines beträchtlichen Vermögens; die vornehme Jugend des Landes machte ihr daher den Hof. Alle Söhne jener Geſchlechter, denen Geburt und Glücksgüter geſtatteten, nach der Ehre einer ſo hohen Verbindung zu ſtreben, warben um die Hand der jungen Eleonore de la Bruca.

Der Duca erlaubte ſeiner Tochter unter den gleich würdigen Bewerbern eine Wahl zu treffen, und Leonore wählte den jungen Rizzari, zweitgebornen Sohn des Grafen Rizzari von Catanea, welcher zugleich Buſenfreund des Duca de la Bruca war. Dieſer junge Mann ſtand beinahe in gleichem Alter mit Leonoren, und er war der Geſpiele ihrer Kindheit.

Mit einem zweitgebornen Sohne, die gewöhnlich kein Vermögen beſitzen, ſich zu verbinden, widerſtrebte dem Stolze des Duca. Nie würde er in eine ſolche Vermählung gewilliget haben, und ſchon hatte er ſeiner Tochter einen andern Gemal beſtimmt, nemlich den Ritter *** (Da ſeine Familie noch beſteht, enthalten wir uns der Nennung ſeines Namens). Ihn empfahlen ſein großes

Vermögen, ſeine körperlichen Vorzüge und glänzenden Eigenſchaften, daher ſchien er vor vielen Andern berechtigt, die Hand der Erbin des Duca de la Bruca anzuſprechen. — Rizzari wurde von ſeinem Vater nach Rom geſendet, dort ſollte er die Kunſt des Vergeſſens lernen, und während dieſer Zeit bat der Ritter den Duca um Leonorens Hand; aber dieſer wollte ſeiner Tochter mindeſtens die Freiheit einer neuen Wahl überlaſſen, und wenn auch geneigt, den Wünſchen des Ritters zu entſprechen, erſuchte er daher dieſen, ſich an ſeine Tochter zu wenden, um ihre Zuſtimmung zu erhalten.

Leonore beantwortete ſeinen Antrag verneinend und legte in ihre Worte ſolche Beſtimmtheit, daß jeder Andere der Hoffnung auf ihren Beſitz für immer entſagt haben würde. Aber die Leidenſchaft, welche das Fräulein dem Ritter eingeflößt hatte, war zu lebhaft, als daß er ſich durch den ſchlimmen Erfolg ſeines erſten Verſuches hätte abſchrecken laſſen. Er ſetzte vielmehr ſeine Bemühungen fort und wurde von Tag zu Tag zudringlicher; er kannte den geheimen Beweggrund von Leonorens abſchlägiger Antwort, und hoffte, Zeit und Abweſenheit würden das Andenken an den jungen Rizzari in ihrem Herzen austilgen; aber ſeine Beläſtigungen wurden ſo beſchwerlich, daß die anfängliche Gleichgültigkeit des Fräuleins ſich zu dem Gefühl der Abneigung geſtaltete.

Man denke ſich die Wuth des Ritters, als er plötzlich vernahm, der ältere Sohn des Grafen Rizzari ſei geſtorben, der jüngere Bruder werde herbeigerufen, und als bald hierauf die Nachricht von deſſen bevorſtehender Vermählung mit Leonoren zu ihm gelangte! Zu den Qualen verſchmähter Liebe geſellte ſich eine verzehrende Eiferſucht; ſie bemächtigten ſich ſeines zur Rachſucht ohnehin geneigten Gemüthes. Der vorgezogene Liebling wurde von dieſem Augenblicke Gegenſtand ſeines unverſöhnlichen Haſſes, uud der Ritter erſann eine eben ſo furchtbare als Aufſehen erregende Rache.

Der Ritter verſchwand einige Tage vor der Vermählung des jungen Rizzari aus Catanea. Mehrere unbeſtimmte Gerüchte liefen über dieſe ſchnelle Abreiſe und Einige wollten wiſſen, daß er ſich auf eine benachbarte Villa zurückgezogen habe; Andere behaupteten, er ſei in das Ausland gereiſet. Im Grunde wußte Niemand beſtimmt anzugeben, welche Richtung der Ritter eingeſchlagen. Die ausſchließ-

lich mit ihrem Glücke beſchäftigten Liebenden achteten dieſes Ereigniß wenig und erwarteten den Tag der Ceremonie mit dem Gefühle ungetrübter Sicherheit.

Jener erſehnte Tag brach endlich an, die Vermählung wurde in der Kapelle des Städtchens vollzogen. Eine unermeßliche Menſchenmenge füllte die geweihten Räume, Reiche und Arme, Edle und Gemeine, Alle wollten einer eben ſo rührenden als prachtvollen Feierlichkeit beiwohnen.

In dem Augenblick, als der Neuvermählte den Finger ſeiner jungen Gattin mit dem Eheringe ſchmücken wollte, erſcholl in der Kapelle ein höhniſches Gelächter; es war ſo durchdringend, daß man es, ungeachtet des Gemurmels einer zahlreichen Menge, in allen Theilen der heiligen Stätte vernahm; zugleich aber hatte es einen ſo fremdartigen Ausdruck, daß man mehr den Schrei einer Furie, als das Lachen eines menſchlichen Weſens zu hören vermeinte. Eine ſo ſonderbare Störung nahm begreiflich die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden in Anſpruch; aber noch auffallender war es dieſen, daß ſchlechterdings nicht entdeckt werden konnte, aus welchem Theile des Gewölbes jenes infernaliſche Gelächter erſchollen war.

Die Ceremonie wurde zu Ende gebracht und während der impoſanten Feſtlichkeit ward jener widrige Zufall vergeſſen.

Mit Ausname des Brautgemachs wurden an dieſem Tage alle Appartements des Schloſſes de la Bruca den geladenen Gäſten geöffnet. Alles wurde aufgeboten, das Feſt durch Eleganz und Pracht beider edler Geſchlechter würdig zu machen. Tiſche und Aufſätze ſeufzten unter der Laſt der ausgeſuchteſten Speiſen und Früchte, und ſelbſt die Landleute und die Dienerſchaft beider Häuſer fanden auf dem Raſenplatze vor dem herrſchaftlichen Parke ihren reichlichen Antheil an den Vergnügungen des Tages.

Mit Einbruch der Nacht ward die Villa herrlich beleuchtet und hierauf begann in den weitläufigen Sälen das Ducas, ſo wie auch außerhalb des Schloſſes, das Tanzfeſt.

Leonore, glücklich und ſtolz, dem Manne ihrer Wahl anzugehören, ſuchte die Wonne, welche ſie empfand, nicht zu verhehlen; ſelige Freude ſprach aus ihren Zügen und ihre Heiterkeit verbreitete anſtändigen Frohſinn unter den edlen Gäſten.

Digitized by Google

Während des Balles, als Jeder ſich der Freude überließ, traten zwei maskirte, in die Tracht der Landleute der Gegend vermummte Männer in den Saal und führten, Blumenguirlanden in der Hand, eben ſo kunſtvolle als graziöſe Tänze aus.

In ganz Italien, daher auch in Sicilien, iſt es üblich, daß jede Maske, die zu einem Balle kommt, ſich dem Herrn von Hauſe zu erkennen gibt. Dieſe Etikette wurde dießmal nicht beobachtet, überdieß war es auch kein Maskenball. Die beiden Fremden gaben aber ihren Wunſch, dem Feſte beizuwohnen, durch ſo ausdrucksvolle Geberdenſprache zu erkennen, daß ihre Zulaſſung keine Schwierigkeit fand. Die meiſten Gäſte glaubten in dem Erſcheinen der Masken nur eine neue Überraſchung zu bemerken, welche der gefällige Anordner des Feſtes zu ihrem Vergnügen erſonnen habe.

Die Grazie, die Leichtigkeit der Bewegungen dieſer Tänzer wurden bald Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Man drängte ſich an ſie, man bot ihnen Erfriſchungen an, als es aber augenſcheinlich wurde, daß Niemand ſie kannte, bemerkten einige Gäſte, es wäre nun an der Zeit, ſich zu demaskiren. Deſſen weigerten ſie ſich anfänglich durch Zeichen, denn keiner hatte noch ein Wort geſprochen.

Von allen Seiten aufgefordert, geben ſie endlich ihre Abſicht zu erkennen, ſich vor dem Helden des Feſtes, dem jungen Grafen Rizzari, zu entlarven. Dieſer ließ den Arm ſeiner jungen Gemalin los und fügte ſich willig dem neugierigen Verlangen ſeiner Freunde. Die beiden Fremden äußerten das Begehren, ſich für ihn allein zu demaskiren und für den Reſt der Nacht ihr Incognito behalten zu dürfen. Sofort entfernten ſie ſich und der Graf folgte ihnen auf dem Fuße.

Eine entzückende Muſik gab neuerdings das Zeichen zu Tanz und Fröhlichkeit. Kaum wurde des Grafen Abweſenheit wahr genommen. Nur Leonore ſuchte mehr als einmal mit den Augen nach ihm, und ſchien erſtaunt, ihn noch nicht an ihrer Seite zu ſehen.

Zwanzig Minuten mochten verfloſſen ſein, als man die beiden Masken wieder eintreten ſah. Sie hatten ihr Coſtüme verändert; ſie trugen Trauerkleider, unter welchen man jedoch die gewandten Tänzer leicht erkannte. Auch trugen ſie eine dritte Perſon, die in

einen weiſſen Mantel gehüllt war, herbei. Langſamen abgemeſſenen Schrittes traten ſie gegen die Mitte der Verſammlung.

In dem Momente der Freude und Feſtlichkeit erweckte dieſe unheimliche Erſcheinung ein widriges Gefühl unter den Hochzeitgäſten. So fremdartig und ſo ſehr am unrechten Platze dieſe Scene ſchien, hielt es doch Niemand für ſchicklich, ſie zu unterbrechen, da man ſie vom Feſtgeber angeordnet hielt. In der Mitte des Saales angelangt, legten die Masken ihre Laſt auf die Erde und führten um dieſelbe einen traurigen, jedoch grotesken Tanz aus.

Leonore, über das Wegbleiben ihres Gatten immer mehr verwundert, begriff nichts von dieſem melancholiſchen Zwiſchenſpiel. Eine geheime Beklommenheit hatte ſie ergriffen, ſchüchtern blickte ſie um ſich; bebend fragte ſie nach ihrem Gemal. Todtenbläſſe lag auf ihrem Antlitz; eine von Rizzari's Schweſtern bemerkte es zuerſt und lief zu ihr, um zu fragen, ob ſie ſich unwohl befände. Leonore erwiederte, ihr Herz ſei von einer Empfindung bewegt, worüber ſie keine Rechenſchaft zu geben vermöge.

Die Masken hatten jetzt ihre ſchauerliche Pantomime beendigt. Sie näherten ſich Leonoren und der Eine ſagte, ſie am Ermel ihres Kleides zupfend, laut genug, um von den meiſten Anweſenden gehört zu werden:

»Komm! beweine dein Unglück und das unſrige!«

Starr vor Schrecken ſank Leonore bei dieſen Worten ohnmächtig in die Arme ihrer Schwägerin. Allgemeines Gemurmel lief durch die Verſammlung. Niemand zweifelte, daß die beiden Masken an der Beſtürzung der Neuvermählten Schuld waren. Aber beide waren bereits verſchwunden.

Jetzt erſt gewahrten die überraſchten Zuſchauer, daß die am Boden liegende in ein weißes Gewand gehüllte Perſon fortfuhr, die Rolle des Todten zu ſpielen; kein Glied regte ſich; ſelbſt der Athem wurde eingehalten, Neugierde bewog Einige, einen Arm aufzuheben; er fiel plump zurück und die Hand war kalt. Ein trauriges Vorgefühl ergriff nun die Gäſte; haſtig wurde das Geſicht der geheimnißvollen Perſon enthüllt. Man ſah eine Leiche — die Leiche des Grafen Rizzari.

Wer ſchildert den ſchrecklichen Auftritt, welchen dieſes Schau-

ſpiel im Schloſſe erregte! Beſtürzung, Verwirrung waren jedem Antlitz aufgedrückt, allenthalben hörte man den Ruf der Überraſchung, den Schrei des Entſetzens. Hier Männer, welche an den Degen griffen und um Rache ſchrien; dort Frauen, entweder in Erſtarrung zuſammenſinkend, oder in ängſtlicher Haſt nach allen Richtungen entfliehend. Die Verwirrung war gräßlich allgemein.

Leonore hatte die Beſinnung noch nicht erhalten; noch kannte ſie den Umfang ihres Elends nicht. Des Grafen Freunde trugen ſie in die bräutliche Kammer.

Dort war das Verbrechen begangen worden. Die unter einander geworfenen Zimmergeräthe zeigten von der Heftigkeit des Kampfes; die Werkzeuge des Todes lagen am Boden, und über dem bräutlichen Lager war ein Cypreſſenzweig aufgehangen, als untrügliches Zeichen vorſätzlicher Rache.

Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos. Nie hat man eine Spur der Mörder entdecken können. Die öffentliche Stimme bezeichnete als ſolchen den Ritter, welcher Italien bereits verlaſſen hatte und nie mehr dahin zurückkehrte. Leonore konnte ſich von dieſem furchtbaren Vorfall nie mehr erholen. Sie ging in ein Kloſter, und der Tod, der einzige Freund der Unglücklichen, ſetzte ihren Leiden ein nahes Ziel.

J. R. von Seyfried.

Tagsbegebenheiten.

Das Jahr 1834 hat uns bereits viele um Kunſt und Wiſſenſchaft verdiente Männer geraubt; ich erwähne außer den bereits in dieſen Blättern erwähnten: den Ritter Giov. Aldini in Mailand, den großen Dichter Johann Gaudenz Freiherrn v. Salis-Servis (71 J. alt) zu Malan im Canton Graubündten, und vielleicht dürften Einige auch den Romanenſchreiber Alexander Bronikofsky und den unter dem Namen: Richard Roos bekannten Archivar Engelbrecht, beide zu Dresden, hierher rechnen.

Am 23. Jänner um halb vier Uhr Morgens ſtürzte ſich ein Weib in einem Anfalle von Wahnſinn in den Kanal del Santiſſimo in San Vitale. Zum Glücke war ein Nachbar noch auf, hörte den Schlag

ins Waſſer und das Geſchrei und rief aus dem Fenſter um Hülfe. Der junge Patrizier Giammaria Foscolo ward dadurch erweckt; ein Blick durch's Fenſter zeigte ihm in der klaren Nacht, was geſchehen war. Ohne ſich zu beſinnen, eilt er die Stiege hinab, wirft ſich in das winter- und nachtkalte Waſſer und erreicht die Unglückliche; aber dieſe umklammert ihm die Arme, daß er nicht ſchwimmen kann, und Beide ſind dem Tode nahe; da ſieht Giov. Battiſta Foscolo die Gefahr des Bruders, und eilt ihm zu Hülfe. Aber kaum wäre es ihm gelungen, die ſchwere Laſt der Beiden ans Ufer zu bringen, wenn nicht der dritte Bruder, Francesco, ſie herausgezogen hätte. Drei Brüder, die ihr Leben für Andere wagen; eine ſeltene Familie!

Der Petroutzer Gutsbeſitzer Ladislaus v. Szabo in der Bukowina hat zur Gründung einer reformirten ungariſchen Schule in Andrasfalva einen Beitrag von 1000 fl. C. M. dargebracht.

In Lemberg, den 15. März, haben ſich abermal 17 taubſtumme Knaben über die im 1ten Schulſemeſter 1834 abgehandelten Lehr-Gegenſtände der öffentlichen Prüfung unterworfen, darunter befinden ſich 11 größtentheils verwaiste oder ganz unvermögende Landeskinder, deren Verpflegung, Bekleidung und Unterricht im Convicte auf Koſten des Inſtitut-Fondes beſorgt wird.

Eben dieſe Vortheile genießen 3 Jünglinge gegen Entrichtung einer jährlichen verhältnißmäßigen Bezahlung und zweien iſt unentgeltlicher Schulbeſuch geſtattet.

Die der Prüfung beiwohnenden Gäſte äußerten ihre Zufriedenheit über die wahrgenommenen Fortſchritte der taubſtummen Lehrlinge, ſo auch über die mühvolle Verwendung des Inſtitut-Lehrers und des Schul-Katecheten.

Jeden Menſchenfreund machen wir auf das vom Engliſchen Parlament erlaſſene (in der Wiener Zeitung Nr. 58 vollſtändig enthaltene) Strafgeſetz gegen grauſame Behandlung der Thiere aufmerkſam. — Wer irgend ein Thier aus Grauſamkeit oder Mutwillen ſchlägt, neckt, martert, mißhandelt, oder länger als

24 Stunden ohne hinreichende Nahrung läßt, wer ferner bei dem Treiben oder Fahren eines Thieres einer Nachläßigkeit, Mißhandlung und Mangels an nöthiger Pflege ſich ſchuldig macht, der ſoll, wenn er deſſen überwieſen iſt, außer und über dem Betrage der allfälligen Beſchädigung, eine verhältnißmäßige Geldſtrafe erlegen, oder, nach dem Ermeſſen des Richters, eine den Zeitraum eines Monats nicht überſteigende Gefängniß- oder Correktionshausſtrafe zu beſtehen haben, und im Falle wiederholter Übertretung einer Verurtheilung in dem Strafarbeitshaus bis zu drei Monaten unterliegen.

Leſefrüchte.

In den Tutti frutti, welche von dem Verf. der berühmten Briefe eines Verſtorbenen (wenn ich nicht irre, der Fürſt Pückler) nächſtens erſcheinen werden, und von denen einige Probeſcenen in die dresdner Abendzeitung aufgenommen ſind, kommt folgende merkwürdige Stelle vor:

»Wie kömmt es, daß Niemand nach Öſterreich kommen kann, ohne ein Gefühl zu haben, als ſei es Sonntag? wie kömmt es, daß Niemand, kein Deutſcher wenigſtens, den öſterreichiſchen Kaiſer ſehen kann, ohne ſich ihm herzlich und ehrfurchtvoll zugethan zu fühlen? — Es iſt ein eigener Zauber über Herr und Land dort ausgebreitet, der ſich zwar in der Geſchichte gar ſehr und oft bemerkbar gemacht hat, den man aber vielleicht ſchneller fühlt als definiren kann. Die Perſönlichkeit thut viel dabei, aber bei weitem nicht alles.

Die Zeitung von Genua enthält einen Bericht über die Verſetzung eines ganzen Kirchthurms zu Crescentino in Piemont von einer Stelle auf eine andere mehrere Ellen entfernte, wo er auf einen neuen Grund geſtellt wurde. (?) Die Arbeit ging unter Leitung eines Baumeiſters vor ſich, der ſeiner Sache ſo gewiß war, daß er ſeinen Sohn auf dem Thurm bleiben und während des Transports die Glocken läuten ließ.

Verbeſſerungen: S. 641, Z. 16, ſt. 1740 l. 1746; S. 641, Z. 17, ſt. 1768 l. 1786; Z. 24. ſt. 1800 l. 1806; S. 643, Z. 2, ſt. Kadrau l. Kladrau; Z. 6, ſt. Hemmeling l. Hemeling; Z. 11, ſt. 1800 l. 1809; Z. 27, ſt. Schwarz l. Schwarzer; S. 644, Z. 2 v. u. ſt. Kallhaus l. Kallham; S. 143 Z. 5, ſt. Inſtitut l. Inſtitutes.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

―

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 29. Wien, den 16. April 1834.

Die Roſen des Heils. Legende von E. Straube. — Der Familienſchmuck der Grafen von Juray. Erzählung von A. Ritter v. Tſchabuſchnigg. — Standeswahl, von J. J. Hannuſch. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Aenigmata. — Auflöſung der Charaden im Blatte 27.

Die Roſen des Heils.

Legende.

Es zog ein Rittersmann einmal
Durch Hain und Au und Wieſenthal,
Wohl übers Meer, durch der Wüſte Sand,
Von Land zu Land.

Und wo der Rittersmann erſchien,
War Morgenroth und Hoffnungsgrün,
Allüberall fand er Sang und Spiel
Und Freude viel.

Das Roth und Grün behagt' ihm ſehr,
Doch Luſt und Freude noch weit mehr,
Er leerte begierig, Zug für Zug,
Des Lebens Krug.

Es ſchwand ihm hin — ein Wechſeltauſch
Von Herrengunſt und Liebesrauſch,
Er ſchien, im Genuß des Augenblicks,
Ein Sohn des Glücks.

Doch niemals hielt er lange aus,
Er fühlte nirgend ſich zu Haus,

Er wanderte raſtlos fort und fort,
Von Ort zu Ort.

Da kam er einſt, des Abends ſpät,
Von rauhen Stürmen hart umweht,
In düſtrem Ernſt einen Wald entlang
Am Bergeshang.

Ein Hüttchen aber ſtand am Weg,
Umbüſcht von wildem Dorngehäg',
Daneben rauſchte, kriſtallenhell,
Ein Waſſerquell.

Und vor der Thüre ſaß ein Greis,
Mit Bart und Haaren, ſilberweiß,
Die Augen auf ein Kreuzlein gewandt,
Das ſeitwärts ſtand.

Der Ritter hielt — er lauſchte — ſah —
Er wußte nicht, wie ihm geſchah,
Es regte ſich ein geheimer Drang,
So weh und bang.

Er trat zum Klausner ſtill heran:
»O deute mir, Du frommer Mann,
O deute in Deinem Angeſicht
Das heit're Licht!«

»Die Noth wohnt unter Deinem Dach,
Der Mangel hält im Hauſe Wach';
Und dennoch ſcheinſt Du der reinſten Luſt
Dich froh bewußt!«

»Ich aber ging durch's Leben hin,
Das Glück war immer mein Gewinn,
Des Lorbeers ſelbſt und der Myrte Reis
Ward mir zum Preis;«

»Der Freude Kelch hab' ich geleert,
Der Blumen ſchönſte nicht entbehrt;
Und jetzo bin ich, da 's Abend wird,
Vom Gram berührt.«

»Mich freut nicht mehr des Himmels Blau,
Die Welt ſcheint mir gehüllt in Grau,
Die Erde däucht mich ſchnöde und bloß
Und freudenlos.«

»Der Blüten Duft ergötzt mich nicht,
Ein dumpfer Klang nur zu mir ſpricht,
Es dröhnt in meines Schlummers Ruh:
»Verlorner Du!«

»O frommer Mann, o heil'ger Mann,
Ich fühl's, es iſt um mich gethan,
O heiliger Mann erbarme Dich,
O rette mich!«

»Als ich zu Deiner Hütte trat,
Erkannt' ich erſt den rechten Pfad,
Wie Schuppen fiel es vom Auge mir:
O glich' ich Dir!«

»Sag' an und gib mir den Verſtand,
Warum ich echtes Glück nicht fand?
Wie kömmt es wohl, daß ich nun zur Nacht,
Erſt bin erwacht?« —

»»Du biſt,«« ſpricht der Anachoret,
»»Wohl darum erſt erwacht ſo ſpät,
Weil Du die rechte Blume und Frucht
Nicht haſt geſucht.««

»»Die Blume nur der Lieb', des Ruhms,
War Endzweck Deines Pilgerthums,
Die Roſen des Heils vergaßeſt Du ganz
Im Firlefanz.««

»»Das Blut, das unſer Herr vergoß,
Als ihn durchbohrt der Lanze Stoß,
Als ihn der Kranz der Dornen geſchmückt,
Auf's Haupt gedrückt;««

»»Die Blutesroſen, das herbe Weh
Im Garten von Gethſemane,

Wo mit dem Vater der Herr ſich berieth,
Des Lebens müd;««

»»Die heißen Wunden, blutigroth,
Des Allverſöhners heil'gen Tod,
Sein Leiden und ſeinen bittren Schmerz
Vergaß Dein Herz!««

»»Du flogeſt achtlos, ohne Scheu,
An Deines Mittlers Kreuz vorbei,
Die Roſen der Welt haſt Du gepflückt
Und ſchienſt beglückt;««

»»Doch Blumen, die die Erde trägt,
Der kleinſte Sturm in Aſche ſchlägt,
Die Roſen des Heils nur dauern aus
In Sturm und Graus.««

»»Das denk' mein Sohn, eh' es zu ſpät,
Eh's nachtet, eh' die Zeit vergeht,
Kehr' um und tritt bei dem Heiland ein,
Er harret Dein.««

»»Für Dich hat er am Kreuzesſtamm
Sein Blut verſtrömt als Opferlamm,
Durch dieſe Roſen wurde das Heil
Dir einſt zu Theil.««

»»Laß von der Weltluſt Eitelkeit,
Laß von dem Tand der ird'ſchen Zeit;
Und wende Dein Herz dem Himmel zu, —
Dort iſt die Ruh!«« — —.

Der Ritter ſchwieg, der Ritter ſann
Den Harniſch hat er abgethan,
Und kniete betend zum Kreuze hin,
Mit gläub'gem Sinn:

»Der Erde Lüſten ſchwör' ich ab,
Hier in der Öde ſei mein Grab;
O gönne die Roſen des Heils dafür
Mir einſt bei Dir!«

E. Straube.

Der Familienſchmuck der Grafen von Juray.

Erzählung von A. Ritter v. Tſchabuſchnigg.

Als ich vor einigen Jahren eine Reiſe durch das ſüdliche Frankreich machte, kam ich eines Nachmittags über Oleron in ein Thal der Pyrenäen. Der ſchöne Himmel des ſüdlichen Frankreichs breitete ſein zartblaues, ſonnenhelles Gewölbe über mich, nah und fern ſtanden Meierhöfe, und die Gebirgkette im Süden war mit den reizenden Farben des Frühherbſtes geſchmückt.

Es hat für mich jederzeit etwas beſonders Freundliches, wenn ich auf ſchmalem, bewachſenem Fußpfade durch eine ländliche Gegend wandere, und ſoweit das Auge reicht, keine Heerſtraße erblicke; es kömmt mir vor, als ſollt' ich das Leben in ſeiner heimlichſten Kammer beſchleichen.

Das rüſtige Fußgehen hatte mich erhitzt und ermüdet. Ich kam an das Vorwerk einer Meierei. Ein großer Kaſtanienbaum breitete ſeine dunkelgrünen Blätter über einen Steintiſch, und eine Bank aus Matten lud zu ländlicher Sieſte. Ich ſetzte mich. Mit der in Südfrankreich gewöhnlichen Freundlichkeit grüßte mich ein hübſches Mädchen und brachte auf mein Erſuchen kühle Milch und weißes Brod. Sie ging alſobald wieder an ihre Arbeit, und ich ergötzte mich an dem lieblichen Ausblicke in's bewaldete Thal. Das Mädchen ſang unfern am Raine ein einfaches Lied, das den Genuß dieſes Augenblicks erhöhte. Mein Auge ſchweifte über den nahen Wieſenwuchs, über die vielen Umzäunungen und blühenden Hage, die ein friedliches harmloſes Eigentum verkündeten, über den klaren, liſpelnden Bach, und verweilte endlich neugierig auf einem altertümlichen Schloſſe, das von der Kuppe eines bewachſenen Hügels durch Baumkronen hervorblickte.

Das Lied der ſchönen Mäherin war verklungen, die Anſtrengung des Fußgehens vergeſſen und vom Gebirge herunter wehte ein kühler Wind, der zur Fortſetzung der Wanderung lockte. Rüſtig ſchritt ich durch die Gebüſche und beſchloß die nächſte Nachtruhe im namenloſen Schloſſe zu halten.

Nach ein Paar Stunden ſchritt ich bereits an dem Hügel hinauf, und bald ſtand ich vor der weiten Pforte des altertümlichen Baues.

Eine hohe Ringmauer mit Schießfenſtern umgab den weiten bewachſenen Hofraum, die maſſiven, eiſernen Angeln, die nun ledig den Eingang geſtatteten, bezeugten, daß einmal unwillkommner Zutritt hier nicht ſo leicht geweſen, und als ich nun in den Vorraum eintrat, ſtand ich vor einem weitläuftigen Gebäude, das Wohnung und Sicherheit bereits vor Jahrhunderten ſeinen Beſitzern angeboten hatte.

Ein kleines, ſchwarzes Hündchen ſprang mir heftig bellend entgegen, und ſchien ſammt einem Bocke, der auf einer Mauerbrüſtung gemächlich Epheu verſpeiſte, die Stelle des Thorwarts zu vertreten. Das Spitzhündchen hörte nicht auf, mich anzubellen, und auch der Bock ſah neugierig auf mich und ſchüttelte bedenklich den bartigen Kopf, daß die Blechglocke läutete. Mich überkam das Gefühl menſchlicher Hinfälligkeit, und der Windzug, der eben durch die Waldwipfel dahin fuhr, ſchien mir das Brauſen des Zeitenſturms.

Eine lange, dürre Geſtalt trat nun geſchäftig und ehrenwerth aus der Burg und fragte um mein Begehren. Ich ſagte freundlich meine Beſchäftigung und meinen harmloſen Wunſch, und der Kaſtellan näherte ſich gewährend. Wir waren eine ziemliche Strecke auseinander geſtanden, und während er heran kam, hatte ich hinlänglich Zeit, ihn genauer zu betrachten. Er hatte ein ſchlichtes biederes Ausſehen; ſparſam ſchmückten graue Haare den ehrwürdigen Scheitel, ſeinen hageren Zügen hatte mehr als ein halbes Jahrhundert Feſtigkeit und Bedeutung gegeben, und der Holzfuß, der ihm das linke verlorne Bein erſetzen ſollte, bezeugte, ſo wie die Medaille an der verſchoſſenen Uniform, daß er ſeinem Vaterlande in rüſtigen Jahren nicht ohne Auszeichnung gedient habe. Meine Offenheit, der Antheil, den ich an der Veſte erwies, als deren Schließer und Kaſtellan ihn der raſſelnde Schlüßelbund bezeichnete, gewannen mir bald ſein Vertrauen und ſeine Gunſt. Er wies mir mit der eifrigen Theilname eines alten Dieners die Ausdehnung, Tüchtigkeit und Pracht des Kaſtells, zeigte mir mit biederem Stolze das uralte Wappen der Vicomtes von Juray, das häufig in Stein gehauen am Mauerwerke angebracht war, und erſchöpfte ſich im Lobe der Familie, das doch häufig von einem traurigen Seufzer über die Verkehrtheit der Zeit und den berückten Geſchmack des letzten Enkels dieſes ſo ehrenwerthen Geſchlechtes unterbrochen wurde, der Paris dem ſchönen Stammſchloſſe in den Py-

rend en vorziehen konnte. Das Schloß zeigte wirklich von Macht und Reichtum. Acht Thürme bezeichneten eben ſo viele Ecken des Gebäudes, dazwiſchen erhob ſich der wohnliche Theil in zwei Stockwerken, und die Ausſicht, die man von jedem Mauervorſprunge genoß, übertraf wirklich den Genuß auf den Boulevards und zu Longchamp bei weitem.

Wir kamen an zwei Fenſtern im Erdgeſchoſſe vorüber, die vollauf mit Blumen beſtellt waren; es waren Roſen, Myrten und Rauten darunter. Er rief ſeine Tochter, Florette erſchien mit zierlichen Knixen und leichtem Erröthen.

»Gehe, Florchen! und führe den Herrn, ehe die Sonne völlig unter iſt, auf die Teraſſe beim alten Thurme, damit er unſer Leben in den Pyrenäen kennen lernt. Mein Humpelbein langt nicht wohl aus, auch muß ich noch die Runde im Schloſſe machen.«

Florette war bereit. Wir gingen durch den alten, verwachſenen Schloßgarten, und endlich auf geſchlängeltem Wege durch Geſtrippe und Buſchwerk, in dem Amſeln und Droſſeln ſangen.

Die natürliche Laune des Mädchens verwandelte unſeren Weg zum Blumenpfade. Scherzend und tändelnd kamen wir an der alten Warte an; aber das Mädchen wurde ernſter, als wir auf die Plattform hinaus traten, und das reizende Thal und die untergehende Sonne vor uns lag. Ich verſank in den Anblick. Die Gegend ſchwamm in Abendröthe, die Pyrenäen ſchienen zauberhaft beleuchtet, und die ganze Ausſicht ein mileſiſches Mährchen. Aus dem Thale ſchlugen die Betglocken, Florette kniete in frommer Rührung vor Gott nieder und betete halblaut ihr herzliches Ave Maria!

Weiße Nebel fingen unten bemerklich zu werden, und lange, weite Schatten ſchritten in das Thal herein. Wir weilten noch beide in ſchweigender Rührung.

Da blies ein einfaches Horn vom Schloſſe und Flore bemerkte, daß ihr Vater zum Abendmale rufe. Leicht getröſtet kehrte ſie der entzückenden Ausſicht den Rücken, hüpfte mit dem elaſtiſchen Schritte der Jugend vor mir daher und hatte bald wieder ihre frühere Fröhlichkeit gewonnen.

Wir traten in das Schloß. Dämmerung waltete bereits traumhaft in den weiten Hallen und legte ſich täuſchend an die ſpitzen Bo-

gen, an die gewaltigen Pfeiler und Kapitäle. Florette, von Kindheit auf den Anblick gewöhnt, hüpfte fröhlich durch dieſe Gewölbe. Eine hohe, breite Stiege empfing uns, und der Wiederhall kam langſam und ſchleppend hinter uns die maſſiven Stufen herauf. Weite Säle mit abentheuerlichem Getäfel und Schnörkelwerke reihten ſich aneinander; uralter Hausrath mit blaſſer Vergoldung und ſeltſamen Beiwerke ſchien auf Gäſte ferner Zeiten zu warten. Florette hatte im Vorhauſe eine Fackel angezündet, deren flackernder, ungewißer Schein das Romantiſche der Umgebung erhob. Wir ſchritten durch einen langen Gang an einer Kapelle vorüber und traten endlich in eine weite Halle. Der Eintritt war in der That überraſchend. Es war der Ahnenſaal der Grafen von Juray. Der alte Dupray hatte den Abendtiſch in dieſem prächtigen Gemache bereiten laſſen, und zur Erleuchtung des weiten Saales in den vier Eckkaminen desſelben Feuer angemacht. Die wechſelnde Erleuchtung ſchloß jähe an den hohen Wänden hinauf und wurde, wie plötzlich, von der Dunkelheit, die oben an den Geſimſen lagerte, zurückgedrängt. Die Seitenwände waren bis zur Mannhöhe mit Holzwerk verziert, und rund an denſelben reihten ſich lebensgroße Bilder der Grafen und Gräfinnen von Juray herum. Die Augen der Standbilder gewannen in der flackernden Beleuchtung an Lebendigkeit und die dunklen Geſtalten ſchienen ſich zu rühren. Als ich eben vor Adelheid Gräfin von Juray ſtand, wie ſie mir der Alte nannte, bedünkte es mich faſt, als ob die ſchöne Dame den köſtlichen Schmuck, den ſie trug, zurecht ſchöbe, und das ſchwere funkelnde Bruſtſtück über den Spitzkragen vorzöge. Mit halbem Scherze und heimlichem Grauen machte ich Dupray meine Bemerkung.

»Fällt ihnen auch das ſeltne, koſtbare Geſchmeide in das Auge? ei, ſie haben einen ſcharfen Blick, Herr! Sie werden bemerken, daß alle Damen, die auf Gräfin Adelheid folgen, denſelben Schmuck tragen, ſo wie, daß ſie die erſte in dieſer Reihe iſt.«

Mit einiger Überraſchung bemerkte ich die Richtigkeit dieſer Mittheilung; mochte das Kleid was immer für eine Farbe und Form haben, jede Dame trug dieſelben Armbänder, dasſelbe Diadem, dieſelbe Halskette. Ich mochte die Bilder, wie ich wollte, betrachten, mein Auge wurde unwillkührlich von dem geheimnißvollen ſeltſamen Geſchmeide angezogen.

»Es iſt der Familienſchmuck der Grafen von Juray,« fuhr der Alte mit ernſter Stimme fort, »und ich bin in der Lage, ihnen das Original zu weiſen.«

Neugierig folgte ich ihm zu einem Pfeilertiſchchen, das vor einem der Kamine ſtand. Der Invalide ſchloß bedächtig und mit einer Vorſicht, die den hohen Werth, den er auf den Inhalt legte, hinlänglich bewies, ein vergoldetes Käſtchen auf und legte mir alſobald dasſelbe Geſchmeide vor, das ich auf den Konterfeien bewundert hatte. Es war aus ſchwerem, gediegenem Golde, verſchwenderiſch mit Steinen verſchiedenſter Gattungen beſetzt. Rubine, Smaragde, Ämethiſte, Topaſe und mehre bekannte Edelſteine warfen ihr glitzerndes Licht über andere dunkelſcheinende und einige, die ich mich nur in alten Gemmenſammlungen geſehen zu haben erinnerte. Die Faſſung war reich und von allem alten Schmucke, den ich geſehen, verſchieden; aus haarfeinen, grauen Fäden waren ſeltſame, phantaſtiſche Arabesken gebildet; fremde Blumen wieſen reizende Bildungen und wieder ſchauten, halbverſteckt., unförmliche Zwergenköpfe mit ſchlauen Zügen hervor. Am Mittelſteine des Kopfſchmuckes, den ein Blutſtein von ſeltener Größe bildete, ſtand ein dreifaches Kreuz eingegraben.

Ich betrachtete Stück für Stück aufmerkſam, und konnte mich an der ſeltſamen Arbeit, an der keine Fuge, keine Anſchmelzung zu bemerken war, nicht ſatt ſehen. Der Invalide ſtand mit bedeutendem Lächeln an der Seite, und wies mir mit freundlichem Eifer den feinen Gehalt des Goldes und den ſeltenen Glanz der Edelſteine. Als ich eine weitere Frage dießfalls an ihn that, meinte er, bis Maion mit der Suppe fertig ſei, wäre eben noch Zeit, mir die Geſchichte von dieſem Schmucke zu erzählen, wenn ich anders Luſt ſie zu hören hätte.

Ich bejahte eifrig, und der Invalide nahm ſorgfältig vor dem Schmucke im Ohrſtuhle Platz. Florette trieb emſig die Kunkel an ſeiner Seite; ich ſetzte mich gegenüber, und der Alte begann, indem er manchmal in eine vor ſich liegende Chronik blickte:

(Schluß folgt.)

Standeswahl.

Von J. J. Hannuſch.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen;
Doch mit dem engſten Kreis höret der Weiſeſte auf.

Schiller.

Einleitung.

Fühlſt du dir Stärke genug, der Kämpfe ſchwerſten zu kämpfen,
Wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Mut genug, mit des Zweifels unſterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir ſelbſt männlich entgegen zu geh'n?
Mit des Auges Geſundheit, des Herzens heiliger Unſchuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres verſucht?
Fliehe, — biſt du des Führers im eigenen Buſen nicht ſicher —
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verſchlingt!
Manche gingen nach Licht, und ſtürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerſchein wandelt die Kindheit dahin.

Schiller.

Zwölf Jünglinge, ungefähr von gleichem, im Ganzen ſchon ziemlich gereiftem Alter, bildeten einen kleinen Verein junger Freunde unter der gemeinſamen Aufſicht eines Mannes, deſſen Obhut und Erziehung ſie von ihren Ältern oder Verwandten, deren verſchiedenartige Berufsgeſchäfte ſie fern von ihren Lieblingen hielten, anvertraut waren. Alle waren gute Naturen, begabt mit vorzüglichen Talenten und Anlagen; alle beſeelt von jugendlichem Eifer, ihre Fähigkeiten für ihre künftige Beſtimmung zu entwickeln. Wohl hatte die Zeit der Thätigkeit begonnen. Aber ihre Thatkraft hatte noch kein Ziel. Der von allen Zöglingen gleichgeliebte Stellvertreter ihrer Väter und Verwandten, ihr Freund und Lehrer, benützte jede Gelegenheit, ſie auf die verſchiedenen Verhältniſſe aufmerkſam zu machen, in welchen der Menſch in der Welt ſeine Thätigkeit zum Beſten des Ganzen, deſſen Theil er iſt, zu entwickeln vermag. Er ließ ſie bemerken, daß mehr oder weniger jeder Menſch, außer den allgemeinen Naturgaben und jenen Fähigkeiten, welche er — ſeiner Stellung nach — ſich zu erwerben vermag, gewöhnlich noch vorzugsweiſe bald mit einer, bald mit mehreren Anlagen zugleich ausgerüſtet erſcheine, die ihm gleichſam den Wirkungskreis andeuten, in welchem er insbe-

ſondere nützlich zu werden hoffen könne. Endlich gab ihm der Brief des Vaters eines ſeiner Zöglinge eine willkommene Veranlaſſung, die Gedanken der Jünglinge auf eine ſchickliche Weiſe zu erforſchen. Man erkundigte ſich nämlich mit einiger Bedeutſamkeit, ob der geprüfte Freund des Sohnes keine Ahnung davon habe, wozu derſelbe wohl am meiſten Neigung oder Fähigkeit beſäße? — Ohne daher den Zögling zu bezeichnen, um deſſen künftige Beſtimmung es ſich dermalen handle, eröffnete der Vorſteher der Anſtalt ſeinen Zöglingen insgeſammt die an ihn über einen von ihnen ergangene Frage; eine Frage, die wenn ſie auch dermalen namentlich nur erſt an einen ſeiner jungen Freunde gerichtet werde, dennoch über kurz oder lang an einen nach dem andern gethan werden würde; daher es gar nicht ſo übel ſein möchte, ſich ſchon dermalen darauf vorzubereiten. Um daher die unumwundenen Gedanken ſowohl ſeines jungen Freundes in Frage, als aller übrigen auf dem geradeſten Wege zu erfahren, ſchlage er ihnen ein einfaches Mittel vor, das ihnen vielleicht um ſo angenehmer ſein dürfte, als es eigentlich dabei auf eine bloße Stylübung abgeſehen ſein ſolle, welche ihnen Gelegenheit geben würde, ſich über dieſe höchſt wichtige Angelegenheit zwanglos auszuſprechen, ohne deßhalb mehr als ihre Neigung kund zu geben, abgeſehen von allen, durch die Macht der Verhältniße eines Jeden ſpäter rückſichtslos einwirkenden Umſtänden, welche etwa auf ihre künftige wirkliche Beſtimmung Einfluß nehmen dürften. Er nehme an, daß ſie ſämmtlich ſeiner Aufforderung um ſo lieber Genüge leiſten würden, als er ihnen hiezu gerne Zeit und Luſt zu gönnen wünſche, und ſeiner Seits verſpreche, ihre an ihn gerichteten Aufſätze als Äußerungen ihres kindlichen Vertrauens väterlich entgegen zu nehmen, und wie ein guter und weiſer Vater davon Gebrauch machen zu wollen.

Die Zöglinge nahmen den Vorſchlag mit Freuden an. Jeder dachte ſich die Aufforderung ſpeciell an ihn ergangen. Jeder war voll froher Zuverſicht auf das, was ihm die Bruſt bewegte, und voll Begierde, ſich darüber ſchön und zierlich, feurig und kraftvoll auszuſprechen. In kurzer Zeit überreichten ſämmtliche Zöglinge ihre Aufſätze, eingekleidet in Briefe an ihren väterlichen Lehrer und Freund; jeder in ſeiner Weiſe und nach ſeinem Herzen. Hier ſind ſie:

I.

Nicht aus meinem Nektar haſt du die Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

Schiller.

Sie wiſſen recht wohl, verehrter Freund', daß Sie mich manches Mal über dem Leſen eines Fouque'ſchen Ritterromans, oder eines Walter-Scott'ſchen Gemäldes der Vorzeit, oder einer nicht minder intereſſanten heroiſchen Schilderung aus unſeren Tagen ertappten. Es war immer eine Art von Beſchämung für mich, weil ich recht wohl empfand, das ich meine freie Zeit leicht auf eine nützlichere Weiſe auszufüllen vermöchte. Und doch hatte das Leſen einer ſolchen Schrift ſtets einen ganz eigenen Reiz für mich. Ich ſchwelgte in den phantaſtiſchen Bildern jener Abenteuer und Gefahren meines Helden der Vorzeit oder Gegenwart; konnte mich oft ſo lebhaft in die Lage meines Lieblings hineindenken, daß ich, in der That! vieles darum gegeben hätte, um entweder ſelbſt dieſer Held zu ſein, oder zum Mindeſten etwas dem, was ihm begegnet zu ſein ſo angenehm verſichert ward, Ähnliches zu erfahren.

Ach Lieber! ich fühle es wohl, daß meine Beſtimmung mir gegeben iſt. Meine Wünſche, meine Hoffnungen, ja ſelbſt meine Verhältniſſe drängen mich dazu. Glücklich! daß ich dieſem Drange frei folgen darf.

Sie wiſſen, mein Vater ſtarb auf dem Schlachtfelde. Ich will nicht ſchlechter ſein. Mein Oheim, Major von H., von dem ich abhänge, begünſtigt meine Neigung. Meine Vorliebe für mathematiſche Wiſſenſchaften, Geographie und Geſchichte bietet mir keine ſchlimmen Hilfsmittel zum Zweck. Ich will meinem Vaterlande mit den Waffen dienen. Ich will ſein Kriegsmann ſein. Entſchiedenheit liegt in meinem Charakter. Sie ſoll ſich in meinen Handlungen ausſprechen. Ein Soldat muß kurz entſchloßen ſein. Wagen gewinnt. »Wagen verliert auch« — ſetzt vielleicht ein Bedächtigerer, als ich, hinzu. Ich höre es, aber überhöre es. Eine Reflexion dieſer Art taugt nicht in meinen Kram. Dazu werden Sie mir wohl Recht geben.

Brauchte es noch mehr Gründe, theurer Mann! der Sie ſo

weiſe als liebevoll Vaters- und Oheimsſtelle an mir vertreten, um Ihnen mein Vornehmen als meinen Beruf darzuſtellen? —

Ich kenne wohl das Würfelſpiel des Krieges aus der Geſchichte und meines eigenen Lebens Erfahrung. Ich mußte die letztere theuer genug mit dem Tode meines innigſtgeliebten Vaters erkaufen! Aber es ſoll mich nicht abhalten. Raſch rollt das Blut durch meine Adern. Wer das Leben einſetzt, gewinnt es. Tod, Wunden, Gefangenſchaft — warten meiner; aber vielleicht auch — Ehre und Ruhm, vielleicht der Feldherrnſtab. Warum ſoll ich mir nicht das Höchſte zum Ziel ſetzen? Muß das nicht Jeder, der etwas erſtreben will? Iſt das nicht die Aufgabe des geſammten Menſchengeſchlechtes? Wird etwa weniger verlangt, wenn es heißt: »Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt?« —

Sehen Sie, theurer Lehrer und Freund! ſo entſchloſſen trete ich vor Sie hin und ſpreche: Ich will Soldat werden. Ich will Gutes auf dieſe Weiſe wirken; alſo — ſoll ich es. Ich will meinem Vaterlande mit meinen Kenntniſſen, mit meinen Waffen, mit meinem Mute nützen. Ich bitte, wenn es Ihnen räthlich ſcheint, von dieſer Erklärung bei meinem Oheim Gebrauch zu machen. Ewig

Ihr

dankbarer Carl.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

9. April 1659 vermacht J. B. Suttinger zum Thurnhoff, k. k. Rath und n. ö. Regierungskanzler, dem Convikte zu Wien ein Kapital von 7000 fl., damit von den jährlichen Intereſſen zwei, drei oder ſo viel möglich arme Knaben daſelbſt ſollen unterhalten werden. Die Stiftlinge durften Theologie oder die Rechte ſtudieren; als Juriſten aber mußten ſie aus dem Convikte treten, und genoßen das Stipendium durch 5 Jahre außer demſelben.

10. April 1806 feierte die Wiener-Hochſchule das Jahresfeſt ihrer Wiederherſtellung. Im Namen Seiner Majeſtät verherr-

lichte daſſelbe der oberſte Kanzler Graf v. Ugarte; beim Hochamte zu St. Stephan erſchienen die Erzherzoge Anton, Rainer, Rudolph, Ferdinand und Maximilian; mehrere der erſten Männer des Staates, des Hofes und Militärs, die Bürgermeiſter der Hauptſtadt, und eine große Zahl von Menſchen aus allen Ständen. Hierauf ging der Zug nach dem Univerſitätsgebäude, wo im großen Hörſaale der Dekan der juridiſchen Fakultät, Dr. Joſeph Voglhuber, eine der Feier des Tages entſprechende Rede hielt. Eine Abtheilung der bürgerlichen Cavallerie und zwei Grenadier-Compagnien des Bürgercorps waren in Parade aufgezogen.

11. April 1807 ſtirbt zu Peſth Nikolaus von Révai, Weltgeiſtlicher und Profeſſor der ungariſchen Sprache und Literatur an der Univerſität in Peſth. Viel zu frühe ward er der magyariſchen Philologie entriſſen! Keines ſeiner Werke, die verdientes Aufſehen erregten, kam zur Vollendung. So iſt von der höchſt gründlichen Abhandlung: **Antiquitates literaturae Hungaricae**, leider nur der erſte Band erſchienen, auch die **elaboratior grammatica Hungarica** blieb unvollendet.

12. April 1520 ſtirbt zu Wien Thomas Reich oder Klocianus, wie er ſich nach dem damaligen Gelehrtenbrauche nannte, ein um Wiens Schulen und literariſchen Aufſchwung hochverdienter Mann. Er war von Krems in Öſterreich unter der Enns gebürtig, ſtudierte Theologie, empfing aus Maximilians Händen den poetiſchen Lorbeerkranz, war dreimal Dekan der philoſophiſchen Fakultät und 1508 und 1511 Rektor Magnifikus. Er liegt in der Domkirche bei St. Stephan, wo er Kanonikus war, begraben!

13. April 1733 geb. zu Wien Jakob Schmutzer, k. k. Rath und Direktor der Kupferſtecherklaſſe an der Akademie der bildenden Künſte in Wien, ein Mann, der nicht minder durch eigne Meiſterwerke, als durch den entſchiedenen Einfluß auf jüngere Talente, eine glänzende Epoche in der vaterländiſchen Kunſtgeſchichte machte. Schon in der früheſten Jugend verrieth er ungewöhnliche Anlagen; der Freiherr von Kettler nahm ſich ſeiner an, empfahl ihn dem großen Kaunitz, und dieſer bewirkte, daß er auf Koſten des Hofes nach Paris in die Schule des berühmten Wille geſendet wurde.

Schmutzer's Verwendung hier war entſcheidend. — Als er nach vier Jahren zurückkehrte, hatte er ſich ſchon einen bedeutenden Ruf erworben. Er wurde ſogleich zum Hofkupferſtecher ernannt, und 1766 zum Direktor. Richtigkeit der Zeichnung, ein feſter zierlicher Griffel erheben die meiſten ſeiner Arbeiten über die ſeiner Zeitgenoſſens Dahin rechnen wir vorzugsweiſe den Mutius Scävola nach Ruben, die heilige Magdalena, die Portraits der Kaiſerin, des Fürſten Kaunitz, des Grafen Desralls u. ſ. w.

14. April 1792 ſtirbt zu Wien Maximilian Hell, Hofaſtronom und Lehrer der Sternkunde an der hohen Schule zu Wien, Mitglied der gelehrten Geſellſchaften zu Paris, Bologna, Koppenhagen, Stockholm, Göttingen und Drontheim, und in ſeinem Fache einer der größten Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts. Er wurde am 15. Mai 1720 in der ungariſchen Bergſtadt Schemnitz geboren, machte ſeine erſten Studien zu Neuſohl und trat achtzehn Jahre alt in den Jeſuiten-Orden. Hier der eignen Ausbildung und dem Lehramte abwechſelnd nach den alten Inſtitutionen lebend, wendete er bald ſeine ganze Thätigkeit zu jener Wiſſenſchaft, in der er ſo großes Aufſehen erregte. Im Jahre 1755 erhielt er den Ruf nach Wien; am 28. April 1768 trat er die berühmte Reiſe nach der Inſel Wardoe im Eismeere an, um den Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe zu beobachten. Die gewonnenen Reſultate beurkunden ſeltene Tüchtigkeit; ſie werden in der Geſchichte der Aſtronomie immer Epoche machen. — Sieben und dreißig Bände aſtronomiſcher Ephemeriden verbürgen überdieß Hells — unermüdete Thätigkeit; wenn er auch in mancher anderen Beziehung hinter dem Geiſte der Zeit geblieben.

15. April 1807 ſtirbt zu Peſth Freiherr Ladislaus Orczy, k. k. Kämmerer und geheimer Rath, im 57. Jahre ſeines Lebens, von Allen betrauert. Er war der jüngſte Sohn des 1789 verſtorbenen Generals Laurentius Freiherrn von Orczy, und als Staatsmann und Literator gleich ausgezeichnet. In der Sammlung der ungariſchen Gedichte ſeines Vaters, die Revai in Peſth herausgab, befinden ſich mehrere Stücke von ihm.

Aenigmata.

Bis venere novem juvenes ad moenia nostra,
Ex aliis hue ad nos adierc loeis.
Conspicui forma pariter florentibns annis,
Attamen his minime par decor oris adest.
Nil cst, egregiae quod dicas deesse cohorti,
Quam quod non potis est edere lingua sonos.
Non illis vox est, sed secum quinque sodalea
Ducunt: cx his, ut verba loquantur, habent,
Submoto nullum dicunt interprete verbum:
Orbe sed est toto gloria magna virûm.

Calce coagmentor, quadrato marmore surgo,
Defendo nimbos, fuleio teeta domus.
E demas, Idae pastor judexque Dearum,
Exitium Trojae, elarus adulter ero.
Tollite P, cornu ferio, ruo moenia, coelum
Orno, Helles vector, victima grata sacris.

Est genitor, natos qui bis sex procreat, uni,
Cuique horum natae triginta dispare forma:
Qnaedam sunt nigrae, quaedam sunt vultibus albae:
Sunt immortales omnes, moriuntur et omnes.

Auflöſung der Charaden im Blatte 27.

Waſſerfall — Schauſpielhaus.

Glückliche Löſer: die Fräulein: Auguſte Weikersheim, Nina Schwaninger, Amalia Willner, Eliſe Kueffner, Karoline Kolinsky, und die Herren: Ludwig Graf Paar, Philipp Graf Cavriani, Franz und Ernſt Grafen Gourcy-Droitaumont, Em. Edler von Würth, Carl Ritter v. Suttner, Kaſimir v. Sarewsky, Ed. Korn, Joh. Leidesdorf, Anton Warmuth, Carl Degetz.

Berichtigung: Die Auflöſung der zweiten Charade im Bl. 26. iſt nicht: Waſſerfall, ſondern: Wahnſinn.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 29.

Briefe aus Berlin und Breslau, v. Dr. C. F. Hock (V.) — Leſefrüchte (Neuhollands Vorzeit — Wohlfeilheit — Hitze — Zugheuſchrecken. — Polens Botaniker — Eliſabeth Kulmann — Leo's Recenſion.)

Briefe aus Berlin und Breslau.

(Fortſetzung der theils unter dieſem Titel, theils unter dem Namen: Briefe aus der Fremde, in den drei nächſt vorhergehenden Quartalen des Jugendfreundes enthaltenen Reiſebilder.)

V.

An Frau Baronin — —

Berlin den 13. September 1833.

Gnädige Frau.

Ich komme eben von einem Schauſpiele neuer Art; der Erfinder Gropius nennt es Pleorama, Schiffahrtsgemälde. Man durchwandert zierlich geſchmückte Räume, wo in gefälliger Anordnung ſich dem Auge alles darbietet, was verfeinerter Gewerbfleiß und Kunſtgeſchick den Bewohnern einer großen Reſidenzſtadt darzubieten vermag, und ſteigt endlich einige Stufen in ein dunkles Gemach hinab, an deſſen Ausgang eine bedeckte Gondel ſteht, von den Wogen eines mächtigen Stroms, wie es ſcheint, umtoſt und umſchäumt. Kaum hat man auf dem Fahrzeuge Platz genommen; ſo hebt ſich die Decke, welche bisher auf demſelben gehaftet, und man blickt hinaus auf eine weite, freundliche Landſchaft, reich an den Schätzen der Vorzeit, den Reizen der Natur, dem wohlgefälligen Schmucke gegenwärtiger, friſcher Lebendigkeit. Der Rhein iſt es, der hier ſeine grünlichen Fluten breitet; St. Goars Thürme liegen im Schein der Morgenſonne vor uns. Es geht raſch von dannen, wenn auch ſtromaufwärts nach Mainz — Nicht blos das ſchwere Laſtſchiff, die unſichere Trekſchuyte,

ſondern auch das leichte, ſegelſchnelle Dampfſchiff wird zurückgelaſſen, die Städte, Dörfer, Landhäuſer, Schlöſſer, Ruinen, Felſengruppen fliegen an uns vorbei. Die Sonne hat bereits den Zenith erreicht, ſchon zieht ſie ſich tiefer hinab, die Stromſchnelle bei Bingen iſt paſſirt, der Johannes- und Rüdisberg bereits hinter dem Rücken, das Siebengebirg mahlt ſeine freundlichen Formen auf dem heiteren Abendhimmel, es wird traulicher, ſtiller, der Mond kommt über die Berge herauf, längs den Schiffen flackert das Wachfeuer empor, die Thürme von Mainz werden ſichtbar, es tönt wie fernes Glockengeläute herüber, endlich wird es Nacht, die Gondel hält, die Paſſagiere ſteigen aus, wandern die Stufen hinauf, durch die Säle und Gänge, und ſtehen endlich wieder draußen an der Ecke der Univerſitäts- und Georgenſtraße in Berlin.

Eine ähnliche Wanderung, wenn auch auf andere Weiſe, hatte ich auch eben jetzt unternommen, als ich ſinnend eine hübſche Weile am Fenſter ſtand, und der Mond ſeine blaſſen Lichter auf die menſchenleeren Gaſſen und weiter hinab auf das Waſſer der Spree warf. Mir war nämlich, als ſtünde ich zu Wien an dem Ufer der Donau und ruderte hinab, das Luſthaus vorbei, über Mannswörth und Fiſchamend und Petronell und weiter hinunter bis zur Au, wo die Nachtigallen flöten, reinlicher Kiesgang durch jungen Anflug zieht, zwei rieſige Kiefern als getreue Wächter den Eingang eines gaſtlichen Schloſſes wahren, und auf dem Altane des alten Baues ein freundlicher Kreis gleichgeſtimmter Menſchen hinaus auf die ſpielenden Wellen, die ſtillen Flächen, die verſchwimmenden Fernen blickt. Da war's mir, als kehre wieder einer jener ſchönen Abende zurück, die ich einſt an Ihrer Seite, hochgeehrteſte Frau, verlebte, als wir über die Zeit ſprachen und die Ewigkeit und über alles, was groß und heilig auf Erden iſt, und ihr mildes weites Herz, die Anmuth, die Zierlichkeit, die all ihr Weſen durchweht, dem wildaufſchäumenden Strome meiner Beredſamkeit den mäßigenden Halt und das leitende Ziel mit ſolch kluger Schonung anzuweiſen wußte.

Aber würden Sie wohl glauben, daß ich einen Theil von dem, was wir damals als frommen Wunſch, als ſchwer darſtellbares Ideal ausgeſprochen haben, heute hier in Berlin mit eigenen Augen in einer Verwirklichung angeſchaut und bewundert habe? Gewiß Sie

erinnern ſich noch, meine gnädige Frau, an jene Stunden, wo wir über weibliche Erziehung zu reden kamen und die Mittel, ſie zu vervollkommnen, und ich mit glühenden Farben mir jene Weſen ausmalte, wie ſie hervorgehen ſollten in unſerer Zeit, um ausgerüſtet mit der Klarheit des Verſtandes, der Innigkeit der Liebe und der Kraft des Glaubens, uns Männer zu ſich empor zu heben, und Söhne zu erziehen und Töchter, die noch beſſer ſind als die Mütter. Ich weiß es, als wäre es geſtern geſchehen. Der Herr Baron ſaß dort am Fenſter und ſah manchmal ſarkaſtiſch auf uns herüber, wenn ich gar zu glühend wurde und zu grell, und er denken mochte, ich hätte vielleicht ſolch ein Ideal daheim in Wien ſchon gefunden und ſtellte nunmehr ein etwas geſchmeicheltes Abbild hinaus in die Welt. Fräulein Julie hatte die Arbeit weggelegt und blickte mit ihrem großen Auge verwundert auf den kühnen Sprecher; der Doktor endlich machte Randgloſſen und beißende Bemerkungen und hatte ſeine Freude daran, wenn ich darob grimmiger wurde und derber, und viel mehr lyriſche Sprünge machte als logiſche Sätze, und mich mehr auf redneriſche Figuren als auf ſyllogiſtiſche beſchränkte. Sie ſelbſt ſaßen dort auf dem Canapée und hatten König Sobieſky's Briefe an ſeine Gattin aufgeſchlagen — in denen freilich der hiſtoriſchen Unrichtigkeiten mehrere enthalten ſein ſollen, die aber dennoch Zeuge der edelſten Liebe des Geiſtes zum Geiſte, des Helden zur Heldin, eines Mannes zu einer Frau ſind, wie beide ſein ſollten!

Ich wiederhole es wie damals, meine Gnädige! Eine Frau kann nicht zugebildet ſein, nur muß man mit dem Worte Bildung den gehörigen Begriff verbinden! — Muß Sie Franzöſiſch verſtehen? — Nein! — Eher leſe ſie noch Latein oder Griechiſch, damit Sie in der Urſprache den Homer leſen kann oder Xenophon, Plutarch, Herodot, Livius, Nepos, oder gar Thomas à Kempis und die heiligen Väter. — Doch offenherzig geſagt, es verſchlägt nichts, wenn ſie dieſe Werke in der Mutterſprache lieſt, in der weichen, warmen, breiten, tiefen deutſchen Sprache, die allem Edlen aller Völker ſich ſchmiegſam und willfährig und ſinnverwandt bezeiget. Aber — leſen muß ſie dieſelben jedenfalls, davon ſtehe ich nicht ab! Denn nur an dem göttlich Erhabenen, dem menſchlich Großen und dem kindlich Einfachen erquickt und

erhebt und erkräftiget ſich ein Herz, das ausdauern ſoll die Stürme jetziger Zeiten.

Muß ſie zeichnen können und malen und ſticken in Crepp, Tuch, Merino, Fiſchſchuppen, Perlen, Chenille, Gold, Sammt und Haaren? Stricken mit Perlen, Golddrath, Bouillon und Watta? Franzen, Netzen, Häckeln, Färben, Serviettenbrechen, Tafeldecken, Serviren, Friſiren, Dekoriren und wie das Heer der ſogenannten höheren weiblichen Handarbeiten noch weiter heißt, auf franzöſiſch, engliſch und deutſch? — Von *müſſen* iſt nie die Rede! Der Gemal wird zwar eben nicht böſe ſein, wenn die Gattin ihm durch ihre Kunſtfertigkeit dieſe oder jene erfreuliche Überraſchung bereitet, ſeine Eitelkeit wird ſich geſchmeichelt fühlen, wenn er den Gäſten eine artige Kleinigkeit zeigen kann, die aus den Händen ſeiner Angehörigen hervorgegangen, aber das Daſein oder die Abweſenheit aller dieſer Talente macht die Bildung eine Frau nicht aus. — Ein Talent, das ich der Frau eher *wünſchte*, wäre das *muſikaliſche*; der Rythmus bringt ſowohl verſtimmte, ungefüge Saiten, als die trägen, verſumpfenden Gewäſſer der Seele in harmoniſche Bewegung, und die Frauenſtimme, wenn ſie in vollem Akkorde hinanſtrebt zum Himmel, trägt wohl manchen irdiſchen Kummer und Verdruß mit ſich hinweg aus der Bruſt. Wenigſtens die Kirchenlieder müßte das Mädchen rein und klar intoniren lernen! Ich würde darauf beſtehen, wo nur ein wenig natürliche Anlage vorhanden wäre.

»Was meinen Sie von der *Geſchichte*, von den *Naturwiſſenſchaften*?« — Was ich meine? — Daß eine Dame dieſe Gegenſtände nie zu hochachten, nie zu umſtändlich und zu gründlich erlernen kann. Darum könnte ich böſe werden, und in Recenſionen ſogar grob, wenn ich irgendwo »eine Phyſik für Damen,« »Geſchichte für Töchterſchulen« angekündigt ſehe? — Es gibt nur Ein Wiſſen auf der Welt, ein gründliches; jedes Halbwiſſen iſt ſchlimmer, als ein bloßes beſcheidenes, fremder Auctorität gläubig vertrauendes Nichtwiſſen, es iſt der Tod aller Unbefangenheit, aller Beſcheidenheit, aller Demuth! Ich kann aber unter einem *gründlichen* Studium dieſer Fächer hier nicht ein Studium aus Originalurkunden, weitläufigen Specialwerken, veralteten Chroniken, das Eingehen auf das kleine Detail experimenteller Belege, mathematiſcher Rechnungen verſtehen!

Die Gattin und Mutter ſoll keine Gelehrte werden! — Aber ich ſetze die Gründlichkeit in das Auffaſſen des höchſten Grundes, das Ordnen der einzelnen geſchichtlichen und hiſtoriſchen Gegenſtände nach der Idee. Die Weltgeſchichte muß aufgefaßt werden als die Darſtellung des Reiches Gottes auf Erden, des ſich vorher verkündenden, wirklich erſcheinenden, ſich fortpflanzenden, ausbreitenden, gliedernden, und zum Verſtändniß ſeiner ſelbſt vordrängenden und vorgedrängten Heilwerkes auf Erden. Die Naturwiſſenſchaft muß nachweiſen, wie jene Schöpfung Gottes, die wir Natur, Sinnenwelt nennen, ſich allmälig in ſorgſam abgeſtuften Reihen, Klaſſen, Ordnungen, Geſchlechtern und Arten immer höher und höher emporhebe zum Bewußtſein ihrer ſelbſt, zur Vereinigung mit dem Geiſte, der außer ihr und unabhängig von ihr von Gott geſchaffen und ihr zum Ziele geſetzt worden iſt; ſie muß die Geſetze angeben, welche auf jeder dieſer Stufen ſich zeigen und ihre ideelle Bedeutung nach Kräften zu entwickeln wiſſen. Dieſe Anſicht der Dinge muß, meiner Überzeugung nach, einer Mutter von Söhnen, die ihrer Geburt nach für höhere Plätze in der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmt ſind, tief eingeprägt ſein. Es gibt keine andere »Erziehung für höhere Stände.«

(Schluß folgt.)

Leſefrüchte.

In Neuholland hat man endlich zum erſten Mal Spuren früherer Bewohner gefunden. Dr. Henderſon entdeckte Überreſte eines Tempels, der, wie er vermuthet, von Hindu's erbaut wurde. Aber auch was die antediluvianiſchen Zeiten betrifft, war dieſer Welttheil den andern ähnlich, und ſcheint gleiche Kataſtrophen erlitten zu haben. Die neueſten Entdeckungen erweiſen, daß in den Kalkſteinbergen von Neu-Süd-Wales viele foſſile Knochen vorhanden ſind. Clive, Cuvier und Pentland haben gefunden, daß dieſelben zu Daſyurus, Hypſiprymnus, Känguruh, Halnaturus, Elephanten und einer rieſenmäßigen Affenart, gehören. Die Thiere ſcheinen größtentheils von derſelben Größe, wie ſie noch jetzt in Neuholland ſind, geweſen zu ſein, einige jedoch auch größer. — Bekanntlich hatten bisher Einige die Hypotheſe aufgeſtellt, Auſtralien habe urſprüng-

lich gar nicht zu unſerem Planeten gehört, ſondern ſei eine erſt ſpäter mit demſelben vereinigte Maſſe, etwa ein früherer Trabant, ein anderer Mond, der eben durch ſein Zuſammentreffen mit der Erde die Sündfluth erſt veranlaßt habe. Z.

(Große Wohlfeilheit.) Balthaſar Battyanyi, Pan von Jaicza, kaufte im Jahre 1404, 300 Ellen Leinwand zur Decke für die königl. Wagen gegen Regen und Sonnenſchein, die Elle zu 2 Denare (Kis pénz,) und 40 Ellen Tafft zu Fahnen, die Elle zu 4 Groſchen. Als derſelbe den königl. Laufer Michael aus Schleſien nach Mähren, und von da nach Kaſchau zum König ſchickte, gab er ihm zwei Gulden auf Reiſekoſten; als er ihn aber von Kaſchau nach Ofen ſchickte, um Lampen, Leuchter und Gewürze einzukaufen, gab er ihm zu dieſem Ende vier Gulden mit. R.

(Große Hitze und Dürre.) Im Jahre 1473 war in der Zips von Pfingſten bis Allerheiligen eine ſo große Dürre, daß ſich die Wälder von den Sonnenſtrahlen entzündeten. Daſſelbe war im Jahre 1551 von Philippi Jakobi bis auf Maria Magdalena der Fall. R.

(Zugheuſchrecken in der Zips.) Im Auguſt 1546 kamen ſo viele Heuſchrecken in die Zips, daß ſie auf den Feldern und Wieſen handdick über einander lagen. Das Volk kam mit Becken und Glocken herbei, und zündete Strohfeuer an, um die Heuſchrecken durch das Geräuſch und den Rauch zu vertreiben. Eine große Theurung war die Folge. R.

Das in Bezug auf Wiſſenſchaften ſo ausgezeichnete Zeitalter der Sigismunde in Polen hatte auch mehrere Botaniker aufzuweiſen als: Siennik, Szpiezynoki, Martin Urzedowski, Dr. Adalbert Oczko, Syreniusz, und Anna, die Schweſter Siegmunds III., nebſt vielen andern minder Bekannten. Die Liebe zur Botanik herrſchte in jener Zeit nicht blos am Hofe und bei den Gelehrten;

ſondern auch der kleine Adel beſchäftigte ſich eifrig mit Kenntniß der Pflanzen, die uns nähren, kleiden und heilen. Leider ſind die Werke der Genannten entweder ganz verloren gegangen, oder die größten bibliographiſchen Seltenheiten geworden. — Was insbeſondere den öſterreichiſchen Antheil Polens betrifft, ſo wurde die Flora keines Kreiſes ſo genau unterſucht, als die des Stanislawower, wo der vor einigen Jahren verſtorbene Präfekt Milbacher 30 Jahre lang fleißig botaniſirte und unterſuchte. Leider ſind ſeine vieljährigen Beobachtungen in der Botanik und Geognoſie für die Wiſſenſchaft verloren gegangen, da ſeine Manuſcripte nicht gedruckt wurden. Gegenwärtig erfreut ſich dieſe Stadt neuerdings eines eben ſo gründlichen, als fleißigen Botanikers, es iſt dieß Hr. Dr. Herbich, der als Mitglied mehrerer mediciniſcher und naturforſchender Geſellſchaften der gelehrten Welt durch ſeine literariſchen Arbeiten hinlänglich bekannt iſt. Er hat ſeit zwei Jahren die Flora des Stanislawower Kreiſes, wie in früherer Zeit die Flora von Tarnow, genau unterſucht, und Prof. Zawadzky verdankt ihm zu ſeiner herauszugebenden Enumeratio plantarum Galiciae et Bucovinae ſehr ſchätzbare Notizen. Er bereiſete drei Mal die Central-Karpathen und im v. J. die Bukowina. Z.

Im Dezember vorigen Jahres erſchienen in Petersburg in drei Bänden die Poeſien der im 17. Lebensjahre verſtorbenen Eliſabeth Kulmann. — Mit der Herausgabe ihrer Werke beſchäftigte ſich die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften. Die Einleitung enthält die Lebensbeſchreibung der ſo früh verblichenen, talentvollen Dichterin, welche Niemand ohne Rührung leſen wird. Schon im 9. Jahre zeigte ſie eine ſehr lebhafte Phantaſie, Leichtigkeit im Auffaſſen und einen unermüdeten Fleiß. Die Erlernung fremder Sprachen war ihre liebſte Beſchäftigung, um ſich mit den poetiſchen Erzeugniſſen anderer Nationen vertraut zu machen. Im 14. Jahre las ſie die alten Griechen und Römer im Original, die deutſchen, italieniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und neugriechiſchen Klaſſiker. Den Anakreon hat ſie vortrefflich ins Ruſſiſche überſetzt. Z.

In einer Recenſion des Buches: Geſchichte des brandenburgiſchen Staates von der Entſtehung desſelben bis zum Anfange des 30jährigen Krieges von Dr. Ernſt Helwing, welche der geiſtreichſte der jetzt lebenden Hiſtoriker, Prof. Heinrich Leo, in die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik (März 1834 Nro. 51.) hat einrücken laſſen, kömmt folgende merkwürdige Stelle vor, die wir unſern Leſern nicht vorzuenthalten wünſchen. Dr. Helwing hatte ſich darin gefallen, in der Einleitung ſeines Werkes »einen ganz unmotivirten Ausfall gegen Öſtreich« einrücken zu laſſen; darüber weiſt ihn nun Leo folgendermaßen zurück: »Wie Leute, die einer minder guten Erziehung genoſſen haben, der Meinung zu ſein pflegen, man könnte jemand recht eindringlich nur ſo loben, daß man daneben einen andern herunterreißt, fällt Hr. H., um das zollern'ſche Geſchlecht zu preiſen, über das habsburgiſche her, und bedenkt nicht, daß ein Eingehen auf ſolche Erörterungen in der Art, wie er es wünſcht, höchſtens da wirkt, wo man es mit Pöbel zu thun hat. Ein wenig mehr pſychologiſche Erfahrung, eine weniger befangene Geſinnung würde Herrn H. überzeugt haben, daß er mit dieſer Weiſe der Oppoſition gegen Öſterreich eine Schraube ohne Ende in Bewegung geſetzt hat, die ſich eben ſo gut rückwärts als vorwärts drehen läßt — und dabei als Hiſtoriker ſo gar kein Auge zu haben für die Treue, mit welcher Öſtreich das deutſche Weſen nach andern Seiten hin als Preußen geſchirmt, feſtgehalten, weitergebildet hat! — Auch die Geſchichte, wie das gewöhnliche Leben, hat eine Sphäre, wo nur gemeine Naturen ſich mit abgethanem Gezänk fortſchleppen, und über dem nicht Vergeſſenkönnen das Wichtigſte vergeſſen, was abzuthun wäre. In einer Zeit, wie die unſrige, wo man jeden Funken deutſchen Sinnes achtend hervorheben, alles was zur Einigkeit führt, fördern ſollte — kann man da ohne widerwärtiges Gefühl ſolche Säuerniß ausgegoſſen ſehen über unſere hiſtoriſche Literatur? — und ausgegoſſen ſehen, indem man widrig durchſchmeckt, wie ſich mit derſelben eine eben auftretende literariſche Perſönlichkeit ein Relief zu geben ſucht?«

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 30. Wien, den 23. April 1834.

An die Mutter der ſchönen Liebe, von J. H. Pabſt. — Der Familienſchmuck der Grafen von Juray. Erzahlung von A. Ritter v. Tſchabuſchnigg. (Schluß.) — Standeswahl, von J. J. Hannuſch. (Fortſetzung.) — Der junge Säufer, v. A. Stein. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Hiſtoriſche Aufgabe. — Auflöſung der Charaden im Blatte 28.

An die Mutter der ſchönen Liebe.

Mutter! Mutter! vernimm des Kindes Rufen
Aus dem Thale der Angſt, der Noth und Thränen!
Laß ſie walten mit Macht, die zarte, ſtarke
Liebe der Mutter!

Sieh', ich trage des Heils hellleuchtend Zeichen,
Und mein Name erglänzt im Buch des Lebens,
Mit dem Blute des Herrn — mit Deines Sohnes
Blute geſchrieben!

Als am Kreuze Er ſtarb für Aller Sünden,
Dort, wo. Mutter, Du ſtand'ſt, vom Schwert der Schmerzen
Deine Seele durchbohrt, — gedacht' in Liebe
Er ja auch meiner!

Als die Seinen Er liebte bis ans Ende: —
Als Er denen, für die Er ſtarb, Sein Opfer
Huldvoll reichte zur Speis', — gedacht' in Liebe
Er ja auch meiner!

Und nun wallet in meinem Herzen Chriſti —
Dein jungfräuliches, reines Blut, Maria!
Und mit heiligem, wunderbarem Rechte
Grüß' ich dich: »Mutter.«

Digitized by Google

In der Tiefe der Nacht, allein und einſam
Schwebt ein himmliſcher Stern: — das Mutterauge,
Ob dem kranken, geliebten Kindlein, ängſtlich
Wahrend den Liebling.

Wirſt nun, Mutter der holden Liebe, jemals
Du vergeſſen des armen, ſchwachen Säuglings,
Der im nächtlichen Lebensdunkel, Mutter,
Dir nur vertraut? —

Nein, den köſtlichen Preis des bittern Sterbens
Deines Sohns umſchwebt dein Mutterauge
Mit unendlicher Sorge, bis er anlangt
Dort in der Heimat!

»Heil mir!« ruf' ich darum in hohem Jubel;
»Eine Liebe iſt machtvoll mir zur Seite
»Hier im Lande der Angſt: die zarte, ſtarke
Liebe der Mutter!«

J. H. Pabſt.

Der Familienſchmuck der Grafen von Juray.

Erzählung von A. Ritter v. Tſchabuſchnigg.

(Schluß.)

»Es war vor vielen, vielen Jahren, zur Zeit, als die Burgen um Oleron noch von mannhaften Rittern und Saſſen des Reichs bewohnt waren, da lag Iſabella von Juray am Krankenlager in ihrer Witwengade. Es war aber das böſe Fieber, das ſie befallen hatte; und ihr einziger Sohn und Erbherr auf Juray außer die Gränzen des Reichs auf blutige Fehde mit ſeinen Mannen gezogen. Graf Julius war eben Bräutigam mit dem edlen Fräulein Adelheid von Montrait, einer verwaisten Verwandten des gräflichen Hauſes von Juray; er aber hatte die Lehentreue hochgehalten, und war unweigerlich mit Mann und Roß davon gezogen; Fräulein Adelheid war in den Armen und unter dem Schutze ſeiner Mutter zurückgeblieben. Monate waren vergangen, man hörte nur böſe Kunde vom Kriege, die Matrone und die junge Edeldame, die ſchön, wie die Sonne des Früh-

lings war, lebten in Trauer und Thränen; jene mußte befürchten, das alte Wappenbild der von Juray zerbrechen zu ſehen, und dieſe bedrohte der Trauerflor ſchon vor dem Brautkranze. Die Wange der Braut verlor das zarte Roth der Roſe, das ſie ſonſt ſchmückte, ihr mildes Auge wurde trüber, und erſchien nur ſelten mehr ohne Thränen. Die alte Dame aber warf es auf das harte Krankenlager, und der Tod ſchien ihr den Schmerz über den Fall ihres Geſchlechtes erſparen zu wollen. Die Braut des Sohnes hielt mit Liebe und Treue am Krankenlager der Matrone aus, und war bemüht, das Herz der Mutter mit Troſte zu ſtärken, den ſie leider ſelbſt nicht beſaß. Ihre Thränen durften nun nur heimlich fließen und ihre Seufzer vernahm nur ihr ſtilles Gemach, wo ſie in tiefer Andacht, vom Schmerzenlager der alten Dame zurückgekehrt, ihr Herzwehe in heißen Gebeten ausgoß. Wochen waren verfloſſen, ſeit der Engel des Todes über Burg Juray ſchwebte; Iſabella ſchien ſich nicht mehr erhohlen zu wollen; auch die Nachrichten vom fernen Kampfe, obwohl ſie nur in unſicheren Sagen beſtanden, die der Mund vorbeikommender Wanderer ausſtreute, lauteten niederſchlagend, und manch einer gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß Graf Jules von Juray nimmer zu der Burg ſeiner Väter kehren dürfte. Adelheid fand keinen Troſt mehr auf dieſer Erde, und war feſt entſchloſſen, ſollte die ſchreckliche Kunde Gewißheit werden, ſich nur mehr der Pflege der Mutter ihres Verlobten zu widmen, und endlich ihr Daſein in den abgeſchiedenen Mauern eines Kloſters unter ſtrengem Schleier zu verbergen.«

»Es war St. Hubertustag; der Kühltrank des Arztes ſchien nicht angeſchlagen zu haben, die Matrone fing an je manchmal irre zu reden, und Alles ſchien anzudeuten, daß ſie bald in ſelige Wohnungen eingehen werde. Adelheid wußte ihrem Jammer nicht mehr Troſt und Hilfe, ſie eilte in die Kapelle, warf ſich vor dem Bilde des Erlöſers nieder, und klagte ihm händeringend die Angſt ihrer Seele.«

»Die Kammerzofe ſaß ängſtlich am Bette der Gebieterin, dieſe aber lag zwiſchen Schlafen und Wachen, und das Leben ſchien nicht mehr Recht auf ſie zu haben als der Tod. Der Zofe, die mehre Nächte am Lager der Gräfin zugebracht hatte, wurden nun aber mit einem Male die Augen ſchwer und müde; eine Weile war ſie noch

im Stande gegen die einbrechende Natur ſich aufzuhalten, endlich aber erlag ſie der Mattheit ihrer Sinne uud verfiel in tiefen Schlaf.«

»Nun aber geſchah es, daß Frau Iſabella plötzlich aus den Phantaſien, die ſie vorher umgaben, erwachte. Das Abendroth ſchien durch die Spitzfenſtern des Gemachs, es war ihr in den Sinnen ſo wunderbar klar und wohl, wie ſchon ſeit langem nicht mehr, und ein ſüßes Vergeſſen hatte ſich ihrer Gedanken bemächtigt. Sie fühlte ſich von freier, lieblicher Gegenwart getragen, und ſchaute durch das dunkelnde Gemach in die Himmelroſen, die ſchön wie die des Frühlings um die Pforten des Abendes aufblühten. Eine Weile mochte ſie ſo da gelegen ſein, als ſie ein lebhaftes, vielſeitiges Picken, ein leiſes, liebliches Summen vernahm. Sie erhob ſich ein wenig im Bette und rieb ſich Augen und Ohren. Das Getrippel uud Geliſpel kam näher, ohne daß ſie im Zimmer einen Gegenſtand wahrzunehmen vermochte, der es veranlaſſen konnte. Aber plötzlich ſprang eine Verzierung des Wandgetäfels bei Seite, und eine kleine, fingerlange Perſon von zierlichſtem Ebenmaße präſentirte ihre wunderhafte Geſtalt. Das kleine Männchen war in das zierlichſte Gewand eines Pagen gekleidet. Die ſchneeweiße Hoſe zeigte die netteſten Beinchen, die himmelblaue Jacke, reichlich mit Silber beſetzt. endete in eine zierliche Krauſe, und das abgenommene Baret ließ die goldne Flut feiner blonder Löckchen ſehen. Der Page näherte ſich ehrerbietig dem Bette der Dame und begann nach mehren Bücklingen, deren Zierlichkeit ſich nicht beſchreiben läßt, mit feiner Stimme, die zwiſchen dem Summen der Bienen und dem Grillengezirpe das Mittel hielt, wie folgt: Großmächtige Gräfin, hochverehrteſte Dame! mein Beherrſcher, der große Tamer Timurlan, König des Goldes, Fürſt des Silbers, Herr der Metalle und Kaiſer der Edelſteine, ſendet ſeinen Sklaven Abemelek an euch, und entbietet euch Gruß und Handſchlag. Mein Beherrſcher, der große Tamer Timurlan, König des Goldes u. ſ. w. u. ſ. w. beſchloß endlich, die reizende Prinzeſſin Funkelblüthe, die eben in das tauſendſte Jahr ihrer Jugend tritt, zu ehelichen, und wünſchet dieſes hohe Feſt auf außerordentliche Weiſe zu verherrlichen. Alle Freuden der Unterwelt haben wir bereits durchgekoſtet, und wünſchen nun den Schluß derſelben auf der Oberwelt zu begehen. Nur drei Auswege ſind uns auf die Oberfläche des Planeten gegönnt, über

deſſen Inneres wir unbeſchränkte Meiſter ſind. Der eine liegt am Berge Himelaya, aber die Salamander verwehren uns den Ausgang, der zweite iſt auf der Inſel Madagaſkar, aber Undine lauert tückiſch mit den Wellenkriegern, der dritte iſt hier auf Burg Juray und von deiner Güte erwarten wir die Erlaubniß, in deinem Zimmer die Vermälung unſeres durchlauchtigſten Herrn und Gebieters zu feiern.«

»Die Gräfin war ſo erſtaunt, daß ſie nur durch leiſes Nicken ihre Zuſtimmung geben konnte, und Zwergmännchen fuhr fort: So ſei den bedankt, Iſabella Gräfin von Juray! Heil und Segen ſoll dir werden für deine freundſchaftliche Geſinnung. Tamer Timurlan wird deine Güte benützen, nun aber ſtöre auch mit keinem Worte das Feſt der Gnomen.«

»Abemelek eilte zur Öffnung im Getäfel und winkte mit ſeinem kleinen Händchen, und alſobald wurde es in der Öffnung lebendig, und ſchweigend begann der Zug.«

Zuerſt kam eine Schaar Pagen herfür, an Gewand und Haltung ganz dem Sprecher ähnlich, nur daß ſie weniger Gewandtheit und ausgezeichneten Charakter verriethen; nun erſchien eine lange Reihe kleiner Spielleute in bunten Röcken mit Hahnenfedern auf den geſpitzten Gugelhauben; kein Inſtrument war vergeſſen, Zimbel, Pfeife, Dudelſack ſpielten durcheinander, die Pickelflöte pfiff hell, wie Silberklang, und unzählige kleine Geiger beſchämten Paganini durch ſeltene Kunſtfertigkeit. Es war das überraſchendſte Tutti, eine Tanleſe aus den neueſten Opern. Hieran reihte ſich ein Trupp Tänzerinnen. Erſchienen bereits die Männer voll Liebreitz, ſo waren dieſe Mädchen vollends entzückend. Sie trugen Roſenguirlanden, deren zierliche Zentifolien nicht größer als die fahlen Blüten unſeres Gamanders waren, und hoben ihre vom zarteſten Ätherflor umflatterten Füßchen mit der Muſik im ſchönſten Einklange. Sobald dieſe eine Pauſe machte, begannen ſie den ſüßeſten, wunderlieblichſten Chorgeſang. Nun ritten die Bewohner des Goldreiches, in die ſchöne, glänzende Tracht ihres Landes gehüllt, auf zierlichen Pferden, die das Feuer arabiſcher Race mit dem ſtolzen Anſehen der Andaluſier paarten, einher. Sie ſchienen die Leibwache des Kaiſers zu bilden, denn unmittelbar hinter ihnen fuhr ein Zwölfgeſpann kleiner Löwen daher, und auf dem elfenbeinenen, mit Gold und Edelſteinen reichlich ausgelegten Wagen ſaß Tamer Timur-

lan und die reitzende Prinzeſſin Karfunkel. Man konnte ſich kein liebewertheres Paar denken, als das eben erſcheinende. Hoher Ernſt ſtrahlte von ſeiner Stirne, und ihr leuchtendes Auge war ganz Zärtlichkeit und Liebe. Hinter dem Wagen ſchritt Rubin und Smaragd in Hellroth und Grün, Topas trug lichtes Gelb, Aquamarin und Lazur gingen neidiſch nebeneinander, beide in Blau gekleidet, und Ämethiſt wies die Farbe der Veilchen. Aber vor Alle drängte ſich Brillant, der Hofmarſchall des Gnomenkönigs, er war der ſtolzeſte von ihnen, dem auch die Übrigen, als dem Günſtlinge des Kaiſers, ehrerbietig zur Seite wichen; er trug changeantes Silberweiß, das gleichwohl die Farben der übrigen Herren überſtrahlte. Hierauf folgten die minderen Hofchargen, Karneol, Chryſopras und andere, und endlich beſchloß den Zug der Pöbel des Gnomenreiches.«

»In ſtarrer, doch nicht beängſtigender Verwunderung betrachtete Iſabelle von Juray den märchenhaften Brautzug, der ſich, wie er an ihrem Bette vorüberkam, höflich verneigte. Es wimmelte das Gemach von Tauſenden ſpannlanger Leute, labyrinthiſch verſchlang ſich der Zug und löſte ſich wieder in zierlichſter Entwirrung. Dieß Treiben mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als die Edelknaben, als Führer des Feſtſchanzes, den Weg gegen die Wandöffnung einſchlugen, und in dem geheimnißvollen Getäfel verſchwanden; die Übrigen folgten und endlich verſchwand auch der letzte, und Abemelek, des Königs Page, ſtand wieder vor dem Bette der Matrone.«

»Tamer Timurlan, der Große, König des Goldes, u. ſ. w. u. ſ. w. entbietet dir ſeinen Gruß und ſeine Bedankung. Die Luft der Sonne hat ihm wohlgethan, und die ſchöne Funkelblüte ſich an der Witterung eurer Erde wieder für ein halbes Jahrhundert erquickt. So lange iſt es nämlich, bis wir wieder die Erde betreten dürfen. Dir aber, Iſabelle von Juray! weiſſagt mein hoher Herſcher Glück, Geſundheit und frohe Kunde, und dem frommen Fräulein von Montrait einen baldigen Brautkranz. Zur Erinnerung an den mächtigen Beherrſcher des Gnomenreiches beliebe zugleich dieß Geſchmeide, das zu deinen Füßen liegt, zu nehmen, es möge Adelheid am Brauttage zieren und hinfür der Familienſchmuck der Grafen von Juray ſein.«

»Er verneigte ſich demütig, maß das Gemach mit ſeinen kleinen Schritten, und war im Getäfel verſchwunden. Die Gräfin ſchwankte

zwiſchen Traum und Wahrheit, rieb ſich die Augen und ſtrengte ihre Ohren an, um einen Nachhall der lieblichen Muſik zu vernehmen. Vergebens; Alles war ſtill, und die Dämmerung vollends im Gemache eingezogen. Da öffnete Adelheid, die ſich in der Kapelle durch Gebet wunderbar geſtärkt hatte, die Gadenthüre und die Zofe erwachte, erſchreckt, ihre Pflicht verſäumt zu haben. Aber Iſabelle von Juray begrüßte Beide mit freundlicher, heiterer Rede, und Adelaide ſank jubelnd in die Arme ihrer zweiten Mutter. Nachdem dieſe eine Weile die Braut ihres Sohnes umarmt gehalten und ſie des leichten Gefühls der Geneſung verſichert hatte, winkte ſie ihr Platz zu nehmen, und erzählte die außerordentliche Begebenheit, die ſich ſo eben vor ihren Sinnen ereignet hatte. Beide lächelten ungläubig, und Fräulein von Montrait beſorgte die Wiederkehr des böſen Fiebers.«

»Ob es Traum oder Wirklichkeit war, es ſoll ſich ſogleich bewähren,« fuhr die Matrone fort, »ſo mich nicht ein Gebilde erhitzter Phantaſie geäfft hat, ſo muß nach des Zwerges Verſicherung der Schmuck ſich zu meinen Füßen befinden.«

»Beide Frauen ſahen zugleich nach, aber welch Erſtaunen erfaßte ſie, als ſie alſobald ein goldenes Käſtchen daſelbſt vorfanden, in welchem ſich der herrlichſte koſtbarſte Schmuck befand. Sie konnten des Anſehens nicht ſatt werden, und auch Iſabelle von Juray, die von der Stunde an geneſen war, fand im Anſchauen desſelben doppelte Genugthuung.«

»In wenigen Tagen konnte ſie, vollkommen hergeſtellt, das Bett verlaſſen, Graf Jules kehrte unerwartet, wohlauf und mit Ehren überhäuft, auf Burg Juray zurück, und Adelheid trat ungeſäumt als Braut mit ihm zum Altare.«

»Und trug den Schmuck des Gnomenfürſten, wie er jetzt vor uns liegt, in den Locken,« ergänzte Florette, die mit funkelndem Auge von der vergeſſenen Kunkel dem Schluſſe der Erzählung zuhorchte.

»Ja,« beſtätigte der ehrliche Dupray, »trug den Schmuck am Brauttage und gebar ihrem Eheherren in Jahren ſechs Söhne und ſechs Töchter als blühende Zweige des Hauſes Juray, und der gefeite Schmuck wurde hinfür als der Familienſchmuck des gräflichen Hauſes bewahrt. Das Kreuz, das ihr hier am Diadem bemerken könnt, ließ

aber Iſabelle von Juray, die eine fromme Dame war und die Liſt der Hölle fürchtete, einſchneiden; aber die Steine leuchteten im alten Feuer und das Wort des Gnomen war nicht lügenhaft. Glück, Ehre und Segen ſchied bis zur Stunde nimmer vom Hauſe der Juray.«

Die Rede des Alten war beendet; wie vorher glitzerte der Brand der Kamine über das alte Getäfel, meine Phantaſie hatte einen warmen, heiteren Schwung erhalten und mit dem Intereſſe des Märchens blickte ich auf den ſeltſamen Schmuck, der noch immer vor mir lag, und auf die Standbilder der drei mir nunmehr bekannten Perſonen. Der ehrliche Dupray hielt feſt auf die Wahrheit der Chronik; ich mochte ihm ſeinen harmloſen Glauben nicht verkümmern.

Das heitere Abendmal, das Maion nunmehr brachte, der feurige Sillery, den Florette kredenzte, rief mich alsbald aus dem Reiche der Fabel in das der ſchönen Idylle zurück, die mich umgab. Laune und Scherz kehrten wieder, und Florette waltete im heiteren Reitze makelloſer Jugend neben uns.

»Ei, es könnte ja eben das fünfhundertſte Jahr um ſein,« begann ich zum Mädchen, »und der große Tamur Timurlan, der König des Goldes u. ſ. w. u. ſ. w. ſeine ſilberne Hochzeit abermals auf Burg Juray zu feiern gedenken. Da gäb' es ja wieder einen Brautſchmuck zu verdienen, und ich müßte eine üble Meinung von der Galanterie des Zwergvölkchens haben, wenn der artige Abemelek nicht auch bei Florchen ſeine ehrerbietige Werbung anbringen ſollte.«

Florette lächelte mit leichtem Erröthen.

»Gewiß, du biſt Braut, Florette!« begann ich wieder, »und trittſt vielleicht in Kurzem mit dem Erwählten vor den Altar.«

»Jawohl!« antwortete vergnügt der Invalide, »dem Pächter St. Martin hat ſie's angethan, und um Oſtern iſt Hochzeit.« Florette erröthete tief bis unter die blonden Haare, und lächelte leiſe vor ſich hin in den Teller.

»Nun wohl! ſo ſei denn ſo glücklich, wie Adelheid von Juray, und der Himmel ſegne deine Liebe und Treue, und dein einfacher Brautkranz bringe dir ſo viel Heil, als der köſtliche Schmuck des Gnomenfürſten.«

Wir tranken auf ihr Wohlergehen! und am nächſten Morgen,

als ich mit der Morgenſonne zugleich Schloß Juray verließ, pflückte ich mir ein Zweiglein Myrthe und Raute von den Töpfen, in denen ſie Florette zum Brautkranze auferzog.

Standeswahl.

Von J. J. Hannuſch.

(Fortſetzung.)

II.

Setzet immer voraus, daß der Menſch im Ganzen das Rechte Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Schiller.

Sie wünſchen zu wiſſen, welches Bild vorzüglich lebhaft in meiner Seele iſt, wenn ich aufgefordert würde die Frage über meine künftige Beſtimmung zu beantworten? — Ich trage kein Bedenken, dieß zu thun; denn ſchon längſt hat ſich mein Geiſt mit dieſem Gegenſtande beſchäftiget. — Es iſt vorzüglich der Richterſtuhl, den ich ins Auge faſſe, vor dem das Buch des Geſetzes aufgeſchlagen liegt, das die Geſellſchaft bindet; wo das Siegel glänzt der leitenden Macht, die die Seelen bannt und die Geiſter regiert, (nicht die einzelnen, die bereits zum Selbſtbewußtſein gelangten, denn dieſe regieren ſich ſelbſt; ſondern die Maſſen, die geleitet ſein müſſen, wenn das große Ganze zuſammenhalten ſoll, ohne in chaotiſche Regelloſigkeit zu entarten.)

Ich bewundere den Gang der Geſchichte, der Völker und Staaten. Ich ſehe jene Uranfänge der Civiliſation, ihre rohen Zuſtände geleitet von dem göttlichen Stern der Vernunft. Ich ſehe jene finſteren Nächte ſich lichten durch das Geſetz, das allem Erſchaffenen aufgeprägt, und deſſen Alles umfaſſende Gewalt der Menſch anzuerkennen gezwungen iſt; dem er ſich gehorſam nnterwirft, weil er darin die Kraft des Höchſten, des Schöpfers und Erhalters der Welt, liebend verehrt. Ich will mit zu Rathe ſitzen, wo es ſich darum handelt, die Erziehung des Menſchengeſchlechtes weiter zu führen.

Ich will mein Contingent ſtellen, wenn auch nur als ein einzelner Stein zu dem großen Bau; (aber, ohne ſo viele einzelne

Steine würde noch kein Bau zu Stande gekommen ſein.) Ich erkenne demüthig meine geringe Bedeutung, und bin ſtolz auf mein Wirken. Denn nichts iſt gering in der irdiſchen Schöpfung; ſollte es anders in der geiſtigen — ſein? — Alles ſtrebt einem ſchöneren Ziele zu. Ich erkenne meine Stellung von heute. Eine ſchönere Zukunft wird einſt, was itzt noch dunkel iſt, löſen.

Gerechtigkeit muß der Grundſtein der Schöpfung ſein. Sie iſt der Boden der Geiſterwelt, iſt das Fundament der Reiche, wie der Wahlſpruch des erhabenen Vaters unſeres Vaterlandes lautet. Das alte Rittertum iſt nicht mehr, dem Namen nach; aber der That nach lebt es ſchön und wirkſam in den geſetzmäßig aufgeſtellten Verwaltern der Gerechtigkeit fort. Schutz der Unſchuld, Hilfe der Unterdrückten, Gerechtigkeit Jedem ohne Unterſchied des Ranges — muß der Wahlſpruch deſſen ſein, der das Recht eines Clienten vertheidigt.

Von dieſem Geiſte beſeelt, gedenke ich mich mit Eifer und Nutzen den Rechtswiſſenſchaften zu widmen. Theilen Sie, wenn Sie es für gut halten, dieſe meine Gedanken meinen lieben Ältern mit, von denen natürlich die Entſcheidung meines künftigen Geſchickes abhängt. Entziehen auch Sie, verehrter Lehrer! Ihren väterlichen Rath nicht

Ihrem aufrichtig darum bittenden
Heinrich. *)

III.

Religion des Kreuzes! nur du verknüpfteſt in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Schiller.

Ich bin ſo innig überzeugt, verehrter Lehrer und Freund! daß die göttliche Stimme, die ſich uns ankündiget im Gewiſſen, — wodurch wir

*) Wenn dieſen Brief nicht ein junger Menſch ſchriebe, dem ein Irrtum leicht zu verzeihen; ſo hätte ich Manches bitter zu tadeln gehabt; denn nicht der Richter ſondern der Prieſter iſt der eigentliche Erzieher des Menſchengeſchlechtes, und die Erziehung des letztern iſt nicht blos Fortentwicklung, ſondern zugleich Rückbildung zu der uranfänglichen Einigkeit mit Gott. H.

allein den erhabenſten Standpunkt auf dieſem Erdenſterne einnehmen, (denn in der uns bekannten Schöpfung vermag nur der Menſch die höchſte Idee: das vollkommenſte Weſen — Gott zu denken) — das eigentliche Palladium der Menſchheit iſt; daß ich in der That, wohl überlegt, und der Empfindung, die mein ganzes Weſen mit einer wohlthätigen Wärme erfüllt, nachgebend, — feſt entſchloſſen bin, ein Prieſter dieſes Heiligtums zu werden.

Kann es wohl einen edleren Beruf geben, als: die Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen, dieſer unzertrennlichen Dreieinigkeit, wovon jedes Einzelne ſtets die beiden anderen zugleich in ſich ſchließet, — überall und bei jeder Gelegenheit, deren jeder Augenblick des Menſchenlebens unzählige darbietet, zu verbreiten? — Kann es eine ſchönere Lehre geben, als die Lehre der Liebe unſeres Erlöſers, der die Welt befreit von der ewigen Schuld und von dem Nebel des Irrtums, in welchem ſie, mit Ausnahme eines einzigen Volkes, durch Jahrtauſende irre ging, und ungeachtet der ſcharfſinnigſten Bemühungen ihrer Führer — die Sonne der Wahrheit nur dunkel zu erkennen vermochte? — Wie rührend ſpricht die einfache Erzählung von Schickſal, That und Lehre deſſen, der aller Welt Heil gebracht hat, zu meinem Herzen! Wie beſcheiden und anſpruchlos, natürlich und voll der Überzeugung von der Wichtigkeit und Erhabenheit ihres Auftrages ſprachen jene gottbegeiſterten Männer von dem Einen, was Noth iſt, von ihrem göttlichen Meiſter, ſeiner Lehre, und dem, was die Menſchen allein edel und glücklich macht: der Freiheit des Willens und der Unſterblichkeit! — Welches ſelige Vorgefühl jenes Friedens, den die Welt nicht geben kann, muß ihre und die Bruſt aller derjenigen erfüllt haben, die nach ihnen das Lehramt verwalteten, würdig, an des milden Jeſus Stelle das begonnene Werk zur Veredlung der Menſchheit weiter zu fördern! Wunderbar ergriff mich immer jener Ruf des Seligmachers: »Kommt zu Mir, Alle, die ihr mit Mühe und Laſt beladen ſeid; ich will euch erquicken!« — Ich höre ſeine ſanfte, mahnende Stimme: »Lernet von Mir, ihr werdet für eure Seele Ruhe finden!« — Ich fühle mich ſo innig bewegt, wenn ich der vielen feierlichen Gelegenheiten denke, die einſt die Ausübung des Apoſtelamtes mir darbieten wird, durch den Kraft verleihenden Geiſt thätig wir-

ken zu können; der Jugend — Führer und Lehrer, dem reiferen Alter — Rather und Helfer, dem Leidenden und Unglücklichen — Stärker und Tröſter, dem Verlaſſenen — Freund und Beſchützer, dem Übermute — Warner und Mahner, dem Gefallenen — ein Engel des Friedens zu ſein. Welch' ein erhabener Beruf, die Erwählten der Auferſtehung, die neuen Ankömmlinge meines Geſchlechtes bei ihrem Eintritte in die Welt zu begrüßen, und in die Gemeinſchaft der Heiligen aufzunehmen! die jugendlichen Herzen, vor ihrem Eintritt in die Welt, mit dem Geiſte der Chriſtuslehre zu durchdringen! die ernſte Feier neu ſich verknüpfender Familienbande mit der ſegnenden Weihe der Religion zu begehen! den, aus den blühenden Reihen des Lebens einem ſchöneren Ziele Zueilenden — als ein freundlicher Himmelsbote zur Seite zu ſtehen und den Ihrigen am Sarge ein Wort des Troſtes zuzurufen! — O theurer Lehrer! es kann kein ſchöneres Gefühl geben, als im Namen und Geiſte Jeſu — Lehrer des Volkes, Apoſtel des neunzehnten Jahrhunderts zu ſein!

Ich habe Ihnen eröffnet, was ich fühle, denke und wünſche, wornach mein ganzes Weſen mit glühender Sehnſucht ſtrebt. Was ich fühle, halte ich für wahre Empfindung; was ich denke, für einen edlen Gedanken; was ich wünſche, für ein gutes Werk; mein Streben — für meine Beſtimmung. Schenken Sie meinem Vorſatze Beifall: ſo unterſtützen Sie bei meinen Verwandten, die ſo gern einen Hofmann aus mir machen möchten, mein Begehren, und tragen auch Sie das Ihrige dazu bei, mein Glück zu gründen.

Ihr Sie verehrender
Otto.

IV.

— Jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Ehrſt du, fromme Natur! züchtig das alte Geſetz.
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut;
Nähreſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter.
 Unter demſelben Baum, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen, und wandeln vereint die fernen Geſchlechter —

Schiller.

O mein verehrteſter Freund und Lehrer! Die Wahl meines künftigen Standes iſt bereits getroffen. Ich trete in die Fußſtapfen

meines Vaters und werde Landwirth. Dort in der ſchönen Gegend, wo die erſten Jahre meiner Kindheit ſo glücklich verfloßen, wo ich — meiner Studien wegen — nun ſchon ſeit ſo langer Zeit nur mehr einige kurze Ferialmonate verweilen darf, auf meinem väterlichen Beſitzthum gedenke ich, unter den Augen meines Vaters, mich der Ökonomie zu widmen, und mitten im Schooße der freien Natur, frei von dem mich wahrhaft beängſtigenden Zwange des Stadtweſens,) das ich in ſeiner oft ſchmählichen Verkünſtlung manchmal lieber — Unweſen nennen möchte) bloß den Geſetzen der Jahreszeiten gehorchend, in fleißiger Nützlichkeit mein Leben zuzubringen.

Nicht verkenn' ich die koſtbaren Vorzüge des erhöhten geiſtigen Lebensgenußes, den mir ſtädtiſche Geſelligkeit darzubieten vermöchte. Ich glaube hoffen zu dürfen, durch meine Verwendung und die Fortſchritte in all' den Gegenſtänden, die mir theils durch die beſtehenden Unterrichtsnormen, theils durch Ihren väterlichen Rath als nothwendig und nützlich dargeſtellt worden, bewieſen zu haben, daß ich den hohen Werth auch ſolcher Kenntniſſe, die nicht unmittelbar mit meinem erwähnten Berufe in Verbindung zu ſtehen ſcheinen, vollkommen anerkenne. Ja, ich halte dieſen Erwerb meines Geiſtes für einen Schatz, der mir einſt noch gute Früchte bringen ſoll, und das Landleben, an dem ich mit ganzer Seele hänge, mit allem Reiz, deſſen das Leben fähig iſt, in erhöhtem Maße ſchmücken wird.

Aber nur zu ſehr fühle ich, daß kein Stand ſo viel Anziehendes für mich hat, um eine Neigung zu ihm in mir zu begründen, als derjenige, dem mein ganzes Innere zuſtrebt. Es iſt ſicher nicht der Müßiggang, der ſo viel Reizendes für eine träge Seele haben mag, welcher mich der Natur in die Arme führt; denn, wo gebe es vielfältigere, und von Tag zu Tag unabweislichere Geſchäfte, als bei einem ausgedehnten Wirthſchaftsbetriebe, wie er in unſerer Gegend Statt findet, die ſo reich an den mannigfaltigſten Erzeugniſſen des Bodens iſt? wo faſt jedes der Erde im Schweiße des Angeſichts entlockte Produkt — (den, einem großen Betriebe ſo äußerſt günſtigen Lokalverhältnißen zu Folge) — in tauſend andere Hände überzugehen hat, bis es in ſeinem, der Vollkommenheit am meiſten genäherten Zuſtande — endlich zum Gebrauche des in der Fülle aller Bequemlichkeiten ſchwelgenden Städters zu dienen vermag?

Sie, verehrter Freund! der Sie ſelbſt bereits zu wiederholten Malen Gelegenheit hatten, ſich durch den Augenſchein vor der regen Betriebſamkeit des Lebens bei uns, ſomit von der Wahrheit meiner Schilderung zu überzeugen, werden, wenn Sie überdieß meine Denk- und Gefühlsweiſe, kurz das, was meinen angehenden Charakter bildet, in Betracht zu ziehen belieben, es gewiß begreiflich finden, daß ihr Zögling Ludwig einen Wunſch geäußert, mit welchem ſein Vater bereits ſeit langem vertraut iſt. Zum Schluſſe füge ich nur noch die Bitte hinzu, ferner mit Ihrem väterlichen Rathe zu leiten

Ihren Ludwig.

(Fortſetzung folgt.)

Der junge Säufer.

Gärtner.

Ich war ein rüſt'ger Knab', raſch bin ich aufgeſchoſſen,
Schlank, wie im Forſt der Tannenbaum:
Nicht ſo mein Fritz — ein Schatten er, ein Traum —
Nun zwanzig alt — man glaubt es kaum!

Nachbar.

Das Bäumchen ward zu viel begoſſen.

A. Stein.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

16. April 1503 geb. zu Freyſtadt in Schleſien Johann Lang, Rechtsgelehrter, Redner und Dichter. Er ſtudirte in Neiße, Krakau, und endlich in Wien, wo unter Andern der berühmte Philipp Gundel ſein Lehrer im Griechiſchen war. Nach geendigten Studien verſah er vorerſt mehrere Schuldienſte, wurde hierauf Syndikus in Schweidnitz, biſchöflicher Sekretär dann Kanzler zu Breslau, und endlich kaiſerlicher Rath und beſtändiger Geſandter. In dieſer Würde ärndtete er überall durch ſein Rednertalent den ungetheilteſten Beifall ein. Zuletzt des Hoflebens müde, begab er ſich nach Neiße, von da aber nach Schweidnitz, wo er in gelehrter Muße bis zu ſeinem

Todestage den 25. Auguſt 1567 lebte. Die wichtigſten ſeiner literariſchen Arbeiten ſind die Überſetzungen des Justinus, des Nicephorus Callistus und der Gedichte des Gregorius Naz., für welche letzteren ihm Kaiſer Ferdinand I. 500 ungariſche Gulden verehrte.

17. April 1589 geb. zu Ranten in der Steyermark Martin Zeiler — ein Mann, deſſen zahlreiche geographiſche Werke noch heut zu Tage häufig geſucht werden, obgleich ſie alle Mängel an ſich tragen, die bei Vielſchreibern nothwendiges Übel ſind. Er ſtudierte auf den berühmteſten Univerſitäten Deutſchlands, machte hierauf ſehr bedeutende Reiſen, und erwarb ſich ſo wirklich große Kenntniſſe im Gebiete der Länder- und Völkerkunde. So entſtanden ſeine Topographien, welche vom Jahre 1642 bis 1673 in 20 Bänden mit vielen Kupfern geziert zu Frankfurt im Drucke erſchienen ſind. — Zeiler ſtarb als Oberaufſeher der Schulen in Ulm 1662 im 73. Jahre ſeines Lebens.

18. April 1806 ſtirbt zu Prag Jonas Jeiteles, Doktor der Medizin, und durch viele Schriften in der literariſchen Welt vortheilhaft bekannt. Er ward am 5. Mai 1735 in Prag geboren, wo ſein Vater eine Apotheke beſaß; ſtudierte in Leipzig und Halle, und kehrte nach erlangter Doktorwürde wieder in ſeine Vaterſtadt zurück. Seine bedeutenden Kenntniſſe erwarben ihm bald einen großen Ruf; er wurde 1763 Phyſikus der Judengemeinde, und 1770 von dem Landesgubernium zum Oberaufſeher des Gremiums der jüdiſchen Wundärzte in Prag ernannt. Volle 24 Jahre bekleidete er dieſe Stelle mit Auszeichnung und dem günſtigſten Einfluſſe auf ſeine Glaubensgenoſſen.

19. April 1774 geb. zu St. Stephan bei Steinz im Grätzer Kreiſe Joſeph Wartinger ein um die Geſchichte ſeines Vaterlandes vielfach verdienter Schriftſteller. Früher Profeſſor am Gymnaſium zu Marburg, zog er ſich in den Privatſtand zurück, von wo er jedoch bei Errichtung des Johanneums in Grätz zu einer ihm entſprechenden Stelle wieder ins öffentliche Leben zurückkehrte. Seine kurzgefaßte Geſchichte des Herzogtums Steiermark, entſpricht allen Anforderungen, die man zunächſt an Bücher machen muß, welche zu Vorleſungen beſtimmt ſind.

20. April 1588 ſtirbt zu Wien Paul Fabricius, Doktor der Medicin, Aſtronom und Dichter. Von Lauban in der Oberlauſitz gebürtig, verlegte er ſich zu Nürnberg vorzugsweiſe auf Mathematik. Im Jahre 1553 erhielt er den Ruf an die Wiener-Univerſität, wo er auch nach 4 Jahren die Doktorswürde aus der Medicin erhielt, und fünfmal Dekan ſeiner Fakultät war. Ein beſonderer Liebling dreier Kaiſer, ſeiner literariſchen Arbeiten willen, beſtieg er eben den Lehrſtuhl der Arzneiwiſſenſchaft, als er ſtarb.

21. April 1539 gründete Johann Faber, Biſchof zu Wien und einer der größten Theologen ſeiner Zeit, an der hieſigen Univerſität ein Stipendium für einen armen Studenten von Wien oder Leukirchen in Schwaben ohne Beſchränkung des Studiums.

22. April 1556 nimmt Ferdinand I. die Jeſuiten in Böhmen auf, und räumt ihnen das Kloſter St. Clement zu Prag ein. Dieſen Beſchluß veranlaßte hauptſächlich der Laybacher-Biſchof und geheime Rath Urban Textor, ein Mann, der im raſtloſen Wirken für Kirche und Staat kaum Seinesgleichen findet. Zu einer Zeit, wo beinahe aller Glaube verſchwunden war, die Erziehung ſich im elendeſten Zuſtands befand, konnte den ſo tief wurzelnden Übeln nur durch die jugendliche Kraft eines neuen Ordens geſteuert werden, und daß die Jeſuiten in Deutſchland vielſeitig Gutes gewirkt, auf Volk und Jugend einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt, dürfte wohl keine Widerrede fürchten.

Hiſtoriſche Aufgabe.

Wie kam Böhmen an das Haus Luxenburg? — Auflöſung folgt im Blatte 34.

Auflöſung der Charaden im Bl. 28.

Temeswar, Kantemir (Fürſt Demetrius), Schiller (Schill, der bekannte Preußiſche Freiheitsheld), Kutte (Kutter.)

Glückliche Löſer aller Charaden: die Fräulein: Amalia Willner, und die Herren: Ed. Korn, St. Riethoffer.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 30.

Briefe aus Berlin und Breslau, von C. F. Hock (V. Schluß) — Leſefrüchte (China, Inſeln des grünen Vorgebirgs, gelbe Hautfarbe, Eiſenbahn, Druckereien, alter Bettler, Schwitztonnen, franzöſiſche Sprichwörter.)

Briefe aus Berlin und Breslau.

Von C. F. Hock.

V.

An Frau Baronin — —

(Schluß.)

Wenn die Frauen für ſich allein in der Welt ſtünden; ſo könnte man freilich auch von den erwähnten Kenntniſſen abſehen und ſich begnügen, wenn nur außer den gewöhnlichen Elementargegenſtänden die Kraft der Rede, die Macht über die geiſtigen Schätze der Nation, die Liebe zur Poeſie, die Luſt der Selbſtveredlung, der Jungfrau eingepflanzt, und wenn — der Unterricht in der Religion auf die rechte Weiſe ertheilt worden iſt; denn die Bildung der Frauen iſt — Bildungsfähigkeit, ihre Wiſſenſchaft — Religion. Die Religion müßte aber ihnen in ſolchem Umfange, in ſolcher Tiefe gelehret werden, daß ſie ihren ganzen Geiſt zu erfüllen und zu beſchäftigen vermag. Die Geſchichte des Heils müßte ihre Weltgeſchichte, Chriſtus und die Heiligen ſeiner Kirche ihre Ideale ſein! Sie bedürfen keiner andern, ſie können keine vollkommneren auf Erden finden!

Allein wie geſagt, die Frauen ſind berufen — Mütter zu werden. — Und darum dürfen ſie den Vorzügen der Zeit nicht fremd ſein, deren Nachtheile ſie ſo oft hervorzuheben verbunden ſind. Nur der darf tadeln, der auch zu loben weiß; die Rüge desjenigen wird unbeachtet bleiben, dem ich Nicht-Kenntniß oder Vorurtheil Schuld geben muß. Darum erfreute es mich ſo ſehr, hier in Berlin eine Unterrichtsanſtalt für Mädchen errichtet zu ſehen, wie ich mir ſie lange als ein Ideal gedacht habe. Fr. Schubart heißt

der Mann, dem unter königlichem Schutze das ſchöne Werk gelungen aus. Ein bewährter pädagogiſcher Schriftſteller und durch lange Jahre Erzieher und Vorſteher von Lehranſtalten, war er von der Anſicht ausgegangen, daß der weibliche Unterricht durchaus nicht ſo gründlich, umfaſſend und zweckgemäß ſei, wie es das Bedürfniß der Zeit und insbeſondre der ſo weit vorgeſchrittene Unterricht der Knaben und Jünglinge erheiſche. Aber anderſeits war ihm klar geworden, daß bei dergeſtalt vermehrtem Wiſſen, der demütige, gottergebene Sinn, die Einfachheit und Häuslichkeit den Töchtern nur dann bewahrt werden könne, wenn bei ihnen echte Religioſität und Sittlichkeit mit noch größerer Kraft als bisher feſtgehalten und alles Wiſſen dergeſtalt geleitet und verknüpft würde, daß es nur als Mittel zur Beförderung des Glaubens diene. Es gelang ihm das ſchwere Geſchäft, tüchtige Gehilfen für ſeinen Zweck zu finden und insbeſondere eine tüchtige Matrone, die als Mitvorſteherin mit Umſicht und ſicherer Kraft für ſittliche und anſtändige Haltung, für die moraliſche Würde der Schule ſorge. Die Anſtalt zerfällt in vier Lehrkurſe, in deren jedem die Zöglinge zwei Jahre verbleiben, und iſt im Ganzen darauf berechnet, daß im Durchſchnitte achtjährige Mädchen ein- und ſechzehnjährige austreten; doch wurde auch eine Ausbildungsklaſſe errichtet, in welcher Mädchen reiferen Alters die in der Anſtalt erlangten Kenntniſſe bewahren und vervollkommnen und zugleich vom ideellen Standpunkte aus zur Einheit bringen können.

Schon in den zwei untern, den Vorbereitungsklaſſen, beginnt der Unterricht in der Geographie und Geſchichte, der Naturforſchung, dem Zeichnen und Geſang; das Franzöſiſche wird auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe, während und mit dem Schreiben zugleich gelehrt und erſt ſpäter die grammatikaliſche Begründung hinzugefügt, letzteres wird gleichfalls zu Denkübungen, zur Bereicherung des Gedächtniſſes mit gewiſſen Thatſachen der Erfahrung benutzt. In den zwei höheren, den Bildungsklaſſen, werden Geſchichte (vornehmlich der chriſtlichen Zeit), Geographie, Phyſik und organiſche Naturlehre im Zuſammenhange vorgetragen, die deutſche Literatur, die Geſchmacksbildung gewinnt vorzügliche Bedeutung, der Kalligraphie, den weiblichen Handarbeiten höherer Art, der franzöſiſchen Lectüre und ähnlichen geſellſchaftlichen Fertigkeiten wird gehörige Zeit und Aufmerkſamkeit geweiht.

Der Religionsunterricht verbunden mit bibliſcher Geſchichte bildet die Grundlage des Ganzen, und zieht ſich daher durch alle Klaſſen durch, in den Vorträgen wird die Beziehung auf Erweckung des frommen Sinns lebendig erhalten.

Was ich vorzüglich löblich finde, iſt — daß das Juſtitut ſich zu beſchränken wußte, daß es blos Unterrichtsanſtalt iſt und bleiben will, und daher die Vorſteherin nur ausnahmsweiſe ſich herbeiläßt, die Kinder auch in Pflege und Erziehung zu nehmen; denn — die Erziehung des Mädchens ſoll nur durch die Mutter, ſoll zu Hauſe, im Stillen, in der Einſamkeit geſchehen, wenn es nur halbwegs geſchehen kann. Die Frauen müſſen frühzeitig der Welt, ihren Freuden, ihren Anforderungen entſagen, ihr Glück innerhalb der vier Pfähle beſchränken lernen, ſie müſſen dem Familienſchmucke gleichen und dem Wirthſchaftskleide, der Sinnpflanze und der Aloe, nur bei ganz beſondern Gelegenheiten öffentlich auftreten, ſich nie gerne auf der Gaſſe ſehen laſſen, bei jeder rauhen Berührung den Kelch ſchließen, und nur einmal blühen, aber dann mit der ganzen durch Jahrzehende aufgeſparten Glut und Wärme. Sie ſollen ſein, wie Äolsharfen, wie Sonnenblumen, wie ein überſchlächtiges Mühlwerk, wie ein Pelikan, der ſich die Bruſt zerritzt; der Sturm ſoll ſie zu wohllautenden Akkorden erwecken, ſelbſt im Schatten ſich ihr Haupt nach dem Lichte wenden, ſie ſollen bei wenig Waſſer munter das Tagwerk treiben, und die Pflicht erfüllen, wenn auch das Herz bricht und blutet. Sie ſollen endlich in ihren Träumen beim Nähtiſche, Strickſtrumpfe, Stickrahmen und bei den ſonſtigen häufigen Gelegenheiten ihres Lebens, das nur zu oft die Hand beſchäftigt und nicht das Herz, ſie ſollen, ſage ich, eben ſo ſehr an den Gatten denken, der ſie ernähren, als an das Kind, das ſie lieben wird. Das Ideal, das die Frau anſtreben ſoll, ihr Ziel, ihre endliche Beſtimmung iſt: Würde de Mutterſchaft! Nicht immer findet die Jungfrau den Mann, den ſie lieben, achten, ehren, dem ſie in Demut und Ehrfurcht gehorſamen kann, aber überall auf der Erde gibt es arme, verlaſſene, hilfloſe Weſen, die nach einem Herzen verlangen, das ſich ihrer erbarme, ſie tröſte, aufrichte, emporhebe, für ſie arbeite, ſtrebe, bettle, — bete. Die Nonne in ihrem Cloſet, welche die Kranken pflegt, die Kinder erzieht, die Kirchen ſchmückt, für die Sünder betet und die Schwachen, die Gebrechlichen, die Zagen, die Schwanken-

den; dieſe hat ihre Beſtimmung eben ſo erreicht, als die Mutter von ſieben Kindern, von denen keines mißrathen iſt; ſie hatte auf Erden dieſelben Mühen, dieſelben Schmerzen, und nur die Freuden waren anderer Art!

Aber auch für die leibliche Bildung der Mädchen, die Geſundheit, Regſamkeit und Stärke der Muskelkraft, wird hier in Berlin zweckmäßig geſorgt. In der unter königlichem Schutze ſtehenden Turnanſtalt des Dr. Eislin können die Mütter ſich täglich in den Vormittagsſtunden des Schauſpiels erfreuen, ihre Töchter in gefälliger kräftiger Haltung mit mannigfachen Leibesübungen beſchäftigt zu ſehen, wie ſie ſich im Gange, im Laufe, im Heben, Halten und Tragen ſtärken, und auf dieſe Weiſe manche Leiden, das ſonſt die Frauen zu drücken pflegt, die argliſtigen Keime zu nervöſen Krämpfen und hyſteriſchen Abſpangungen u. dgl. für immer unterdrücken. In den Nachmittagsſtunten verſammelt ſich in demſelben Raume eine lebensluſtige Knabenſchaar aus den edelſten Familien, um unter ſorgſamer Aufſicht und gehöriger Leitung den gleichen Zweck der Ausbildung körperlicher Kräfte zu verfolgen und zugleich den Muth und das Geſchick zu erlangen, in gefährlichen Lagen mit hellem Kopfe Hilfe bereiten und bringen zu können. Da werden auf der Recke die Muskeln der Hand gewöhnt, die Laſt des ganzen Körpers zu tragen, die Barre lehrt, den Fuß und den Oberarm gehörig brauchen, die Schwinge wird benutzt, um dem Körper Leichtigkeit der Wendungen, Schnelle der Bewegung anzueignen. Da gibt es ferner Strickleitern, Seile mit Querhölzern oder blos mit Knoten oder ohne alle Stützpunkte, glatte Bäume, eckige Balken, ſcharfe Bretter, die nach und nach erklimmt werden. Mit und ohne Balancierſtangen wird über freiliegende Stege hingewandelt; über Gräben, Hügel, bewegliche Barrieren u. dgl. ſetzt man bald langſam, bald ſchnell, in bald geringerer bald größerer Höhe hinüber, und endlich ſind mannigfache Spiele weislich berechnet, bald die Nacken- bald die Hals-Muskeln, bald andere ſonſt wichtige Theile des Muskelſyſtems in zweckgemäße Bewegung und Anſtrengung zu verſetzen. — Man hat den Grundſatz aufgeſtellt, daß geſunde und ſtarke Kinder meiſtens auch tüchtige und brave werden, nun möchte ich dieſem zwar nicht billigen, aber doch umkehren, wenn man es erlaubt. Das kranke Kind bleibt ſelten an der Seele geſund, und wenn man die Leiden des Man-

nesalters als den Regen anſieht, der die Saaten befruchtet, ſo möchte ich die Leiden des Kindes der kalten Näſſe vergleichen, die im Frühjahr ſo oft die Keime tödtet oder faulen macht. —

Aber ich ſehe, ich muß abbrechen, gnädige Frau, das Herz quillt mir über, am Ende ſchwatze ich fort bis zum künftigen Morgen, und doch heißt es, die künftige Nacht und die nächſtfolgende durchfahren auf dem engen, ſchmalen Sitze, in raſchem Flug, bei feuchtem unfreundlichem Himmel, und ich muß haushalten lernen mit Zeit und Kraft, wenn ich anders in Breslau unter den Naturforſchern öſterreichiſcher Zunge meinen Platz mit Ehren behaupten ſoll. — Ich hätte Ihnen zwar gerne noch Manches über andere Erziehungsanſtalten erzählt, die ich beſucht habe, über das Taubſtummen- das Blindeninſtitut, die Realſchule u. dgl. m. allein — offenherzig geſagt — wenn Sie die Anſtalten dieſer Art in Wien geſehen haben, können Ihnen die hieſigen Inſtitute, ſo tüchtig dieſelben auch ſind, kein beſonderes Intereſſe bieten; ſie ſehen im Gegentheil ärmlich und kleinlich gegen jene ſchönen Denkmale kaiſerlicher Großmut und katholiſcher Mildthätigkeit aus.

Doch Eines kann ich nicht unterdrücken, eiu ſpecifiſches Mittel, durch welches ich einſtens eine ſchwärmeriſche Schülerin, die gar zu gerne Romane las und bald dieſe, bald jene Heldin ſich als Ideal und Muſter der Nachahmung aufſtellte, auf den rechten Weg zu bringen verſuchte, wenn es mir auch damit nicht ganz gelang: Liebe Joſephine, ſagte ich zu ihr, denken ſie ſich gütigſt beſagtes Ideal, dieſe Linde, Liane, Idoine, Natalie, Wina, Giulia, Flora, Cora, Laura, u. ſ. w. in drei Lagen des gewöhnlichen Lebens: an der Wiege des Kindes, in der Küche am Herde, und am Nähtiſche beim Stopfen zerriſſener Strümpfe; vermögen ſie dieß, zerrinnt ihr Ideal ihnen nicht inhaltlos unter den Händen; ſo gebe ich ihnen recht, ahmen ſie nach, bewundern ſie, vergöttern ſie, ich werde nichts mehr dagegen haben, ſondern im Gegentheil vieles dafür! —

Leſefrüchte.

Für China, dieſes arme, übervölkerte Land, kann die größte innere Umwälzung entſtehen, wenn die Maſchinen-Geſpinnſte Eng-

landſ dort herrſchend zu werden beginnen; bereits hat die erſte beträchtliche Einfuhr von etwa 500000 Pf. Garn einen Volksaufſtand in der Nähe Cantons hervorgerufen. — H.

Unter den merkwürdigen Erſcheinungen, die in den letztvergangenen Jahren in der Atmoſphäre, wie im Erdkörper, beobachtet werden konnten, muß auch die ungewöhnliche Dürre erwähnt werden, von der im vergangenen Jahre die Inſeln des grünen Vorgebirges heimgeſucht wurden. Bei dem gänzlichen Mangel an Regen wurde dort durch die Sonnenhitze jede Spur von Vegetation vertilgt, vom Grashalme an bis zum Blatt des Baumes. Die nothwendige Folge davon war eine Viehſeuche und eine allgemeine Hungersnoth, von der die 60 bis 70000 Seelen ſtarke Bevölkerung dieſer Inſel mit gänzlicher Vertilgung bedroht war. H.

Die gelbe Hauptfarbe iſt vorzüglich der kalmuckiſchen Race eigen, und ſie thut ſich auch nicht wenig darauf zu Gute. Ein Kalmucke, dem man ſeine gelbſüchtige Farbe vorrückte, gab ſtolz zur Antwort: Gott habe ihm denſelben herrlichen Schmuck zugedacht, in den er ſeine ſchönſten Geſchöpfe: die Sonne, den Weizen und das Gold, kleide. H.

(Eiſenbahn von Panama nach Portobello.) Im Jahr 1828 bildete ſich in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika bekanntlich eine Geſellſchaft, welche über die Landenge, die die beiden großen Oceane trennt, von Panama nach Portobello eine Eiſenbahn legen wollte. Die Errichtung dieſer Eiſenbahn, die die Stelle des ſo oft beſprochenen Canales erſetzen ſollte, wurde jedoch bald nach dem Tode Bolivar's aufgegeben, und zwar wegen einiger Hinderniſſe, auf die man geſtoßen war. Dieſe Hinderniſſe ſcheinen nun beſeitiget zu ſein; denn die Compagnie hat ihre Arbeiten wieder aufgenommen, und bereits beſchäftigen ſich zwei engliſche Mechaniker mit der Unterſuchung und Ausmeſſung des Terrains, über welches die Bahn führen ſoll.

Im Jahre 1830 hatte Frankreich in 283 Städten 620 Buchdruckereien und in 259 Städten 1142 Buchhändler, alſo einen auf 27,768 Einwohner. Zur Vergleichung führen wir noch folgende ſtatiſtiſche Verhältniſſe der Buchdruckereien zur Bevölkerung anderer Staaten an. Preußen hatte im J. 1830 — 12, 949, 877 Einwohner, und nach einer Angabe vom J. 1825, 280 Buchdruckereien mit 693 Preſſen, von denen die meiſten in Berlin, Halle, Köln und Breslau; es kommt alſo in Preußen auf 46,213 Einwohner eine Buchdruckerei. In Sachſen muß das Verhältniß durch Leipzig, den Hauptſtappelplatz des deutſchen Buchhandels, das allein über 120 Preſſen beſchäftigt, noch beſſer ſein. Im Großherzogtum Weimar mit 12 Druckereien, das im Ganzen 230,000 Einwohner hat, kommt ſchon auf 19,166 Einwohner eine Druckerei. Die Schweiz mit 2 Millionen Bevölkerung hat 46 Druckereien mit 145 — 150 Preſſen, von denen aber wohl ein Drittheil den größten Theil des Jahres durch unthätig iſt, alſo auf 43,913 Einwohner eine Druckerei. 3.

Zu Varoſch in Ungarn lebt ein Bettler, 109 Jahr alt, der ſich ſchon über 60 Jahre auf einer und derſelben Stelle der Landſtraße ſein Brod durch Betteln erwirbt. R.

(Schwitztonnen.) Um dieſe und jene Krankheit zu heilen, ſteckte man in England zu Shakſpear's Zeiten die daran Leidenden in eine heiße Tonne, worin ſie geraume Zeit ſchwitzen und recht hungern mußten. In den alten Schauſpielen aus jener Zeit kommt oft eine Anſpielung auf dieſe Curmethode vor. So in »Maß für Maß« Ac. III. Sc. 2: »Wahrhaftig, Herr, ſie hat alle ihr Rindfleiſch aufgegeſſen und ſteckt nun ſelbſt in der Tonne.« Wer dieß Verhältniß nicht kennt, erräth nimmermehr den Sinn und verſteht den Scherz nicht. In einem andern ältern Schauſpiel iſt einer ſchon zehnmal geheilt durch den Schweiß und die Tonne.

Was die karge Koſt betraf, ſo ſagt ein ſolches: »Die Heirat in der Stadt:«

Und wie wir in den Keller kommen,
Da fing das Beeſt uns auf,

Und ſteckt' uns in die Tonne.
Zwei Monat ſchwitzten wir darin,
Und Brot und Waſſer ward uns nur gereicht,
Und manchmal eine Rippe trockner Schöpſenfleiſch,
Auch dieß war hart wie unſer Schickſal ſelbſt.

Die Tonne muß ſehr tief geweſen ſein, denn in einem alten chirurgiſchen Handbuch lieſt man: Tonne und Stuhl waren die alten Manieren zu ſchwitzen, aber wenn der Kranke in Ohnmacht fällt, koſtet es viel Mühe, ihn herauszunehmen. Der Stuhl war vermutlich eine Abart der Tonne und wegen ſeiner Geſtaltung ſo benannt. Hg.

Über einige franzöſiſche Sprichwörter.

Tourner au tour du pat.

Bekanntlich ſchrieb man früher um die Töpfe Inſchriften aller Art, ſelbſt in lateiniſcher Sprache. Wenn nun Jemand lange Zeit brauchte, ehe er einen ſolchen Spruch zu erklären im Stande war, ſagte man, er drehe ſich zu lange um den Topf, und man bedient ſich dieſer Ausdrucksweiſe jetzt, um unſer »um den Brei herumgehen« zu bezeichnen.

Parler français comme une vache espagnole.

Wahrſcheinlich ſteht vache ſtatt vasque, basque. Er ſpricht franzöſiſch, wie ein Baske ſpaniſch, wegen der ſchwierigen Sprache der Basken, von denen Skaliger ſagt: »Man behauptet, ſie verſtehen einander; ich glaube es aber kaum.«

Ternir quelqu'un le bec dans l'eau.

»Einen mit Verſprechungen hinhalten.« Ohne Zweifel ſtammt dieſes Sprichwort von der bekannten Strafe des Tantalus her.

Loger le diable dans sa bourse.

Dieſes Sprichwort ſchreibt ſich aus der Zeit her, wo die meiſten Münzen das Zeichen des Kreuzes hatten. Wenn ſich daher der Teufel in eine Börſe ſchlich, war gewiß kein Geld darin. Die Schottländer ſagten: »Der ſchlimmſte Teufel iſt der, welcher in der Börſe tanzt.«

Faire avaler á quelqu'un des poires d'angoisse.

»Einen ſchlecht behandeln, ohne daß er klagen kann.« Die poire d'angoisse war eine Eiſenkugel, welche Räuber den Perſonen, die ſie berauben wollten, in den Mund ſteckten, um ſie zu hindern, um Hilfe zu rufen. Sie ſoll eine Feder gehabt haben, welche ſie im Munde ausdehnte. Palioly von Toulouse, Haupt einer Räuberbande, wird der Erfinder dieſer Maſchine genannt. Hg.

Verbeſſerungen: Blatt 28. S. 686, Z. 19. ſt. Reich l. Reſch; ſt. Klocianus l. Belocianus; S. 639, Z. 3. ſt. hiſtoriſch l. naturhiſtoriſch

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 31. Wien, den 30. April 1834.

Sonette von M. Enk. — Das Kaiſerthum Marocco. Nach den neueſten Quellen dargeſtellt von E. S. von Schlieben. (Zweiter Artikel.) — Die Sterne, von Starkenfels. — Standeswahl, von J. J. Hannuſch. (Fortſetzung.) — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Zweiſilbige Charade von Prof. A. Brecht. — Kleine Rathſelſpiele von August Schilling. — Auflöſung der Aenigmata in Bl. 29.

Sonette von M. Enk.

1.

Palingeneſie.

Erwacht ihr Geiſter meiner Jugendtage,
Noch einmal ſchwebt auf Roſenwolken nieder;
Umwehet mich mit ſäuſelndem Gefieder,
Und ſcheucht hinweg des Unmuts trübe Plage.

Ihr naht, ich fühl's, mit leiſem Flügelſchlage:
Schon trinkt mein lauſchend Ohr entzückt die Lieder,
Die einſt ſo reitzend ihm erklangen, wieder;
Verſtummt iſt ringsher jeder Laut der Klage.

O flieht nicht wieder! weilt! mit Segensblicken
Folgt Hoffnung euch; das ſelige Entzücken
Der Liebe, und der kindlich fromme Glaube.

Seit ſie mit euch aus meiner Bruſt geſchieden,
Verlor das Herz den ſchwervermißten Frieden,
Und finſtrer Unmut nahm es hin zum Raube.

Digitized by Google

2.

Die Verſöhnerin.

Wie Engel oft aus goldnen Wolken ſteigen
  Zu frommen Pilgern in des Kummers Tagen,
  Auf weichen Armen ſie emporzutragen,
Und offen ihrem Blick den Himmel zeigen:

So wollte mild zu mir ſich Hoffnung neigen,
  Zu meinem Schmerz und meinen bangen Klagen;
  Entronnen fühlt' ich mich dem ſcheuen Zagen,
Und neuer Mut durchfloß die Bruſt des Feigen.

»Entwölke,« ſprach ſie, »deinen Blick, und lerne
Des Herzen leiſen Ahnungen vertrauen,
So wirſt du bald das Leben heiter ſchauen:

Erfüllung winkt, ſei's auch aus weiter Ferne,
Im hellen Lichtgewande dem Verlangen,
Das mit Vertrau'n ein reines Herz empfangen.«

3.

Die neue Morgenröthe.

Verſchwunden iſt die bange Nacht der Klagen,
  Der Sorgen trübe Schaar, ſie floh von hinnen:
  Die Schwermut floh, die Furcht mit bleichen Mienen,
Die dumpfe Angſt, und jedes feige Zagen.

Schon ſieht mein Aug den Strahl im Oſten tagen,
  Stets weitern Raum das heitre Licht gewinnen:
  Bald zieht die herrlichſte der Königinen
Als Siegerin einher auf goldnem Wagen.

Auf's neue, Hoffnung, ſpann' die bunten Flügel,
Ergreife, raſcher Mut, des Lebens Zügel,
Und ſtrebe auf gewohnter Bahn zum Ziele.

Der Mut nur darf im raſchen Wechſelſpiele
Des Lebens nach dem höchſten Preiſe ringen,
Und Kühnheit nur vermag das Glück zu zwingen.

Das Kaiſerthum Marocco.

Nach den neueſten Quellen dargeſtellt von C. W. von Schlieben.

Zweiter Artikel: Merkwürdige Orte.

Die erheblichſten Orte des Reichs ſind:

Tanger, von den Mauren Tansgia oder Tandſcha genannt, mittelgroße Stadt in der Provinz Hasbat, auf einem Hügel gelegen, der ſich bis an den Meerbuſen am engſten Theile der Straße von Gibraltar erſtreckt. — Ceuta, von den Mauren Sebta genannt, wichtige Feſtung, Gibraltar gegen über, auf einer Halbinſel. — Tetuan, in der Landesſprache Tetaun oder Tetauan, ſchöne und reiche Handelsſtadt der Provinz Hasbat, in einiger Entfernung vom Fluſſe Martil und an deſſen Mündung. Die Stadt iſt mit ſtarken Mauern umgeben und wird von viereckigen Thürmen beſchützt. Man gibt die Zahl der Bewohner zu 16,000 an. — Jelles, ein Seehafen unweit Gomora, in Waldungen liegend. — Seiſuan oder Seuſaon, Hauptort der Provinz Er-Riff, nicht groß, aber von Handwerkern und Handelsleuten ſtark bevölkert, in einer fruchtbaren Gegend gelegen. — Torga, Stadt in derſelben Provinz, am Mittelmeer, mit einem kleinen Hafen. — Gomora, oder Badis, ſehr alte Stadt zwiſchen zwei hohen Bergen, mit einem Hafen am Mittelmeer. In der Nähe befindet ſich auf dem Eilande Penon das ſpaniſche Küſtenfort Penon di Velez. — Alhucemas, arabiſch Hadſchar-un-Neccor, an einem Fluſſe unfern des Meeres. — Melila oder Melilia, alte von den Carthagern gegründete Stadt, auch unter dem Namen Ras-ed-dir gekannt, Hauptort der Provinz Gart mit einem Hafen und 3000 Einwohnern. Eine halbe Meile landeinwärts erblickt man die alte Stadt Cazaza mit ihrem Kaſtell auf der Spitze eines Vorgebirges. — Dubdu, alte große Stadt der Provinz Schaus und Sitz eines unabhängigen Fürſten. — Wazan*) oder Wazein, Stadt in der Provinz Azgar des Landes El-Gh'arb,

*) Die mit einem Sternchen bezeichneten Ortsnamen ſind ſolche, deren geographiſche Poſition noch nicht zuverläſſig gekannt iſt.

am Abhange eines iſolirt liegenden Berges. — Calaab-el-Wad, Veſte am Fluſſe Mulria, einige Meilen von deſſen Mündung entfernt. — Teza, oder Taza, Stadt in der Provinz Hiama in einer fruchtreichen Gegend und eine der ſchönſten Ortſchaften des Reichs. —

Alcaſſar, auf arabiſch El-caſſr-keber, große Stadt mit 14 Moſcheen, jedoch aber nur 5000 Einwohner habend. — Zauitat-Mula-Driß, wichtige Stadt in der Provinz Fez, am Abhange eines hohen Berges, 7 Meilen von der Hauptſtadt entfernt. Sie hat zur Zeit nur noch 900 Einwohner. — Mehodia, oder Neu Mamora, verfallener Seehafen, in der Provinz Beni-Haſſan, mit einem Kaſtell, am Ausfluſſe des Sebu. — Azila, alte Stadt in der Provinz Hasbat im Bezirke El-Gharb (?), mit einem kleinen Hafen am Meere, mit 1000 armen Bewohnern. — Agla, bedeutender Flecken in der Provinz Fez, am rechten Ufer des Werga, in einer höchſt fruchtreichen Gegend. — El-Araiſch, auch wohl Laracce genannt, iſt die Hauptſtadt der Provinz Azgar und der Sitz des Caid. Sie hat an 4000 Einwohner und liegt am nördlichen Abhange eines ſteilen Hügels, der ſich bis an das Meer hin erſtreckt. Die Stadt iſt gut gebaut, und durch Batterien ſtark befeſtiget. —

Fez, von den Eingebornen Fas genannt, Hauptſtadt eines der großen Haupttheile des Reichs, gelegen in einem von vielen Bergen gebildeten Thale, in reichen Fruchtgärten und Gehölzen, am kleinen Fluſſe Wad-ul-Dſchauhari (Perlenfluß). Sie hat 88,000 Einwohner, worunter 65000 Mauren und Araber. Die Stadt ſelbſt, von ſtarken Mauern umſchloſſen und durch drei feſte Schlöſſer vertheidiget, wird in Fas-belli oder Altfez und Fas-Dſchedid getheilet. Die Straßen ſind im Durchſchnitte ſehr eng und dunkel, die Häuſer hoch, die Kaufläden zahlreich. Eine außerordentliche Menge von Eßwaaren ſtehen ſtets zum Verkauf ausgeboten und die einzelnen vorkommenden Handwerke haben jedes ſeine eigne Straße. — Soſoru oder Soſru, iſt eine von Mauern umſchloſſene ziemlich nette Handelſtadt, am rechten Ufer des Gingo, mitten in einer großen fruchtreichen Ebene, in deren Nähe ſich Steinſalzminen befinden. Salé, von den Arabern Salá genannt, große, bevölkerte, wohlbefeſtigte, Handel treibende Stadt in der Provinz Beni-Haſſan, auf dem rechten Ufer des Buregreb, Rabatt gegenüber, mit einem weiten Hafen. Man nimmt

die Bevölkerung des Orts zu 23000 an. Meknás, auch wohl Mekines genannt, Stadt und eine der kaiſerlichen Reſidenzen in der Provinz Fez, mit dem Beinamen Ez-Zeituna, gelegen in einer weit ausgebreiteten Ölbaumpflanzung, hat etwa 55000 Einwohner, die größtentheils den Ruf der gebildetſten und gaſtfreundlichſten des ganzen Reichs haben. — Rabatt, im Arabiſchen Er-Rabatt, auch wohl Neu-Salé genannt, befindet ſich in der Provinz Temsna am Meere, iſt neu, groß, gut gebauet und ſtark bevölkert mit 27000 bis 28,000 Einwohner. Der Hafen iſt zur Ausfuhr der Landeserzeugniſſe, namentlich des Korns, der Wolle und des Wachſes geeignet. Übrigens ſind die ſchönen Gärten von Rabatt berühmt und die Einwohner haben den Ruf, verſtändig, induſtriös und für den Handel beſonders geeignet zu ſein. In einiger Entfernung von Rabatt gen Oſten erblickt man das Kaſtell Schella oder Schalla, welches die Gräber der Königsfamilie Beni-Merini enthält und als ein Heiligtum betrachtet wird, welches weder Chriſten noch Juden betreten dürfen. — Rukhaila, alte, jedoch kleine und reichbevölkerte Stadt, gelegen in der Gegend der Quellen des Fluſſes Guir in einer üppichen Getreideau. Darbeida, oder arabiſch Dar-ul-beida, auf vielen Charten Anafe genannt, Stadt in der Provinz Temsna, mit einer geräumigen Bucht und kleinem nicht ſonderlich ſicherm Hafen, jedoch aber bedeutender Getreideausfuhr, weßhalb auch hier, bis noch vor einigen Jahren, die Spanier eine Faktorei hatten. Manſura, kleine Stadt in der Provinz Temsna, am Fluſſe Enſifa, in einer Ebene unfern des Ozeans, mit 900 Einwohnern, faſt lauter Juden. — Fedala, auch Fiballa genannt, eine mit ſtarken Mauern umgebene kleine Stadt, in einer weiten Ebene am Fluſſe El-Millah unweit des Meeres, mit Ausfuhr von Körnerfrüchten. — Mazagan, oder Mazigh'an, ein altes ziemlich ſtarkes Kaſtell, auf einer Halbinſel, im Hintergrunde einer Bucht, mit einem nur kleinen Hafen und 2000 Einwohnern. —

Tefza, Hauptſtadt der Provinz Tedla, unweit des Fluſſes Dorna, groß, reich und ſtark bevölkert und berühmt durch ſeine Fabriken von ſchwarzen und weißen wollenen Mänteln, die bis nach Italien ausgeführet werden. — Uzamor, Stadt und Hauptort der Provinz Ducalla, unweit der Mündung des Fluſſes Omm-er-

rebe'h; 3000 Einwohner; Lachsfang; Handel mit Getreide und Öl. — Citidem*) (Citideh), Stadt auf der Spitze eines hohen Berges, der ſich nach Tefza herabſenkt, an welche ſich weite Getreideauen und Viehweiden anſchließen. Die ſtarke Bevölkerung des Orts beſtehet aus lauter Amazirghen, die den Ruf großer Sittlichkeit haben und einen bedeutenden Handel mit feiner Wolle, wollnen Mänteln und Kleidungsſtücken treiben. Bulauan, arabiſch Bu-'l-auran, eine kleine Stadt mit einem Kaſtell und etwa 300 Häuſern, am Fluſſe Om-er-rebe'h, bewohnt von Leuten, die beim Holzflößen Beſchäftigung finden und meiſt Berbern ſind. — Tegeget,*) Stadt in der Provinz Ducalla, gleichfalls am Om-er-rebe'h, einſt blühend, jetzt unbedeutend. Die Umgegend hat Überfluß an Vieh und Getreide. — El-Madina,*) eine große mit Mauern umgebene Stadt und Hauptort der Provinz Eſcura in einem Olivenwalde. Hier haben ſich beſonders viel Lederbereiter niedergelaſſen. Fruga, eine ausſchließlich von Scheltöchen und Juden bewohnte Stadt, in einer ſehr weiten Ebene gelegen. Demnet*) auch Dimnit genant, große, reiche, faſt von lauter Juden bevölkerte Stadt, am Anfange der abdimmiſchen Berge, in der Provinz Erhammena. Agmat, eine mit ſtarken Mauern umgebene Stadt in der Provinz Erhammena, von den Amazirghen gegründet, gelegen am Fuße des Atlas mit 5500 Einwohnern. — Tagodaß,*) reiche Stadt mit einer Bevölkerung von 7000 Einwohnern, auf der Spitze eines hohen Berges gelegen. —

Marocco, oder Marrakſch (Marokaſch), berühmte Hauptſtadt des geſammten Reichs und gewöhnliche Reſidenz der Sultane, gelegen in einer weiten Ebene der Provinz Erhammena, mit Mauern von 30 Fuß Höhe umgeben, unfern des Fluſſes Tenſift. Sie beſitzt zahlreiche Moſcheen, unter andern die von Culubia mit einem 250 Fuß hohen Thurme. Der kaiſerliche außerhalb der Stadt gelegene Pallaſt iſt prachtvoll und hat an 3/4 Meilen im Umfange. Obſchon die Straßen ſchmutzig und die Häuſer voller ſchädlicher Inſekten ſind, ſo wird der Ort doch für ſehr geſund geachtet. Die gegenwärtige Bevölkerung gibt man zu 30,000 an, worunter 4000 Schellöchen und 5000 Juden ſich befinden, obſchon ſie im 12. Jahrhundert unter Jakob Almanſor's Regierung, 700,000 erreichte. Außerhalb der Umfaſſungsmauer der Stadt liegt die Vorſtadt der

Ausſätzigen, Hhahha genannt, ſie wird ausſchließlich von ſolchen Individuen bewohnt, die an dieſem Übel leiden und die leider von Generation auf Generation ſich weiter fortpflanzt.

Tadneſt, alte Hauptſtadt der Provinz Hahha oder Hea, von Amazirghen gegründet, in einer weiten Ebene am Fluſſe Schuschana, 4000 Einwohner worunter 1800 Juden. — Mogodore, oder Mogodor, neuere bedeutende Stadt in derſelben Provinz am Meere. Die Stadt iſt in zwei Theile getheilet, von denen einer die Citadelle, das Zollamt, den Schatz, die Reſidenz des Paſcha und die öffentlichen Gebäude und Wohnungen der Conſuln und der chriſtlichen Kaufleute enthält, der andere von den Juden bevölkert iſt. Beide Theile ſind ſowohl gegen die See, als gegen die Wüſte mit Mauern und Befeſtigungen umgeben. Der Hafen wird im S. O. durch eine kleine Inſel gebildet. Die Bevölkerung beträgt zwiſchen 16000 und 17000 Seelen. — Tefelene oder Tofelane, ſtarke, von den Amazirghen gegründete Seeſtadt, unfern des Vorgebirges gleiches Namens; 3000 Einwohner; guter Hafen, aus welchem beſonders Wachs und Ziegenfelle ausgeführt werden. — Teculet, kleine aber ſehr freundliche Stadt in einiger Entfernung vom Meere, nahe der Mündung des Stromes Duira, mit einem kleinen Hafen Gor genannt, den ein altes Kaſtell vertheidiget. — Teſegdelt, große und wohlhabende Stadt, in der Provinz Hahha auf einem hohen Berge. Die Hauptmoſchee iſt eine der anſehnlichſten des Reichs. — Agadir, auch Aguer oder Agher genannt (Santa Cruz), kleine, aber ſtarke Stadt, auf dem Gipfel eines hohen, aber ſteilen Berges, in der Provinz Sus, unfern des Vorgebirges Gor, nahe der Mündung des Fluſſes Sus, mit geräumigem und ſicherm Hafen. In neuern Zeiten iſt der Ort bis auf 500 jüdiſche Einwohner geſunken. —

Tarudant, alte von den amazirghiſchen Ureinwohnern gegründete Stadt, einſt Hauptort eines unabhängigen Reichs, in der Provinz Sus; Reſidenz des Paſcha, mit einer Bevölkerung von 20 bis 22000 Seelen; Leder- und Salpeterbereitung. Meſſa, anſehnliche mit Mauern umgebene Stadt, unfern der Mündung des Fluſſes Sus und in drei von Schellöchern, Mauren und Juden bewohnte Abtheilungen getheilet; 3000 Einwohner. Das nahe Meer

wirft oft grauen Amber von der beſten Gattung an den Strand. — Tagawoſt, die älteſte und größte Stadt der Provinz Sus, zwiſchen dem großen Fluſſe, dem Meere und dem Atlas gelegen. Die Umgegend hat Überfluß von Vieh und Wolle. — Tedſi, anſehnliche Stadt, an einem der Hauptarme des Fluſſes Sus, in einer ſehr fruchtreichen Gegend.

Jenſeits des Atlas liegen noch folgende von einigen Geographen zum Reiche Marocco gehörige Ortſchaften: Tafilelt, Hauptſtadt des gleichnamigen Staats, auf beiden Seiten des Fluſſes Ziz, mit Mauern und viereckigen Thürmen umſchloſſen. Auf dem linken Ufer befindet ſich das Kaſtell Caſſar, das ausſchließlich von den Scherifen oder Nachkommen des Propheten Mahomet bewohnt wird. Die Einwohner, meiſt fileliſche Amazirghen, beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Anfertigung von Manufakturwaaren und dem Handel mit Sudan. — Reſſant, Stadt und angeblich Reſidenz des Paſcha. — Suſchelmeſa oder Sudſchilmaſa, nach Jackſon Sigin-meſa, alte von den Zonotiſchen Amazirghen gegründete Stadt, in einer weiten Ebene am Fluſſe Ziz und Hauptort eines beſondern Reichs. — Beni-Sabih oder Dara'h, Hauptort der Provinz Dara, volkreich und Handel treibend, beſonders mit Indigo und Ziegenhäuten. — Beneali, Stadt am Fluſſe Dara, nahe ſeinen Quellen im Atlas; Wohnſitz des oberſten Hauptes der unabhängigen Berbern des A'brar. — Talent, anſehnliche Hauptſtadt der Provinz Teſſet oder Sus-ul-Akſa, und gegenwärtig Reſidenz des Sidi-Jscoms, am Abhange eines Hügels, unweit des Fluſſes Aſſa. — Tatta oder Akka, Dorf in der großen Wüſte. — Minecina, weitläufige Stadt der Provinz Dara'a in einem Palmenwalde gelegen, von Berbern und Ackerbau treibenden Mauren und einigen Juden bewohnt.

Die Sterne.

Traulich winken goldne Sterne dort am dunkeln Himmelszelt,
Scheinen liebreich durch die Ferne auf die nachtumhüllte Welt:
Drücken Kummer dich und Schmerzen, blick' zu ihnen nur hinauf,
Ruhig wirds in deinem Herzen, heller wird dein Lebenslauf.

Denn ſie lehren einen Vater, ewig liebend, treu und gut,
Auf ihn bau', und in ihm faſſe feſtvertrauend neuen Mut:
Der die Sterne rief ins Leben, ſeine Menſchen zu erfreu'n,
Der wird wohl in ihren Nöthen ihnen hilfreich nahe ſein?

Er gleicht nicht den ſchwachen Weſen, welche mit dem Glücke ziehn,
Die, wenn Unglück dich umnachtet, treulos dich verlaſſend fliehn,
Er gleicht nicht dem ſchwanken Rohre, das ein Wind hier — dorthin treibt,
Er, der, was vom Zeitenanfang er geweſen, ewig bleibt.

Er hat Macht dich zu erretten; der den Stern am Himmel hält,
Leitet auch des Menſchen Schritte, daß der Schwache nimmer fällt.
Drum drückt Kummer dich und Leiden, ſchau zu ihnen nur hinauf,
Sie erhellen liebreich tröſtend deinen ſchmerzensvollen Lauf.

Endet dann auch dieſes Leben, ſende den gebrochnen Blick
Nur noch einmal nach den Sternen, nach den freundlichen zurück:
Denn noch winken ſie dir traulich auf der finſtern Todesbahn,
Führen dich durch Nacht und Dunkel zu dem Gott des Lichts hinan.

v. Starkenfels.

Standeswahl.

Von J. J. Hannuſch.

(Fortſetzung.)

V.

Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft; dein Herz biſt du ſelber.
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Schiller.

Geliebter Lehrer! Sie fragen uns, welcher Beſtimmung, welchem Stande wir uns zuwenden wollen? — Ach, ich fühle es nur zu ſehr, daß mir dieſe Frage recht ſchwer auf's Herz fällt. Alle meine Freunde werden getroſt antworten können. Nur ich werde zurückbleiben. — O Freund unſerer Seelen! Wie ſoll ich es anfangen, die Beſchämung zu überwinden, die mein ganzes Weſen wie mit einem unſichtbaren Netze umſchlingt, um Ihnen das zu geſtehen, was am Ende doch offenbar werden muß! — Ach, lieber Herr! väterlicher

Freund! Ich habe wirklich zu gar nichts Luſt. — Nicht wahr? das iſt ein recht ſchlimmes Geſtändniß? — Nun werden Sie mich wohl gar nicht mehr lieben können? — Aber was bleibt mir übrig? Soll ich Ihnen, Ihnen, der ſie immer ſo liebreich, wie ein wahrer Vater und Freund an uns Allen, ſo an mir, gehandelt haben, — eine Lüge ſagen? heucheln? den Schein annehmen? Das würde mich erſt recht beſchämen. Nein! das ſoll nicht ſein. Es mag wohl ſein, daß ich zu nichts tauge, aber ein Vautrien bin ich nicht und will ich nicht ſein. Und durch eine Unwahrheit würde wahrlich, wenn ich nach der Lebhaftigkeit meines Gefühles urtheilen ſoll, alle Achtung vor mir ſelbſt verlieren. Ja, wiſſen ſie es denn! Ich habe in der That mich niemals mit dem Gedanken über meine Beſtimmung beſchäftiget! ja, ich fühle wirklich in mir nicht die geringſte Neigung zu irgend einem beſonderen Zweige der Geſchäfte der Geſellſchaft. Freilich, Sie kennen meine Erziehung, meinen Stand, mein älterliches Haus. Es wird Ihnen nicht unbekannt ſein, daß mein Vater, gegenwärtig am k. Hofe zu * * *, ſich vorbehalten zu haben ſcheint, mir ſelbſt meine künftige Beſtimmung anzuweiſen. Ich erwarte ſie ehrfurchtsvoll von ihm. Folg' ich den Waffen? werd' ich die Laufbahn meines Vaters betreten? Ich weiß es nicht. Die Entſcheidung hängt nicht von mir ab. Meine Studien betreibe ich, — ich berufe mich auf Ihr gütiges Zeugniß — mit Fleiß und Erfolg, und erwarte die Zukunft mit ruhigem Auge. Was ſie auch bringen mag, ſie ſoll mich bereit finden, zu wirken und mich verwenden zu laſſen im Dienſte meines Vaterlandes, dem ich mein Leben und meinen Rang in der Geſellſchaft verdanke. Im ſchlimmſten Falle, ſollten ſogenannte Zufälle, die nicht in der Macht der Sterblichen liegen, auf meine Verhältniſſe einwirken und mir keine feſte Beſtimmung anweiſen; ſo bin ich zum Mindeſten gewiß, (mein Herz iſt dafür Bürge) daß ich dennoch beſtrebt ſein werde, meine Stellung in der Geſellſchaft einzunehmen. Mein Herz liegt vor Ihnen offen, wie immer. Sie wiſſen, ſchlimm bin ich nicht. Ich fühle ſtets bei Anderer Leiden. Ich werde dieſes Gefühl nicht verlieren. Es wird mir die Bahn zeigen, auf welcher ich meine Thätigkeit entwickeln kann. Der öſterreichiſche Menſchenfreund, Leopold Graf von Berchthold, immer bemüht, die Thränen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die dem Verderben nahe waren, dieſem zu ent-

Digitized by Google

reißen, ſteht ein ſchönes Vorbild vor meiner Seele. Gelänge es mir auch nicht, ſo hohen Ruhm zu erreichen: ich würde ihm wenigſtens nachſtreben. Meine eigenen Unterthanen ſollten zuerſt erfahren, daß mein Vater einen Sohn hinterließ, nicht ganz unwürdig, ſeinen Namen zu führen.

Nehmen Sie, theurer Freund und Lehrer! dieſes Geſtändniß gütig auf und erlauben Sie mir, mich mit Hochachtung und Liebe zu zeichnen. als Ihren

Sie verehrenden
Leopold Graf v. C.

VI.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an!
Schiller.

Da ich von Ihnen, hochſchätzbarſter Herr, eingeladen bin, gleich meinen übrigen Freunden meine Meinung über die Beſtimmung, welcher ich mich zu widmen gedächte, abzugeben; kann ich nicht umhin, mit einiger Befriedigung Ihnen zu geſtehen, daß ich, als der älteſte Sohn des Hauſes, von meinem Herrn Vater dazu beſtimmt bin, ihm dereinſt bei den ausgedehnten Geſchäften ſeiner großen Fabriken und ſeiner weitläufigen Handelsverbindungen, welche derſelbe ſowohl im In- als Auslande mit bedeutendem Vortheile unterhält, an die Hand zu gehen, ja dieſelben fortzuführen und endlich nach und nach zu übernehmen. Hiezu nun ſind mir die Studien, denen ich dermal obliege, ſehr nothwendig, wie mein Vater ſagt, und ich beeifere mich, ſo viel an mir iſt, ſeinen Wünſchen Genüge zu leiſten, um, wo möglich, ſeine weitausſehenden Pläne (wenn das Glück wohl will) etwa noch weiter auszuführen. Hiezu ſind beſonders Sprachkenntniſſe erforderlich, denen ich mich vorzüglich widmen ſoll, um die vielſeitige Correſpondenz keinem Mietling anvertrauen zu dürfen, ſondern ſelbe vielmehr ſelbſt mit aller Umſicht und Nachdruck führen zu können. Ich hoffe, daß Dieſelben mir das Zeugniß nicht verſagen werden, daß ich meine gegenwärtigen Pflichten mit allem Fleiße zu erfüllen ſtrebe.

Anbei laſſe ich gewiß nicht außer Acht, welchen wohlthätigen Einfluß ſolche Entrepriſen auf das Allgemeine äußern; wie viele tauſend Hände unmittelbar durch unſere Anſtrengungen beſchäftiget und erhalten werden; und wie viel Leben ſodann mittelbar durch das Räderwerk, das unſere Hände in Bewegung ſetzten, in die große Weltmaſchine gebracht wird. Ich erkenne vollkommen die nützliche Thätigkeit, welcher ich mich widmen werde, und bin ſtolz darauf, mich in dieſer Lage zu befinden. Lebhaft ſtehen immer die großen Fugger von Augsburg, deren Schiffe einſt auf allen Meeren flaggten, vor meinen Augen. Sie ſind mein Vorbild. Ihnen möchte ich gleich kommen dürfen. Hat auch die Eitelkeit einen kleinen Antheil an dieſem Gedanken, auch die Schwächen der Menſchen mögen ihren Nutzen haben. Nichts in der Welt iſt ganz ſchlecht. Die Hauptidee iſt doch die unermeßliche Wirkſamkeit, die ein großer Fabriksunternehmer ſich ſelbſt zu erſchaffen vermag. Sehr angenehm finde ich die Vorſtellung, ſich ſelbſt durch die Anwendung aller uns von Gott verliehenen Geiſteskräfte aus dem engen Kreiſe herauszubilden und einen größeren Zirkel um ſich bilden zu können, als die gewöhnlichen Verhältniſſe des Lebens gewöhnlichen Sterblichen anzuweiſen pflegen.

Dieß, theurer Lehrer und Freund! iſt die wahre, ungeſchmückte Meinung Ihres

dankbar ergebenen
Matthias.

VII.

Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein;
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezog'nen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.

Schiller.

Theurer, innig geliebter Lehrer! — Was aus mir werden will? — Nichts anderes, als ein M a h l e r. Wahrhaftig! ich kenne nichts darüber, oder auch nur daneben, das in gleichem Grade meine Neigung in Anſpruch zu nehmen vermöchte. Alles andere, was ich jetzt außer dem Zeichenunterrichte noch treibe, vermag ich nur als unerläßliche Hilfswiſſenſchaften zu betrachten, die mir die Bahn erweitern, erleichtern, verſchönern ſollen.

Sie erinnern ſich, welchen Eindruck jener ſchöne Kupferſtich einer heiligen Familie von Raphael auf uns Alle machte, den wir unlängſt in der Straßenauslage einer Kunſthandlung unſerer an allem Schönen ſo reichen Stadt — gar nicht lange genug betrachten konnten. — Welch' ein Gemälde muß das erſt ſein, wenn es in einer, wenn gleich herrlichen, dennoch farbloſen Abbildung ſchon eine ſolche Wirkung hervorzubringen vermag! — Welch ein Ausdruck der Göttlichkeit in dem holden Menſchen-Antlitz des Jeſusknaben! welch' eine erhabene Lieblichkeit im Kinde Johannes! welch' eine himmliſche Verklärung irdiſcher Schönheit in der milden heiligen Mutter des Gottmenſchen! — Wahrlich! theurer Lehrer, es iſt etwas Großes darum, das von unſerem' Gemüt nur geahnte Überirdiſche zur wirklichen Anſchauung zu bringen! — Dieſer Kunſt wünſche ich mächtig zu werden! ſolche Leiſtungen ſollen die Aufgabe meines Lebens ausmachen, werden mich über alles erheben, was die Welt mir übrigens zu bieten vermag. Welch ein Vergnügen, die ſchöne Wirklichkeit zu verſchönern, das Edle — edler, das Holde — holder, das Menſchliche — göttlicher erſcheinen zu machen! Was könnte ſolcher Gabe gleich kommen? — Ich fühle etwas in mir, das mich drängt und treibt und durchglüht und erfüllt, und mich (wenn auch jetzt noch mit kaum entwickelten Schwingen) glauben läßt, daß es mir einſt vielleicht gewährt werden dürfte, ſo hohem Ziele zuzuſchweben. Dahin ſtrebt meine ganze Seele. In dieſem Streben löſ't ſich mein Geiſt auf. Noch einmal. Ich kenne nichts über der Kunſt, als Gott und die Menſchheit.
Ganz Ihr

Friedrich.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

23. April 1578 beginnt Kaiſer Rudolph II. ſeine weitumgreifenden Reformen der Wiener Univerſität; 1579 befahl er nachdrücklich: bei der Jugend auf Verbeſſerung der Sitten ſtrenge zu ſehen,

darauf zu achten, daß nur nach guten Büchern vorgeleſen, keine Irrlehren vorgetragen und keine Profeſſoren angeſtellt würden, deren Charakter und Glaubensſtärke man nicht feſtes Vertrauen ſchenken könnte.

24. April 1564 gründet an der Wienerhochſchule Gregor Mayzi, Canonikus zu Agram, ein Stipendium für zwei aus Slavonien gebürtige Studierende, die ſich einem beliebigen Studium widmen können.

25. April 1817 ſtirbt zu Wien Joſeph Freiherr von Sonnenfels, k. k. Hofrath, einer der Männer, welche für Staat und Volk raſtlos thätig in den Annalen der Wiſſenſchaft Epoche machen. Öſterreichs Geſetzgebung verehrt in ihm einen ihrer Gründer; die Kunſt und Literatur einen ihrer glücklichſten Pfleger! die Nachwelt wird ſein Andenken ſegnen; denn die Früchte ſeiner Arbeit werden nie vergehen! —

26. April 1524 fordert Paul Speratus, (Spretter), Anhänger Luthers, durch einen Brief aus Iglau die Wiener-Univerſität zum Übertritte auf, welche nach zwei Tagen denſelben beantwortet und im Juni beide Aktenſtücke dem Drucke übergibt. Schade, daß die theologiſche Fakultät nicht mit mehr Ernſt und Würde den Streit behandelte; auf beiden Seiten war Verhöhnung vorherrſchend.

27. April 1806 ſtirbt zu Prag einer der ausgezeichnetſten Männer Böhmens, Joſeph v. Giovanni zu Montechiaro, k. k. Gubernialrath, im 44. Jahre ſeines Alters. Er war eben ſo vorzüglich als Literator, wie er es als Geſchäftsmann war. Jede Anſtalt zur Volksbildung und zur Aufnahme der höheren Wiſſenſchaft erregte ſeine Theilnahme und Mitwirkung; das Vaterland erlitt durch ſein frühes Hinſcheiden in jeder Beziehung einen unberechenbaren Verluſt. —

28. April 1741 geb. Kaſtulus Weibl zu Rudolphswerth in Unterkrain, wo er bis in das neunte Jahr die Erziehung ſeiner Ältern genoß, dann aber unter die Leitung der Franciskaner kam, die das dortige Gymnaſium verſahen. Im Jahre 1756 trat er in ihren Orden, ſtudierte Theologie in Laibach, und war, zum Prieſter geweiht, abwechſelnd Profeſſor der lateiniſchen Schulen zu Rudolphswerth, der

Theologie und Philoſophie in Laibach und Vorſteher ſeines Ordens bis zum 25. October 1805, an welchem Tage ſein Tod erfolgte. Als Gelehrter beſaß K. Weibl ſehr viele hiſtoriſche, philoſophiſche und theologiſche, vorzüglich aber gründliche philologiſche Kenntniſſe. Auch unterhielt er einen ausgebreiteten literariſchen Briefwechſel, ſelbſt mit mehreren Gelehrten des Auslands. Von ſeinem raſtloſen Fleiße und ſeiner vielſeitigen Verwendung zeigen ſeine zahlreichen gedruckten und ungedruckten Schriften.

29. April 1600 ſtirbt zu Grätz als Pfarrer und Archidiakon Peter Muchitſch, ein für ſeine Zeit höchſt wichtiger Verfechter der katholiſchen Kirche. Cilli war ſein Geburtsort; in Wien erlangte er die Doktorswürde aus der Philoſophie und Theologie, wurde Canonikus bei St. Stephan und lehrte durch viele Jahre an der Univerſität, der er auch dreimal als Rektor Magnifikus vorſtand. Seine Schriften ſind größtentheils gegen die Lutheraner gerichtet, und nicht ohne inneren Gehalt; die Derbheit des Ausdrucks gehört dem Zeitalter und der Maſſe der Herausforderung an! —

Zweiſilbige Charade.

Erſte Silbe.

Mit leicht bewegten hellen Flügeln
Umkreiſt ſie unſ're Erdenwelt,
Sie wagt kein Sterblicher zu zügeln,
Und wär' es auch der größte Held!

Ihr hat kein Herrſcher je geboten,
Doch dient ſie willig jedermann,
Und bis zum ſtillen Haus der Todten
Spricht jeder ſie im Leben an.

Zweite Silbe.

Die blieb uns noch aus alten Tagen,
Ob auch die alte Zeit verſchwand,
Es halten viele Schauer-Sagen
An ihr mit wunderbarer Hand.

Es drängt uns hin zu jenem Frieden,
Der über ihren Reſten weh't,

Denn ob die Gründer auch geſchieden,
Das angeſtaunte Denkmal ſteht.

Doch könnt ihr meine Silbe ſehen
Auch heut' im beſten Stand, modern,
Auf Eb'nen, wie auf Bergeshöhen,
Nenn't auch wohl ſelber ihren Herrn.

Das Ganze.

Es bau't der Menſch durch's ganze Leben
Mit unverwandtem Eifer d'ran,
Und was ſich Holdes ihm begeben,
Er fügt es jenen Pfeilern an!

Es zieht vor ihm durch Krieg und Frieden,
Es ziert des Träumers Einſamkeit,
Und jeden Sterblichen hienieden
Hat's einmal wenigſtens gefreut!

Prof. Andr. Brecht.

Kleine Räthſelſpiele.

Von Auguſt Schilling.

1.

Meine erſte Silbe hört
Jeder, der nicht vor ſich ſchaut,
Und die letztere gewährt
Einen Schutz, gar feſt gebaut;
Doch das Ganze ruinirt —
Manchen, dem's zum Laſter wird.

2.

Unter meinem kleinem Worte
Lauert oft des Todes Pforte,
Die ich umgekehrt erſchließe,
Wenn ich jüngſt noch blühend ſprieße.

Solutio aenigmatum in Nro. 29. propositorum.

I. 18 consonantes et 5 vocales. II. Paries, Paris, Arics. III. Annus, menses et dies.

Solutiones, quarum mentio fiat dignas, dederunt Domini: Ludov. Comes Paar, Philippus Comes Cavriani, Carolus eques de Suttner, Em. Nob. de Würth, St. Riethoffer, Edmund. Rossing.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 31.

Briefe aus Berlin und Breslau, von C. F. Hock (VI.) — Die Luftfahrt. (Aus den Tutti frutti.)

Briefe aus Berlin und Breslau.

VI.

An Herrn Alois Grafen zu Sternberg.

Breslau den 17. September 1833.

Theuerſter Herr Graf!

Meinem Verſprechen gemäß erhalten Sie hier einen Brief aus der Fremde, allein — werden Sie mir vergeben, beſter Graf, wenn ich Ihnen offen geſtehe, daß erſt der heutige Nachmittag mir dieſes Verſprechen in das Gedächtniß zurückgerufen? Ich war eben in das Verſammlungszimmer der Naturforſcher eingetreten, in der Abſicht, die Liſten der Angekommenen zu durchſehen, mit dem und jenem ein freundliches Wörtchen zu wechſeln, neue Verbindungen zu knüpfen und alte zu erneuern, als ich dort an dem Tiſche, wo die Geſchäftsführer der Geſellſchaft ſich befanden, ein lebhaftes Gedränge gewahrte. Irgend ein geehrter, willkommener Gaſt ſchien angelangt, um den alle mit wetteifernden Grüßen, Dankſagungen, Freudenbezeugungen ſich bemühten. Auch mich zog es hin und bald ſah ich eine hohe, ehrwürdige Geſtalt in der Menge ſich erheben, von dem Alter unmerklich gebeugt. Es ſchimmerte das ſo oft begrüßte blaue Auge gütig auf mich herüber, und es waren dieſelben feinen, edlen Züge, die hohe Stirne, die milde Lippe, das ſcharf gezeichnete Profil, das ich in Wien ſo oft in der Nähe betrachtet, Er war es wirklich, Ihr edler Oheim, der großherzige Beförderer, Beſchützer, Freund und Theilnehmer jeder wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen, gemeinnützigen Unternehmung, das Kleinod Böhmens, Graf Caſpar von Sternberg! —

Bald ſah ich auch die andern Landesgenoſſen, welche die allerhöchſte Huld des Kaiſers, die Gnade des Fürſten Staatskanzlers, oder eigene Neigung hierher gerufen hatte, meinen väterlichen Freund Prof. Baumgartner, den Direktor Littrow, den mir von Berlin aus befreundeten Fitzinger, den Bergwerksdirektor Doktor Reichenbach aus Mähren, den Deutſchland unter die erſten ſeiner Chemiker zählt, Prof. Zawadzky aus Lemberg, und noch einige, deren Namen mir bisher entgangen.

Wir plauderten lange und die Stunden verrannen. Am Abende ſollte ich noch hin zum Herrn Prof. Wendt in die Theegeſellſchaft, allein mir ſchien es, als wäre mir des Guten und Schönen bereits zu viel geworden, und ich ſchritt lieber durch den großen Schwiebbogen des altertümlichen Univerſitätsgebäudes hinaus an das Ufer der Oder und wandelte die Alleen auf und nieder, die es umkränzen.

Eine düſtere, traurige Stadt, dieſes Breslau! Man iſt hier, als wäre man bereits außer den Gränzen Deutſchlands. Nirgends jene wohlthuende Reinlichkeit, jene klare, ſtille Gehäbigkeit, wie man ihrer in den weſtlichen Gegenden froh werden kann, und anderſeits vermißt man dennoch die orientaliſche Pracht, den kirchlichen Pomp, die adelige Kräftigkeit, wie man ſie in echt ſlaviſchen Städten zu ſehen gewohnt iſt. Das ganze Weſen ſteht unentſchieden und unerfreulich zwiſchen den beiden Extremen deutſcher und ſlaviſcher Volkstümlichkeit in der Mitte, und die ganze traurige Geſchichte dieſes Gemeinweſens, der ewige Kampf zwiſchen Deutſchen, Polen, Böhmen, einzelnen Dynaſten und auswärtigen Reichen, zwieſpältigen Religionsanſichten und bürgerlichen Intereſſen, ſpiegelt ſich nur allzutreu in dieſen düſteren, verfallenden, einheitloſen Gaſſen und Plätzen, in dieſem Strom ohne Ufer, dieſer Fläche ohne Berge, deren leiſe Umriſſe höchſtens im Süden ſchüchtern über dem Horizont ſich erheben! Breslau hatte offenbar bei ſeiner Gründung die Fähigkeit und Beſtimmung, ein zweites Prag zu werden, mit deſſen zahlloſen Kirchen, ſtolzen Palläſten, großen Plätzen, öffentlichen Bauten; allein die Entwicklung wurde im Keime erſtickt, und nachfolgende Zeiten verpfuſchten, jede auf andere Weiſe, das kranke Kindlein vollends. —

Mein Spaziergang war bald geendet und nun eilte ich auf den Dom hinaus, wo der Pallaſt des Biſchofs und die Häu-

Digitized by Google

ſer der Domherrn ſich erheben und die alte ehrwürdige *Domkirche*, ein herrliches Denkmal deutſcher Baukunſt, an welcher, den äußeren Spuren nach zu urtheilen, manche Jahrhunderte ihr gottesfürchtiges Tagwerk verrichtet haben. Links von der Kirche, zunächſt an ihr, ſteht nun das Haus, das meinem verehrten Freunde, Herrn Domkapitular Profeſſor *Ritter* eingeräumt iſt, deſſen Gaſt und Pflegling ich für die Dauer meines Breslauer Aufenthaltes bleiben ſoll.

Wollen Sie mir etwa in dasſelbe folgen? Ich bitte herein zu treten. — Sehen Sie die freundliche Matrone, die mir öffnet, das iſt Schweſter Nepomucena, ſo das Haus verwaltet; das freundliche Gärtchen, die blanke Flur, die glatt gebohnten Treppen, die hellen reinlichen Zimmer, alles zeiget, mit welcher Sorge ſie das Amt verſehe. Den gaſtlichen Hausherrn finden Sie leider nicht daheim; die Ferienmonate haben ihn hinüber an den Rhein gelockt, die alten Freunde und Lehramtsgenoſſen zu beſuchen; aber das muß ich ihm nachſagen, er hat alles aufgewendet, um wenigſtens in dem, was Bewirthung und Pflege des Leibes betrifft, mich ſeine Abweſenheit vergeſſen zu machen. Die gewählte Bibliothek, das weiche Lager, die einladenden Ruheſitze, Erfriſchungen aller Art bieten ſich mir dar und werden auf ſolche liebenswerthe Weiſe aufgedrungen, daß es ſchwer fällt, ſo viel Güte nicht zu mißbrauchen. Der alte Dom endlich ſchaut vorn durch die Fenſter herein, ein artiges Gärtchen ladet zu einem Morgenſpaziergang ein, und über alles erquickt mich der Hauch der Ruhe und Behaglichkeit, der durch alle dieſe Räume weht.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen geſtehen — ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich es thue — wir Öſterreicher hegen ein ungerechtes Vorurtheil gegen die Preußen. Wir ſchelten ſie ſelbſtſüchtig, prahlend, ſtolz, kleinlich; aber wenn ich meinem Urtheile trauen darf, ſo irren wir uns in vielen, weſentlichen Stücken. Die Preußen ſind ein fleißiges, gründliches, nachdenkliches, kurz mit einem Worte, ein verſtändiges Volk, und mit dem *Verſtande* hat es aller Orten ſeine eigene Bewandtniß. Derjenige, der ſich durch Grundſätze und nicht durch das Gefühl beherrſchen läßt, erſcheint nach außen immer kälter, gemeſſener, berechnender, als er eigentlich iſt. Wer ſeine Kenntniſſe oder die Mittel ſeines Lebensunterhalts einer wider-

ſtrebenden Natur abringen muß, alle Autodidakten und Autochthonen, erſcheinen eckiger, ſchroffer, hochfahrender, als jene Glücklichen, welche die Mutter ſchon in der Stunde der Geburt weich gebettet und die Fülle ihrer Gaben über ſie ausgegoſſen hat. Endlich verwechſelt man nur gar zu oft den theoretiſchen Egoismus, den löblichen Brauch, in der Wiſſenſchaft nichts für wahr anzunehmen, was man nicht durch eigene Forſchung als ſolches erkannt, mit dem ſogenannten ethiſchen, dem Egoismus der Selbſtſucht, der nicht die Forſchung, ſondern den Nutzen als Maßſtab der Gültigkeit betrachtet; und gar oft hält man ſchon den, der forſcht, für einen, der nicht glaubt; was doch nicht wahr iſt oder wenigſtens nicht unumgänglich wahr zu ſein braucht.

Ich verſichere Sie, ich habe in Preußen eine Achtung vor den wahren religiöſen und politiſchen Grundſätzen gefunden, und unbeſchadet deſſen eine ſolche Höhe der Spekulation, ſolche Tiefe und ſolchen Umfang der Erfahrungs-Kenntniſſe, der geſchichtlichen, ſprachlichen, naturwiſſenſchaftlichen Studien, daß der alte oft wiederholte Spruch Baco's: »Ein wenig Philoſophie führe zum Unglauben, ein bischen mehr aber wieder zum Glauben zurück« in mehr als einer Beziehung mir wieder bethätiget ſchien. Welche Liebe für den König fand ich nicht bei dem Jubelgreis Hufeland, bei ſeiner ganzen großen, herrlichen Familie, die faſt eben ſo viele vorzügliche Menſchen als Glieder zählt! Welche Ehrfurcht für ihr Wiſſen und Glauben wußten mir die geheimen Oberregierungsräthe Schmetting und Semler einzuflößen, von denen der eine zur Leitung ſämmtlicher katholiſcher Kirchenangelegenheiten, der andere zur Oberaufſicht über das ganze Armenweſen in Preußen berufen iſt! — Was leiſtet nicht dieſe koloſſale Univerſität zu Berlin, die man jetzt die erſte in Europa nennen könnte, Großes und Gutes! In welchem Sinn arbeiten nicht: Savigny, Leo, Ranke, Raumer, Göſchel und Tholuk, und viele andere, deren Namen die Wiſſenſchaft dereinſt unſterblich machen wird! — Und wenn ich Ihnen erſt jene rührenden Züge der Güte und Herzlichkeit mittheilen könnte, die mir von ſo vielen andern geehrten und geachteten Männern bewieſen worden, welche Achtung und Liebe würden Sie für unſere edlen deutſchen Brüder im Norden faſſen! — Bis im Winter, wenn wir mit einander am Kamine ſitzen,

da will ich Ihnen von jenem Abende erzählen, den ich in der Behrenſtraße zubrachte, in dem Hauſe eines Mannes, der den theuerſten meiner Freunde eben ſo warm liebt als ich, und der mir von ſeinen Kriegsthaten am Rheine erzählte und von Wien zur Zeit des Congreſſes, von ſeinen Leiden und Freuden, von ſeinen Kindern, Johannes und Maria, die ich eben auf meinen Knien ſchaukelte, und von tauſend andern Dingen, die ich in kurzem eben ſo empfand wie er! — Oder ich werde Sie von jener mir unvergeßlichen Stunde unterhalten, als ich in dem Häuschen nächſt dem Brandenburger Thore vor dem Kriegsrathe L. v. B. ſtand. Die hohe majeſtätiſche Geſtalt, die offene weite Stirne, das weiche weiße Haar, die klaren durchdringenden Augen, die Adlernaſe, der ſanfte geſchloſſene Mund, das milde Kinn, jener ſchmerzliche Zug um die Wange, das begeiſterte Wort, die tiefen Blicke in jene geheimnißvolle Region — nein theuerſter Graf! Ich rechne mich wahrlich ſelber unter die Verſtandesmenſchen und ſuche meine Kaltblütigkeit ſo lange als möglich zu bewahren, wenn auch dieſer und jener es nicht Wort haben will; aber — wer in gewiſſen Augenblicken nicht für immer ſich binden und feſſeln läßt, der iſt ſeiner Freiheit und Selbſtſtändigkeit nicht einmal werth!

Ich komme auf mein altes Thema zurück: Man muß Preußen *ehren*, um Österreich *lieben* zu können; denn *Preußen* iſt es, welches heute zu Tage die ganze Macht eines gereiften, vielſeitig durchgebildeten Wiſſens aufbietet, um der ſtürmenden Gegenwart und den Stimmführern in derſelben ſiegend darzuthun: daß nur in der Bewahrung jener Grundfeſten, auf die das alte, feſte, chriſtliche *Österreich* ſein Haus gegründet, das Heil des Einzelnen und der Geſammtheit beſchloſſen ſei.

Die Luftfahrt.

(Aus den Tutti frutti.)

Ich war kaum von einer ſchweren Krankheit halb geneſen, als Herr Reichardt nach Berlin kam und auch mir ſeinen Beſuch machte, um ſich Empfehlungen zu verſchaffen

Herr Reichardt iſt ein gebildeter Mann und ſeine Erzählungen

weckten eine große Luſt in mir, auch einmal im Reiche der Adler mich umzuſehen. Wir wurden bald einig; er gab ſeinen Ballon her und ich trug die Koſten der Füllung, beiläufig geſagt, eine ſehr koſtbare Sache, denn ſie kam mich auf ſechshundert Thaler zu ſtehen. Das mir bevorſtehende Vergnügen war aber wahrlich nicht zu theuer bezahlt.

Der Tag, den wir wählten, war einer der ſchönſten, kaum ein Wölkchen am Himmel zu erblicken. Halb Berlin hatte ſich auf Plätzen und Straßen verſammelt und mitten aus der bunten Menge erhoben wir uns langſam gen Himmel. Die Gondel, in der wir ſaßen, war freilich nicht größer als eine Wiege, die Netze aber, die ſie umgaben, verhindert jeden Schwindel, wenigſtens kann ich nicht ſagen, daß mich, ungeachtet meiner Schwäche nach überſtandener lebensgefährlicher Krankheit, nur das mindeſte unangenehme Gefühl angewandelt hätte. Nichts Schöneres kann man ſich denken, als wie nach und nach die Menſchenmenge, die Straßen, die Häuſer, endlich die höchſten Thürme immer kleiner und kleiner wurden, der frühere Lärm erſt in ein leiſes Gemurmel, zuletzt in lautloſes Schweigen überging, und endlich das Ganze der verlaſſenen Erde gleich einem Pfyfferſchen Relief ſich unter uns hinbreitete, die prächtige Lindenſtraße nur noch einer grünen Furche, die Spree einem ſchwachen Faden glich, dagegen die Pappeln der Potsdamer Allee rieſenmäßige, viele Meilen lange Schatten über den Erdball warfen.

So mochten wir einige tauſend Fuß geſtiegen und einige Stunden ſanft fortgeweht worden ſein, als ſich ein neues, noch weit grandioſeres, ja faſt ſchreckenerregendes Schauſpiel vor uns entfaltete. Rund umher am Horizont ſtiegen drohende Wolken ſchnell nacheinander empor, und da man ſie hier nicht blos, wie auf der Erde, von unten, ſondern in ihrer ganzen Höhe ſah, ſo glichen ſie weniger gewöhnlichen Wolken als ungeheueren ſchneeweißen Bergketten von den phantaſtiſchſten Formen, die ſich alle auf uns losſtürzen zu wollen ſchienen.

So rückten ſie, eine die andere drängend, von allen Seiten näher heran. Wir aber ſtiegen noch ſchneller und waren ſchon hoch über ihnen, als ſie unter uns zuſammenſtießen und nun, wie ein vom Sturm bewegtes Meer ſich über und durcheinander wälzend, die Erde bald gänzlich unſerem Blick entzogen. Nur zuweilen zeigte ſich die

und da eine unabſehbare Tiefe, vom Sonnenlichte grell erhellt, wie der Krater eines feuerſpeienden Berges, und ſchloß ſich dann wieder durch neue Maſſen, die in ewigem Gähren, fort und fort, bald blendend weiß, bald dunkelſchwarz, ſich jetzt hier hoch über einander thürmten, dort bodenloſe Spalten und Abgründe thürmten.

Nie habe ich auf Bergen etwas Ähnliches erlebt; denn auf ſolchen Standpunkten wird man durch das große Volumen des Berges ſelbſt gehindert und kann irgend Vergleichbares nur in der Entfernung oder auf einer Seite gewähren, hier aber ward nichts von dem erhabenen Schauſpiele dem Auge entzogen.

Höchſt ſeltſam iſt auch das Gefühl gänzlicher Einſamkeit in dieſen ſchon von allem Irdiſchen ſcheinbar abgezogenen Regionen. Man könnte ſich faſt ſchon abgeſchieden glauben, wie eine Seele, die zum Jenſeits aufflöge. Die Natur iſt lautlos, ſelbſt den Wind bemerkt man nicht, da man ihm keinen Widerſtand leiſtet und mit dem leiſeſten Hauche fortgeht. Nur um ſich ſelbſt drehte ſich zuweilen die kleine Wiege mit ihrem koloſſalen Ball, gleich einem Vogel Rok, der ſich im blauen Äther ſchaukelt.

Voller Entzücken ſtand ich einmal auf, um noch beſſer herabzuſehen. Da bemerkte Herr Reichardt kaltblütig, ich möchte das nicht thun, denn bei der Eile, mit der alles gegangen, ſei der Boden der Gondel nur angeleimt und könne leicht abgehen, wenn nicht behutſam mit ihm verfahren würde. Man kann ſich denken, daß ich unter ſolchen Umſtänden mich fortan ſo ruhig als möglich verhielt.

So hatten wir faſt unbemerkt uns wieder in das Wolkenmeer getaucht, das uns jetzt wie dichte Schleier umgab, aber endlich zertheilten ſich die Wolken und ſchifften einzeln am wieder klarblauen Himmel umher, und als ſollte unſerer glücklichen Fahrt auch keines der ſeltenſten Ereigniße fehlen, ſo erblickten wir plötzlich auf einem der größten Wolkengebirge eine Art fata morgana, das treue Abbild unſerer Perſonen und unſeres Balles, aber in den koloſſalſten Dimenſionen und von bunten Regenbogenfarben umgeben. Wohl eine halbe Stunde ſchwebte uns das geſpenſtige Spiegelbild fortwährend zur Seite; jeder dünne Bindfaden des uns umgebenden Netzes zum Schifftaue angeſchwollen, wir ſelbſt gleich zwei unermeßlichen Rieſen auf dem Wolkenwagen thronend.

Gegen Abend ward es wieder trübe in der Höhe. Unſer Ballaſt war verbraucht und wir fielen mit beunruhigender Schnelle, was Herr Reichardt an ſeinem Barometer wahrnahm, denn der Empfindung ward nichts davon kund.

Ein dichter Nebel umgab uns eine Weile, und als wir nach wenig Minuten durch ihn herabgeſunken waren, lag von neuem die Erde im hellſten Sonnenſcheine unter uns und die Thürme von Potsdam, die wir ſchon deutlich unterſcheiden konnten, begrüßten uns mit ihrem freudigen Glockenſpiel.

Unſere Lage war aber dieſem feſtlichen Empfang gar nicht angemeſſen, wir waren im vollkommenen Fallen begriffen und ſahen doch nichts unter uns als Waſſer (die vielen Arme und Seen der Havel) nur hier und da mit Wald untermiſcht, auf den wir uns möglichſt zu dirigiren ſuchten. Der Wald erſchien mir aus der Höhe nur ein niedriges Dickicht, dem wir uns jetzt mit größter Schnelle näherten, und es dauerte auch nicht lange, ſo hingen wir wirklich in den Äſten eines dieſer Sträucher.

Ich machte ſchon Anſtalt zum Ausſteigen, als mir Herr Reichardt zurief: »Ums Himmelswillen, rühren Sie ſich nicht, wir ſitzen feſt auf einer großen Fichte!« So ſehr hatte ich in kurzem den gewöhnlichen Maßſtab verloren, daß ich mehre Sekunden brauchte, ehe ich mich überzeugen konnte, daß ſeine Behauptung vollkommen wahr ſei.

Wir ſaßen indeß ganz gemächlich in den Äſten des geräumigen Baumes, wußten aber durchaus nicht, wie wir herunter kommen ſollten. Lange riefen wir vergebens nach Hilfe, endlich kam in der ſchon eingetretenen Dämmerung ein Officier auf der nahen Landſtraße hergeritten, er hielt höchſt verwundert ſein Pferd an, kam näher und ſchien immer noch ſeinen Augen nicht trauen zu wollen, noch zu begreifen, wie dieß ſeltſame Neſt auf die alte Fichte gekommen. Wir mußten ziemlich lange von unſerer Höhe peroriren, ehe er ſich entſchloß, nach der Stadt zurückzureiten, und Leitern, Menſchen und einen Wagen zu holen. Zuletzt ging alles gut von ſtatten, denn in der dunklen Nacht erſt fuhren wir in Potsdam ein, den wenig beſchädigten, nun leeren Ballon in unſern Wagen gepackt und die treue Gondel zu unſern Füßen.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 32. Wien, den 7. Mai 1834.

Balladen von Ludw. Aug. Frankl. (1. Der Gruß im Zelte. 2. Der Gaſt um Mitternacht. 3. Das Fürſtenwort. 4. Deutſche Treue.) — Der Herr verläßt die Seinen nicht. (Bruchſtück aus einem Reiſe-Tagebuche.) von Joh. Gabr. Seidl. — Standeswahl, von J. J. Hannuſch. (Fortſetzung.) — In honorem Sancti Thomae Aquinatis. (Ode.) a Dare Phrygio. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Charade vom Prof. A. Brecht. —

Balladen von Ludwig Auguſt Frankl *).

1.

Der Gruß im Zelte.

Der Ludwig ſteht im Zelte bei Mühldorf nach der Schlacht,
Um ihn viel tapfre Herren in blanker Waffenpracht.
Johann der Böhmenkönig und ſeine Ritter dann,
Und der die Schlacht geſchlagen, Herr Seifried Schweppermann.

Was bleiben die in Waffen und gönnen ſich nicht Raſt,
Die Herren mögen warten auf einen hohen Gaſt?
Herein tritt Öſtreichs Friedrich, der Schöne zubenannt,
Der Baier grüßt ihn herzlich und ſchüttelt ihm die Hand.

»Ich ſeh' euch gerne, Vetter! ihr machtet heut' uns heiß,
Dem Himmel nur verdanken wir unſres Sieges Preis.
Wie ihr vor uns, ſo könnt' ich heute ſtehn vor euch;
Doch ſtrenge Obhut heiſchet der Friede in dem Reich.«

»Es ſchmerzt, glaubt mir, den Ludwig, was nun der Kaiſer ſchafft;
Streng muß ich euch verwahren auf Trausnitz in der Haft.«

---

*) Ein Fragment des Habsburgliedes, von dem geehrten Herren Verfaſſer urſprünglich für den Balladenkranz beſtimmt, den wir unter dem Titel: Deutſchlands ſchöne Thaten, unſerem Blatte einzureihen beabſichtigt hatten. H.

Digitized by Google

Und ihm erwiedert Friedrich: »Ihr wählt nicht gut den Ort,
An eines Deutſchen Wortbruch mahnt er mich fort und fort.«

»Denn Trausnitz heißt wohl: T r a u n i t. — hätt' ich euch nicht getraut!
Zu viel doch hab' ich ſelber auf eigne Kraft gebaut.
Gelobt ſei Gott im Himmel, der nun mich Demut lehrt!«
Er ſchreitet aus dem Zelte, ſein Auge glänzt verklärt.

2.

Der Gaſt um Mitternacht.

Tiefe Stille Nacht verbreitet,
Dichte Finſterniß,
Blaſſer Sternenſchimmer gleitet
Durch der Wolken Riß.

Wie ein Geiſt aus Hünenzeiten
Steht die Trausnitz ſtumm,
Von den hohen Thürmen ſchreiten
Schatten ringsherum.

Einſam im gewölbten Saale
Schläft ſchon Friedrich lang,
Und es weckt zum dritten Male
Ihn vom Schlafe bang:

»Mond liegt blaß in Wolkenſärgen,
Mitternacht hält Raſt.
Flieh! es ſchlafen deine Schergen
Todesſchlummer faſt!«

Aufſpringt Friedrich bei den Worten,
Träumend ſteht er lang.
Offen ſieht er alle Pforten
Durch den Säulengang.

Da faßt raſch er nach dem Schwerte,
Schwingt's im Saale hell:
»Hei, du nächtlicher Gefährte,
Zeig dich mir zur Stell'!«

»Ludwig hat ſein Wort gebrochen,
Ich halt' meines ihm.

Digitized by Google

Wilder Fluch ſei dir geſprochen,
Trügend Ungethüm!«

Und da lacht's aus allen Ecken,
So wie Hohn heraus.
Seine Wächter aufzuwecken
Eilt er ſchnell hinaus.

Und er ſieht es dunkel ſchweben,
Unten iſt's im Schloß;
Sieht es tappen und ſich heben
Auf ein ſchwarzes Roß.

Und es wächſt, will Raum gewinnen
Über'n Horizont —
Roß reicht an des Schloſſes Zinnen,
Reiter an den Mond.

3.

Das Fürſtenwort.

Es ſitzt Herr Friedrich traurig im hohen dumpfen Saal,
Und draußen webt gar luſtig des Frühlings warmer Strahl.
Die Lerche wirbelt ſchmetternd, wiegt hoch den weichen Flaum,
Die offnen Brunnen plätſchern tief in des Hofes Raum.

Es weht ſo friſch und labend die linde, laue Luft,
Da dünkt ihm noch viel trüber der Mauern dunkle Gruft.
Er ſchließt das Bogenfenſter mit banger Wehmuth auf,
Und ſieht hinaus nach Öſtreich, zum Himmel dann hinauf.

Und an die fernen Lieben denkt er mit trübem Schmerz,
Da klirrt die hohe Pforte in ihrer Angeln Erz.
Es tritt herein zum Saale ein edler, ſeltner Gaſt.
»Du biſt es Vetter Ludwig? ich bin verwundert faſt!«

»»Sei mir gegrüßt, mein Friedrich! wie geht es dir allhier?««
»Faſt muß ich, Ludwig, glauben, du meinſt es bös mit mir!«
»»Fürwahr ſo ſoll's nicht bleiben, noch heute biſt du frei,
Und ziehe heim nach Öſtreich, zur Gattin fromm und treu!««

»»Das muß ſie ſein, beim Himmel! Erzählt man von ihr nicht,
Daß ſie, ſeitdem du ferne, verweint das Augenlicht?
Zieh heim zum treuen Bruder, der ſtürmt mir noch die Welt,
Den Himmel und die Hölle ſchickt er gen mich ins Feld.««

»»Erfülle dieſe Punkte, verzeichnet im Papier;
Doch wo dich's mag gereuen, ſo ſchwöre, Friedrich, mir,
Daß du freiwillig wieder kehrſt in die Haft ſodann —««
»Wozu den Schwur, mein Ludwig — ich halt's, ein Wort ein Mann!«

4.

Deutſche Treue.

Es hält im Schloß zu München der deutſche Kaiſer Haus,
Er ſieht am hohen Fenſter und ſchaut zur Stadt hinaus.
Da ſieht er einen Ritter herreiten zum Pallaſt,
»Das iſt ja Ritt und Haltung des ſchönen Friedrich faſt?«

»Doch wo mag der jetzt weilen? Fürwahr er kommt herauf!«
Da thun die hohen Pforten des ſchönen Saal's ſich auf.
»Gegrüßt, mein guter Ludwig!« — »»Wie, Friedrich, biſt du hier?«« —
»Verzeih, ich lade wieder zum Gaſte mich bei dir.«

»Ei zeig mir, Vetter Ludwig, ein freundliches Geſicht,
Schuld hat der treue Bruder, fürwahr ich hab' ſie nicht.
Er hat auch recht! zu theuer wär' meiner Freiheit Kauf,
So kehr ich dir denn wieder, ich gab den Handſchlag drauf.«

Dem Ludwig glüh'n die Worte bis in die tiefſte Bruſt,
Er ſelbſt iſt ſich im Innern des Wortbruchs wohl bewußt.
Es glänzen ihm die Augen von einer Thräne hell,
Er ſtürzt dem edlen Friedrich ſich in die Arme ſchnell.

»»Fürwahr du biſt der Sieger und ich bin, der erlag,
Und deine Größe, Friedrich, kommt leicht itzt an den Tag.
Und kannſt du mir verzeihen?«« — »Ich zürnte niemals dir«. —
»»So theil' des Reiches Herrſchaft und all' mein Gut mit mir!««

Und lang ſteh'n ſie umſchlungen, von Schmerz und Luſt erfüllt,
Für einen deutſchen Maler das ſchönſte deutſche Bild.
Die Fürſten hielten immer zuſammen dann gar treu,
In allen deutſchen Landen rühmt man die hohen Zwei.

Digitized by Google

Sie tranken aus einem Becher und ſchliefen in einem Zelt,
Und Friedrich hüthet' Baiern, zog Ludwig in das Feld.
Es iſt die deutſche Treue kein leerer, hohler Klang,
Für einen deutſchen Sänger der allerſchönſte Sang!

Der Herr verläßt die Seinen nicht.

(Bruchſtück aus einem Reiſe-Tagebuche.)

Von Prof. Joh. Gabr. Seidl.

Auf einer Fußreiſe, die ich vor einigen Jahren in Geſellſchaft eines Freundes durch eine wildſchöne Gebirgsgegend eines Nachbarlandes machte, überfiel uns die Nacht in einer Thalſchlucht, deren Ausdehnung wir, den Angaben der Landleute nach, für weit geringer hielten, als ſie wirklich war. Da es uns wenig gelüſtete, die kühle Spätſommernacht im Freien zuzübringen, ſo ſahen wir mit wahrer Sehnſucht einem gaſtlichen Licht entgegen, wenn es auch nur einem Waldhüttchen entſlimmern ſollte. Man liebt die Einſamkeit am hellen Tage, oder auch in einer heiteren Mondnacht, wenn man ſie, von ſicherer Stätte aus, als einen Ruhepunkt für das bewegte Gemüt aufſucht; dem müden Wanderer aber, der gerne ſein Haupt unter dem ſchirmenden Dache guter Menſchen zur Ruhe legte, erweckt die aufgedrungene Einſamkeit in fremder, ſchauerlicher Umgebung ein unbehagliches Gefühl von Beengung und Mißtrauen.

Wie froh waren wir daher, als wir nach einer langen Stunde aus dem Keſſel des Thales, deſſen Felſen ihre ragenden Föhren uns, wie geſpenſtiſche Fühlhörner, entgegenſtreckten, in eine freiere Gegend heraustraten, und in ziemlicher Nähe den flackernden Schein von Spänen gewahr wurden. Mit erneuter Kraft ſchritten wir über Dick und Dünn, Gräben überſpringend und Zäune durchbrechend, darauf zu, und befanden uns bald, zu nicht geringer Freude, in einem kleinen, zwar ärmlich gebauten, aber doch von Menſchen bewohnten Dorfe. Unſere Frage nach einer Herberge ward mit dem Bemerken beantwortet, daß hier keine Einkehrſtation und daher auch kein Wirthshaus ſei; — bis zum nächſten aber, hieß es, hätten wir noch zwei gemeſſene Stunden. Indeß wir uns beriethen, was denn zu beginnen wäre, tönte von einem Thurme, den wir nicht ſehen

konnten, indem eine gewaltige Nebelſchichte ſich allgemach über die Niederung auszubreiten anfing, die eilfte Stunde.

»Vielleicht iſt hier ein Pfarrdorf?« riefen wir mit froher Ahnung, und ließen uns, als ein Bauer ſie zur Gewißheit machte, von ihm zum Pfarrhofe geleiten, welcher am äußerſten Ende des Dorfes neben der Kirche auf einem mäßigen Hügel ſtand. Ein erleuchtetes Fenſterlein widerlegte den Zweifel unſeres Führers, ob der alte Herr wol noch wach wäre, auf eine für uns höchſt tröſtliche Weiſe. Der würdige Greis ließ uns nicht lange pochen; trotz der ungewöhnlichen Stunde, zu welcher wir, ganz fremd und unbekannt, bei ihm einſprachen, nahm er uns mit vielem Zutrauen und freundlicher Bereitwilligkeit auf; theilte uns mit, was ſeine Küche in der Eile noch aufbringen konnte, würzte es noch mehr durch ſein treuherziges Geſpräch, als durch die erquickliche Zuthat aus ſeinem Keller, und wies uns in ſeinem Gaſtzimmer zwei reinliche Betten an. Wir hätten uns, als wir durch die finſtere Thalſchlucht einer mit jedem Schritte ſchwärzeren Dämmerung entgegenirrten, eine ſo ſichere Schlafſtätte in der heutigen Nacht gar nicht mehr erwartet. Um ſo unerſättlicher leerten wir den Mohnkelch des lieben Morpheus, und ſchon fielen recht helle Sonnenblicke durch das Wickenumrankte Fenſter, als wir aufwachten, und uns in aller Eile ankleideten, um dem achtbaren Wirthe unſeren innigſten Morgengruß zu zollen.

Als wir aber um ihn fragten, hieß es, daß er eben in die Kirche gegangen ſei, um die Frühmeſſe zu leſen. Wir begaben uns ebenfalls hin und wohnten der heiligen Handlung mit innigen Dankgefühle für die frohverbrachte Nacht bei. Als wir ihm, da er die Sakriſtei verließ, entgegenkamen und ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft warm die Hand ſchüttelten, nöthigte er uns zum Frühſtücke mitzukommen, und ließ nicht eher nach, bis wir ihm verſprachen, den Tag über bei ihm zu verweilen und unſere Reiſe erſt am anderen Morgen fortzuſetzen.

»Beſehen Sie ſich doch ein bischen unſere Gegend,« ſprach er, — »ſie iſt ſo übel nicht; als Sie geſtern ankamen, war ſie in Nebel gehüllt, und jetzt wollten Sie dieſelbe wieder verlaſſen, ehe ſie noch ihr Nebelkleid abgelegt hat? Das darf nicht ſein! kommen Sie jetzt mit mir; wir wollen eine Anhöhe beſteigen, ehe noch der Nebel ſinkt,

was in unſerem Thal um dieſe Jahreszeit, einzelne Sonnenblicke abgerechnet, erſt gegen Mittag zu geſchehen pflegt. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, das ſie ſich kein ſo ſchönes Schauſpiel erwartet haben dürften, als ihr Auge überraſchen wird, wenn der Vorhang zerreißt!«

Wir konnten ſeiner Einladung nicht widerſtehen, machten uns auf den Weg, und ſchritten hinter dem rüſtigen Greiſe, der unſere jungen Beine zu nicht geringem Wetteifer aufforderte, wohlgemut her. Der Weg ging ziemlich ſteil aufwärts, eine feuchte, ſteinige Waldſchlucht entlang, durch welche ein klares Quellwaſſer rieſelnd herabſickerte. Je höher wir ſtiegen, deſto bunter wurde das Gemiſch von Bäumen aller Art, worunter wir ſogar einzelne Eiben zu bemerken glaubten. Thauperlendes Farren- und Haide-Kraut netzte unſere Füße, und von den morſchen Äſten abgebrochener Eichſtämme flatterten uns im Zugwinde zarte Fähnchen grünlichweißen Baumbartes, wie wehende Flöre, entgegen. Schon mochte die zweite Stunde nach unſerem Ausmarſche faſt zur Hälfte verſtrichen ſein, als wir, noch immer von wogendem Nebel in unſerer Ausſicht beſchränkt, eine Bergwieſe erreichten, auf deren Spitze ein niedliches Bauernhaus ſtand. Vor dieſem Hauſe machten wir Halt.

Es war, als ob die Natur mit der Enthüllung ihrer Morgenlandſchaft gewartet hätte, bis wir auf dieſen günſtigen Standpunkt kämen. Denn kaum hatten wir uns auf der Bank vor dem Hauſe niedergelaſſen, als die Nebel zu wogen und zu ringen begannen, bald ſich hoben, bald ſich ſenkten, bis die ganze Maſſe, wie ein zerfallendes Zelt, niederglitt, und aus dem Wolkenmeer im Thale, wie aus einem Chaos, die entzückendſte Alpengegend, von den hellſten Strahlen der Sonne beleuchtet, vor unſeren Augen emporſtieg. Dunkle Vorgebirge, von ſäuſelnden Wäldern bekrönt, überragt von kahlen Felſenhäuptern, ſchloßen das blühende Thal ein, aus welchem der Nebel, wie das Waſſer eines Teiches abläuft, ſich allgemach verlor, und als ein blauer, halbdurchſichtiger Streifen dem Laufe des Bächleins nachzog, welches der Schlucht zufloß, die wir Tags zuvor ſo bangen Herzens durchpilgert hatten. Tief zu unſeren Füßen lag das Dörfchen ausgeſät, und in gerader Richtung vor uns, wie ein weißer Punkt auf

einem grünen Blättchen, der Pfarrhof, deſſen Bewohner durch ſeine Bereitwilligkeit uns ſo ſehr verpflichtete.

»Hier iſt es gut ſein!« rief er aus, indem er, von dem Beſitzer des Hauſes herzlich begrüßt, zu einer behaglichen Raſt ſich anſchickte, — »hier laſſen Sie uns ausruhen, und der ſchönen Natur genießen! Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie heute hier zu Gaſte bitte. Ich habe meinen Leuten zu Hauſe den Auftrag gegeben, uns nachzubringen, was zu einem ländlichen Imbiße gehört, und mein guter Lorenz hier wird uns nicht dürſten laſſen. Nicht wahr, Lorenz?«

Der ſchlichte Berghüttler dankte für die Ehre des Beſuches nach ſeiner einfachen, treuherzigen Landmannsart, und brachte Wein, Brot, Käſe, und was ſeine Vorrathskammer des Beſſeren nur aufzuweiſen hatte, mit einer Miene herbei, die auch ein vielmal kargeres Mal zum köſtlichen Schmauſe gewürzt hätte.

»Sehen Sie,« begann unſer Führer und Begleiter, als wir ſo recht guter Dinge daſaßen und uns an der herrlichen Ausſicht und an allem, was Auge, Ohr und Lunge auf ſolchen Punkten genießen kann, mit offener Seele weideten. — »Sehen Sie, dieſe Stelle iſt mein Lieblingsplätzchen. Hier dünk' ich mich der Gottheit aus mehr als einem Grunde näher. Vorerſt hab' ich den Bauer, den alten Lorenz, der uns da nach Kräften bewillkommt, vom Herzen lieb; dann knüpft ſich auch an dieſes Haus eine Erinnerung, von der ich überzeugt bin, daß ſie mich einſt, in meinem letzten Stündlein, zu dem Herrn, dem ich diene, ſanft hinübergeleiten wird!«

Der würdige Mann war ſichtbar ergriffen. Wir baten ihn, uns dieſen ihm ſo merkwürdigen Vorfall aus ſeinem Leben zu erzählen, und er that es gerne.

»Es war tief im Winter,« begann er. »Ein dichter Schnee, der ſo ununterbrochen, durch mehr als acht und vierzig Stunden, fiel, als ob das ganze Himmelszelt ſich in Flocken aufgelöst hätte, deckte das ganze Thal mit einer faſt undurchdringlichen Hülle. Wir waren in unſerem Dörfchen abgeſchnitten von allem Verkehre mit der Umgegend. Die Straßen in's Gebirg waren ſpurlos verſchwunden; wie weiße Maulwurfshügel ſahen zwiſchen den ſchneeverbrämten Föhren die einzelnen Häuſer von den Bergwieſen herab, als der Himmel ſich

wieder ausheiterte, und die hellen Sonnenſtrahlen das blendende Gemälde beleuchteten. Wachſende Kälte drohete dieſe wechſelſeitige Abſperrung noch lange zu erhalten. Ein eiſiger Dezemberabend hielt mich eben in meinem warmen Stübchen gefeſſelt, das ich ſonſt doch bisweilen verließ, um mit einigen biederen Landleuten, deren unſer Dorf ſo viele zählt, ein Paar Stündchen zu verplaudern. Ich las in der Bibel. Schneidend pfiff der Wind über den Kirchhof her, den Sie von hier aus für mein Gärtchen anſähen. Traulich kniſterte die Flamme im Ofen; der Pendel meiner Wanduhr klappte in angemeſſenen Schlägen hin und wieder, denen meine Fantaſie, faſt unwillkührlich, die Worte: »Jetzt — dir; — jetzt — mir« unterſchob. Endlich ſchnarrte das Gewicht ab, und der Hammer begann, mit der Thurmuhr im Kanon, eilf zu ſchlagen. Ruhig legte ich meine Bibel bei Seite; kleidete mich aus; ging zu Bette, und vergaß mich bald ſelbſt in ſüßem behaglichem Schlummer.

Der erſte Schlaf, was man ſo ſagt, mochte eben vorüber ſein, als ich an meiner Hausthüre ein Pochen zu vernehmen glaubte. Da ſich, meines Wiſſens, Alles in der Gemeinde wohlbefand, ſo dachte ich, es ſei mir nur in der Schlaftrunkenheit ſo vorgekommen, als hörte ich einen Ton, der für Leute meines Standes auch um dieſe Stunde nichts ungewöhnliches iſt. Ich wendete mich daher, nachdem ich einige Minuten lang gelauſcht und nichts weiter gehört hatte, ruhig um, und ſchlief wieder ein. Es währte aber nicht lange, als mich ein ſtärkeres Pochen abermals weckte. Diesmal war es ſo deutlich, daß ich keinen Zweifel hegen konnte. Ich ſprang auf, machte Licht, warf meinen Mantel über, und ging zum Thore. — »Bedarf Jemand meiner Dienſte?« rief ich laut hinaus, indem ich bereits den Schlüſſel anſteckte. Aber keine Antwort tönte zurück. Nur vom Thurme antwortete mir der Hammer mit einem ſchmetternden Eins, welches von den nahen Gebirgen mit dumpferer, durch die Schneedecke gedämpfter Reſonanz, fünfmal wiederhallte. — »Will Niemand Einlaß?« rief ich noch einmal, aber Alles ſchwieg, und ein leiſer Schauer lief mir fröſtelnd über den Rücken. — »Was kommt dir bei?« ſprach ich tadelnd zu mir ſelbſt, und ſchritt langſam meiner Kammer zu; warf meinen Mantel ab, und legte mich wieder zu Bette. Die behagliche Wärme lockte mir bald den entflohenen Schlum-

Digitized by Google

mer zurück. Ich mochte eine gute Weile wieder geſchlafen haben; da vernahm ich das Pochen zum dritten Mal, aber ungeſtümer und dringender als die beiden früheren Male.

(Schluß folgt.)

Standeswahl.

Von J. J. Hannuſch.

(Fortſetzung.)

VIII.

Meine Größe iſt die, größer zu machen dich ſelbſt.

Schiller.

Theurer Lehrer! Ich will Baumeiſter werden. — Nicht wahr? Sie werden ſagen: Das iſt geſchwinder geſagt, als gethan. Baumeiſter kannſt du wohl werden; aber haſt du auch Geſchick, ein Brunelleschi, Bramante, Buonarotti, Palladio zu ſein? — Ich weiß es nicht. In der That! darauf könnte ich nicht antworten. Aber ihre Namen leben in meinem Gedächtniß; ihre Werke, die ich bisher nur in Zeichnungen geſehen, in meinem Geiſte. Ich will ihrer würdig werden. Wie ich dazu kommen ſoll, ſolche Bauten auszuführen, wie jene berühmten Männer, weiß ich freilich nicht; und ob in unſerem Jahrhundert — Perſonen, Bedürfniſſe und Mittel im Vereine vorhanden ſind, um ſo große Ideen zu verwirklichen, muß ich leider ſelbſt bezweifeln. Aber ſoll ich mich durch eine ſolche Betrachtung irre machen laſſen? Durchaus nicht. Mein Gefühl ſträubt ſich dagegen. Vielleicht würden auch jene Giganten der Baukunſt, wenn ſie heute erſchienen, kein ſo freudiges Willkommen finden, als zu ihrer Zeit, — daß aber deßhalb kein Buonarotti oder Palladio überhaupt mehr zu kommen brauche, wer würde das behaupten wollen? — Alſo: Ich will Baumeiſter werden. Ich will Palläſte, Kirchen, Schlöſſer und Häuſer bauen. Ich will Schalen zu dem Kern der Leiden und Freuden der Menſchen liefern. Ich will ihre Geburtsſtätten und ihre Lehrzimmer, ihre Wohnkammern und Gerichtsſäle, ihre Werkſtätten und Studierſtuben, ihre Luſt- und Trauerhallen, ihre Tempel und Prunkgemächer, ihre Waarenlager und Königsburgen, ihre Säulendome und

Marmortreppen, ihre Prachtgallerien und Mon-plaisir-Cabinetchen, ſo erhaben und grandios, geſchmackvoll und elegant, fashionable und niedlich, als ſie dermalen noch dunkel in meinem Geiſte leben, — in die Wirklichkeit ſtellen. Ich will. Ob ich werde? — iſt ein Anderes. Sie mögen mich aber immer dazu auffordern. Die Löſung ihrer Forderungen wird meine Sache ſein.

Nun, wie gefällt Ihnen meine Idee? — Ich laſſe mich nicht ſo leicht von ihr abwendig machen. Ich baue ſchon immer in Gedanken an den Wohnungen des kommenden Geſchlechts, an ihren Hütten und Palläſten, und — freilich auch ſchon an meiner Gebäude künftigen — Ruinen. Ich tröſte mich aber mit dem Gedanken der Möglichkeit, daß mein Name auch den Schutt überdauern könne. Pflegen wir doch jederzeit bei der Grundlegung großer Bauten ſchon an die einſtige Zerſtörung zu denken, indem wir für die künftigen Geſchlechter Denkzeichen unſerer Zeit in Planen, Münzen, Namen urkundlich niederlegen, um damit zu bewirken, daß unſer Andenken länger daure, als unſere Werke.

Sie ſehen, ich bin auf Alles gefaßt. Ich denke am Anfang ſchon an das Ende. Das aber, dünkt mich, ſollte auch, ſo wie jeder Menſch bei Allem und Jedem, was er unternimmt, namentlich — der Baumeiſter. Darum will ich feſte Bauten gründen. Dazu ſein Sie mir behülflich, theurer Lehrer! durch Ihren Rath und Ihren Beiſtand, indem Sie meine Abſicht bei meinem Vater vertreten. Darum bittet Sie Ihr

Baumeiſter im Geiſte
Gottlieb.

IX.

Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die and're gewiß.

Schiller.

Ich bin zwar eine Landratte, theurer Lehrer! wie mein Onkel ſagt; aber ich will eine Waſſerratte werden. Mein Vater iſt Seekapitän. Ich mag auch kein Landkapitän ſein. Mein Vater hat freilich

Digitized by Google

gewollt, daß ich auf dem Lande bleibe, um etwas Rechtes zu lernen, was ich auf dem Schiffe nicht könnte; und ich ſehe wohl ein, daß das recht gut ſein wird, wenn ich mir Kenntniſſe auch außer dem Seefach erwerbe, um ein deſto beſſerer Seekapitän zu werden; denn mir gefällt, (mit Schillers Worten zu reden.) —

— ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.

Ich fühle mich ſo glücklich in der Vorſtellung, das ungeſtüme gewaltige Meer zu beherrſchen, und furchtlos, *allein* durch die Übermacht des Geiſtes, das aufrühreriſche Element zu bezwingen. Ich fühle mich glücklich in der Vorſtellung der Abentheuer und Gefahren, die der Seemann fortwährend zu beſtehen hat; in der Ausſicht, ſo ſehr verſchiedene Länder und Völker und Sitten zu ſehen. Kurz, lieber Herr! ich habe keine Luſt auf dem feſten Lande zu wohnen. Mich ſoll die See haben. Sie hat mich geboren. Sie ſoll mich wieder haben und behalten. Es iſt auch bereits ausgemacht zwiſchen meinem Vater und mir, und gibt nichts weiter darüber zu beſprechen. Nur muß ich die Studien vollendet haben, die mir vorgezeichnet ſind. Mit Vergnügen werde ich mich der Zeit erinnern, die ich unter Ihrer väterlichen Leitung zubringen durfte; immer dankbar werde ich Ihnen für all' das Gute ſein, das ich in dieſem Hauſe unter Ihrer Führung genoß, und bis zu meinem Austritte noch genießen werde. Will's Gott, ſo dürfte es wohl nicht mehr allzulange währen. Ich hoffe, daß der nächſte Brief meines Vaters vielleicht ſchon etwas Beſtimmtes hierüber enthalten ſoll. Dieſes meine Erklärung. Ich zeichne mich als Ihren

ergebenſten
Martin.

X.

Aus dem Leben heraus ſind der Wege *zwei* dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der and're zum Tod.
Siehe, wie du bei Zeiten noch frei auf dem erſten entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt!

Schiller.

Verehrter Lehrer! Es würde Ihnen wohl ſchwer werden zu errathen, was vorzugsweiſe *meinen* Geiſt beſchäftiget, meine Aufmerkſamkeit

ſo ſehr in Anſpruch nimmt, daß ich faſt meine, der Gedanke, der jetzt meine Seele füllt, wird der Stern meines Wirkens ſein. Wohl mögen Sie bemerkt haben, daß faſt unter allen Lehrvorträgen, Geographie und Geſchichte die Gegenſtände meiner beſonderen Neigung ſind. Und ſo iſt es auch in der That! — Aber, daß ich mit Gedanken umgehe, mit dem lebendigen Wort Geſchichte zu lehren, mit lebendigem Geiſt Geſchichte zu ſchreiben, das vermuten Sie wohl kaum? — Und doch iſt es ſo. Tacitus, Johannes Müller, Sismondi ſtehen im Strahlenglanz vor meinem Geiſte. Die Tiefe ihrer Erwägungen, die Schärfe ihrer Gedanken, die plaſtiſche Lebhaftigkeit ihrer Schilderungen, die transparente Charakteriſtik ihrer Perſonen, ihre Kürze, ihre Kraft, ihre Farbengebung reizen meinen Nachahmungstrieb. Ich fühle den Drang in mir, lebhafte Zeitgemälde zu entwerfen, Reſultate zu ziehen, die Geſchichte erzählen und lehren zu laſſen. Ich habe überdieß noch die Abſicht, Darſtellungen, Überſichten zu entwerfen, die den Bildungsgang des Menſchengeſchlechts beurkunden; worin gezeigt werden ſoll, wie die großen Ereigniſſe und Erfindungen verſchiedener Perioden oder einzelner Völker die Grundſteine der nachfolgenden Perioden und Übergangsſtufen zu neuen Zuſtänden einzelner Nationen wurden, woraus ſich nach und nach mit einem großen, zuſammenfaſſenden Blicke (worauf freilich gar manche als brillant verſchrieene Ereigniſſe ganzer Geſchlechter zu großen Maſſen von Unanſehnlichkeiten zuſammenſchmelzen würden) — die Culturgeſchichte des geſammten Menſchengeſchlechts und als Reſultat die Erkenntniß der Wahrheit ergeben dürfte: daß die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts im Ganzen, wie jedes Einzelnen — die Erreichung der größtmöglichſten Vollkommenheit iſt, und daß die Bildung des Geiſtes mit der veredelten Ausbildung äußerer Zuſtände ganz gleichen Schritt hält. Gottähnlichwerdung iſt die Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes. Der Weiſeſte aller Menſchen ſprach dieſe Forderung unumwunden aus.

Sie ſtaunen, theurer Lehrer, über meine Verwegenheit? — Mit Recht. Denn meine Kräfte ſind noch ungeprüft, und meine Kenntniſſe nur unvollkommen. Aber noch iſt es nicht meine Schuld, daß es ſo iſt. Ich will dieß verbeſſern. Auch der junge Adler kann ſich erſt mit vollkommen ausgewachſenen Schwingen ſicher zur Sonne

emporheben. — Bis dahin, verehrteſter Freund, bewahren Sie mein Geheimniß ſtill in verſchwiegener Bruſt, damit, wenn die Erfüllung der Zukunft hinter dem Wunſche der Gegenwart zurückbliebe, ich mit Ehren von der Arena abtreten könne, auf der ich bis dahin nur unter dem Troſſe der Kämpfer erſchien, ohne noch als der nach dem Lorbeer ringende Heros aufzutreten. Sie, verehrter Lehrer, werden dann noch immer nicht ſchlimmer von mir denken. Nicht Allen kann Alles gelingen. Ungleich ſind die Kräfte. Der Kampf iſt wohl herrlich; der Sieg iſt aber ungewiß. Auch das vom Erfolg nicht gekrönte Streben iſt nicht unlöblich.

Ihr

Leonhard.

(Schluß folgt.)

In honorem Sancti Thomae Aquinatis.

(Ode.)

Qualis tendere nubium
  Tractus deproperat regia in arduos
Ales, cui semel ignea
  Vis solis liquido riserit aethere:
Aeternam haud aliter tuens
  E terris Triadem, tam prope lucidas
Thomas impiger attigit
  Arces, ut superi ducere nectaris
Succos visus amabiles
  Illic Angelico nomine fulgeat.

Jnter Arcades
Dares Phrygius.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

30. April 1629 widmet Gisbert Voß von Voſſenberg, kaiſ. Rath und Leibarzt, ein Kapital von 12000 fl. für 12

ſtudierende Knaben in Wien, von denen die eine Hälfte aus der Steiermark, die andere aber aus Amſterdam ſein ſoll. Jeder Stiftling iſt verbunden, alle Sonn- und Feiertage in der Kirche am Hofe beim Amte, und alle Samstage bei der Veſper durch Geſang oder Inſtrumentalmuſik mitzuwirken. — Heut zu Tage erhalten 4 Stipendiſten jeder jährlich 100 fl.; das Recht, dieſe zu verleihen, hat die n. ö. Regierung.

1. Mai 1791 hebt K. Leopold II. die galiziſche Leibgarde und auch ihre Akademie auf. Dafür hatte er ſchon im Dezember 1790 für den oſtgaliziſchen Adel 40 Plätze in der Militärakademie zu Neuſtadt geſtiftet, und zur Zeit der Auflöſung für 30 Individuen das ehemalige Kaiſerſpitalgebäude beſtimmt, wo ſie in den nöthigen Wiſſenſchaften unterrichtet, und der k. k. Arcieren-Leibgarde zugetheilt wurden.

2. Mai 1640 ſtirbt zu Garſten in Öſterreich ob der Enns Sebaſtian Rottmayr, Mitglied des dortigen Benediktinerſtiftes, und früher Profeſſor des canoniſchen Rechtes an der Univerſität zu Salzburg. Er widmete ſich Anfangs dem weltlichen Stande, ſtudierte daher die Rechte, und ward Beamter in Öſterreich; allein im 30. Jahre ſeines Alters entſchloß er ſich Mönch zu werden, und legte den 9. November 1629 zu Garſten die Ordensgelübde ab. Noch in dieſem Jahre erhielt er die Lehrkanzel zu Salzburg und zugleich das Prokanzellariat der hohen Schule. Dieſe beiden Ämter bekleidete er bis 1636, in welchem Jahre er als Prior in ſein Kloſter zurückkehrte. Einige Abhandlungen zeichnen ihn unter den Juriſten ſeiner Zeit vortheilhaft aus.

3. Mai 1798 ſtirbt zu Wien Georg Ignatz Freiherr von Metzburg, k. k. Rath und durch 25 Jahre Profeſſor der Mathematik an der Univerſität. Er wurde am 24. Juni 1735 zu Grätz geboren, trat in den Orden der Jeſuiten und erlangte aus der Philoſophie und Theologie die Doktorswürde. Seine Institutiones mathematicae in 7 Bänden haben ihm mit Recht einen großen Namen gemacht; ſie ſind ein ſprechender Beweis von ſeltnem Fleiße und ausgebreiteten Kenntniſſen.

4. Mai 1576 ſtirbt Peter Dorfner (Paganus), welcher im Jahre 1560 in Wien den poetiſchen Lorbeerkranz erhielt. Er war von Wanfried aus Heſſen, und 1559 ſchon in Wien; hierauf wurde er aber Profeſſor der Dichtkunſt und Geſchichte zu Marburg. Von ſeinen Schriften ſprechen Freher, Jöcher und Gesner; aber Alles, was er in Wien drucken ließ, iſt ihnen unbekannt geblieben. (S. Denis Wiens Buchdruckergeſchichte.)

5. Mai 1732 geb. zu Wien Richard Terker. Er trat in einem Alter von 17 Jahren in den Orden des heil. Auguſtin mit den weiten Ärmeln, lehrte hier philoſophiſche und theologiſche Wiſſenſchaften und kam 1765, nachdem er Doktor der Theologie geworden war, als Profeſſor der Dogmatik nach Grätz, wo er auch ſpäterhin zum Conſiſtorial-Rathe und Cuſtos der Univerſitäts-Bibliothek ernannt wurde. Er ſtarb zu Rom, wohin er berufen worden war, am 13. November 1799. Über ſeine Schriften ſ. Meuſel's gelehrtes Deutſchland.

6. Mai 1538 ſtirbt zu Wien Caſpar Urſinus Velius, Doktor der Rechte, Dichter, Redner, Geſchichtsſchreiber, beliebt am Hofe Maximilians I., Sekretär des Cardinals Lang und endlich Erzieher Maximilians II. Europa's gelehrteſte Männer ſuchten ſeine Bekanntſchaft; ſchon im 15. Jahre hatte er lateiniſche und griechiſche Gedichte geſchrieben. Im Jahre 1493 zu Schweidnitz in Schleſien geboren, machte er durch Italien und Deutſchland große Reiſen, und hinterließ überall den Ruf eines ausgezeichneten Gelehrten.

Räthſel.

Ich nehme Theil an eurem Leide eurer Freude,
Im ſchwarzen bald, und bald im rothen Kleide;
Ihr aber laßt in Thränen mich zerfließen,
Und meinem Schmerz zum bittern Hohne
Gebt ihr mir Schild und Helm und Krone.

Prof. A. Brecht.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 32.

Briefe aus Berlin und Breslau, von C. F. Hock (VII.) — Miscellen. (Beſchreibung eines afrikaniſchen Tornado. Weinbereitung in Gruſien. Inſekten in Indien.

Briefe aus Berlin und Breslau.

VII.

An Herrn Glücker, Med. Dr.

Breslau den 10. September 1834.

Hochgeehrter Herr!

Geſtern war die erſte Sitzung der eilften Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Ärzte, in der großen Aula der Univerſität, gleichſam im Angeſichte der ehemaligen Gründer und Beförderer der letztern, der frommen Biſchöfe und Ordensobern, die mit ernſten und milden Zügen aus den Goldrahmen heraus theilnehmend auf uns herniederſchauten. Die Verſammlung war zahlreich, und insbeſonders außerhalb der hölzernen Schranken, in denen die eigentlichen Naturforſcher und deren Ehrenmitglieder eingehegt waren, und zumeiſt oben auf der Tribune, drängte ſich gar viel des Volkes zuſammen, begierig, all das Große und Schöne aufzuſaugen, das wir da offenbaren würden. Fürchten Sie übrigens nicht, daß ich Sie hier mit dem Detail der einzelnen Vorträge ermüden werde; »ich kenne meine Pflicht und bin mir meiner Schwäche wohl bewußt.« Die würdigen Vorſteher der Verſammlung Wendt und Otto werden ohnehin die Arbeiten derſelben ſeiner Zeit dem gelehrten Publikum bekannt machen, und die notdürftigſten Umriſſe finden Sie übrigens auch in den nächſten Nummern des Jugendfreundes angedeutet.*) Ich werde Ihnen hier nur einige Charaktergemälde von Männern, welche

*) Blatt 1 — 3 des laufenden Jahrganges.

wahrſcheinlich ſeit Langem Ihre Aufmerkſamkeit gefeſſelt haben, einige zerſtreute Bruchſtücke ganz individueller Bemerkungen, letztere natürlich unter dem Siegel des ſtrengſten Geheimniſſes mittheilen.

Zuerſt von Alexander von Humboldt, nicht blos weil er geſtern den erſten Vortrag gehalten, ſondern weil er wahrhaftig der Vorderſte, der Fürſt der Verſammlung, der lebendige Mittelpunkt aller dieſer vielfältigen Bemühungen, der rothe Faden, der ſie alle vereint und verknüpft, das Ideal, der Maßſtab und der Richter jeder wiſſenſchaftlichen Beſtrebung iſt. Ich geſtehe Ihnen offen, dieſer Mann iſt mir ein unlösliches Räthſel, er kommt mir vor, wie eines jener Wundergeſchöpfe, das Einhorn, das Känguruh, der Ornithorynchus, von denen zwar ſchon die alten Reiſenden erzählt haben, deren Daſein man aber nicht eher zugeſtanden, als bis man durch tauſend und aber tauſend Augenzeugen die lebendigſte Gewißheit darüber erhalten. Er muß als eines jener begünſtigten Individuen betrachtet werden, die der Himmel von Zeit zu Zeit auf Erden erſcheinen läßt, damit man einſehe, daß nicht blos die blinde Natur in ihrem unabweichlichen regelrechten Gange, ſondern mit ihr und über ihr auch die göttliche Vorſehnng unmittelbar in den Lauf der Dinge eingreife. Humboldt iſt eine unergründliche Quelle des Wiſſens, unerſchöpflich in jeder Bedeutung des Wortes, denn er redet vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende, in allen möglichen Idiomen der Welt, über die mannigfachſten Gegenſtände, ſcherzhaft, ernſt, ſcharfſinnig, gründlich, trocken, kunſtreich, bald die Phantaſie dem Stoff, bald dieſen der erſtern unterordnend, und nie bemerkt man ein Nachlaſſen der Stimme, ein Ermatten des Ausdruckes, ein Sinken der pſychiſchen Kraft. Alles hat er geſehen, alles geleſen, alles geprüft; die Natur iſt in ihm zum Bewußtſein ihrer ſelbſt gekommen, und das, was ſie ihm gegeben, iſt ſo reich und anmutig in ſeiner Art, daß der Gedanke an das, was ihm etwa noch fehle und abgehe, unmöglich in ſeinem Gemüte Raum gewinnen kann. Man fühlt ſich ängſtlich in ſeiner Nähe, ſo höflich, zuvorkommend, menſchenfreundlich er ſich auch benimmt; es iſt, als wäre er blos Kopf, blos materielles Wiſſen, wenn auch in der höchſten Steigerung derſelben, als hätte er den Schmerz, die Sehnſucht der Menſchenbruſt, ihre Hoffnung und ihre Freude, ihre Liebe, ihre Selbſterkenntniß nie empfunden, nie das ängſtliche

Bedürfniß darnach gehegt. Er iſt ſo vollendet in ſich ſelber, ſo gerundet, glatt, unantaſtbar, daß ich nur Einen wüßte, der ſich auf dem Gebiete der Literatur mit ihm vergleichen ließe, dieſer Eine heißt aber auch — G ö t h e.

Wenn ich Ihren Cicerone machen darf, beſter Herr Doktor, ſo möchte ich rathen, auch jenen großen Mann mit dem langen, finſtern Geſichte, der vorſpringenden Stirne, den emporſtrebenden grauen Haaren ins Auge zu faſſen, der dort neben Humboldt ſteht und untheilnehmend in die klug gewendeten Redensarten hineinſtarrt, die rings ſich drängen und ziehen. Es kann auch nicht anders ſein — es iſt ein Engländer, der außer der Mutterſprache und ein angliſirtes Latein kaum etwas franzöſiſch verſteht, geſchweige erſt Deutſch. Dieß verzeiht ſich aber leicht, wenn man die zwei großen Angedenken erwähnt, die ſich an ſeinen Namen knüpfen. Es iſt der Fürſt der Botaniker, Robert B r o w n, Joſeph B a n k's Schüler, Hilfsarbeiter, Erbe; in dem die geſammte botaniſche Wiſſenſchaft zweier Jahrhunderte ſich gleichſam verkörpert und verſinnbildlicht hat.

Der Mann mit dem Regenſchirm, der den Kopf immer ſchief trägt, deſſen Stirne ewig gerunzelt iſt, und der jeden Augenblick bereit ſcheint, den faulen Fleck aus dem Leibe herauszuſchneiden, und liege er dicht unter dem Herzen und könnte er höchſtens mit dem Höllenſtein und ſonſtigen verletzenden Werkzeug auszumerzen ſein, den kennen Sie vielleicht ſchon aus dem Briefe, den ich von Dresden aus geſchrieben,*) obgleich er heute k. preußiſche Obriſtenuniform trägt. Es iſt der Generalſtabsarzt R u ſ t, wie Sie wohl wiſſen. Neben ihm können Sie den Königsberger S a ch s ſehen, der eben ſo oft beleidigt als belehrt, der mit gleichem Geſchick Satyren ſchreiben könnte als Diſſertationen, und dem zum Swift oder Arbuthnoth nichts fehlt, als der engliſche Boden und die große Idee, die den Witz zur Laune, den Spott zum Humor zu erheben vermögen. Auch der Dresdner C a r u s ſteht in ſeiner Nähe, der unter den Schriftſtellern Muſter der Darſtellung, unter den Forſchern Beiſpiel der ſtrengſten, folgerechteſten Analyſe iſt; dann die verſchwägerten Heſſen W i l l b r a n d und N i t g e n, die Erfahrung und Spekulation mit

*) Blatt 52 des 2. Jahrgangs

einander zu vereinigen ſuchen, wenn auch auf verſchiedenen Wegen. Willbrand, ein hagerer dürrer Mann, ein abſtrakter Inbegriff von Haut und Knochen, ſetzt die Bewegung, die Cirkulation, als das Erſte in der Natur, hat ganz ſinnreiche Vorſtellungen von Gegenſätzen des Äußeren und Inneren, des Sonnigen und Irdiſchen, des Dürren und Vollen — u. dgl. m. Ritgen hingegen iſt klein, dick, unterſetzt, mit einer niederen engen Stirne, und darum betrachtet er das Leben des Weltalls als eine Art erweiterter Verdauungsthätigkeit, läßt den Menſchen allmälig aus der Erde aufſchießen gleich dem Pilze, den eine feuchte Mainacht zu erzeugen pflegt. — Der braune Herr mit dem Weimariſchen Falkenorden im Knopfloch iſt von Froriep, der emſige kluge Sammler.

Der breitſchultrige, maſſenhafte Doktor, der weit über die Nebenmänner herausragt, iſt Medicinalrath Göbel. Man hielt ihn ſtets für einen ſehr beſonnenen Arzt, man ſagte ihm nach, daß er ſich nie für eine Sache entſcheide, die er nicht zuvor allſeitig geprüft, man rühmt ſogar noch jetzt von ihm viele glückliche Curen. — Jener wahrhaft ſchöne junge Mann, mit den frommen braunen Augen, den reinen, klaren Zügen, der edlen gewandten Geſtalt, der ſo gewählt ſpricht, mit dem Humboldt ſich eben ſo angelegentlich unterhält, iſt Agaſiz, der Schüler Schellings, der von dem vielerfahrenen Manne gelernt, wie man ſelbſt das eigene Syſtem, auch wenn es Vielen gelungen geſchienen und ſich welthiſtoriſchen Ruhm gegründet, verwerfen müſſe und ſolle, wenn es dem Bewußtſein nicht mehr als ſtatthaft und vollſtändig erſcheine, und das man nur bei ſolcher Strenge gegen ſich ſelbſt auch der fremden Forſchung mit gleichen Anforderungen gegenüber treten könne. Ihm verdankt die Ichthyologie (Fiſchkunde,) die Anfänge einer durchaus neuen Geſtaltung und er verſpricht — nach dem Urtheile der Sachverſtändigen — für dieſen Zweig der Naturkunde das zu werden, was Mohs und Cuvier für andere Theile derſelben ſind und waren.

In der Folge hoffe ich mit den Herren Inquirenten — (ſo darf man freilich das Wort »Forſcher« nur dann überſetzen, wenn man ſich die Natur als eine arme Beſchuldigte denkt, die etwas geſtehen ſollen, was ſie vielleicht nicht begangen) — noch näher bekannt

zu werden und dann will ich eine zweite Serie ſcizzirter Bildniſſe einſenden; für itzt aber bitte ich um Entſchuldigung, wenn ich abbreche. Gelehrte Celebritäten haben überdieß eine ſo große Familienähnlichkeit untereinander, daß eine lang fortgeſetzte Detailbeſchreibung nur läſtig werden müßte. Wenn die Künſtler einem Urwald in Amerika ähneln, wo kein Baum dem andern gleicht, und die ſonderbarſten, verſchiedenartigſten Pflanzen neben einander keimen, Lianen in den anmutigſten Windungen den Pfad verhängen, und ſelbſt das Ungeziefer nicht fehlt, das in den ſeltſamſten Verzerrungen über die Gräſer läuft; ſo gleichen die Gelehrten im engſten Sinn dieſes Wortes, wo die Erfinder und Entdecker natürlich ausgeſchloſſen ſind, einem wohl benutzten deutſchen Haine, wo man nur Bäume gleicher Gattung findet, die ſich von einander höchſtens unterſcheiden wie Kiefern von Fichten, Föhren und Tannen, wo jeder überflüſſige Aſt weggehauen, jede Schmarotzerpflanze ausgereutet, der Graswuchs rings umher abgeweidet iſt, und träge Steige, mit Kompaß und Richtloth ausgemeſſen, ſich gerade und eben durch die Holzung ſchleppen.

Miscellen.

(Beſchreibung eines afrikaniſchen Tornado.) Sierra Leone hat eine naſſe und eine trockene Jahreszeit. Der letzteren gehen in der Regel 2 — 3 Tornados (Wirbelſtürme) vorher, welche zwar an ſich furchtbare Naturerſcheinungen, aber doch ſchon ſo lange mit dem Anfang der guten Jahreszeit vergeſellſchaftet ſind, daß die Einwohner zuweilen Gott darum bitten. Boyle beſchreibt einen ſolchen Tornado folgendermaßen:

»Dem Fremden erſcheint ein heftiger Tornado als eine furchtbare Heimſuchung, denn dieſe Naturerſcheinung bringt auf ſein Gefühl eine gewaltige Wirkung hervor. Sie beſteht in heftigen Blitzen und furchtbaren Donnerſchlägen, die ungemein geſchwinde aufeinander folgen, heftigen Windſtößen und ſchweren Regengüſſen. Dieſes gräuliche Ungewitter zieht an einem großen Küſtenſtriche hin, trifft aber insbeſondere die ſogenannte Küſte über dem Winde, wo Sierra

Leone liegt, mit großer Heftigkeit. Ihre Annäherung bemerkt man zuerſt an einer kleinen ſilberweißen, hoch am Himmel erſcheinenden Stelle, welche ſich allmälig nach dem Horizonte zu ausdehnt. Sie wird beim Herabſteigen von einem dunkeln Ring eingeſchloſſen, der ſich nach allen Seiten hin ausdehnt, und ſobald die glänzende Wolke ſich dem Horizonte nähert, denſelben in undurchdringliches Dunkel hüllt. Alsbald ſcheinen die Elemente außer Thätigkeit geſetzt, und die ganze Natur in ihren Funktionen gelähmt zu ſein. Die Atmoſphäre hat ihre belebende Kraft verloren, und der thieriſche Körper fühlt ſich beklommen und dem Erſticken nahe; der Geiſt wird in Furcht und Spannung verſetzt, aber die letztere ſchnell dadurch gehoben, daß der dunkle Horizont plötzlich über und über in Feuer zu ſtehen ſcheint. Alsdann vernimmt das Ohr fernen Donner; das Gewitter zieht ſchnell näher, die Blitze werden heftiger, und die Donnerſchläge erlangen zuletzt eine Schauder erregende Stärke. Wenn ſie am ſtärkſten ſind, fährt ein Stoßwind mit unglaublicher, und oft unwiderſtehlicher Heftigkeit von dem dunkeln Theile des Horizonts herüber; er deckt nicht ſelten Häuſer ab, wirft Schornſteine herunter, entwurzelt Bäume, legt die größten Schiffe ganz auf die Seite oder verſenkt ſie, mögen ſie nun fahren oder vor Anker liegen, und hierauf folgt ein furchtbarer Regenguß oder vielmehr Wolkenbruch, welcher der gräßlichen Naturerſcheinung ein Ende macht.

Die Blitze ſind ungemein heftig, und nur ſelten, obgleich das Gegentheil behauptet worden iſt, von der breiten Art (?), ſondern vielmehr gezackt, und ſowohl für lebloſe, als lebende Körper höchſt gefährlich. Zuweilen ſchlagen ſie in große Bäume, die entblättert, einiger Äſte beraubt, und oft bis in die Wurzel geſpaltet und zerſtört werden. Wenn der Blitz in ein Haus ſchlägt, ſo wird daſſelbe oft ſo zugerichtet, wie ein Schiff durch ein heftiges Seegefecht oder einen zerſtörenden Sturm; zuweilen bleibt auch das Haus ſelbſt verſchont, allein die ſämmtlichen Bewohner werden getödtet, wovon dem Verfaſſer Beiſpiele bekannt ſind. Zuweilen ſcheint der Blitz durch die Spitze eines Maſtes angezogen zu werden, ohne Schaden zu thun, durch das Takelwerk zu fahren, das Schiff durch eine Luke zu verlaſſen, durch eine andere wieder hineinzufahren, und auf dem zweiten Verdeck oder im untern Raum einen neuen Charakter

anzunehmen, indem er dort alle lebende oder lebloſe Gegenſtände, mit denen er in Berührung kommt, zerſtört oder beſchädigt. Die Blitzableiter haben offenbar viel genützt, allein diejenigen, welche den Verlauf der Elektricität beobachtet haben, werden dem Theoretiker nicht beipflichten können, welcher die Atmoſphäre nicht als den erſten und wichtigſten Leiter betrachtet. Die heftigen Donnerſchläge, welche auf die Blitze folgen, erſchüttern die Häuſer von Freetown oft bis an die Grundmauer hinab, und das Echo von den Bergen erhöht noch das Getöſe des Ungewitters. Die Regenflut dauert glücklicherweiſe nicht lange, in wenigen Minuten bildet ſie in den Waſſerriſſen der benachbarten Berge Gießbäche, welche die Straßen von Freetown halb unter Waſſer ſetzen, und von allem Unflat reinigen. Durch die gewaltige Umwälzung, welche die Windſtöße und die Entladung der Elektricität in der Atmoſphäre bewirken, wird dieſelbe plötzlich von allen ſchädlichen Dünſten, die ſich bisher in der Nachbarſchaft ihres Urſprungs verhielten, und bei Tage durch leichte Winde hin- und hergeweht, des Nachts aber vom Lande (je höher daſſelbe iſt, deſto ſtärker) angezogen wurden, gereinigt, und folglich machen die unbeſchreiblich unangenehmen Gefühle, die durch eine unreine Luft veranlaßt werden, heitern und belebenden Empfindungen Platz. Die Tornados kommen gewöhnlich zu Ende Septembers vor, und dann iſt das Wetter meiſt bis zu Weihnachten ziemlich ruhig. Um Weihnachten beginnen die periodiſchen Winde, die man die Harmattans nennt, und die 6—10 Wochen anhalten. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die neu angekommenen Europäer dieſe Winde erfriſchend und geſund finden, während ſie den Eingebornen und acclimatiſirten Europäern äußerſt beſchwerlich fallen. Durch die Harmattans werden die Möbeln aller Häuſer mit feinem Sande bedeckt, und Tiſche und Stühle bekommen Sprünge.«

(Weinbereitung in Gruſien.) Das (ruſſiſche) Manufaktur-Journal gibt folgende Nachrichten über die Weinerzeugung in Gruſien. Alle Gebirge ſind dort mit Weinreben bedeckt, die theils natürliche Hecken bilden, theils die Maulbeer-Granat- und

Nußbäume und andere Gewächſe umſchlingen. Faſt ſämmtliche Einwohner beſchäftigen ſich mit dem Weinbaue, für den das Land, das durch die Kette des Caukaſus vor Nordwinden geſchützt iſt, trefflich liegt. Die Trauben keltert man in Ziegelkufen von wenigſtens 3 Arſchinen Länge und Breite, und der Moſt fließt von da in große Krüge, welche mehrere Eimer faſſen. Den Wein ſelbſt bewahrt man nie länger als ein Jahr auf, weil es hier weder Fäſſer noch Flaſchen giebt. Senden ihm die Einwohner nach Tiflis, dem Hauptmarkte, ſo füllen ſie ihn vorher in mit Naphtha getränkte Schläuche von Ochſen-, Schaf- oder Schweinshäuten. Man erzeugt jährlich in Gruſien 1,500,000 Eimer Wein und ungefähr 100,000 Eimer Brandtwein, verbraucht aber dieſe ganze ungeheuere Menge im Lande ſelbſt, da die Einwohner dem Trunke ſehr ergeben ſind.

(Inſekten in Indien.) Die ganze Regenzeit über werden in Indien alle Häuſer ſo von allen Arten Inſekten heimgeſucht, daß man jedes Glas, jedes Gefäß u. ſ. w. zudecken muß. Das Wetter iſt dabei ſo ſchwül und die Hitze ſo drückend, daß man genöthiget iſt, alle Fenſter aufzumachen, wodurch man aber freilich den eckelhaften Inſekten den Eingang geſtattet. Zu dieſer Zeit zeigen ſich auch die weißen Ameiſen, welche ſo große Verwüſtungen anrichten, häufig und in großer Menge. Man hat die Tapeten eines großen Zimmers in einer Nacht von ihnen zerſtört, vernichtet gefunden. Dieſe Ameiſen bemächtigen ſich bisweilen ſogar der Tragebalken, welche die Dächer der Häuſer tragen, und zerſtören ſie in der Zeit von wenigen Wochen. Nichts iſt vor ihnen ſicher; Zelte, Häuſer, Wagen, Betten, Kleidungsſtücke aller Art werden die Beute ihres verwüſtenden Appetits.

Verbeſſerungen: S. 730, Z. 9 nach würde fehlt ich; S. 743, Z. 5 ſt. thürmten l. bildeten; Z. 9 ſt. gewähren l. gewahren.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 83. Wien, den 14. Mai 1834.

Das Dorfkirchlein von J. N. Vogl. — Der Herr verläßt die Seinen nicht. (Bruchſtück aus einem Reiſe-Tagebuche.) von Joh. Gabr. Seidl. (Schluß.) — Der Wurm. Nach dem Engliſchen von C. G. Ritter v. Leitner. — Standeswahl, von J. J. Hannuſch. (Schluß.) — Der Schiffer von S. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Warum ſchlagt man gewöhnlich die Kenntniſſe der Mitwelt hoher, die Moralität geringer an, als beide es verdienen? von H. — Geſpräch-Charade von Ant. Polzer. — Charade von J. P. Kaltenbaeck. — Auflöſung der Räthſelſpiele im Bl. 81.

Das Dorfkirchlein.

Tief in der Bergſchlucht halb verſteckt,
Wie gar ſo arm und ſchlicht,
Steht dort umlaubt von Holdergrün
Das alte Kirchlein nicht?!

Der Steig hinan zur ſchmalen Thür
Beſäumt mit hohem Gras,
Und oben webt gar ſorgenfrei
Die Spinn' am Fenſterglas.

Aus allem ſprichts: der Friede ſei
Recht wahrhaft hier zu Haus,
Und rings aus allen Fenſtern ſtrömt
Dieß Wort zu mir heraus.

Ja ſelbſt des Friedhofs Blumen thun
Es mir mit Säuſeln kund,
Und jeder Hügel, jedes Kreuz
Im dornumzäunten Rund.

Da ſtreck' ich Wegemüder mich
Dann ſtill ins Gras dahin,
Und horche auf der Orgel Ton
Im alten Kirchlein drin.

Und horche, wie der Nachtgeſang
Dazwiſchen tönt und ſchallt,
Und wie's in Friedhof, Berg und Feld
Verklinget und verhallt.

Ich denk, ich ſei nun einer, der
Hier drunten ſchlummernd liegt,
Vom Sang und Klang halb aufgeweckt,
Vom Schlaf halb eingewiegt.

In ſolchen Träumen lieg' ich da
Mit ſtill entzücktem Ohr,
Umſäuſelt von dem kühlen Weſt,
Von Orgelklang und Chor.

Und ſtille Ruh kommt über mich
Mit Klang und Sang und Weſt,
Die mich — ich fühl's recht inniglich, —
Sobald noch nicht verläßt.

J. N. Vogl.

Der Herr verläßt die Seinen nicht.

(Bruchſtück aus einem Reiſe-Tagebuche.)

Von Prof. Joh. Gabr. Seidl.

(Schluß.)

Haſtig fuhr ich auf; ermunterte mich, ſo gut ich konnte, und ſtand bereits halb angekleidet, als ich das heftige Pochen noch unausgeſetzt zu hören glaubte. — »Gleich, gleich!« — rief ich, und langte faſt unwillkührlich nach dem heiligen Geräthe, in welchem wir den ſterbenden Chriſten des Lebens letzte Zehrung zu bringen pflegen, pochte an die Thüre meines Meßners, und nöthigte ihn, ungeachtet er feſt behauptete, nichts vernommen zu haben, zum Aufbruche. Kopfſchüttelnd nahm er die Laterne, brannte das Licht an, öffnete das Pförtchen, welches durch einen gedeckten Gang aus meinem Pfarrhof in die Sakriſtei der Kirche führt, und leuchtete mir zum Altare vor, um das Ciborium von ſeiner geweihten Stätte zu heben und dem nach Troſte Schmachtenden im letzten Kampfe die gewünſchte Hilfe zu bereiten. Jetzt traten wir durch die dröhnende Kir-

chenpforte. Mein Meßner ſah, rief nach allen Seiten; aber Niemand zeigte ſich, Niemand antwortete, ſeine Schritte nur kniſterten auf dem feſt gefrorenen Schnee.

Mit ſeltſamer Beklemmung trat ich über die Stufen, die zum Hauptthore führen, herab und ſtand, die Speiſe des Lebens in den Händen, mitten auf den Hügeln der Verſtorbenen. Da fiel es mir plötzlich blendend ins Auge. Ich blickte empor; vom Mondenſilber magiſch überſponnen ragte der Berg, auf welchem wir jetzt ſtehen, vor mir hinan. Die Sternlein flackerten in ungemeſſener Zahl und mit dem hellſten Schimmer. Aber ausgezeichnet vor allen, ſtrahlte mit bläulichweißem, ruhigem Glanze, weithin einen lichten Hof um ſich bildend, durch welchen die tiefer liegenden Sterne, wie durch einen Vorhang von Höhenrauch, hervor glitzerten, ein großes, freundliches Geſtirn in beinahe befremdendem Glanze auf uns hernieder. Dazu kam noch, daß mir die Alpenhütte meines wackeren Lorenz da, über welcher eben der Stern ſchimmerte, in der herrlichen Mondbeleuchtung geiſterhaft weiß und ſchier näher entgegenzutreten ſchien.

»Sieh hin zu unſerem Lorenz,« ſprach ich zu meinem Meßner, der indeß um die ganze Kirche vergebens nach einem menſchlichen Weſen geſucht hatte, »ſiehſt du nichts?«

»Ei freilich,« antwortete er mir, herſtarrend auf dieſe Stelle, — »auf dem Dache ſitzt ja ein heller Stern, und darüber ſteht ein weißer Regenbogen, als ob's etwas zu bedeuten hätte!«

»Ja, wenns etwas zu bedeuten hätte, Alter!?« — fiel ich dem Meßner, wunderſam aufgeregt, in's Wort; — »wenn der arme Lorenz krank läge, und umſonſt ſich nach mir ſehnte; wenn ſein Bote über den Schnee nicht zu mir herab könnte, und der biedere Landmann ohne die tröſtliche Wegzehrung ſeine Reiſe antreten müßte?« —

»Oder wenn vielleicht ſeiner Lieſe etwas zugeſtoßen wäre; der liebe Gott ſucht ja die Seinen oft heim, ehe man's vermuthet!«

Ein leiſer Schauer überlief mich; es war mir, als ob eine Geiſterſtimme mir zuflüſterte: »Du ahnſt recht; eine ringende Seele bedarf deines Beiſtandes! Gottes Segen bringt auch in die Ferne; das Wort ſeines Dieners wandelt über Eis und Schnee, und die Pforten ſeiner Gnaden ſtehen offen in alle Ewigkeit!« -- »Meßner, rühre dein Glöcklein!« ſprach ich, und hob die Speiſe des Lebens in meinen

Händen hoch empor, Worte des Segens rufend in die Ferne, und mein Knie beugend vor dem, der ſeine Sterne über mir wandeln ließ und ſeine Lüfte mich umbrauſen.

Der Wind ſchien ſeinen Odem einzuhalten; das bläuliche Geſtirn ſank langſam hinter dem Dache der Alphütte hinab; der milchweiße Kreis zerlief allgemach, und ein flockiges Silberwölkchen ſchwebte leiſe über den Vollmond. Aber von dem Gebirge antwortete allerſeits der Wiederhall dem Glöckchen des Meßners, gleich dem einſamen Geläute zerſtreuter Waldkapellen. In ſchweigſamer Ergriffenheit trug ich das Ciborium an ſeine geweihte Stätte zurück, entließ den Meßner, und begab mich auf mein Zimmer, wo mich bald ein ſanfter, wohlthuender Schlummer beſchlich. —

Nach vier und zwanzig Stunden trat ein Thauwind ein, der die dichteſten Schneemaſſen in kurzer Friſt wegſchmelzte. Die Wege wurden wieder ſichtbar, und der nächſte Sonntag ſah bereits mehrere Gebirgsbewohner von ihren Höhen herabkommen.

Auch der Knecht meines wackeren Lorenz erſchien. Mir fiel alſogleich das ſonderbare Ereigniß ein, das mich vor drei Nächten ſo ſeltſam ergriffen hatte, und mit geſpannter Erwartung trat ich auf ihn zu, um ihn zu fragen, wie es zu Hauſe ginge.

Er aber kam meinen Worten mit einem traurigen Geſichte zuvor. — »Wir haben eine Leiche,« begann er ſchluchzend, — »Gott weiß, wie das kam, und wofür es gut iſt! Aber wer hätte das vermutet?«

»Vor vier Tagen war unſere Lieſe noch friſch und geſund, und jetzt liegt ſie auf dem Boden. Ein hitziges Fieber hat ſie weggenommen und noch dazu ohne Prieſter und Segen. Sein halbes Vermögen hätte mein Herr drum gegeben, ihr den Troſt zu verſchaffen, aber es war geradezu eine Unmöglichkeit, in der Nacht vom Berg herabzukommen, und am Morgen war ſie ſchon in der Ewigkeit!«

Mit einem ſchmerzlichen Gemiſche von Wehmut und Beruhigung hört' ich den Knecht an. Nachmittags brachte Lorenz mit ſeinen Nachbarn die Leiche herab; ich ging ihr bis zum Fuße des Berges entgegen. Keine Beſtattung hat mich, in meinem ganzen Leben, ſo ſehr ergriffen.

Der arme Vater aber war kaum über den Tod ſeiner lie-

ben, einzigen Tochter ſo troſtlos, als über den Gedanken, daß ſie ohne prieſterlichen Segen ſtarb. Hierüber glaubte jedoch ich ihn tröſten zu können. Es war gerade um dieſelbe Zeit, wo ich das bläuliche Geſtirn langſam hinter dem Dache der Alphütte hinabſinken ſah, als Lieſe entſchlief.

»Sie ſtarb nicht ohne prieſterlichen Segen, lieber Lorenz,« — betheuerte ich dem troſtloſen Vater, indem ich ihm die Begebenheit jener Nacht umſtändlich erzählte, und meinen alten Meßner als beredten Zeugen beizog.

»Da iſt der liebe Stern als Wahrzeichen ober der Hütte geſtanden!« rief der wackere Landmann beruhigt, und hing von dem Augenblicke noch feſter und inniger, als je, an dem Glauben: daß Gott die Seinigen nicht verlaſſe! —

»Sehen Sie, meine lieben Gäſte, darum iſt mir das Plätzchen, auf welchem wir jetzt wohlgemut ſitzen, ſo werth und theuer; darum dünk' ich mich hier der Gottheit immer um eine Stufe näher. Ich werde dieſe Nacht nie vergeſſen; Sie gab mir das heiligſte Bewußtſein, die tröſtlichſte Überzeugung, daß es kein nichtiger Glaube ſei, was einem ſchlichten, einfältigen Sinne ſich oft ſo bewältigend aufdrängt. Das unbegreifliche Band zwiſchen Gott und der Natur iſt unzerreißbar; der Menſch lebt nicht, verwaist und einſam, in fremder, unheimlicher Umgebung; der reine Glaube hat ſeinen Gott überall neben ſich; ein Verlaſſenſein giebt es nur für den Ungläubigen!«

So ſprach der würdige Greis. Eine religiöſe Stimmung hatte uns ergriffen; ſie löſte ſich allmälig in ernſtheitere Betrachtung der uns umgebenden Natur auf und zerfloß während des Males in ungezwungene Fröhlichkeit.

Mit innigem Dankgefühle verließen wir am anderen Morgen die traute Wohnung unſeres freundlichen Wirthes. Seine Worte blieben aber unſerem Herzen noch lange tief eingeprägt.

Auf unſerer Heimkehr von jener Ferienreiſe hatten wir uns eines Tages im Gemsgebirge verſtiegen. Vor uns gähnte der Abgrund, wohl mehr als hundert Klafter tief; hinter uns ſtieg eine Wand ſenkrecht empor; der Fleck, auf dem wir ſtanden, gewährte dem Fuße kaum vier Spannen Raum. — »Ein Verlaſſenſein gibt es

nur für den Ungläubigen!« riefen wir uns zu. Da fiel ſeitwärts von uns ein Schuß; er galt einer Gemſe. Wir beantworteten ihn mit einem Piſtolenſchuße; ein Gemſenjäger hörte das Nothſignal; wir waren gerettet. —

Der Wurm.

Nach dem Engliſchen.

O halte, halt' den raſchen Fuß zurück,
Und tritt den hilflos-zagen Wurm nicht todt!
Sein Gliederbau, verächtlich deinem Blick,
Bedarf, um ihn zu bilden, einen Gott!

Der Herr all deſſen, was da lebt und ſchwebt,
Und dem dein Daſein dankſt auch du,
Wies auch dem Wurme, der am Boden klebt,
Ein Theilchen ſeiner ew'gen Liebe zu.

Für alle Weſen hat am Himmelsrund
Er Sonn und Mond als Leuchter aufgeſteckt,
Des Raſens Grün auf dieſer Erde Grund
So gut für Würmer wie für dich gedeckt.

Darum laß ſie kniſtern hin durch Gras und Laub,
Sie freuen ſich der kurzen Tagesfriſt,
Und ach! begehe nicht an einem Leben Raub,
Das du zu geben nicht im Stande biſt.

C. G. Ritter v. Leitner.

Standeswahl.

Von J. J. Hannuſch.

(Schluß.)

XI.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin; dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

Schiller.

Mit Vergnügen theile ich Ihnen, theuerſter Lehrer! meine Abſicht mit, mich der Heilkunde widmen zu wollen. Ich will Arzt wer-

den. Von jeher war mir die Vorſtellung angenehm, der leidenden Menſchheit zu Hülfe zu kommen. Und welche Leiden ſcheinen wohl in der Regel ſich fühlbarer zu machen, als körperliche Übel? — Welche Einflüſſe pflegen die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes im Allgemeinen gewiſſer zu hemmen, als Krankheiten? — Welcher Tröſter kann daher willkommner, welcher Freund unſchätzbarer ſein, welcher Helfer ſich unvergeßlicher machen, als derjenige, der uns von Gebrechen des Leibes zu befreien, und uns — mit der wiedergeſchenkten Geſundheit — Frohſinn und Genuß, Lebenskraft und Wirkſamkeit wieder zu geben beſtrebt iſt? — Mag immerhin die Natur ſelbſt in eigener Werkſtätte dem Gifte das Gegengift bereiten, durch eigene Kraft bei jeder Krankheit das Beſte thun, ſich ſelbſt am Beſten zu helfen wiſſen, die verlorne Energie wieder herzuſtellen; ja jeder Körper ſeinen eigenen Keim der Zerſtörung ſchon in ſich tragen: dennoch iſt es gewiß unbeſtreitbar, daß es Kräfte im Pflanzenreiche gibt, die, zur rechten Zeit angewendet, Krankheitsausbrüche zu hemmen, Krankheitsgrade herabzuſtimmen, Krankheitsformen zu wenden, und ſomit Zuſtänden eine Richtung zu geben vermögen, die — nicht zur Erſcheinung gebracht — die gefährlichſten Lagen, wo nicht den Tod an ihre Stelle geſetzt haben würde. Einem ſo edlen Berufe, ein geſegneter Rather, Helfer, Tröſter, Leib- und Seelenarzt der leidenden Menſchheit zu ſein, — will ich mein Leben weihen. Was denken Sie dazu? —

Ein gefühlvoller, gebildeter, religiöſer Arzt iſt, — meines Erachtens, — ein Engel dem Betrübten, dem Furchtſamen, dem ſtillen Dulder. Engel zu werden, iſt ja unſere Beſtimmung jenſeits. Und ſchon hier ein ſo ſchönes Ziel erſtreben, iſt wohl eine würdige Beſtimmung, ein ſchöner Beruf.

Sie wiſſen nun, was ich denke. Rathen Sie. Helfen Sie. Sie wiſſen, ich ſollte eigentlich, den Wünſchen der Meinigen zu Folge, die Rechte ſtudieren. Aber, wenn ich — meiner Neigung folgend — das Rechte erwählt habe — ſollte ich ſo ſehr Unrecht haben, den Wünſchen meiner Familie unfolgſam zu ſein? — Dieſe Gewiſſensfrage beantworten Sie

Ihrem

Sie liebenden Schüler
Conrad.

XII.

Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund'
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merk'ſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beugt;
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.

Schiller.

Was Ihr »Springinsfeld« werden will — wollen Sie wiſſen? — Ach, Alles! und vielleicht doch nichts. Vieles lieber, als Manches. Ich möchte reiſen, in Tönen ſchwelgen, Taſſo ſein, oder als Schauſpieler die Natur belauſchen, und wahr und veredelt wiedergeben das Schönſte und Beſte, was ich habe und fühle, mich ſelbſt und den Gott in meiner Bruſt.

»Viel auf einmal!« hör' ich Sie mit freundlich ernſtem Tone zu mir reden. Und doch — was ſoll ich ſonſt ſagen? — Ich fühle in mir einen unbeſtimmten Drang zu allem Großen und Schönen. Ich möchte, was ich fühle, ausſprechen, ausſchreien in die todte Natur, in das kalte Leben der Geſellſchaft, die mir oft ſo gar wenig, manch Mal recht wie ein — Nichts erſcheint. Ich möchte ihr meinen Athem einblaſen können und wähnen, daß dann die Puppen ſich beleben, von dem göttlichen Geiſte angeweht, erſtaunt zu ſich kommen, ſich fragend anblicken und ausrufen ſollen: »Wie iſt uns »denn? Haben wir denn bisher gelebt? — Das iſt ja ein anderes, »wärmeres Leben! ein Feuer, das uns erwärmt; eine Glut, die uns »beſeelt; eine Kraft, die uns durchdringt; ein Geiſt, der uns erhebt, »weit hinaus über das arme Irdiſche, in dem wir bis jetzt ſo elend »befangen waren!« —

Sehen Sie? das habe ich vor. Nicht weniger, als ein Prometheus zu werden! Um das Feuer bin ich nicht verlegen; nur, wie? und auf welche Weiſe ich es am Beſten den Bildſäulen einhauchen ſoll, die ſich Menſchen nennen, weiß ich nicht. Darum vermutlich, — wenn es mir auf keine Weiſe gelingen ſollte, meine rechte Stelle zu finden, — dieſer dunkle Drang in's Weite, der mich auf die Höhen der Alpen und in die Tiefen der Thäler, über Meere und durch Länder zu treiben droht! darum der Enthuſiasmus, der mich aus Mozart und Beethoven anſpricht! daher das lebendige Gefühl

des unſterblichen Lebens in dem lyriſchen Gedankenfluge meines Schiller! die ſtille Bewunderung der ruhigen Klarheit in der muſikaliſchen Sprache meines Dichteriſchen Denkers Göthe! deßhalb der verwegene Gedanke, in Shakeſpear's herrlichen Gebilden oder neueren Meiſterwerken durch mimiſche Darſtellung, durch Sprache und Bild den Geiſt anſchaulich zu machen, der den Halbgott erfüllte, als er ſeine erſten Lebensbilder ſchuf, in denen der prometheus'ſche Funke ſchläft, wie in Stahl und Stein; da ein einziges Wort, ein Ton hinreicht, die dunkle Welt einer umnebelten Seele zu erſchüttern, und dieſe aus dem Schlafe zum Lichte zu wecken. Ich ahne wohl, theuerſter Lehrer! daß ich vielleicht, vor allen meinen Freunden, am meiſten Ihres Rathes und Ihrer Leitung bedürfen möchte. Rathen Sie, helfen Sie mir das Feuer bändigen, das mich verzehrt. Geben Sie ihm durch Ihren Verſtand und Ihr Urtheil eine wohlthätige Richtung. Sie ſind nicht kalt. Sie ſelbſt ſind der feurigſte Schätzer der edelſten Geiſter im Reiche der Dichtung des Wortes und der Töne, die je die Welt bewegten, und noch bewegen! Aber in Ihnen wohnt auch die ruhige, klare Überlegung des Beſſeren. Sie werden mich verſtehen. Sie werden die Spreu von dem Weizen ſondern. Seien Sie mein Mentor! Ich — Ihr Telemach.

Es mag wohl mehr das ungeregelte Feuer der Jugend ſein, das mich ſo mächtig zu ſo Vielem treibt. Unmöglich kann ich zu Allem taugen. Oder, ſollte es doch ſein? — Soll ich mich auf Alles zugleich werfen? oder Eines, und welches? vorzugsweiſe in's Auge faſſen? — Rathen Sie! Ich erliege dem Sturm meiner Empfindungen. Ganz der Ihrige

Hektor.

Schluß.

Dieß die Briefe der jungen Freunde.

Wie ſehr wünſchen wir, daß ſo edle Vorſätze in der ſchönen Wirklichkeit Früchte bringen! — Wie viele junge Männer unſerer Tage befinden ſich nicht in dieſem Augenblicke mit ihnen in ganz gleichem Falle? — Enthuſiaſtiſch für alles Gute, Große, Schöne — ſteht die Welt ihnen offen! Sie ſtehen an der Schwelle des Le-

bens. Alles iſt zu gewinnen, Alles zu erſtreben. Glücklich derjenige, deſſen hochfliegende Plane gelingen! Nur ſelten gelingen allzuſtolze Entwürfe. — Glücklicher aber, der in beſcheidener Wirkſamkeit thätig, in dem ihm angewieſenen, zwar engen Kreiſe, dennoch — das Ganze ſtets im Auge behaltend — unter allen Stürmen des Lebens das kindliche Vertrauen nicht verliert: daß unter der Leitung der Vorſehung die Verkettung irdiſcher Wirkſamkeit ſo weiſe geordnet ſei, daß kein Wort und keine That ganz gleichgültig; ja, daß oft das Geringſte die Veranlaſſung unüberſehbar wichtiger Folgen ſein könne.

Möchten ſie erkennen, daß ſich in einfacher Wirkſamkeit eben ſo gewiß die höchſte Thätigkeit zu entwickeln vermag, als es gewiß iſt, daß — nie im Prunke — ſondern in anſpruchloſer Einfachheit ſich Alles ausſpricht, was wahr, ſchön und gut iſt; wie denn das *Höchſte* ſelbſt: der Gedanke: *Gott* — das Umfaſſendſte und Einfachſte, das Natürlichſte und Sinnvollſte *zugleich* bedeutet!

Möchte es uns vergönnt ſein, nach einem Zeitraum von etwa 30 Jahren, wenn *ein Vierteljahrhundert* zur *Bildung des Geiſtes*, und *ein anderes* Jahrhundertviertheil zur *Anwendung* dieſer Theorien in *thätigen* Lebensbeſtrebungen verſtrichen ſein wird, und alle 12 Jünglinge — 50jährige Männer geworden ſind — einen Blick über ihre Schickſale zu werfen! Es müßte nicht ganz unintereſſant ſein, ſie, die jetzt noch vor dem Vorhange des großen Schauſpiels als *Zuſchauer* ſitzen, dann auf den von ihnen gemachten bald heiteren, bald trüben Bühnenerfahrungen noch einmal über ſich ſelbſt, und das große Drama des Lebens — als Recenſenten urtheilen zu hören!

Vielleicht erfüllt ein günſtiger Augenblick dieſen Wunſch.

Der Schiffer.

Durch die Wogen mit ſtarker Hand,
Trotzend Sturm und Riff,
Lenkt mein Mut zum Heimatſtrand
Das geliebte Schiff!

An der See gibt's keinen Ort,
Den ich nicht geſehn;
Überall doch treibt's mich fort
Den Heimatſtrand zu ſehn!

Iſt's doch, als ob neues Blut
Uns die Bruſt durchglüht',
Wenn der Fuß ſo feſt und gut
Auf eig'nen Boden tritt! —

Vaterland, du treuſter Port
In Gefahr und Noth!
Das Herz, die Hand, die That, das Wort
Sind Dein bis in den Tod!

Und zöge mich die wilde See
Hinab nach ihrer Art, —
Dann ſegnet, eh ich untergeh',
Mein Herz noch deine Fahrt!

S. —

Erinnerungen
aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

7. Mai 1805 ſtirbt zu Grätz, ſeiner Vaterſtadt (geb. 1723) Anton Jandl, ein vorzüglicher Geſchichts- und Portraitmaler. Die erſten Anfangsgründe ſeiner Kunſt erlernte er zu Hauſe, ging hierauf ſich auszubilden nach Wien, doch auch hier blieb er nicht lange, ſondern machte eine Reiſe nach Salzburg, München und Speyer. Die ſeltene Fertigkeit und Ausbildung jedoch, welche in ſeinen Werken bewundert wird, erlangte er bei dem berühmten Franz Palko in Brünn, unter deſſen Leitung er volle zehn Jahre arbeitete.

8. Mai 1809. ſtirbt zu Prag, im 71. Jahre ſeines Alters, Johann Nep. Raymund, des ritterlichen Maltheſerordens Prieſter und Pfarrer bei Maria de Victoria. Er war ein ſehr eifriger Seelſorger und einer der geſchickteſten Kanzelredner Prags. Auch hat er ſich als Schriftſteller bekannt gemacht, und unter andern Schriften ein Werk: der Geiſt in der Einſamkeit; dann 2 Bände Feſt- und Gelegenheitspredigten i Druck gegeben.

9. Mai 1730 geb. zu Kutſchach in Oberkärnthen Joſeph von Pichler, berühmter Maler. Ohngeachtet ſeiner frühzeitigen Hinneigung zur Kunſt, konnte er doch erſt im 20. Jahre die ſchöne Laufbahn zu Lunz in Tyrol unter Faltinger beginnen. Im Jahre 1752 kam er nach Wien, und beſuchte mit dem glücklichſten Erfolge die k. k. Akademie. Bald war ſein Name bekannt, und mehrere gute Freskogemälde begründeten ſeinen Ruf; ausgezeichnet ſind mehrere Blumenſtücke von ihm, auf welches Genre er ſich vorzugsweiſe verlegte.

10. Mai 1546 erſcheinen zu Wien im Drucke Bernhard Walthers Miscellanea juridica — die erſte Vorarbeit zu einer ſelbſtſtändigen Civilgeſetzgebung in Öſterreich. Walter gehört zu den größten Juriſten ſeines Jahrhunderts. Dieß bezeugen die vielen landesfürſtlichen Verordnungen, welche unter ſeiner Leitung erſchienen ſind.

11. Mai 1537 ſtirbt zu Wien Georg Ratzenberger, durch volle 36 Jahre Schulrektor bei St. Stephan. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt; gewiß aber iſt es, daß er zu den ausgezeichneſten Schulmännern gehört, die Öſterreich je gehabt hat. In freundſchaftlichem Verkehre mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit, wirkte er anregend und fördernd; dieß bezeugen die vielen Druckſtücke, welche ſeinen Namen feierten! —

12. Mai 1728. geb. zu Wien Joſeph Hauzinger, k. k. Kammermaler und Profeſſor an der Akademie der bildenden Künſte. Der berühmte Troger war ſein Lehrer; im Jahre 1754 erhielt er den erſten Preis und 1772 die Profeſſur. In der Domkirche zu Brixen hat er mit Troger die Fresken verfertigt; in der Invalidenkirche zu Peſth befinden ſich 3 Altarblätter von ihm. Überdieß hat er viele Portraits gemalt, welche alle von einem ſchönen Talente zeugen.

13. Mai 1511 erſcheint in Wien das erſte Werk über Badens Heilquellen! Der Kremſerarzt Dr. Wolfgang Windtperger, nach der Sitte ſeiner Zeit Anemorinus genannt (nicht aber Anemarius, wie ihn Schenk, Weidmann u. A. nachläſſig genug anführen,) iſt der Verfaſſer dieſer vielſeitig merkwürdigen Abhandlung. Im nemlichen Jahre erſchien davon zu Augſpurg eine deutſche Überſetzung von Georg

Wagner, die ſich indeſſen eben ſo ſelten als das Original in Bibliotheken vorfindet.

Warum ſchlägt man gewöhnlich die Kenntniſſe der Mitwelt höher, die Moralität geringer an, als beide es verdienen?

Beantwortung der pſychologiſchen Frage im Bl. 28. *)

Bei jeder Schätzung kömmt Dreifaches in Betracht: das Objekt, um deſſen Werth es ſich handelt, der Maßſtab, an den es gehalten wird, und die Tüchtigkeit des Subjektes zu der in Frage ſtehenden beurtheilenden Thätigkeit.

Der Maßſtab der Moralität iſt nun das untrügliche, unwandelbare, in ſich abgeſchloſſene und vollkommene Wort Gottes, das Geſetz, wie es ſich ankündigt im Gewiſſen; der Maßſtab der Kenntniß das eigene unvollkommene Wiſſen, das, je geringer es iſt, deſto höher die fremde Erfahrung und Wiſſenſchaft ſtellt. —

Was das Subjekt der Beurtheilung anbelangt, vermag die Moralität Jeder zu beurtheilen, und je geringer er die Sittlichkeit anderer ſich darzuſtellen vermag, deſto mehr Entſchuldigung findet er für die eigene Schwäche; in der Wiſſenſchaft hingegen findet er für ſeine eigene Trägheit, Unkenntniß, Blödheit deſto mehr Entſchuldigung, je höher er die Geſammtmaſſe des im Umlauf befindlichen Wiſſens in Anſchlag bringt. —

Jetzt vom Objekte: Jede Kenntniß iſt eine ganze, poſitive Größe, jede Unwiſſenheit eine unſchädliche Null, die in der Rechnung die Summen des Poſitiven nicht verringern kann; jede menſchliche Tugend aber iſt nur ein kleiner Bruchtheil einer Einheit, und ihre (aus den Handlungen eines beſtimmten Menſchenkreiſes gezogene) Summe vermindert ſich gar mächtig durch die Anzahl der Gebrechen, die als wahrhaftige negative Größen ſich geltend machen. — Zwar üben alle dieſe Momente auch auf die Beurtheilung der Vergangenheit Einfluß, aber in ungleich höherem Maße iſt die-

*) Eine größtentheils befriedigende Beantwortung hat Herr Ed. Korn eingeſendet.

ſes in Beziehung auf die Gegenwart der Fall, die uns ſo nahe ſteht, ſo oft und vielfach beurtheilt werden muß, und ſich der Beurtheilung gar nicht entziehen kann.

Aber es gibt Umſtände, die ausſchließlich zu Gunſten der Gegenwart oder der Vergangenheit auftreten. 1. Muß behauptet werden: Kenntniſſe ſummiren ſich, die Jetztzeit ſteht daher — außer im Falle ungewöhnlicher Umwälzungen — wirklich höher als die Vergangenheit, denn ſie baut ja eben auf ihr fort. — In ſittlicher Beziehung hingegen hat jeder Menſch die Aufgabe, von vorn anzufangen; die Tugenden der Ahnen nützen dem Enkel nicht, es gibt keine Fortentwicklung der Menſchheit im Sittlichen, die Formen der Sünde ändern ſich, nicht aber dieſe ſelbſt. 2. Die Schwäche, die Unſittlichkeit der Mitmenſchen ſchaden uns oft, verwunden und kränken, ihre Unwiſſenheit hingegen dient meiſtens als Hebel unſeres Glücks, als Folie unſerer eigenen Vorzüge, und leider läßt der Vortheil die Dinge immer in ſanfterem, der Schade in grellerem Lichte ſehen. 3. Was die Vergangenheit insbeſondere betrifft, ſo wird ſie nur in der Wiſſenſchaft — alſo da, wo es ſich um intellektuelle Fortſchritte handelt — mit der ſtrengen Sonde des Verſtandes unterſucht, in aller andern Beziehung hat das weiche Gefühl der Wehmut über Klüfte, Abgründe, Sandſtrecken und Diſtelfelder ſeinen verſchönernden Schleier gebreitet, und wir bemerken nur die ſonnigen Kuppen großer Thaten und die grünen Auen der Freundſchaft und Erinnerung. **De mortuis nil nisi bene!** (von den Todten nur Gutes.) Dieſen Spruch hat nicht ſo ſehr die Stimme der Gerechtigkeit als jene der Liebe eingegeben, oder vielmehr das Bewußtſein der eigenen Unvollkommenheit, das nirgends gewaltiger als in jenem Momente erwacht, wo — wie eben bei der Vergegenwärtigung der Vergangenheit — der Gedanke an den Tod, das Gericht, die Ewigkeit, in ſeiner ganzen unabänderlichen Beſtimmtheit uns vor die Seele tritt.

H.

Geſpräch-Charade.

Dreiſilbig.

Erſte Silbe zum zweiten Silbenpaar.

Gebt, Gefährten, euer Haupt zum Fuße
Mir, ihr macht mich nicht'ge Silbe reich,

Und gewinnt dabei im Überfluße?
Gilt es doch dem Leſer ziemlich gleich?

Das Ganze

Nicht doch, Recke! nur durch meines Doppelſinnes
Eine Deutung mag wohl manchmal dieß geſchehen.

Die Zweiten zur erſten.

Alſo nur die Sucht des geiſtigen Gewinnes
Iſt dein Ziel? — So laß doch unſern Vortheil ſeh'n!

Erſte Silbe.

Jauchzend in fröhlichen Tänzen
Fliegen die glücklichen Paare.
Duftende Myrthen umkränzen
Bräutlich geflochtene Haare.
Hymen erhellet die Hütten,
Würzet ihr mühendes Leben.
Was ſie durch Sehnſucht gelitten,
Könnt nur ihr Himmliſchen geben!

Die Zweiten zur Erſten.

Nun wohlan, es ſei! — nimm hin du Schwärmer!

Erſte Silbe.

Pegaſus! jetzt auf zum kühnen Flug'!
Ich bin reich, doch ihr um deſto ärmer!

Die Zweiten zur Erſten.

Fluch ſei deinem ſchändlichen Betrug! —
Dichte Schleier deckt die Schöpfungsräume,
Nimmer ſtrahlet uns der Sonne Licht.
Ach den ſanften Schmelz der Blüthenbäume
Und die Blumenfluren ſeh'n wir nicht!

Das Ganze zum zweiten Silbenpaar.

Meine zweite Deutung ſoll euch wieder geben,
Was die erſte unachtſam geſchehen ließ! —

Erſte Silbe.

Gute Nacht, du ſchönes Dichterleben,
Fort iſt nun erträumtes Glück, das, ach, ſo ſüß!

Dieß das Schickſal von ſo manchem Muſenſohne,
Der den ſeichten Sinn in Klingklangsformen zwängt!

Nicht erringen läßt ſie ſich die Lorberkrone,
Wenn ein dürſtend Herz nicht Himmelsnektar tränkt.

Ant. Polzer.

Charade.

Zweiſilbig.

Gar wankelmüthig iſt die Erſte:
Jetzt kommt ſie ſtill und ſchmeichelnd an,
Und jetzt — ob Alles ringsum berſte —
Ihr Toben wächſt, ſie wird Tyrann.
Doch mag ſie brechen manche Blüten',
Auch ſeinen Nutzen hat ihr Wüten.

Wer wagen will, dem winkt die zweite,
Doch keiner eil' in ihren Schooß,
Dem nicht Entſagung ſteht zur Seite;
Denn die Gefahr iſt ſonſt zu groß.
Ob ſie beglückt, wer mag's ergründen,
Ein Jeder wird ſie wankend finden.

Das Ganze liegt zu deinen Füßen,
Folgt treulich dir auf jeder Bahn,
Du darfſt es freundlich nur begrüßen,
Gar innig iſt dir's zugethan.
Ja ſelbſt vor drohenden Gefahren
Kann dich ſein feſter Mut bewahren.

J. P. Kaltenbaeck.

Auflöſung der Räthſelſpiele im Blatte 31.

Luftſchloß — Aufwand — Gras (Sarg)

Glückliche Löſer: die Fräulein: Amalia Willner, Auguſte Weikersheim, Angelique v. Hkſtn, und die Herren: Ludwig Graf Paar, Philipp Graf Cavriani, Em. Edler von Würth, Carl Ritter v. Suttner, St. Riethoffer, Anton Polzer, Bernh. Jritzer.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Digitized by Google

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 33.

Briefe aus Berlin und Breslau, von C. F. Hock (VIII.) — Bücherſchau. (Reiſehandbuch durch das Erzherzogtum Oeſterreich mit Salzburg, Oberſteiermark und Tirol. Von Adolph Schmidl. Güns und Leipzig 1834.)

Briefe aus Berlin und Breslau.

VIII.

Herrn Dr. Ferdinand Scherer.

Breslau den 26. September 1833.

Theurer Freund!

Geſtern war die letzte Sitzung der Verſammlung, morgen endlich kann ich aufbrechen und der langentbehrten Heimat zueilen. Man ſollte reiſen, ſchon der Hoffnung des Wiederſehens und Wiederfindens wegen! Was ihr wohl treibet, ihr guten alten Leute, dort zu Wien? Ob ich nicht einige zärtliche literariſche Freundſchaften bei meiner Zurückkunft vergeſſen und verkältet antreffen werde? — Doch daran will ich nicht denken, ich will mich der Gegenwart freuen und des freien Raumes, den ſie der Thätigkeit gewährt, welche fahle die Ausſicht verſchränkende Wolkenbilder die Zukunft herbeiführe, ſoll mich jetzt nicht bange machen! Es gibt eigentlich nur zwei große Schickſale in der Welt: Thätig ſein können für die Idee, für das als heilig und wahr und groß Erkannte, und das Gegentheil hievon; alles andere iſt leerer Schmuck und Zierrath. Ballaſt und Beiwerk des Lebens, auf daß es hübſch tief gehe und nicht vom erſten beſten Sturm umgeſtürzt werde, wie ein ſchlecht gebautes Schiff.

Jetzt wäre alſo wieder eine Scene, eine kleine Epiſode in meinem kleinen Daſein und in dem großen Drama der Zeit abgeſpielt, und die eilfte Verſammlung deutſcher Naturforſcher hätte ihre Sachen eben ſo gut und löblich abgethan, als ihre zehn Vorgänger in den verfloſſenen Jahren. Es wurden mehrere neue Käfer und Weichthiere

entdeckt, Fiſche und Amphibien näher klaſſificiret, auch ſogar mehrere Foſſile aufgefunden, organiſche Säuren und Stoffe reducirt, über die Natur der Gicht und anderer Krankheiten recht geſunde Anſichten in Diskuſſion geſetzt, und ſo der Stein des Siſyphus eine Spanne höher den Berg hinauf gewälzt. — Wenn nichts darein kömmt, kein Krieg, keine Seuche, kein innerer Zwieſpalt oder ſonſt ein Vorſpiel der letzten Zeit, ſo kann aus dem Geleiſteten oder Beſprochenen allmälig etwas recht Namhaftes und Erſprießliches zu Frommen gemeiner Menſchheit hervorgehen, und wenigſtens hat es an uns verſammelten Forſchern nicht gefehlt, wenn es doch unterbleiben ſollte.

Inzwiſchen aber müſſen wir es den hohen und höchſten Behörden und der geſammten Bürgerſchaft Breslaus zum Lobe nachſagen, daß ſie das Große, was aus unſeren Bemühungen für die Geſammtheit hervorgehen kann, oder wenigſtens den Eifer, den wir gezeigt, — ſowohl in den allgemeinen Sitzungen als in den einzelnen Sektionen, in die wir die Wiſſenſchaft getheilt und geſpaltet hatten, — auf alle mögliche Weiſe anerkannt und geehrt haben. Die würdigen Männer hatten eingeſehen, daß wir vorzugsweiſe auf Beförderung der materiellen greif- und taſtbaren Intereſſen hinarbeiteten, daß wir weder Dichter wären, die in einer Welt neuer Schöpfung lebten, noch Philoſophen, denen es blos um das wahre Syſtem zu thun ſei, und um ſonſt nichts, und ſie wußten dieſes nach Gebühr zu achten. — Ich will des großen Oratoriums Jephtha nicht erwähnen, das in der Barbarakirche (wenn ich mich in dem Namen nicht irre) durch mehr als 350 Sänger und Sängerinnen uns zu Ehren aufgeführt ward; denn die Kirche war ſo gedrängt voll, und die Töne wogten ſo kräftig durch die Halle, daß mir ſchwindlig ward und der alte Schmerz in der rechten Schläfe — der mich leider bei jedem ſtarken Affekte ergreift — zu gewaltig ward und ich die Kirche verlaſſen mußte. — Auch der ſchöne Prolog, der uns zum Preiſe im Theater deklamirt ward, gehört nicht hierher; denn wir waren faſt alle dieſen Abend eingeladen beim Herr Rath Wendt, und nur wenige Forſcher nahmen an der ſceniſchen Verherrlichung Theil.

Aber der ſchöne Saal in der Börſe, in dem wir täglich ſpeiſen durften, das Feſt der vaterländiſchen Geſellſchaft, wo während unten ſervirt ward, oben einiges Paſſendes geſungen wurde und harmoniſch mit dem immer lauter werdenden Geſpräche verſchmolz, das waren

weſenhafte Zeichen achtungsvoller Gunſt und Holdſeligkeit! — Aber vor Allem erfreute uns der Ball, den die Breslauer Kaufmannſchaft uns zu Liebe veranſtaltete. Ich will ihn Dir ausführlich beſchreiben, damit du ſeheſt, daß unter der Laſt gelehrter Sorgen, die meine Scheitel drücken, — iſt das nicht eine ſchöne Redensart? — der Kranz der Luſt und Freudigkeit noch unverwelkt ſich erhalten habe.

Ja, mein Freund, du mußt wiſſen, ich war in Breslau kein kleiner Mann, ich habe gleich manchen Andern, und zwar in der phyſikaliſchen Sektion, einen Vortrag gehalten und überdieß ein Gelegenheitsgedicht gemacht, einen Dank der Verſammlung an Breslau's Bewohner, und darauf iſt meine Geſundheit an dem Tiſche öffentlich getrunken worden, ſo gut wie die eines dießjährigen oder vorjährigen Geſchuftsführers oder ſonſt einer Standesperſon, und zwar war ſie getrunken worden von Menſchen, die ich noch weit lieber hatte als ſie mich, und wo ſchon ein bloſes Nippen, ja nur das Berühren des Bechers mich in irgend einen Himmel verzaubert hätte. Und erſt nun!! Aber deſſen ungeachtet habe ich auf beſagtem Balle getanzt, wie nur irgend ein gewöhnliches Menſchenkind, was nemlich die Menge des Tanzens betrifft; denn von der Zierlichkeit darf ich nichts ſagen, da Niemand ſich gerne ſelbſt tadelt, wem er nicht muß! — Du hätteſt aber auch ſehen ſollen den hohen, herrlichen Saal, von hundert Lampen erhellt, feſtlich geſchmückt, ſtarrend von Gold, und rings umher die Damen in ſtolzer Pracht, gefälliger Herrlichkeit, und die Männer in dem ſchwarzen Gewande, reichlich von Ordensbändern, Kreuzen und Ketten unterbrochen, vertheilt auf den Stufen, im traulichen Geſpräche durch alle die Nebenſäle und Zimmer wandelnd, hoch auf der Tribune die ſchmetternde Muſik, welche die wohlbekannten, lebensfriſchen Akkorde unſeres Strauß herniedertönte, und die wallenden, dahinflatternden Paare — wer hätte da mißmutig und mürriſch im Winkel ſtehen ſollen, oder mit dem Herrn Prof. F, ſeinem Wunſche gemäß, ein Diſputatorium über einige zarte Punkte der Hygrometrie und Dunſtbildungs-Lehre halten ſollen? — Ferdinand, ich bitte Dich!

Als ich ſpät nach Mitternacht wieder in meine Wohnung fuhr, da kam mir freilich die Sache gar wunderlich vor und ich fragte mich ſelber: Was denn ein Türke ſich wohl gedacht hätte, wenn er die europäiſche naturhiſtoriſche Literatur — die jüngere Hälfte wenigſtens

— ſich hätte ſo abmühen geſehen und walzen und drehen, ohne andern außerhalb liegenden Zweck? Allein ich wußte auch, warum ich ſo trübſelig philoſophirte. Der Wind pfiff kalt durch den offenen Wagen und an den Füßen fror mich bedeutend, der Schlaf ſchlich ſich allgemach durch die Glieder und die Akkorde des Börſenſaales miſchten ſich in den heiſern Ruf des Nachtwächters und in das Geraſſel der Wagen, die nach allen Richtungen hin durch die Straßen jagten.

Selbſt jetzt, wo ich dieſes ſchreibe, will jenes Gefühl der Unluſt und der Ermattung nicht von mir weichen, vielleicht iſt aber der Grund ebenfalls ganz natürlich darin zu ſuchen: daß ich wirklich ermattet bin. Ich erinnere mich wenig Zeiten, wo ich beſchäftigter war, als itzt. Vor ſechs Uhr bin ich wach und ſitze am Schreibtiſche, um acht Uhr iſt Sitzung der phyſikaliſchen Section, und die dauert bis zehn! Wenn da nicht allgemeine öffentliche Sitzung folgt, ſo werden die Stunden bis zum Mittagmal auf der Bibliothek oder in andern wiſſenſchaftlichen Anſtalten zugebracht; das Mittagmal zieht ſich bis ſpät in den Abend hinein, und iſt man nicht anderweitig eingeladen, ſo iſt es ſchwer ſich demſelben zu entziehen. Den Abendgeſellſchaften bei Wendt und Otto, denen darf man ſchon eher entſagen, aber nichts deſto weniger nehmen Beſuche aller Art dich ſo in Anſpruch, daß man ſelten vor neun oder zehn Uhr nach Hauſe kömmt. Dann heißt es bis weit nach Mitternacht ſich wach erhalten, um den überkommenen Stoff zur eigenen Ausbildung und künftigen umfaſſenderen Benützung ſelbſtſtändig zu verarbeiten. — Der Tag wird zu kurz und die Kraft zu ſchwach. — Aber dagegen will ich auch den Weg nach Wien in einem wahren Blumenpfade umtalten, der mich entſchädigen ſoll für alles Trübſal und Ungemach. Jede Freude, die er mir bietet, will ich bis an die Neige leeren, über nichts böſe oder unwirſch werden, keinen Umweg fürchten, wenn er zu etwas Erfreulichem führt, keinen Verzug ſcheuen, keinen Unfall mir nahe gehen laſſen, und wenn dennoch ein ungefüges Geſchick mir viel des Bittern und Unſchmackhaften brauen ſollte, an Dich denken und alle die andern lieben guten Leute in Wien und — an das Los des Menſchen, der immer und ewig ein Sohn Adams und Evas bleibt, die beide aus dem Paradieſe vertrieben worden, ohne daß die Spur geblieben, daß irgend ein Sterblicher dahin zurückgekehrt.

Bücherſchau.

1. Reiſehandbuch durch das Erzherzogtum Öſterreich mit Salzburg, Oberſteyermark und Tirol. Von Adolph Schmidl. Güns und Leipzig 1834 (auch als 1. Band der 2. Auflage von Rudolph von Jenny's Handbuch für Reiſende in dem Öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.)

Es gibt Bücher, welche ſelbſt der geneigte Leſer gar nicht nach ihrem vollen Werthe zu ſchätzen weiß, weil ihm die Mühe unbekannt bleibt, der Aufwand an Hilfsquellen und Vorſtudien, welche ſie erfordert haben. Zu dergleichen Büchern gehören insbeſondere mathematiſche, hiſtoriſche und topographiſche Originalarbeiten, wo oft der Inhalt einer Zeile — wenn den Forſcher gewiſſenhafte Gründlichkeit beſeelt — die Frucht der Anſtrengungen und Nachſuchungen langer Tage iſt.

Unter die Reihe dieſer mühevollen Erzeugniſſe darf man nun mit vielem Rechte das oben genannte Reiſehandbuch ſetzen, ſo treffliche Mittel zum Bau Jenny in ſeiner erſten Auflage gegeben, ſo ausführlich und nutzhaft auch die einzelnen hier benutzten Monographien ſein mochten, die beſonders über Salzburg und Tirol — in letzterem Lande mit altherkömmlicher Trefflichkeit — in neueren Zeiten erſchienen ſind. Auf jeder Stelle des Werkes begegnet man dem einſichtsvollen, kenntnißreichen Manne, der ſich durch Eigenſicht (Autopſie) von der Wahrheit fremder Angaben überzeugt, neue Daten geſammelt, zweckmäßig zuſammengeſtellt, und insbeſondere was die Anordnung, das Ineinandergreifen verſchiedener Wege betrifft, die Hervorhebung der Punkte, welche auf jeder Bahn die anziehendſten ſind, die Beſtimmung der Routen, auf denen in der kürzeſten Zeit die größten Genüſſe ſich darbieten, Ungewöhnliches geleiſtet hat.

Daß übrigens dieſes Buch auch dem Vaterlande mannigfachen Nutzen bringen werde, daran zweifelt Niemand, der weiß, wie aufregend bereits das frühere unvollſtändige Handbuch Jenny's auf Geiſt und Herz unſerer Jünglinge gewirkt, wie ſie durch den Ruhm, den geiſtigen und natürlichen Reichtum des Vaterlandes, in der Selbſtachtung beſtärkt, zu mancher ausgreifenden, erſprießlichen Wanderung ermutiget, zu ſo vielen Genüſſen höherer Art, bleibender Nachwirkung, hingeleitet worden. Das vorliegende Handbuch hat aber

vor dem alten weſentliche wichtige Vorzüge: Das Thagathal, das Mühl- und Waldviertel (V. O. M. B.), die Umgegend des Schneebergs und des, erſterm in vieler Rückſicht vorzuziehenden, Wechſels, die Umgebungung Steyrs, der Bergſtock zwiſchen der Enns und Salza, das Kalkgebirge, das die linken Ufer der letztern bildet, die Thäler Südtirols, erſcheinen hier in einer ganz neuen Geſtalt, haben alle ihre Schätze aufgeſchloſſen, ſind auf einmal zugänglich und gaſtlich geworden. Auf allen Seiten des alten Werkes ſind Berichtigungen, Zuſätze, Aufklärungen zugekommen, und ich muß offen geſtehen — wenn nicht vielleicht andere Rückſichten den H. Verfaſſer bewogen haben — daß ich ihn allzu beſcheiden finde, ſein Werk unter dem Titel der 2. Auflage Jenny's angekündigt zu haben.

Daß ein ſolches umfaſſendes, mühſam aus lauter Einzelheiten zuſammengeſetztes Werk noch mancher Berichtigung und Erweiterung fähig ſei, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung, um aber auch mein Schärflein zur Beförderung der Vaterlandskunde beizutragen und zugleich zu zeigen, daß das hier geſpendete Lob ein auf reiflicher Überlegung und einiger Kenntniß des Gegenſtandes gegründetes ſei, mögen hier einige dergleichen Bemerkungen folgen:

Die Umgebungen von Wien ſind ziemlich aphoriſtiſch behandelt, wahrſcheinlich um das Materiale für eine im Laufe dieſes Jahres erſcheinende vollſtändige Schilderung derſelben aufzuſparen. Um nur Einiges zu erwähnen, fehlen Mauerbach, der Tulbing-, Herrmannskogl mit ihren herrlichen Fernſichten, der Aninger mit ſeiner Voralpenwelt, die hintere Brühl mit ihren herrlichen Parthien ins Himmelreich, nach Gießhübel u. dgl.

Ein intereſſanter Weg von Guttenſtein nach Mariazell iſt auch der über Rohr und S. Egyd.

Die Eiſenbahn von Budweis iſt gegenwärtig bis nach Linz gezogen, paſſirt die Donaubrücke und iſt auch zum Transporte von Commerzialwaren beſtimmt.

Die bei St. Florian angeführte Münzſammlung »des Apoſtels Zeno« wird wohl von dem bekannten Literator und k. k. Hofpoeten Apostolo Zeno herrühren.

Die Brescia-Höhle bei Wangham in der Nähe Böcklabrucks wird wahrſcheinlich von den in der dortigen Kalkformation leicht vorfindlichen Breccien gebildet ſein.

Das rechte Ennsufer ſcheint ein wenig vernachläßigt; insbeſondere fehlt das interreſſante Seitenthal der Sölk mit dem ſchwarzen See und dem intereſſanten Übergange ins Leſſachthal und dann weiter hinaus nach Tamsweg im Lungau.

Die Abtenau, das Blühnbach-, das Habacher Thal, die Teufelsmauer, der Hundsſtein mit ſeiner herrlichen Fernſicht, der romantiſche Waſſerfall des Rauriſerbaches bei Taxenbach; alle dieſe Punkte hätten in der Schilderung Salzburger Natur ganz beſondere Rückſicht verdient, ſo aber ſind die drei erſten Thäler nur flüchtig, die andern Punkte gar nicht erwähnt. Bei der Höhle Scheukofen bemerkt man den Mangel an Autopſie.

Tirol verdiente noch mehr Würdigung, als es bereits gefunden. Die Feſte Rattenberg iſt nicht wohl erhalten; bei Maierhofen im Zillerthal iſt eine »Teufelsbrücke« merkwürdig; der Weg über Bramberg ins Sonderwinkel und dann über's Hörndle ins Ahrnthal gehört zu den intereſſanteſten; bei Brunnecken hätte die Ausſicht vom biſchöflichen Schloſſe, jetzigem Kreisamte, eine der ſchönſten in Tirol, erwähnt werden ſollen; die Falſchheit der Angabe von Wallenſteins Fall aus den Fenſtern des Schloſſes Ambras hat Förſter erſt kürzlich ſchlagend nachgewieſen.

Bei den Ausflügen ins Engadin fehlt einer der anziehendſten nach Zwiſchenwaſſer — wo das Hochrhätiſche anfängt Landesſprache zu werden — nach St. Martin, von hier über Stern oder den Munt da Dais nach St. Chriſtiern ins Grödnerthal und von dieſem über die herrlichſten Alpenwieſen hinaus ins heiterſte Ende des Faſſathales. Das Fleimſerthal iſt an Schönheit faſt dem der Etſch bei Meran zu vergleichen.

Der Weg von Botzen über Meran, Schloß Tirol, St. Martin, am Sand, St. Leonhard und den Jauffen, nach Sterzing iſt für Fußreiſende dem über den Brenner weit vorzuziehen.

In der Beſchreibung Wiens hätten, ungeachtet der Hinweiſung auf das löbliche Werk des Hr. Verfaſſers: »Wien wie es iſt,« die literariſchen und mildthätigen Anſtalten ausführlicher behandelt werden ſollen; Privatgeſchäftsführer Prix heißt Adelbert und nicht Adam.

Zu der Literatur gäbe es Nachträge der Hülle und Fülle, ſie iſt zu wenig vollſtändig; hier nur einige, beſonders über Tirol, mit

welchem Lande ich mich vor einigen Jahren vorzüglich beſchäftiget habe:

Beiträge zur Landeskunde Niederöſterreichs, herausgegeben auf Koſten der n. ö. Herren Stände, von F. Tſchiſchka. 4 Bde.
Weidmann's Wanderungen durch Oberſteiermark. Wien 1834.
Anton Roſchmann, Beſchreibung der gefürſteten Grafſchaft Tirol, Ulm. 1740.
Walcher, Nachrichten über die Eisberge in Tirol, 1782.
Rohrer, Verſuch über die Tiroler, 1794.
Röder, Reiſe durchs ſüdliche Deuſchland, 1795.
F. Zallinger, von den Überſchwemmungen in Tirol.
Hermanns Reiſen, 3 Bände, Wien 1781 — 1786.
Joſ. Hammer's Reiſe durch Tirol und Italien. 1798.
Gerung's Reiſe. 3 Thle. 1802.
C. F. Genauer's Reiſe, Leipzig 1816
H. Hoppe und F. Hornſchuch, Tagebuch einer Reiſe ꝛc. Regensburg 1818.
J. Deluca, Journal für Literatur u Statiſtik 1782.
J. K. Hauck, Leitfaden zur Kenntniß der gefürſteten Grafſchaft Tirol 1793
G. Primiſſer. Denkwürdigkeiten von Innſpruck und ſeinen Umgebungen, 2te Ausgabe 1816.
P. Ph. Wolf, kurzgefaßte Geſchichte, Statiſtik und Topographie von Tirol, München 1807.
J. A. Höck, ſtatiſtiſche Darſtellung der k. baieriſchen Staaten.
Voyage dans le Tirol et aux salines de Salzbourg, par de Bray Paris 1808 (von dieſem Werke iſt 1820 eine neue viel vermehrte Prachtausgabe in folio erſchienen)
Alpina, eine Zeitſchrift, Winterthur 1807 u w.
Zoller, Denkwürdigkeiten ꝛc. 2te Ausgabe 1825.
Kreil, Mnemoſyne, Leipzig 1817, 2 Theile.
Weilmeyer, topogr. Lexicon vom Salzachkreiſe.
Winkelhofer, der Salzachkreis.
Freiherr v. Seenus, bot. Reiſe von Klagenfurt nach Salzburg. München 1815.

Die verſchiedenen botaniſchen, zoologiſchen, oryktognoſtiſchen Werke fehlen faſt gänzlich. H.

Verbeſſerungen: S. 750, Z. 12 v. u. ſt. innigen l. innigem; S. 753, Z. 9 ſt. angemeſſenen l. gemeſſenen; S. 764, l. Z. ſt. ſollen l. ſoll: Z. 11 v. u. ſt. das l. daß.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 34. Wien, den 21. Mai 1834.

Scenen aus der Geſchichte des Hußitenkrieges, von J. W. Wocel. — Ein Wort für Alle, von E. Straube. — Wie kam das Haus Luxenburg auf den böhmiſchen Thron? Beantwortung der hiſtoriſchen Frage im Blatte 30, von J. B.) — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Er iſts nicht. (Räthſel.) — Aufloſung des Räthſels im Blatte 32.

Sceen en aus der Geſchichte des Hußitenkrieges.

von J. E. Wocel.

Jahr 1421.

Die mähriſchen Taboriten. — Biſchof Johann der Eiſernt. — Sturm auf Nedakunitz. — Flucht der Kelchner. — Ankunft Sigmunds in Mähren. — Zug des kaiſerlichen Heeres gegen die Hußiten. — Zizka's Empfang zu Prag. — Umſchließung der Taboriten am Gangberge. — Zizka's Rückzug. — Schlacht bei Habr. — Erſtürmung von Deutſchbrod.

Der religiöſe Fanatiſmus, der bereits ſeit drei Jahren die blutige Fahne durch Böhmens Gauen wehen ließ, ergriff am Anfange des Jahres 1421 auch die Gemüter in der benachbarten Markgrafſchaft. Es waren indeſſen nicht blos die Glaubensſätze der Hußiten, welche dieſen Nebenzweig der böhmiſchen Sektirer hervortrieben; Parteihaß und Selbſtſucht einiger Großen Mährens erſcheinen vielmehr als die erſten Triebfedern dieſes Aufſtandes. Kaiſer Sigmund, aus dem Stamme der Lützelburger, hatte unter dem mähriſchen Adel mächtige Gegner. Die Zeit der Anarchie begünſtigte das Raubſyſtem, welchem gar viele Helden des Fauſtrechtes anhingen; viele darunter warfen ihre habſüchtigen Blicke auf die Güter der Abteien und Klöſter, vor-

züglich auf die weit ausgedehnten Beſitzungen des Olmützer Bisthums, und nur wenige unter den Abtrünnigen erhoben aus religiöſer Schwärmerei das Banner des Kelches. Aus ſolchen mißvergnügten Großen bildete ſich im Südoſten Mährens ein Bund, an deſſen Spitze Peter von Krawarz, Herr auf Straznitz, Boczek der Jüngere von Kunſtadt, und Haſſek von Waldſtein auf Oſtrau, ſtanden. Um ihren Zweck deſto ſicherer zu erreichen, ſuchten ſie das gemeine Volk in ihr Intereſſe zu ziehen, um ſich desſelben als eines blinden Werkzeugs bei der Ausführung ihrer Pläne bedienen zu können. Daher entſandte der Meiſter dieſes Bundes, Peter von Krawarz, den Prieſter Bedrzich von Straznitz, ſeinen Klienten, um das Volk durch fanatiſche Predigten aufzuregen, und nach dem Beiſpiele der böhmiſchen Taboriten zum Haſſe der Katholiken zu entflammen. Der Anſchlag gelang. Bedrzich von Straznitz und ſein Genoſſe Thomas von Wiſſonitz verbreiteten die fremden Glaubensſätze im Lande Mähren.[1] Der Landmann verließ den Pflug, um die Apoſtel des Kelches anzuſtaunen, ergriff Keule und Flegel, um ſeinem neuen Berufe, der da befahl, die Dogmen des Huſitenthums den Ungläubigen einzudreſchen, zu folgen.

Zwiſchen Hradiſch und Oſtrau bilden die Arme der March eine Inſel, die noch in unſeren Tagen ein Dorf, Namens Nedakunitz, einnimmt. Auf dieſem Eilande entſchloßen ſich die jungen Kelchbrüder, das Tabor Mährens zu gründen. In kurzer Zeit wurde das Ufer der Inſel durch Mauern und Bollwerke gegen jede feindliche Landung geſichert. Darauf zogen die Haufen der Schwärmer mit Weib und Kind in das neue Tabor ein, um von da aus die Blutkeule und Brandfackel in die friedlichen Auen zu ſchleudern.

Die Wahl der Marchinſel zum Rüſtplatze der mähriſchen Kelchbrüder ſcheint durch die Schlauheit der drei Häupter des neuen Taboritenbundes beſtimmt worden zu ſein. Wohl hätte man in jener Gegend gar manchen von Natur feſteren und zu kriegeriſchen Zwecken tauglicheren Ort gefunden, aber keinen, der ſo wie Nedakunitz geeignet war, als Vorhut gegen die Beſatzungen von Hradiſch, Buchlau, Kremſier und Lukow zu dienen und ſo die Güter der Herrn von Weſſely, Oſtrau und Straznitz zu ſchirmen.

1) Pessina Mars Morav. Lib. IV. Cap. V. pag. 470.

Am 30. April 1421 zogen die Neutaboriten aus ihrer Inſel auf einen Raubzug hinaus gegen das wenige Stunden entlegene Städtchen Kiow (Gaya), das zu jener Zeit dem Kloſter Hradiſch zinspflichtig war. Als aber der nach Beute lechzende Haufe erfahren, der Ort ſei durch Gräben und Verhaue, ſo wie durch zahlreiche Soldtruppen geſchützt, änderte er ſeinen Plan, und ſtürmte auf das reiche Kloſter Wellehrad los. Mit leichter Mühe wurden die Ringmauern des geweihten Aufenthaltes erſtiegen, und nun ergoß ſich der Strom der wütenden Schwärmer plündernd und mordend durch die Höfe, Gänge und friedliche Mönchszellen. Am folgenden Tage errichteten die Taboriten mitten in der Kirche einen Scheiterhaufen, warfen den Abt Johann *) mit ſieben ſeiner Brüder darauf und ſchleuderten den Brand hinein, ſo daß im Kurzen die Kirche mit ihren unglücklichen Dienern ſammt dem herrlichen Kloſtergebäude in Aſche verwandelt lag.

Nun aber erhoben ſich die Edlen des Landes, welche dem Kaiſer und der Kirche mit Treue zugethan geblieben, verſammelten ſich zu Brünn und beſtürmten den Landeshauptmann Peter von Pernſtein mit Bitten, daß er ein Aufgebot gegen die Verwüſter erlaſſe. Pernſtein willfahrte dem allgemeinen Verlangen; vor Allem wurde Johann, Biſchof von Olmütz, genannt der Eiſerne, aufgefordert, ſeine Truppen mit den Schaaren der katholiſchen Herren zu vereinigen.

Biſchof Johann von Olmütz erſcheint als einer der kräftigſten und großartigſten Charaktere in jener tief bewegten Zeit. — Von bürgerlichen Ältern zu Prag geboren, trat er als Jüngling in den Orden der Prämonſtratenſer; wurde Domherr zu Prag, dann Probſt auf dem Wiſchehrad, und endlich berief ihn die Wahl der Domherrn (1416), da er ſich eben auf dem Conſilium zu Conſtanz befand, auf den biſchöflichen Stuhl zu Olmütz. Entſchloſſenheit und feſtes Beharren auf den alten Glaubensſätzen zeichneten ihn ſchon unter den zu Coſtnitz verſammelten Vätern aus; daher ihn die Cardinäle »weil er wie ein tapferer Athlete die Freiheit der

*) Peſſina, Balbin, Daubraw, und die denſelben nachgeſchrieben, nennen den Abt Stephan; Strzedowsky in ſeiner *Moravia sacra* weiſet nach, daß Stephan der Nachfolger des unglücklichen Johann II. geweſen.

Kirche männlich vertheidigt habe«³) als Biſchof von Olmütz und Leitomiſchel (weil beide Sprengel angrenzten) beſtätigten. Erſt nach dem Tode König Wenzel's, der ihm niemals hold geweſen, verließ er Rom, ſeinen Zufluchtsort, und begab ſich in ſein Bistum Olmütz. Als in der Markgrafſchaft ſich die neue Lehre zu verbreiten anfing, ſtrebte er nicht blos durch Belehrung und Mahnung, ſondern auch durch kraftvolle Kriegsthat, die aufſproßende Sekte niederzuhalten. Und fürwahr, das Land hatte es hauptſächlich dem tapferen Prieſter, der wenige Jahre ſpäter ſelbſt den blinden Taboritenhelden Ziska von Trocnow aus dem Felde ſchlug, zu danken, daß in Mährens Gauen das Hußitentum keine feſten Wurzeln faßte. Mit dem Schwerte in der Hand ſtürzte er ſich an der Spitze ſeiner Söldner unter die Rotten det Abtrünnigen, erſtieg die Burgen der Widerſpenſtigen, und ſuchte durch ſeine gebietende Perſönlichkeit Ruhe und Ordnung im Lande zu bewahren. Als einſt in Kremſier, ſeiner biſchöflichen Stadt, ein Meuchelmörder nach ihm das Gewehr losdrückte, und die Kugel hart bei ſeinem Haupte vorbeifuhr, da hüllte der ritterliche Prieſter ſich und ſein Streitroß in Eiſen; daher ihm der Beinahme der Eiſerne geworden.⁴

Mit freudigem Eifer dem Rufe des Landeshauptmanns folgend, zog Biſchof Johann mit ſeiner Schaar nach dem Bergſchloße Buchlau, dem Sammelplatze der verbündeten Katholiken.

Dort berieth ſich die Verſammlung, ob es zweckdienlicher ſei, die Burgen der abtrünnigen Großen zu ſtürmen, oder das zweite Tabor auf der Marchinſel anzugreifen. Dem erſten Vorſchlage widerſetzte ſich Peter von Pernſtein, deſſen laues Benehmen in der drängenden Sache auffallend erſcheint, und dann nur erklärbar wird, wenn man berückſichtigt, daß Peter von Krawarz, das Haupt der Empörer, der Schwiegerſohn des Landeshauptmanns geweſen.⁵) Der Angriff auf Nedakunitz ſchien hingegen mit zu viel Anſtrengungen und Opfern verknüpft zu ſein; daher riethen Einige, die Ankunft der Truppen zu erwarten, die Kaiſer Sigmund in Un-

3) J. Tanner. pag. 177. In dem Briefe der Cardinäle an die Herren von Haſenburg. Dat. 5. Apr. 1416, sede apost. vacante.

4) Balbinus Epit. rer. Boh. p. 447. Pessina Mars M.

5) Pessina Mars M. P. 471.

garn und Öſterreich ſammelte. Die Mehrzahl der Stimmen vereinigte ſich indeſſen dahin, die Taboriten auf der Inſel ohne Zeitverluſt anzugreifen, ehe die böhmiſchen Hußiten, von der Noth ihrer neuen Brüder unterrichtet, denſelben zum Jammer des Landes zu Hilfe kämen. —

Nach dieſem Beſchluße zogen die Truppen der Verbündeten von den Höhen hinab in das eine Stunde von Buchlau entferne Marchthal, und lagerten ſich am rechten Ufer des Flußes, der Inſel gegenüber. Flöße wurden in der Eile gezimmert, und am folgenden Tage der Horſt der Kelchbrüder von drei Seiten angegriffen. Bedrzich, der Prieſter und Führer der Taboriten, hatte aber die wirkſamſten Gegenanſtalten getroffen. Die Bauern vertheidigten wüthend mit Senſen und Dreſchflegeln die Uferſchanzen, und ſchlugen ſiegreich die wiederholten Stürme der Angreifenden ab. Nun erſchienen auch die Herrn von Straznitz, Weſſely und Oſtrau mit ihren Haufen im Rücken des am Ufer gelagerten Heeres, rieben mehrere Abtheilungen desſelben auf, und bedrohten die Truppen der Katholiken mit völligem Untergange. Da erſcholl die Nachricht, Peter Pereny ſei mit dem Vortrabe des großen kaiſerlichen Heeres, beſtehend aus 3000 Reitern und 200 Mann Fußvolks (Daubravius führt die doppelte Zahl der Ungarn an) in das Gebiet des Herrn von Krawarz eingebrochen. Auf dieſe Kunde zogen die Schaaren der abtrünnigen Großen ab, um die eigenen Burgen gegen den Feind zu ſchirmen. Der Landeshauptmann Peter von Pernſtein ſchickte aber Boten an den Führer der königlichen Völker, mit der Bitte, die Güter ſeines Schwiegerſohnes zu ſchonen und ſich mit der vor Nedakunitz gelagerten Bundesſchaar zu vereinigen. [6]) Aber Pereny hatte von ſeinem Könige, der nur zu genau den Herd des Aufſtandes kannte, gemeſſene Befehle, vor Allem die Macht der empörten Wladiken zu beugen. Peter von Krawarz wendete ſich in dieſer Noth an Przemiſl, Herzog von Teſchen, der ſich bei dem Heere der Ungaren befand, und erlangte durch deſſen Vermittlung Schonung ſeiner Güter und Vergebung ſeines Vergehens.[7]) Haſſek von Wald-

6) Pessina M. Moz. p. 471

7) Pubitſchka's Geſch. Böhm. 8. Th. p. 150.

ſtein ſchloß ſich aber in ſein feſtes Oſtrau ein, vertheidigte ſich hartnäckig gegen die ſtürmenden Ungarn, und tödtete ſogar in einem glücklichen Ausfalle mehrere Hunderte derſelben.

Endlich ſtieß Pereny mit ſeinen Völkern zu den gelichteten Haufen der Katholiken; worauf feſtgeſetzt wurde, am nächſten Tage mit vereinter Macht die Inſel zu ſtürmen. Während dem ließ Johann der Eiſerne, der thätigſte unter den königlich Geſinnten, Balken und Bretter die March herabſchwemmen, Schiffe und Flöße zimmern und Alles zum Sturme für den morgenden Tag bereiten. Als der Morgen graute, beſtiegen die Königlichen ſo leiſe als möglich die Prahmen und Schiffe, ſetzten über den Fluß, ohne daß ein Laut von der Inſel ſich vernehmen ließ, landeten am Ufer, erklimmten ohne den mindeſten Widerſtand die Bollwerke und fanden die Inſel — öde und menſchenleer. Grabesſtille herrſchte um die verlaſſenen Hütten; ihre Bewohner waren im Dunkel der Nacht über den linken Flußarm geſchifft, und dem Racheſchwerte der Gegner entronnen.

Ergrimmt ſetzten die ungriſchen Hilfstruppen den fliehenden Taboriten nach. Die Reiter jagten gegen Oſten auf den Pfaden, die gegen Ungriſchbrod führen, während das Fußvolk gegen Norden in die rauhen Felſenſchluchten und finſteren Waldgebirge zog, die von den Karpathen bis zum Ufer der March auslaufen. Auf ungebahnten Wegen drangen die Söldner durch die ſchwarzen Urwälder, klimmten mühſelig über die ſteilen Berghänge. Als ſie aber in einem Gebirgskeſſel angelangt waren, begannen ſich die Felſenblöcke rings auf den Bergen zu regen, rollten hinab mit zermalmender Wucht auf die gedrängten Haufen der fremden Krieger, und aus den Schluchten und Gebüſchen brachen wild heulend die Hußiten hervor, und ſchlugen in die Rotten der Ungarn, daß nur wenige derſelben dem Blutbade entrannen. In ſteter Beſorgniß, von der Hauptmacht der Königlichen entdeckt und umringt zu werden, lagerte ſich die Kelchnerſchaar nach dieſem Treffen in den wilden Bergklüften am Ufer des Flüßchens Drzewnica, brach erſt gegen Abend auf, und zog, von Bedrzich angeführt, durch die wilde Sturmnacht beim Leuchten der Blitze über die Ebene dahin, bis ſie am zweiten Tage am Fuße des Hoſteins anlangte, deſſen Abgründe und finſtre Tannenwaldungen

den Ermüdeten ein willkommnes Aſyl darboten. Nachdem die Taboritenhorden Biſtritz und die nahen Dörfer und Höfe ausgeplündert, brachen ſie auf und zogen, ebene Heerwege ſcheuend, durch die wilden Waldthäler der Sudeten dahin, bis ſie nach Tagen voll Ungemach und Jammer in Böhmen anlangten, wo ſie von den Orebiten, die eben Hohenbruck belagerten, als Brüder des Kelches mit offenen Armen empfangen wurden. [8])

Im November 1421 war Sigmund ſelbſt mit einem Heere von 80.000 Mann, das Pipo von Florenz anführte, in Mähren eingerückt, und ließ ſogleich eine allgemeine Verſammlung der Edlen nach Brünn ausſchreiben. Faſt alle erſchienen, ſelbſt Peter Krawarz und Boczek von Kunſtadt; nur Wenzel von Krawarz, Sohn des Herrn von Straznitz, und Haſſek von Waldſtein weigerten ſich hartnäckig, dem Gebote des erzürnten Monarchen Folge zu leiſten. [9]) Nun verkündete Sigmund den verſammelten Herren und Rittern ſeinen Willen: Jene, die den vier Prager Artikeln anhingen, ſollten denſelben, ſo wie dem Bunde mit den böhmiſchen Hußiten feierlich entſagen, und ſich der Kirchenbuße, die der päbſtliche Legat ihnen diktirte, unterziehen. Die Anhänger des Kelches thaten, was der Kaiſer befahl — worauf dieſelben der Legat von dem Banne losſprach, den der Pabſt gegen alle Hußiten geſchleudert. [10]) — Darauf zog, der Siegeshoffnung voll, Sigmund mit ſeinen zahlreichen Haufen gegen die Gränzen Böhmens.

(Schluß folgt.)

Ein Wort für Alle.

Kräft'ge Glieder, reines Blut,
Dich, Geſundheit, herrlich Gut,
Preiſet, wer geboren;
Doch nur der kennt euren Werth,
Dem ihr nicht mehr angehört,
Der Euch ſchon verloren.

8) Pessina M. Mor. p. 571
9) Pessina. —
10) Pubitſchka. 151

Wem das Siechtum, kalt und ſchnöd,
Durch das Mark der Knochen geht,
Hohl die Wange ziehet;
Der denkt wohl mit trübem Blick
An die ferne Zeit zurück,
Wo er noch geblühet.

Und wie gift'ger Nattern Zahn
Feindet ihn Erinn'rung an
Von der Jugend Sünde;
Von den Augen, matt und ſtier —
Spiegel lüſterner Begier —
Fällt ihm ab die Binde.

Was ihm lockend einſt erſchien,
Schwindet nun zum Wahne hin,
Zum getünchten Grabe;
Hinter Blumen ſchlau verſteckt,
Hat ihn ein Geſpenſt geneckt
Mit dem Senſenſtabe.

Und er fühlt in tiefſter Bruſt
Den unſäglichen Verluſt,
Fühlt, was er verſplittert;
Denkt an die vergeſſne Pflicht,
Denket an das Weltgericht,
Schaudert wild und zittert.

Wenn der Herr zu Throne ſitzt,
Fragt: wie er ſein Pfund genützt? —
Weh', was wird er ſagen!
Die zur T h a t gegebne Kraft
Ließ in blinder Leidenſchaft
Thöricht er verjagen.

In des Sommers beſter Zeit
Iſt ihm ſchon das Haar beſchneit,
Stürme mäh'n im Laube.
Welkend ſinkt der morſche Baum,
Da er abgeblühet kaum,
Ohne Frucht — zum Staube!

Jammernd fleht er Hilfe an
Von dem heilerfahrnen Mann,

Der der Kunſt ſich weihte;
Doch die Blüte iſt vorbei,
Es erſetzt nicht Arzenei
Was der Krankheit Beute!

Neue Glieder, friſches Blut,
Der Geſundheit köſtlich Gut,
Kann kein Arzt mehr geben.
Was er gibt, iſt frommer Rath,
Für die Wunden rauhe Naht,
Flickwerk nur am Leben.

Tugend in des Lenzes Kraft
Iſt die beſte Wiſſenſchaft,
Mehr als Trank und Kräuter;
Sie macht unſern Körper ſtark,
Noch im Alter jung das Mark,
Und das Sterben — heiter!

E. Straube.

Wie kam das Haus Luxenburg auf den böhmiſchen Thron?

Beantwortung der hiſtoriſchen Frage im Blatte 30 von J. B. *)

Am 4. Auguſt des Jahres 1306 wurde der achtzehnjährige Böhmenkönig Wenzel III., Ottokars Enkel, auf ſeinem Zuge nach Polen von Konrad von Pottenſtein aus Thüringen, einem Ritter ſeines Gefolges, zu Olmütz ermordet. Mit ihm erloſch der uralte przemisliſche Mannsſtamm; nur die Witwe-Mutter, Eliſabeth von Polen, und vier Schweſtern überlebten den zwar vermählten, aber noch kinderloſen Sohn und Bruder.

*) Wir verdanken dieſe Beantwortung einem unſerer bewährteſten Hiſtoriker, dem wir bereits für mehre ähnliche Beantwortungen verpflichtet ſind. — Unter den übrigen eingelaufenen Löſungen verdienen die der Herren Ad. Ficker und Joh. Bayer ausgezeichnete Erwähnung, ſie ſind in jeder Rückſicht vortrefflich zu nennen. Die Red.

Durch dieſer Prinzeſſinnen Heirat kam Böhmen nach einander an Rudolph, Herzog von Öſtreich, Heinrich von Kärnthen und Johann von Luxenburg.

Die älteſte Schweſter Anna war an Herzog Heinrich von Kärnthen, den K. Wenzel bei ſeiner Abreiſe als Statthalter in Böhmen einſetzte, Margaretha und Agnes an zwei ſchleſiſche Herzoge vermählt, Eliſabeth aber unverehelicht.

Herzog Heinrich machte nun Anſprüche auf die böhmiſche Krone und fand als Gemal der älteſten Schweſter des letzten Regenten einigen Anhang. Allein der größte Theil der böhmiſchen Stände erklärte ſich bei der Königswahl für Rudolph III., Herzog v. Öſtreich, K. Alberts I. erſtgebornen Sohn, welcher ſich mit Eliſabeth, der verwitweten Mutter des jungen Königs, vermählte.

Dieſer ſtarb jedoch ſchon den 14. Juli des folgenden Jahres im Lager vor Horazdiowic an der Ruhr, als er einen widerſpenſtigen Landedlen zu Paaren treiben wollte.

Ihm, dem Kinderloſen, hätte ſein Bruder Friedrich der Schöne in Böhmen folgen ſollen; allein Heinrich von Kärnthen gewann einen ſtärkeren Anhang und behauptete die böhmiſche Krone; K. Alberts grauenvoller Tod (1308, 1. Mai) war des neuen Böhmenkönigs Rettung.

Heinrich ſuchte Städte und Adel niederzubeugen, ſandte des Reiches Einkünfte und Schätze nach Kärnthen, und hielt ſeine Schwägerin, die Prinzeſſin Eliſabeth, in gefänglicher Haft im Wiſſehrad, weil ſie die Verbindung mit dem Ritter Berka von Duba als nicht ebenbürtig verſchmähte. Jedoch entkam die ſchöne, mutige Jungfrau der Haft durch die Flucht nach Nymburg, und führte von dort aus mit Hilfe ihrer Partei (es hatte ſich nämlich in dem zerriſſenen Lande gegen die Kärnthner und Habsburger eine dritte Partei gebildet) einen heftigen Krieg mit ihrem Schwager. Dieſe ihre Partei richtete — Johann von Drazic, den (letzten) Biſchof von Prag und Suffragan von Mainz, an der Spitze — ihr Hilfe ſuchendes Auge auf den neuen deutſchen König Heinrich VII. aus dem ſchnell emporgeblühten Hauſe Luxenburg, deſſen einziger, freilich erſt vierzehnjähriger Sohn Johann ein trefflicher Gemal für die Prinzeſſin Eliſabeth erſchien.

Einige Stände ſandten nun eine ſtattliche Bothſchaft an den deutſchen König. Die günſtige Aufnahme der böhmiſchen Abgeordneten war durch des Reichs Erzkanzler Peter Aichſpalter, der Luxenburger alten Freund und Begünſtiger, ſchon eingeleitet. Das Haupt derſelben ſprach im Namen ſeiner Partei über die Lage des ſchwer gedrückten Landes: »Herzog Heinrich bedrücke das Königreich, wolle die Prinzeſſin ſeiner eigener Sicherheit willen unter ihrem Stande vermählen; der deutſche König, als oberſter Lehensherr der böhmiſchen Krone, möge daher das fürſtliche Fräulein in ſeinen Schutz nehmen, und dem Reiche zu ſeinem vorigen Glücke verhelfen.«

Der König hielt hierüber eine Berathung mit den Reichsſtänden, an der beſonders Peter Aichſpalter, und der Bruder des Königs Balduin, Erzbiſchof von Trier, Theilnamen. In dieſer ward Böhmen als ein erledigtes Lehen, zu welchem die königlichen Töchter Anrecht, aber der Gemal der ältern Erbin ſein Recht durch Willkühr verloren hätte, anerkannt. König Heinrich überließ den böhmiſchen Abgeordneten die Wahl des Fürſten und deutete auf ſeinen jüngern Bruder Walram hin, dem Heinrich aus brüderlicher Zuneigung gern zu einer Krone verhelfen mochte, und der wohl ein ſtattlicher Bräutigam für die etwa achtzehnjährige Erbin war, indem er als der ſchönſte Ritter ſeiner Zeit galt. So reiſ'ten damals die Geſandten ab, indem er ſie auf den im künftigen Sommer zu haltenden Tag nach Frankfurt beſchied, um in Gegenwart aller Reichsfürſten und Stände die wichtige Angelegenheit zur Entſcheidung zu bringen.

Immer größer ward in Böhmen die Verwirrung, immer unkluger Herzog Heinrichs Verhalten gegen das Land und ſeine Schwägerin, welche mit männlicher Kraft von Nymburg aus den ihr anhänglichen Adel zur Vertreibung ihres Schwagers leitete und die abgeriſſenen Glieder des Reiches immer mehr vereinte, bis ſie vor Prag durchdrang und ſo viel Raum gewann, um dem erwählten Bräutigam, wenn auch nicht eine geſicherte Herrſchaft, doch ein durch viele Barone und Städte anerkanntes und behauptetes Recht zu bieten.

Am 1. Juli machte ſich eine neue glänzende Geſandtſchaft aus Böhmen auf den Weg, um dem deutſchem Könige das Geſuch des zerrütteteten Reichs beweglich ans Herz zu legen.

Am 16. Juli traten die böhmiſchen Geſandten, der Abt Kon-

rad von Königsſaal an der Spitze, zu Frankfurt vor den K. Heinrich und die glänzende Reichsverſammlung, und trugen die Lage Böhmens vor. Die Fürſten beſchloßen insgeſammt: Herzog Heinrich hätte ſich der böhmiſchen Krone unwürdig und ſeines erheirateten Rechtes verluſtig gemacht, weil er das Reich ohne Wiſſen des Oberlehnsherrn angenommen und noch inne habe; es waren daher alle der Meinung, der römiſche König möge nach ſeiner Machtvollkommenheit ſchalten und die Krone Böhmens nach Belieben ertheilen.

Drauf wendete ſich K. Heinrich an die Böhmen und ſprach: »Euere tugendhafte und edle Prinzeſſin Eliſabeth ſoll auf dem Throne ihrer Väter als Erbin ſitzen, und wir wollen ihr unſern geliebten und tugendbegabten Bruder Walram zum Gemal geben, damit er mit ihr das Königreich verwalte.« Allein die Böhmen, hiemit nicht zufrieden, begehrten keinen andern, als Heinrichs Sohn, den Prinzen Johann, und ungeachtet der Vater die Unmündigkeit des Knaben vorſchützte und ſich ſelbſt ihnen zum Herrſcher anbot, ſo beharrten die Abgeſendeten doch ſo ernſtlich auf ihrem Geſuche, daß Heinrich nach vielen Vorſtellungen nachgab und ihnen den vierzehnjährigen Knaben als König verſprach.

Speyer wurde zum feierlichen Beilager beſtimmt; die Braut ſollte dahin kommen. Die Böhmen wurden am 24. Juli durch den Erzbiſchof zu Mainz, als Erzkanzler des Reichs, von dem Treueide, den ſie dem Herzoge Heinrich geleiſtet hatten, entbunden.

Am 27. Auguſt war vor dem Dome zu Speyer ein Thron errichtet und in Gegenwart vieler Fürſten und Edeln ertheilte der römiſche König im königlichen Ornate ſeinem Sohne die Belehnung mit der Krone Böhmens im Namen des deutſchen Reichs; und darauf ward das Beilager am 1. September 1310 mit fürſtlichem Glanze vollzogen.

Drauf zog der vierzehnjährige König mit einem nicht unbedeutenden Gefolge deutſcher Reichsfürſten und 3000 ſtreitbaren Männern (denn Herzog Heinrich ſchien die Krone ohne Schwertſchlag fahren zu laſſen nicht geſonnen) nach Böhmen. Zu Rath und That ſtand ihm zur Seite Churfürſt Peter v. Mainz und Berthold, Fürſt von Henneberg.

Herzog Heinrich, mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen

verbunden, hielt die Veſte Kuttenberg mit dem reichen Ertrage der berühmten Silberbergwerke und die Hauptſtadt des Reiches gut verwahrt, und hatte auch den Eingang Böhmens bei Eger durch eine bedeutende Macht beſetzt. Nach ſeiner Begleiter Rath führte Johann am 19. November zuerſt ſein Heer gegen Kuttenberg. Die Bürger verſuchten die Gegenwehr; doch beſſere Bergleute als Krieger ergaben ſie ſich bald unter der Bedingung, daß ſie nicht eher Johann als König anzuerkennen genöthiget würden, als bis die Hauptſtadt in deſſen Gewalt gekommen.

Darauf rückten die Deutſchen mitten im Winter über Collin vor Prag und ſchloſſen die Stadt ein. Schon waren die Deutſchen, durch des Winters Strenge angegriffen, mutlos geworden, als die Bürger, über die Räuberei und Gewalthaten der kärnther'ſchen und thüring'ſchen Beſatzung äuſerſt erbittert, mit den Belagerern ein geheimes Einverſtändniß unter der Vermittelung der geiſtlichen Herren eingingen, und die Stadt zu öffnen verſprachen. Auf ein gegebenes Glockenzeichen öffnete ein Theil der einverſtandenen Bürgerſchaft ein Thor, und ſo ſah Prag am 5. December 1310 die Belagerer in ſeinen Mauern.

Als Herzog Heinrich die Untreue der Stadt erkannte, flüchtete er ſich mit dem Landgrafen von Thüringen auf den Hradſchin. Jede Hoffnung die Krone zu retten aufgebend, unterhandelten darauf die Umlagerten um freien Abzug, der ihnen ohne Verzug auf Vermittelung des Erzbiſchofes von Mainz gewährt wurde. Mit bitterem Unmut über ihr Geſchick, unter vielen Thränen und mit geringer Habe verließ die ältere Erbin Anna mit ihrem Gemal die Hauptſtadt; von dem Burggrafen zu Nürnberg und von dem Grafen von Öttingen begleitet gelangten ſie an die Grenzen des Reichs, auf deſſen Beſitz ſie verzichteten, um in den rauhen Bergen Kärnthens den Verluſt der Königskrone zu beklagen.

Der Erzbiſchof von Mainz *) ſetzte dem vierzehnjährigen Könige

*) Dieſes von der Erzkirche zu Mainz durch ihren Erzbiſchof Peter zum letzten Male ausgeübte Recht, den König von Böhmen zu krönen, erlangte ſchon der erſte Erzbiſchof v. Prag (1343), Ernſt von Pardubitz, für ſich und ſeine Nachfolger.

unter dem freudigen Zurufe der verſammelten Stände am 7. Februar 1311 die Krone der Przemisliden in der Prager Kathedrale aufs Haupt. So ward die Krone Böhmens für das Haus Luxenburg gewonnen.

Erinnerungen
aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

14. Mai 1806 ſtirbt zu Ofen, 64 Jahre alt, der durch ſeine perſönlichen ſowohl als literariſchen Verdienſte bekannte Samuel Klein, Ordensbruder des königlichen fundirten Kloſters der heiligen Dreifaltigkeit zu Balasfalva in Siebenbürgen, Beiſitzer des biſchöflichen Fogaraſche Conſiſtoriums daſelbſt, und walachiſcher Cenſor. Die Verdienſte, welche dieſer thätige Mann durch ſeine ausgezeichnete Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit um die Welt und durch ſeine Schriften um die Bildung der walachiſchen Nation hatte, werden ihn dieſer unvergeßlich machen.

15. Mai 1706 ſtirbt zu Raab Ladislaus v. Németh, Rektor des daſigen Gymnaſiums, und in der literariſchen Welt durch mehrere gelungene Arbeiten bekannt. Er wurde am 2. December 1770 zu Jobahaza geborrn, beſuchte das Gymnaſium zu Ödenburg und ging hierauf nach Göttingen. In ſein Vaterland zurückgekehrt ward er Hofmeiſter bei dem Sohne des Grafen Maximilian Bathyány, und 1796 Profeſſor am evangeliſchen Gymnaſium zu Raab. Außer ſeinen Werken in ungariſcher Sprache haben wir von ihm viele hiſtoriſche Abhandlungen in verſchiedenen Zeitſchriften, die zu ſeiner Zeit in Ungarn beſtanden.

16. Mai 1725 geb. zu Iglau in Mähren Johann Nepomuck Steiner, k. k. Kammermaler. Venedig und Rom bildeten die großen Anlagen des Jünglings; nach ſeinem Vaterlande zurückgekehrt, machte er durch mehrere hiſtoriſche Gemälde verdientes Aufſehen. Aus ſeinen Arbeiten, die durchgehends den Charakter der Meiſterſchaft ausſprechen, nennen wir den heiligen Joſeph der Chemiſten, das Portrait des Fürſten Kaunitz, des Angelo Soliman, des unſterblichen Laudon u. ſ. w.

17. Mai 1785 Bekanntmachung der Verordnung, vermög welcher der jüdiſchen Jugend erlaubt wird, chriſtliche Schulen zu beſuchen;

die Einfuhr jüdiſcher Bücher aus fremden Staaten aber ſtreng unterſagt bleibt.

18. Mai 1785 — Bekanntmachung an ſämmtliche Stifter und Klöſter, daß Wien's Buchdrucker ſich entſchloſſen haben, den Druck von Breviarien, Miſſalien, Antiphonalien, Chorbücher und anderen zur Ordensverfaſſung gehörigen Werken zu übernehmen.

19. Mai 1706 ſtirbt zu Kremsmünſter der durch ſeine historia norica geſchätzte und berühmte Schriftſteller Simon Rettenbacher. Er wurde am 10. October 1634 in Salzburg geboren, legte am 2. Februar 1661 die Ordensgelübde ab, und wurde hierauf Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Salzburg. Hier ließ er auch lateiniſche Schauſpiele drucken, von denen insbeſonders die Gründung Kremsmünſters ein ſehr reiches Talent verräth.

20. Mai 1509 wird das **opusculum musices: De gregoriana et Figurativa atque contrapuncto simplici percommode tractans — per Simonem Brabantinum de quercu** — in Winterburgers Druckerei zu Wien vollendet — eines der älteſten wenigſtens in Deutſchland herausgekommenen muſikaliſchen Werke. Der Verfaſſer hieß Van der Eycken; er war im Gefolge der Herzoge Maximilian und Franz Maria Sforza, welche ihr Vater Ludwig nach Wien ſchickte, als ihm die Franzoſen Mailand entriſſen, und wovon der zweite 1510 ſogar das Recterat der hieſigen Univerſität annahm.

Er iſts nicht.

(Räthſel.)

Wie ich, mein Freund, mich nenne?
Du ſollteſt nicht mehr fragen —
Erwiedern könnt ich ſonſt:
Muß ich's denn zwei Mal ſagen!

Ich bin vom erſten Range
In der Grammatik Lehren;

So viele Menſchen ſprechen,
So oft kannſt Du mich hören.

Aus Kopf und Fuß und Herz
Beſteht mein kleines Weſen;
Bei eignen Biographen
Gewiß recht oft zu leſen. —

Könnt' ich aus deutſchem Fuß
Auch einen Kopf mir bilden —
So zeigt' ich jeden Mann
In römiſchen Gefilden. —

Doch ſo ging' es nicht mehr,
Daß von mir ſelbſt ich ſchriebe;
Weil immer ich ein andrer,
Und nie mein eigen bliebe.

Auch könnt ich nur als Mann,
Und nie als Weibchen weilen;
Ich müßte denn mein Herz —
Wie manche Weiber — theilen.

Drum nehm' den röm'ſchen Kopf
Als Fuß ich lieber an;
So bin ichs wieder ſelbſt,
Als Weib und auch als Mann. —

Auflöſung des Räthſels im Blatte 32.

Siegellak.

Glückliche Löſer: die Fräulein: Amalia Willner, Auguſte Weiſersheim, Karoline Kolinski und die Herren: Carl Ritter v. Suttner, Anton Polzer, Bernh. Fritzer, St. Riethoffer Joh. Lunitz.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 34.

Die Rückkunft. (Schluß der Briefe aus der Fremde von C. F. Hock.) — Die Kunſtausſtellung des Jahres 1834. Eine würdigende Überſicht. —

Die Rückkunft.

(Schluß der Briefe aus der Fremde von C. F. Hock.)

Herrn Franz N....n, geh. Regiſtrator bei dem k. Miniſterio in Berlin.

Wien den 3. Oktober 1833.

Theuerſter Freund.

Hier iſt der verſprochene Brief! Er möge Ihnen den Dank für alle jene herrlichen Stunden bringen, die ich im Kreiſe Ihrer Lieben verlebte, an dem traulichen Tiſche, wo wir über Kunſt ſprachen und Religion, und Ihre freundliche Marie, Ihr trutziger Johannes mich lieblich umgaukelten, und manches Geheimniß ſich im traulichen Geſpräche aus der befreiten Bruſt ans Licht empor drängte. Selbſt itzt, wenn ich in dem Kreiſe meiner Freunde ſtehe und mich der lange Vermißten im vollen Bewußtſein ihres Werthes zu erfreuen ſuche, denke ich mit wehmüthiger Freude an Ihr blumenumhülltes Stübchen zurück in der Behrensſtraße, Nro. 54, über eine Treppe hinten im Hofe. —

Alſo wie ich nach Wien zurückgekommen, ſoll ich Ihnen mittheilen, und welches die etwaigen Reſultate meiner Reiſe wären? Beſter Freund! das wäre in ein Paar Worten abgethan, wenn ich nicht heute eben Luſt zu ſchwatzen hätte, Ihr anmutiges Bild gerne recht lange mir lebendig erhielte und ſelbſt das Bedürfniß fühlte, all' das genoſſene Schöne in der Erinnerung zum zweitenmale und noch dazu poetiſcher, reiner, fleckenloſer, in weichere Töne gehüllt und verſchwommen in mich aufzunehmen.

Von der Eilfahrt aus Berlin nach Breslau erzähle ich nichts, weil ſie durch ödes, ſchlecht beſtelltes Flachland, durch trüben Himmel

voller Wetterwolken und Regenſchauer führte, und kaum durch die herrliche Reiſegeſellſchaft verſchönert wurde. Auch von Breslau nur wenige Worte, weil die Zeitungen ohnehin bereits viel zu viel davon geſprochen haben. Nur Eines kann ich Ihnen nicht verſchweigen, eine Scene, die gar groß und gewaltig iſt, daß ich nämlich — mit Heinrich Brockhaus an einem Tiſche ſpeiſte!

Ich war bei H. Rudhardt zu Gaſte gebeten, dem Compagnon der Max'ſchen Buchhandlung, dieweil ich ihm empfohlen und Mitarbeiter einer Zeitſchrift war, die in ſeinem Verlage erſchienen. Außer mir war aber noch Brockhaus und ſeine Gattin geladen. Da ſaß er alſo mir gegenüber, der König deutſcher Buchhandlung, der Herausgeber des Converſationslexicons neuer und neueſter Zeit und der Blätter für literäriſche Unterhaltung und ſo vieler anderer preislicher Artikel, die reißenden Abgang gefunden. Da ſaß er und genoß des Guten der Erde, wie unſer einer, und auf ſeinem heiteren, belebten, geiſtreichen Antlitze waren von den 4 Schnell- und den andern Preſſen, den großen Auflagen, den Remittenten der nächſten Meſſen, und den weitläufigen Abrechnungen der Oſterwoche nicht eine Silbe zu leſen, und höchſtens beklagte er ſich, heute Morgens wäre ein ärmlicher Mann zu ihm gekommen mit dünnen blonden Haaren, und habe ihm ein dickleibiges Manuſcript Gedichte angetragen. »Was will der Mann mit Gedichten!?« ſprach Brockhaus zürnend, ſeine niedliche Frau Gemalin ſtimmte ſchmollend mit ein, und Hr. Rudhardt ſchüttelte beipflichtend das Haupt. — »Iſt das heute zu Tage ein Artikel, der geht und zieht, Liebwertheſter?« Ich muß geſtehen, ich war nicht ohne eigennützige Erwartungen hergekommen, denn ich hatte von Wien aus von zweien meiner ſüßeſten dichteriſchen Freunde Aufträge erhalten, mich unter der Hand um einen namhaften Verleger für ihre Poeſien umzuſehen und hatte wirklich gehofft, beim Speiſen, etwa beim Nachtiſche, wenn der Champagner kam und der Würzburger Bocksbeutel, den günſtigen Moment für mein Geſchäft zu erhaſchen; aber — das harte Wort raubte mir allen Muth und — ich war leider genöthigt, meinen Freunden die Hiobspoſt zu bringen, mit Brockhaus wäre es nichts, er verſtehe ſich nicht auf Gedichte.

Unſer liebreicher Wirth, in dem ich einen der gediegenſten Män-

Digitized by Google

ner ſeines Standes kennen gelernt, kutſchirte uns nach geendigtem Male um die Stadt herum, die Umgebungen ein wenig kennen zu lernen, und endlich — ſchied die Geſellſchaft; aber offenherzig geſagt, mir war eine Laſt vom Herzen, als ich wieder allein ohne Verleger über den Marktplatz ging, und das alte gothiſche Rathhaus mit allen ſeinen Zacken und Zinken mitleidig auf mich hernieder ſchaute. Vielleicht ging es Hrn. Brockhaus nicht beſſer, denn er ſchaute mich immer verdächtig an, und wenn ich den Mund öffnete und in einem Anfluge der Unbefangenheit von dieſem oder jenem Gedanken, Entſchluſſe, Plane ſprach, der mich eben beſchäftige, ſah er gleich ziemlich betreten darein, und knüpfte auf irgend eine gezwungene Weiſe ein fremdartiges Geſpräch an, ſo daß mir ſchien, er fürchte ſich wieder vor Gedichten.

Nein, mein theuerſter Freund, ich will meine Schilderung erſt da beginnen, wo ſich etwas ſchildern läßt, wo grüne Berge ihre zackigen Häupter ganz in der Nähe erheben, wo es anmutige Thäler gibt und freundliche Städtchen, Dörfer, Kirchen und Schlöſſer, auf waldigen Hügeln erhöht, einen Weg durch Laubgang und Grasflur ſich windend, eine Sonne, die klar und hell durch blauen, wolkenloſen Himmel leuchtet, und Menſchen, denen Kräftigkeit und Güte auf den ſcharf gezeichneten Geſichtern zu leſen, wo man nicht mehr gedrängt und eingezwängt in dem Eilwagen ſitzet und in raſchem nichts beachtendem Fluge die Gegenden an ſich vorüber fliehen läßt und nichts ſieht, als Poſtknechte und Poſthalter, Wirthe, Aufwärter, und das unveränderliche Vis - à - vis der Reiſegefährten, mit denen der Zufall uns zuſammengeworfen. Freilich hatte ich mich in der letzten Beziehung nicht zu beklagen; denn ich fuhr mit alten ehrenwerthen Freunden aus Wien und dann mit Dir, gutem treuherzigem Friedländer, geboren in Breslau, ſervirend in Hamburg, herumgezogen durch die Hälfte von Deutſchland, dem nach altem Brauch ein Gelehrter eine Art überirdiſchen Weſens war und ein Naturforſcher noch etwas mehr, der ſo aufrichtig die Fata ſeiner Jugendjahre erzählte und welches Unheil ein begeiſterter philologiſcher Vortrag über Ovidii opera nach der Ausgabe von Elzevier oder Albinus oft ſtifte, und der ſich höchſt glücklich ſchätzte, mit Forſchern in demſelben Wagen geſeſſen zu ſein und ſich auf der Strecke von Breslau

nach Ratibor vielfach überzeugt zu haben, daß es gewiſſe terreſtiſche Elemente gebe, die ihm eben ſo gut zukämen als jenen! Ja, guter Friedländer, ſo wie Du, war ich auch, und verwechſelte in jüngeren Jahren den Bergmann, der im Schachte wühlt, nur zu oft mit dem blanken Golde, das er zu Tage gefördert.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung des Jahres 1834.

Eine würdigende Überſicht.

Die dießjährige Kunſtausſtellung iſt reichhaltig zu nennen. Wenn man mehrere in dem Cataloge unter einer Nummer zuſammengefaßten Kunſtgegenſtäude nach ihrer wirklichen Anzahl in Rechnung bringt, und die Bilder hinzurechnet, die im Cataloge nicht verzeichnet erſcheinen; ſo mögen in derſelben etwa 680 Bilder, Zeichnungen, Kupferſtiche, Statuen u. dgl. enthalten geweſen ſein. Werden dieſe nach den behandelten Gegenſtänden, der Originaliät der Auffaſſung u. dgl. in ihre verſchiedenen Fächer vertheilt, ſo ergeben ſich:

Hiſtoriſche Bilder	
in Ölfarben	40
» Waſſer »	14
Genreſtücke.	
in Ölfarben	80
» Waſſer »	10
Landſchaften	
in Ölfarben	136
» Waſſer »	30
Blumen-Frucht-Thierſtücke u. dgl.	50
Portraits	
in Ölfarben	130
» Waſſer »	50
Pläne und Grundriſſe	10
Bildwerke	20
Summe	550

	Übertrag . .	550
Mannigfache Künſteleien		20
Zeichnungen (meiſtens Portraits)		30
Copien	(60)	
in Oel		15
Tuſch und Waſſerfarben		10
auf Porzellan		1
» Kupfer		20
» Stahl		5
» Holz		1
» Stein		8
	Summe . .	680

wobei ich jedoch für die Richtigkeit jeder einzelnen Angabe durchaus nicht ſtehen wollte, ſondern mehr eine relative Gültigkelt in Anſpruch nehmen würde.

Wenn ich die hiſtoriſchen Blilder ausnehme, von denen höchſtens 5 — 6, und die Bildwerke, von denen kaum 2 oder 3 gut zu nennen wären, ferner die Zeichnungen und Copien, denen ich an und für ſich keinen bedeutenden Werth beilege; ſo kann man in allen übrigen Fächern füglich behaupten, daß faſt ein Drittheil der vorhandenen Arbeiten lobenswerth zu nennen ſei. Dieß gebe alſo ein Sümmchen von etwa 170 guter Kunſtwerke als das Reſultat zweijähriger Anſtrengungen unſeres Erzherzogtums, denn ſo viel Zeit iſt ſeit der letzten Kunſtausſtelluug verſtrichen. Bedenkt man aber, daß unſere größten Künſtler: Kupelwieſer, Steindle, Kraft, Hempel, Böhm, Pichler, durch mannigfache Umſtände verhindert, dieſes Jahr zur Verherrlichuug des Salons nichts beigetragen haben, daß von manchem andern vorzüglichen Talente, wie von Steinfeld, Schwemminger, Giovanni Schiavoni u. ſ. w. nur ein oder das andere, noch dazu nicht mit beſonderer Liebe behandeltes Bild vorhanden geweſeu, und daß überhaupt die meiſten Künſtler außer den hier zur Schau geſtellten gewiß noch viele andere Kinder ihres Genius in die Welt geſendet haben; ſo kann man mit gutem Gewiſſen annehmen, daß in Wien jährlich 150 gute Gemälde erzeugt werden, kleinere Kunſtarbeiten, Skizzen, Zeichnungen, Miniaturgemälde, Kup-

kerſtiche, Lithographien u. dgl. nicht in Anſchlag gebracht. Ein Reſultat, welches zeigt, daß die plaſtiſche Kunſt bei uns größere Fortſchritte als die dichtende mache; denn daß bei uns in einem Jahre 150 gute poetiſche Werke geboren werden, hätte man alle Urſache in Zweifel zu ziehen.

Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen mögen einige Bemerkungen über die einzelnen Maler und Gemälde folgen, wobei ich mir jedoch die Erlaubniß ausbitte, die individuelle Meinung — eben weil ſie eine ſolche iſt und keinen Anſpruch auf Allgemeingültigkeit und beſondere Auctorität macht — ohne beengende Rückſicht auszuſprechen; wir wollen hiebei die Ordnung beobachten, in welcher die Bilder ſich dem Beſchauer darbieten, jedoch die Leiſtungen eines und desſelben Künſtlers nach Möglichkeit in ein Ganzes zuſammenfaſſen.

1. Portrait Sr. Majeſtät des Kaiſers nach Ammerling von Benedetti. (Nro. 2)*) Das ehrwürdige, ernſtmilde Antlitz iſt mit einer Treue und Tiefe der Auffaſſung wiedergegeben, daß jenes Gefühl der Liebe und Ehrfurcht, welches der edle Monarch ſchon in ſeiner äußeren Erſcheinung hervorruft, in aller ſeiner Lebendigkeit die Bruſt erfüllt; es iſt ohnſtreitig das gelungenſte aller Bildniſſe, die bis itzt von S. Majeſtät erſchienen ſind.
2. Künſtlerportraits von Danhauſer, radirt von Stöber. (9) Ein glücklicher Gedanke, die Künſtler Wiens vereint herauszugeben; nur ſollten dieſe freiere ungezwungenere Stellungen wählen, als z. B. einer unter ihnen, der das ganze verblaſene, blonde, dünnbebuſchte Geſicht in aller ſeiner Breite dem Zuſchauer präſentirt.
3. Unter den Kupferſtechern zeichnen ſich wie gewöhnlich Axmann und Leybold aus; ſie faſſen denkend auf und geben fleißig wieder.

*) Wir haben hier und bei den meiſten andern beſprochenen Bildern die Zahl des Catalogs hinzugefügt, damit ſie leichter aufgefunden werden könnten, wenn etwa der eine oder andere unſer Leſer durch dieſe Überſicht Luſt bekäme, das Kunſtwerk mit der Kritik zu vergleichen.

4. Chriſtuskopf nach Albrecht Dürer von Cameſina, Holzſtich. (38) Das iſt wieder ein Holzſtich, der das Herz erfreut. Jene Zwittermanier, wie ſie neuerlich leider Prof. Höfel verfolgt, die dem Holzſtich die Effekte des Kupferſtiches aneignen will, kann nichts bezwecken, als daß ſie ihm auch ſeine charakteriſtiſche Einfalt und ſchlichte Kräftigkeit entzieht.

5. Aquarellzeichnungen nach Schillers Gedichten von Peter Fendi. So oft ich den Namen Fendi höre, fällt mir immer Waldmüller ein, und umgekehrt: Es gibt ſelten zwei Künſtler mit größerer Familienähnlichkeit. Beide ſind beſonders glücklich in der Auffaſſung der feinen, ſentimentalen Beziehungen unſeres gegenwärtigen Lebens. Die naive Schalkheit, die rührende Armut, die beſchränkte Zufriedenheit, alles das wird unnachahmlich ausgedrückt. Man könnte ſie Idyllenmaler im edelſten Sinne des Wortes nennen. Waldmüller zeichnet ſich jedoch vor ſeinem Nebenbuhler durch ſorgfältigere Ausführung, durch Landſchaftsſtudien und tiefere Motive aus, er verſteht auch die ſchwere Kunſt, große Flächen zu decken; wovon Fendi, meines Wiſſens, noch wenig Belege gegeben hat. (Fendi hat dieſesmal blos Aquarellzeichnungen geliefert; Waldmüllers Ölgemälde, mitunter die ſchönſte Zierde der heurigen Ausſtellung, ſtehen 246, 247, 329, 332, 333, 334, 341, 343, 344)

6. Die Architektoniſchen Zeichnungen von Carl Rösner verrathen den denkenden Künſtler, den Roms Herrlichkeit begeiſtert, die Erbärmlichkeit jetziger Bauten tief erzürnt hat. Es freut uns vernommen zu haben, daß bald ein würdiges klöſterliches Gebäude unter ſeiner Leitung emporſteigen werde.

7. Wackere Landſchaften von Joſ. Gerſtmeyer (151, 154); beſonders der warme Ton, die würdige Ruhe, der antike Styl italieniſcher Landſchaften iſt wahr dargeſtellt.

8. Unter den lobenswerthen Blumenſtücken, Stillleben u. dgl. der Baronin Koudelka, der beiden Gruber, eines Dilettanten, der Citronen malt, die mir das Waſſer in die Zähne trieben, u. a. zeichnet ſich vornehmlich Leop. Stoll (17, 315, 316) aus; er verbindet mit dem Stoff den Gedanken.

9. Die Landſchaftsſchule hat ſich, wie bereits das anfängliche Verzeichniß nachweiſt, dieſes Jahr als die fleißigſte bewieſen.

Gauermann's Wahrheit und Lebendigkeit räumen ihm hier, meines Erachtens, den erſten Platz ein; nur vermißte ich heuer jene geheimnißvollen poetiſchen Beziehungen zwiſchen Landſchaft und Staffage, die ſonſt ſeine Schöpfungen mit eigentümlichem Reize ſchmücken. (106, 107, 116, 119, 129)

Marko iſt warm und ſchön. Wenn er ſich nur des langweiligen mythologiſchen Vordergrundes entwöhnen könnte. So eine Dryade Najade, Nymphe, u. dgl. iſt doch heute zu Tage in Poeſie und Kunſt das abgeſchmackteſte Ding von der Welt. (113, 122, 126, 130)

Schädlberger und Marquis Pallavicini ſind beſonders durch großartige Lichteffekte ausgezeichnet; Italien, vorzüglich das herrliche Neapel, hat ihnen reiche Stoffe dargeboten. Castellamare von dem Zweitgenannten gehört, wie ich behaupten möchte, zu den ſchönſten Landſchaften dieſes Jahres; jedoch eine fleißigere, liebevollere Ausführung wäre jedenfalls wünſchenswerth. (81 — 84, 87 — 89, 92 u. ſ. w.

Vater und Söhne Reinhold möchte ich jungfräuliche Maler nennen, ſcheu, ſchüchtern, verſchämt, an enge Kreiſe gewöhnt, aber immer löblich und ehrenwerth; nur der Geſchichtsmalerei ſollten ſie ſich enthalten, Charaktere darzuſtellen iſt ihnen nicht gegeben.

Thomas Ender, der Maler der Alpenwelt, hat dieſesmal wieder einige dieſer wunderbaren Schöpfungen uns darzuſtellen verſucht, ſoweit ſich nämlich Erhabenheit und Größe auf Leinwand darſtellen laſſen. Wenn man denkt, welche Gefahren der Künſtler zu beſtehen hat, ehe er in die ſchwindelnde Nähe dieſer höchſten Kuppen Europas kömmt, an welche Aufopferungen der Urſprung dieſer Bilder geknüpft iſt, wird man Fleiß und Ausdauer noch mehr bewundern lernen. (105, 108, 114)

(Schluß folgt.)

Verbeſſerungen: S. 770, Z. 1 ſt. Nachtgeſang l. Chorgeſang; Z. 5 ſt. Jch l. Und; S. 787 Z. 13 ſt. Geſchuſtsführers l. Geſchäftsführers; S. 790, Z. 1 ſt. Thagathal l. Thayathal

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 35. Wien, den 28. Mai 1834.

Scenen aus der Geſchichte des Hußitenkrieges, von J. W. Wocel. (Schluß.) — Nach dem Spaniſchen. 1. Natur und Kunſt. 2. Dithyrambe nach Cadalso von M. Enk. — Virgils Grabmal auf der Grotte von Poſilippo zu Neapel, von Hugo Graf Gallenberg. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Geographiſche Frage. — Charade vom Prof. A. Brecht. — Logogriph v. Eliſe Kueffner. — Auflöſung der Charaden im Bl. 32.

Scenen aus der Geſchichte des Huſſitenkrieges.

Von J. E. Wocel.

Jahr 1421.

(Schluß.)

Die Nachricht von dem Heranrücken der ungeheuern Kriegesſchaar verbreitete Schrecken unter den Bekennern der huſſitiſchen Lehre in Böhmen. Als daher der Kaiſer zu Iglau lagerte, fanden ſich daſelbſt viele Edle des Landes ein, ſchwuren den neuen Glauben ab und ergaben ſich der Gnade des Monarchen. Die Prager aber ſandten Boten an Chwal von Trocnow mit der Bitte, daß er mit ſeinen Schaaren zu ihnen ſtoße, damit die vereinte Streitmacht der Kelchbrüder dem nahenden Heere ſich entgegen werfe. Zizka ſammelte ohne Verzug ſein Volk und zog nach Prag.

Es mag wohl einen eigenen Anblick gewährt haben, als die rauhen Huſſitenhorden in die volkreiche, durch König Karls Kunſtſinn und Macht verherrlichte Hauptſtadt einzogen. Der Kern dieſes Heeres beſtand aus Bauern, mit Morgenſternen, Senſen, Flegeln und ungeheueren Schwertern bewaffnet. Hinter jeder Rotte folgte eine Reihe Wagen, auf welchen Geſchütze, Ketten, Äxte und eiſerne Schilde raſſelten. In der Mitte dieſes Zuges wurde ein hoher Karren

gezogen, rings von den erſten Hauptleuten und Prieſtern der Huſſiten umgeben; auf dieſem ragte der furchtbare Heerführer Zizka von Trocnow. In altſlaviſcher Tracht, an der Seite den rieſigen Säbel, in der Fauſt die furchtbare Keule, ſaß er da, der grimmige Schlachtenheld — wohl hörte er der Glocken Geläute, den Jubelruf der Menge, die ihm den Weg mit Blumen beſtreute und ſich bei ſeinem Anblicke niederwarf; 11) doch ſah er nicht die wallenden Fahnen, die feſtlich geſchmückten Jungfrauen, er ſah nicht die bunten Wogen des ihm zujauchzenden Volkes; denn das Licht ſeiner Blicke war verloſchen — erſt vor wenig Monden hatte bei der Belagerung der Feſte Raby ein Pfeil ſein zweites Auge durchbohrt. — Nach dieſem feſtlichen Empfange verſammelte ſich der Rath unter dem Vorſitze des blinden Feldherrn im Rathhauſe der Altſtadt, und da wurde beſchloſſen, man ſollte die Stadt ohne Verzug befeſtigen und mit geſammelter Kraft dem feindlichen Heere entgegenrücken. 12) Bald darauf verließ Trocnow die Hauptſtadt und zog mit ſeinem Heere, das durch die Truppen der Prager verſtärkt worden, nach Czaslau; ließ die Bollwerke dieſer Stadt ausbeſſern und verſtärken, war aber bald durch das Anrücken des kaiſerlichen Heeres genöthigt, ſich gegen Kuttenberg zurückzuziehen, um ſo mehr, da die Prager, durch die Kunde von der ungeheuren Anzahl der Feinde entmuthigt, das Heer des blinden Führers verlaſſen und ſich gegen Prag gewendet hatten. 13)

Die Bürger Kuttenbergs, dem Kaiſer und dem Glauben ihrer Väter eifrig ergeben, ſahen mit tiefem Ingrimm die Taboritenhorden durch ihre Straßen ziehen. Der blinde Feldherr kannte wohl die Stimmung der Bewohner dieſer Stadt, daher wagte er es nicht, ihren Mauern ſein kleines Heer anzuvertrauen. 14) In dumpfem Schweigen zogen die Schaaren zu den Thoren hinaus und lagerten ſich am Fuße des Berges, der Tauergang genannt wird. 15) Wohl mochte ſich in der Bruſt des Taboritenführers der Vorſatz geregt haben, den ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen ſo feindlichen Ort zu verderben; doch

11) Theobaldi, Huſſitenkrieg. I. 210.
12) Beczkowſky, Poſelkyhe pribehu Czeſkych. P. 709.
13) Balbinus Epit. rerum bohem. p. 450.
14) Theobaldus, 210. 15) Balbinus. pag. 450.

die Betrachtung, daß die Bewohner deſſelben ungeheuere Schätze aus dem Schooße der Erde zu Tage förderten, die ſie auf ſeinen Siegerwink in die Kriegskaſſe der Taboriten liefern würden, hielt ihn bis jetzt ab, dieſe Stadt, die er den Geldbeutel des Antichriſt's [16]) zu nennen pflegte, zu vernichten. Indeſſen zog das kaiſerliche Heer in unabſehbarer Reihe über die Hochebene, die Kuttenberg gegen Süden beherrſcht, heran. Beim erſten Anblicke der Truppen Sigmunds entſtand eine freudige Bewegung in den Straßen der Stadt, die aber bald in fanatiſche Wut ausartete. Die Häuſer der wenigen daſelbſt wohnenden Huſſiten wurden erſtürmt, ihre Bewohner hinausgeſchleppt und grauſam hingerichtet. Darauf zog die Bürgerſchaft dem Heere der Befreier frohlockend entgegen und übergab dem Kaiſer die Schlüſſel der reichen Bergſtadt. [17])

Während dem war Zizka mit ſeinem Heere am Fuße der Gangberge angelangt. Da ließ ſich der blinde Führer auf die höchſte der Anhöhen leiten, und befahl, man ſolle ihm von da, wo das Auge von den mähriſchen Grenzhügeln bis zum fernen Rieſengebirge zu ſchauen vermag, die Umgegend ſchildern, damit er darnach in der Nacht ſeines Geiſtes den Plan der Rettung entwerfen könne.

Wenn in unſeren Tagen der Reiſende auf der Prager Straße gegen Kollin dahin zieht, ſieht er ſchon aus der Ferne an der Weſtſeite zwei waldbewachſene Berggipfel ſich erheben, die nur ein ſchmales Hochthal trennt; über dem höheren kegelförmig gebildeten ragt ein hohes Kreuz, deſſen goldener Schimmer in weiter Ferne ſchon die Blicke feſſelt — doch iſt es Wenigen bekannt, daß dieſes Kreuz über einem Monumente ſich erhebt, das ein hochverehrter Böhme zum Gedächtniß der ſieben hundert blutigen Opfer des Fanatismus errichtet, die am Fuße dieſes Denkmals ruhen. Am Saume der Waldung, die vom Gipfel dieſes Berges gegen die Ebene ſich hinabzieht, gähnt noch mancher offene Schacht, in dem ſeit Jahrhunderten die Gebeine der im rächenden Grimme hinabgeſtürzten Taboriten modern. —

Als nun der blinde Feldherr ein getreues Bild der Gegend ſeinem Geiſte eingeprägt, befahl er zwiſchen den gräßlichſten Abgründen, be-

16) Boregk's Böhmiſche Chronica P. 376, Aeneas Silvius. Cap. XLIV.

17) Pelzel. I. 363.

ren Anblick die Mordluſt der Seinen loher fachte, die Wagenburg aufzuſchlagen. In Geſtalt eines Halbmondes ſtand in wenig Stunden das merkwürdige Werk vollendet da. Mit dem Rücken lehnte ſich die Burg an die Berge, der rechte Flügel beherrſchte einen tiefen Hohlweg, den linken ſchützten die furchtbaren Schachten. Die äußerſten Reihen der Wagen waren zur Hälfte in die Erde gegraben und mit Ketten an einander geſchloſſen; nur da und dort war ihre Reihe durch Öffnungen unterbrochen, die durch Thore geſperrt und von Bollwerken vertheidigt waren. Aus dieſen Bollwerken und in der äußerſten Wagenreihe ragten in beſtimmten Entfernungen Feuerſchlünde hervor, und Schilde ſtarrten zum Schutze der Pfeilſchützen und Schleuderer aus der Wagenkette in die Höhe. So ſtand die Wagenburg. Des Kaiſers Völker griffen das Lager mit Ungeſtüm an, doch der trotzige Bau widerſtand jedem Andrange. Sigmund ſah wohl ein, daß Gewalt die Wagenfeſte nicht brechen werde; er beſchloß daher, die Taboriten durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Das Lager wurde rings von den kaiſerlichen Truppen umringt, ſo daß es ſchien, ein Wunder allein könne die Eingeſchloſſenen vom gewiſſen Untergange retten. [18])

Mit jeder Stunde wuchs der Taboriten Noth; die grimmige Kälte des Decembers vermehrte ihre Bedrängniß; die Augen Aller waren auf den Feldherrn gerichtet, der in ſeiner wüſten Blindheit auf Pläne der Rettung und blutigen Rache ſann. Am dritten Tage, als das Elend der Eingeſchloſſenen den höchſten Grad erreicht hatte, ließ ſich Trocnow noch einmal ein Bild der Gegend entwerfen, und die Stellung der feindlichen Truppen ſchildern. Im Angeſichte der Wagenburg lag am Saume der Ebene die mächtige Bergſtadt mit ihren prangenden Thürmen, unter denen der, an kunſtvoller Pracht in Böhmen wohl unerreichte Wunderbau der Barbarakirche ſich bereits erhob. — Weſtlich, hart am Fuße des Berges, war das Bergſtädtchen Gang, mit ſeinen niedrigen auf Schlackenhügel gelehnten Häuſern; im Oſten ruhten die Trümmer der herrlichen Ciſtercienſer Abtei Sedletz, welche die wilde Huſſitenrotte vor wenig Monden in einen Schutthaufen verwandelt. Tiefer gegen Oſten lag der ſtarkbevölkerte Flecken Malin; gegen Norden dehnte ſich eine

18) Beczkowſky 709.

hügliche, von Hohlwegen und Schluchten durchſchnittene Ebene gegen Kollin. Alle dieſe Ortſchaften, jedes Gebüſch und jede Kluft war durch Sigmunds Truppen beſetzt; ſo berichteten die ſchlauen Spähe der Huſſiten.

Die Nacht, es war die Chriſtnacht, [19]) brach an — die Kälte war grimmig. Da begann rege Geſchäftigkeit in der Wagenburg zu herrſchen. Der kommende hohe Feſttag ſowohl, als der unerträgliche Kältegrad hatte die Deutſchen bewogen, die Heerhaufen, welche die Gebüſche und Hohlwege beſetzt hielten, gegen Abend in die Ortſchaften einrücken zu laſſen. Darauf baute der blinde Feldherr ſeinen Plan. Denn als das Geläute, welches die Gläubigen zur Mitternachtmette rief, von den Thürmen Kuttenbergs durch die Nachtluft herübertönte, da wurden die ſchließenden Ketten der Burg gelöſt, die eingewühlten Wagen herausgehoben, die Laſtkarren gepackt, und in tiefer Stille bewegte ſich beim feierlichen Glockenklange die Wagenreihe den Waldweg hinauf, der über das Hochthal auf die Nordſeite des Berges führte.

Die erſten Poſten, auf die der Zug ſtieß, wurden niedergehauen, [20]) ungehindert zog das Heer über den ſteilen, hartgefrorenen Berghang, und befand ſich bereits in der Ebene, als die Kunde vom Abzuge der Huſſiten im kaiſerlichen Lager laut wurde. Raſch ſaßen jetzt die ungriſchen Reiter auf, und jagten, von Pipo aus Florenz angeführt, den Taboriten nach. Doch dieſe hatten bereits den Hohlweg bei dem Dorfe Nebowid durchzogen, und bildeten auf dem flachen Felde, kaum eine Stunde von Kollin entfernt, die bewegliche Wagenburg, als die Ungaren beim Scheine des brennenden Dorfes gegen ſie anſtürmten. Während ein Theil der Kelchbrüder dieſem Angriffe widerſtand, hatte der andere die Wagenburg vollendet; und als die letzten Wagen durch Ketten geſchloßen waren, zog ſich auf Trocnows Commandoruf die kämpfende Schaar durch wohlbekannte Öffnungen in das Innere des ſchützenden Bollwerkes, das ſich nun langſam auf der Ebene gegen die Thore Kollins bewegte. [21]) Wohl griffen die Ungaren die wandelnde Feſte wüthend

19) Stari letopiſowe ceſſtj. P. 94.
20) Theobaldus. P. 210.
21) Balbinus. P. 451

an, doch die Donnerbüchſen und Pfeile der durch Rieſenſchilde gedeckten Huſſiten trieben die Heranſtürmenden zurück. Vergeblich waren auch die übrigen Völker Sigmunds herbeigeeilt — die Taboritenburg war bereits in die Felſenmauern Kollins eingezogen. Sigmund's Truppen zogen ſich zurück, und verwüſteten in wildem Unwillen, daß ſie der blinde Taboritenhauptmann überliſtet, die Gegend weit und breit; Zizka aber begab ſich in die Gegend von Gitſchin und Türnau, und zog da neue Völker zuſammen, ſo daß ſeine Schaar zu einem Heere anwuchs, mit dem er es wagen konnte, dem Feinde eine offene Feldſchlacht anzubieten.

Trocnow rückte daher, nachdem acht Tage ſeit ſeinem meiſterhaften Rückzuge verfloſſen waren, am erſten Jänner 1422 über die Elbe, und lagerte ſich im Angeſichte der Feinde bei Nebowid [22]), vermied aber eine Schlacht und ſuchte die neugeworbenen Truppen durch Plänklereien und Vorpoſtengefechte in die Geheimniße ſeiner Taktik einzuweihen. [23]) Sigmunds Völker, (erzählt ein alter Geſchichtſchreiber) [24]) ſtanden ſo dicht rings umher auf den Anhöhen, daß man vermeinte, Wälder von Menſchen zu erblicken; ſie brachen und brannten nieder alle umliegenden Burgen, Höfe und Dörfer. In Nebowid begingen die fremden Söldner eine ſo empörende Gewaltthat, daß die Böhmen, darob ergrimmt, ſchworen, entweder dafür Rache zu nehmen oder zu ſterben. Da ſah ſich Sigmund durch Mangel an Nahrungsmitteln, durch Kälte und den dringenden Feind genöthigt, von Kuttenberg aufzubrechen, nachdem er zuvor die Stadt anzuzünden befohlen, damit ſie mit ihren Schätzen nicht in Zizkas Hände gerathe. [25]) Der Kaiſer eilte nun gegen die Grenzen Mährens, geſonnen, in der Markgrafſchaft den Anbruch des Frühjahrs mit ſeinen Truppen abzuwarten. *)

Als Trocnow den Rückzug des feindlichen Heeres erfahren, befahl er daſſelbe in beſchleunigten Märſchen zu verfolgen. Durch

22) Stari letopiſowe P. 49.
23) Balbinus. P. 451.
24) Stari letopiſowe. P. 49.
25) Theobald. Balbin. Hayek etc.
26) Cochlaeus, der eifrigſte Vertheidiger Sigmunds, ſagt: Ne tamen (Sigismundus) inultus abiret, Cuthnam exussit!!? Hist. Hussit. Lib. V. Pag. 206.

Digitized by Google

Rachegrimm geſtachelt, drangen die Taboriten unaufhaltſam den Gegnern nach, bis ſie dieſelben bei Habr erreichten.

Die Schlacht begann. Die ungriſche Reiterei, der Kern des kaiſerlichen Heeres, konnte nicht wirken, indem der ſumpfige, mit Rohr und Buſchwerk bedeckte Boden ſie hinderte, ihre Reihen zu entwickeln. Sigmunds Schaaren flohen, die Huſſiten, durch Wort und Beiſpiel des blinden Feldhauptmanns entflammt, ſtürmten im Siegergrimme noch. Bei Deutſchbrod, am Ufer der Sazawa, ſtellten ſich die Trümmer des kaiſerlichen Heeres abermals in Schlachtordnung, und boten den Kelchbrüdern die Spitze. Der mähriſche Ritter, Johann von Ptenj, deckte indeß mit wenigen Reitern die Flucht nach Iglau und vertheidigte ſeinen Gebieter heldenmütig gegen den nachſtürmenden Prokop den Großen. Sigmund entkam glücklich; ſein ritterlicher Vertheidiger wurde aber mit der Mehrzahl ſeiner Kampfgenoſſen im ungleichen Kampfe erſchlagen. [26]) — Der kaiſerliche Feldherr, Pipo Florentinus, vermochte nicht lange mit den ermatteten und entmutigten Truppen dem Andrange der Taboriten zu widerſtehen: die Reihen der Ungaren wurden durchbrochen und nun begann eine gräßliche Flucht. Über die gefrorene Sazawa drängten ſich die Maſſen der Fliehenden; das Eis brach unter ihrer Laſt, und die Wellen des Fluſſes begruben die meiſten, die dem Schwerte der Kelchbrüder entronnen waren. Fünf Tauſend, ſammt ihrem Feldherrn Pipo, fanden hier ihr Grab. [27]) Die Anzahl der Gefangenen ſoll nicht größer als 61 Mann geweſen ſein — ſo kämpfet, ſo mordet wahnſinniger Parteienhaß! [28])

Die Beute der Taboriten war unermeßlich — 450 Wagen, gefüllt mit reichem Kirchenſchmucke und koſtbarem Geräthe, darunter drei Rüſtwagen, gefüllt mit ſeltnen Büchern, welche die Ungarn den böhmiſchen Klöſtern zu entführen gedachten, ſieben Fahnen und unzählige Rüſtungen fielen den Siegern in die Hände. [29]) Alles dieſes

26) Pubitſchka. 8. Th. P. 155.

27) Aeneas Sylv. Cap. XLIV ſpricht gar von 15.000 Todten.

28) Pubitſchka. 8 Th. p. 155

29) Starj letopiſowe. P. 49.

wurde, wie es die ſtrenge Kriegsordnung Zizka's [30] anbefahl, in Haufen zuſammengetragen und unter die Huſſiten vertheilt.

Die Nacht brachten ſie auf dem Schlachtfelde zu; ſobald aber der Tag anbrach, die Huſſitenprieſter die Meſſe geleſen und der Sitte gemäß das Abendmal vertheilt hatten, rüſteten ſich die Taboriten zum Sturme der Stadt Deutſchbrod.

Den ganzen Tag wurden die Mauern aus Hauffnicen [31] beſchoſſen; Trocnow's Schaaren verſuchten mehrmals die Wälle zu erſteigen, doch vergebens; tapfer vertheidigten ſich die Belagerten und ſchleuderten unter die Rotten der Dränger aus Feuerſchlünden ſteinerne Kugeln, [32] welche den Grimm der Stürmenden noch höher ſteigerten. Die Nacht brach an, Zizkas Krieger mußten vom Sturme ablaſſen.

Als die Sonne des folgenden Tages aufging, und die Prieſter das Heer der Kelchbrüder durch fanatiſche Predigten zur Mordgier ſpornten, erſchienen Abgeordnete der Stadt Deutſchbrod, und begehrten mit Trocnow zu unterhandeln. Zizka ließ ſich in ein langes Geſpräch mit den Bürgern ein, während ein Haufe der Taboriten um die Stadtmauer herumſchlich, und daſelbſt eine Stelle erſpähte, die in dem Augenblicke der Unterhandlung von den argloſen Belagerten unbewacht geblieben. [33] Da legten die Huſſiten die Sturmleiter an, erſtiegen den Wall, rannten zu den Thoren, erſchlugen dort die Wachen, und ehe ſich in bedeutender Maſſe die Bürgerſchaft geſammelt, waren die Thorflügel zertrümmert und in die unglückliche Stadt wälzte ſich bereits der tobende Strom der Mörder. Nun begann das Würgen. Weder Geſchlecht noch Alter

---

30) Die Kriegsordnung Zizka's iſt in Binneberg's Geſchichte der Stadt Königgrätz S. 280 abgedruckt.

31) Dieſe urſprünglich böhmiſche Benennung des Geſchützes (Haufnice) verwandelte die deutſche Sprache in den Namen Haubitze; ſo wie das Wort »Piſtole« nicht von der Stadt Piſtoia, ſondern von den kriegeriſchen Böhmen des fünfzehnten Jahrhundertes abzuleiten iſt, welche dieſe Waffe Piſſtaly (Pfeife) nannten; woraus im Deutſchen die Benennung Bitzſchäle und ſpäter Piſtole entſtand.

32) Stari rukopiſowe. P. 50.

33) Balbin. — Stari letopiſowe 22.

34) Pubitſchka 5 Th. P. 186.

wurde geſchont; aus den benachbarten Klöſtern Wilimow nnd Selau hatten ſich die Mönche hieher geflüchtet; dieſe wurden als die erſten Opfer auf brennende Scheiterhaufen geworfen, und den biſchöflichen Notar Nawarow verbrannte die zügelloſe Rotte in einem ausgepichten Faſſe. Darauf wurde das Rathhaus, wohin ſich eine große Menſchenmenge geflüchtet, erſtürmt; einen Theil der Unglücklichen erſchlugen die Wüthriche in den Sälen und Gängen des Gebäudes, ſo daß die Spuren des Blutes rings an den Wänden nach hundert Jahren ſichtbar blieben; den anderen Theil derſelben warfen ſie aus den Fenſtern hinab, wo andere Rotten der Schlächter die Herabgeſtürzten mit Lanzen und Schwertern auffingen, und ſich höhnend an ihrer Qual weideten. [35]) Gegen drei Tauſend Menſchen wurden hingemordet.

Am folgenden Tage — es war ein Sonntag — befahl der furchtbare Anführer die eroberten Fahnen prunkend auszuhängen, und unter dieſen einen Thron zu errichten. Als dieſes geſchehen, beſtieg der blinde Kelchbruder den Feldherrnſtuhl und ſchlug zu Rittern die furchtbarſten der Würger, mitten unter den Leichen ihrer Opfer. [36]) — Darauf zogen die bluttriefenden Horden ab, nachdem ſie die Stadt ausgeplündert und in Brand geſteckt hatten.

Auf das gräßliche Kampfgetöſe folgte tiefe Todtenſtille, die nur das Praſſeln der Flamme unterbrach. Der größte Theil der Einwohner Deutſchbrods war erſchlagen, der Überreſt hatte ſich in die benachbarten Wälder geflüchtet. Keine rettende Hand konnte der Wut des Feuers einen Damm ſetzen, das immer weiter um ſich griff, bis es die ganze Stadt mit den Leichen ihrer Bewohner verzehrte.

Die Gegend rings umher bot ein gräßliches Bild der empörendſten Verwüſtung dar. Volkreiche Städte nnd Dörfer waren in rauchende Trümmer verwandelt, ihre Einwohner größtentheils erſchlagen. Welche der kämpfenden Partheien mehr Opfer hingemordet, iſt ſchwer zu entſcheiden. Die Straßen waren mit Blnt überſchwemmt; nach dem Zeugniße gleichzeitiger Geſchichtſchreiber lagen, eine Beute

---

35) Starj letopiſ. P. 50.
36) Theobald. Starj letop. 2.

der Raubvögel, 12000 Leichen auf den Feldern zwiſchen Deutſchbrod und Kuttenberg.[37])

Nach dem Spaniſchen.

1.

Natur und Kunſt.

Erſt geſättigt, und dann ermüdet, wendet das Auge
Von der ſchaffenden Kunſt herrlichſten Werken ſich ab:
Denn wie viel auch der Geiſt und die Hand des Künſtlers geleiſtet,
Schranken hemmten den Geiſt, Schranken die bildende Hand;
Doch die Natur, ſie erfüllt uns immer mit neuer Bewunderung,
Denn was dem Blicke ſie zeigt, ſchuf ein unendlicher Geiſt.

2.

Dithyrambe.

Nach Cadalso.

Wer iſt's, der hier den Hügel herabkommt,
In der Hand einen Becher
Und Freude im Antlitz und fröhliches Lachen;
Bekränzt mit Epheu und röthelndem Weinlaub,
Umgeben von Hirten und tanzenden Nymphen,
Die jauchzend unter dem Lärm der Schellentrommel
Seine gewaltigen Thaten preiſen?
Iſt es Bacchus, der Freudenſpender?
Ohne Zweifel iſt er ſelbſt es! —
Ei nicht doch! — der Dichter iſts,
Der Verfaſſer dieſes Liedchens.

M. Enk.

37) Die grauſame Ermordung der Bürger Deutſchbrods und die Zerſtörung dieſer Stadt ſcheint nicht auf Trocnow's Befehl Statt gefunden zu haben. Es waren die wilden Taboriten, die in ſinnloſer Wut dieſe Thaten vollbrachten, ohne daß ihr blinder Führer ſie zu bändigen vermochte. Dieſes beſtätigt ein Schreiben Zizka's, das er am 9. April 1422 von Willimow an die Huſſiten erließ und worin er verordnet, daß eine Anzahl Taboriten nach Deutſchbrod ziehe, und es bewohne, damit ſie an demſelben Orte Buße thun, wo ſie ſo ſchwer geſündiget hätten.« Millauers Geſch. Zizka's, Pessina Mars Morav. p. 479.

Virgil's Grabmal auf der Grotte von Poſilippo zu Neapel.

Von Hugo Graf Gallenberg.

Jenſeits des Berges, an deſſen Abhange Neapel ſich ausdehnt, im Norden der Stadt, in den fruchtbarſten Gefilden von Italien, liegen Puzzuolo und Bajä, deren heilſame Quellen bereits von den Dichtern der Alten gefeiert worden ſind. Schon in den älteſten Zeiten empfand man aber die Unbequemlichkeit, welche die Verbindung zwiſchen Parthenope, Puteoli und Bajä erſchwerte; denn man mußte entweder den Berg umgehen oder auf Ab- und Umwegen denſelben überſchreiten. Der immer lebhaftere Verkehr der Hauptſtadt mit den Badeorten und den Villen der Vornehmen machte eine Straße zum nothwendigen Bedürfniß, und da man den Berg ſchon früher zu bearbeiten begonnen hatte, um die zum Bau von Parthenope's Gebäuden erforderlichen Steine zu erhalten, ſo verfiel man auf den Gedanken, aus ſeinen Brüchen einen zweifachen Nutzen zu ziehen: Die Straße nämlich und das Material zum Bau.

Dieß gab der Grotte von Poſilippo ihren Urſprung, ſtreitig wird es aber immer bleiben, wem zuerſt dieſer Gedanke beigefallen und wer die Ausführung desſelben unternommen. Einige Geſchichtſchreiber glauben, dieſes große und zugleich bewunderungswürdige Werk entweder dem Cocceius, dem Lucullus oder endlich dem Agrippa beimeſſen zu dürfen.

Andre, die ſich an Märchen erfreuen, erdachten ſehr ſinnreich, daß Virgil die Grotte mitels magiſcher Künſte während einer Nacht ins Daſein gerufen habe. Dagegen meinte aber ſchon Petrarca, *) daß man wohl die Merkmale des Eiſens nicht aber jene der Dämonen daran gewahre.

Die puteolaniſche Grotte bietet gegenwärtig einen ganz verſchiedenen Anblick als vor Alters dar. Heute zu Tage iſt ſie hoch, gerade, weit, läuft eben durch den Berg durch, und ihre Länge enthält den zehnten Theil einer deutſchen Meile, oder 2672 1/3 neapolitaniſche Palmen. Zur Zeit der Großgriechen nnd Römer mußte man vorerſt

*) Itinerario di Petrarca.

den Abhang des Berges hinanſchreiten, um zu einer kleinen und düſteren Öffnung zu gelangen, durch die man in die Höhle eintrat. Jetzt läuft der Weg der Grotte mit der Straße vollkommen eben fort und der Berg bildet bis zum Eingang von beiden Seiten ſchroffe Wände. Die Wölbung der Öffnung unterſtützt ein großer aus Stein gebauter Bogen; auf der linken Seite desſelben bemerkt man noch die Geleiſe der Römerwagen, während man auf der rechten die Spuren der Höhle des Priapus ſehen kann, dem hier geopfert ward. Auf derſelben Höhe zur linken Hand ward Virgil's Grabmal errichtet.

Bei den Römern füllten ſtets große Maſſen von Staub die Grotte, die nicht gepflaſtert war, und es herrſchte darin ewige Dunkelheit, wenn auch Strabo's Beſchreibung einiger Luftlöcher erwähnt, welche die herſchenden Finſterniſſe einigermaßen verſcheuchten. *) Auf Seneca machte ihr Zuſtand einen üblen Eindruck, denn er ſchildert ſie eben nicht einladend:

»Totum athletarum fatum mihi illo die perpetiendum fuit, a ceromate nos haphe excepit in crypta Neapolitana. *) Er mußte an jenem Tage das zweifache Loos der Athleten erfahren, die zuerſt mit Öhl ihre Glieder beſtrichen (ceromate, der Koth der Straße nämlich) dann ſich mit Sand bewarfen (haphe, der Staub der Grotte) Endlich fügt er noch hinzu: »Nihil illo carcere longius, nihil illis faucibus obscurius.

Erſt Alphons I. ließ die Grotte auf der Seite Neapels vertiefen; der Vicekönig Don Pedro von Toledo vollendete das menſchenfreundliche Unternehmen. Er brachte die Grotte auf ein Niveau mit der Straße von Puzzuoli nach Neapel, lichtete, erweiterte und pflaſterte ſie. Auf dieſe Weiſe ward ſie von der einen bis zur andern Öffnung ſo gebahnt, daß die Sonne im Monat Oktober bei ihrem Untergange das herrlichſte Schauſpiel der Welt gewährt, indem ſie dieſe ungeheure Grotte durchaus von einem Ende zum andern erleuchtet.

Gegenwärtig wird ſie von einer beträchtlichen Menge Lampen erhellt, welche fortwährend brennen, und den Durchgang bei Tag und Nacht vollkommen ſicher ſtellen.

---

*) Strabo lib. V

*) Epist. 57.

Im Verlaufe dieſer Beſchreibung thaten wir von Virgils Grabmal Erwähnung, das zur linken Seite der Grotte emporragt. Elius Donatus, ſein Biograph, erzählt, daß er es zwiſchen dem zweiten Steine der puteolaniſchen Straße habe errichten laſſen. Heute zu Tage liegt es, der erwähnten Veränderungen wegen, 74 Palmen höher als der Eingang der Grotte.

In dieſem Augenblicke bietet das Grabmal nach außen den Anblick einer vollſtändigen Ruine dar, denn ein großer Haufen von Steinen und Bauſtücken bedeckt die noch beſtehenden Überreſte. Doch das Schmerzgefühl über die Barbarei, welche der Verewigung menſchlicher Werke ohne Unterlaß entgegenwirket, ſcheint die Natur einigermaſſen dadurch mildern zu wollen, daß ſie dieſen Rom's unſterblichem Dichter geweihten Ort in mütterlicher Sorgfalt mit Ranken von Epheu, immergrüner Myrthe und Lorberſträuchen ziert. An dem Innern des Grabmals iſt die Zerſtörung vorübergeeilt, ohne ihren zermalmenden Fuß hineingeſetzt zu haben. Es beſteht aus einem kleinen viereckigen Gemache mit einer entſprechenden Wölbung, gebaut aus dem Steine des Gebirges, worauf es ſteht. Die Größe desſelben belauft ſich auf achtzehn Quadratpalmen, und bis zur Decke zählt man 15 Palmen. Einſt ſtand auf einem ſchönen Piedeſtal, das neun ſchlanke Säulen ſchmückten, die Urne, welche die Aſche des Dichters bewahrte und mit hehrer Einfachheit die Mitte des Mauſoleum's einnahm. Ganz dem Gegenſtande angemeſſen, waren auf derſelben die eignen Worte des Dichters zu leſen:

»Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet me
Parthenope, cecini pascua, rura, duces.«

Nach alten Überlieferungen ſoll zu König Robert's Zeiten die Urne in das neue Schloß gebracht, und von jenem Augenblicke an das Denkmal nicht allein des ganzen Marmors beraubt worden, ſondern auch in Vergeſſenheit gerathen ſein. Der Hügel mit ſeinen anmutigen Umgebungen ſoll einſtens Patulejum geheißen haben, weil ſtets dieſer ſonnige Ort vom Fächeln eines ſanften Zephyrs abgekühlt wurde.

Silius Italicus ſoll eine wahrhaft religiöſe Verehrung für dieſes Grabmal gehegt haben. Jeden Tag lenkte er ſeine Schritte dahin und nahte demſelben mit der einem heiligen Tempel ſchuldigen Erfurcht, endlich erkaufte er dieſen Ort ſowohl als die in geringer Ent-

fernung gelegene Villa des Cicero, und dieß lieferte dem Martial den Stoff zu einem ſeiner ſchönſten Epigramme:

Silius haec magni celebrat monumenta Maronis,
Jugera f a c u n d i qui Ciceronis habet.
Haeredem dominumque sui tumulique larisque
Non alium mallet nec Maro nec Cicero.

Erinnerungen
aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

21. Mai 1735 geb. zu Wien Conſtantin v. Kauz, ein um vaterländiſche Geſchichte vielfach verdienter Schriftſteller. Kaum 18 Jahre alt arbeitete er den »Verſuch einer Geſchichte der öſterreichiſchen Gelehrten« aus, der um ſo mehr Aufſehen erregen mußte, weil er keinen Vorgänger hatte, und ſomit durch ihn die Bahn gebrochen wurde. Nicht minder wirkſam und wohlthätig war ſein Buch de cultibus magicis, worin er den Glauben an Hexen und Zauberweſen auf eine höchſt gründliche Weiſe beſtritt.

22. Mai 1683 ſtirbt Johann Riedl, Mitglied des Benediktinerſtiftes zu Kremsmünſter, geboren in Paſſau am 3. November 1622. Er ſammelte aus den Schriften der Kirchenväter und alten Handſchriften und Büchern alle Stellen zu Ehren der Mutter Gottes — ein Werk, das auch in hiſtoriſcher Beziehung nicht ohne Verdienſt iſt.

13. Mai 1777 geb. zu Wien Johann Schwaldopler, einer der fruchtbarſten belletriſtiſchen Schriftſteller Öſterreichs. Kaum 31 Jahre alt ſtarb er am 12. Februar 1808 und doch hat er 40 Bände zu Tage gefördert! darunter verdient vorzugsweiſe ſein hiſtoriſches Taſchenbuch Erwähnung, das in vielfacher Beziehung zu den ſchönſten Erwartungen berechtigte.

24. Mai 1655 beſtimmt Ferdinand III. von der jährlichen Landtagsbewilligung 4000 fl. zur Erziehung der adeligen Jugend und der Mündelakatholiſcher Landleute. Dieſes war der Wink, welcher bei

den u. ö. Ständen 1660 die Idee zur Errichtung einer adeligen Akademie rege machte. Ihrer Ausführung ſetzten ſich vielſeitige Hinderniſſe der Zeit entgegen; erſt 1693 ward das Gebäude vollendet und die Anſtalt eröffnet. Sie verſchmolz im Jahre 1748 mit der adeligen Akademie auf der Laimgrube, welche 1747 die Herzogin Maria Thereſia von Savoyen gegründet hatte.

25. Mai 1785 — Bekanntmachung, daß der Normalſchulfaktor zu Prag den an die deutſchen Schulen angewieſenen Militärkindern die nöthigen Schulbücher unentgeltlich zu verabfolgen habe.

26. Mai 1565 ſtirbt zu Wien an den Folgen eines unglücklichen Sturzes aus dem Wagen Sigismund Seld, einer der größten Rechtsgelehrten des ſechszehnten Jahrhunderts. Er wurde 1516 in Augsburg geboren, ſtudierte zu Ingolſtadt, Padua, Bologna und Bourges, und nahm zu Padua, als er dahin zurückkehrte, den Gradus aus der Rechtswiſſenſchaft. Er ward hierauf Reichs-Kammer-Richter in Speyer, Freiſingiſcher und bairiſcher Rath, von 1546 an Kanzler unter Karl V. und Ferdinand I. und zuletzt geheimer Rath Maximilians II. Die Grabſchrift in der Minoritenkirche zu Wien ſetzte ihm dankbare Anerkennung.

27. Mai 1751 ſtirbt zu Nauhofen in Öſterreich ob der Enns Agapitus Moſer, Mitglied des Benediktinerſtiftes Kremsmünſter, wo er am 4. Juli 1723 die Gelübde abgelegt hatte. Als Dichter und Redner ausgezeichnet, war er zuerſt Profeſſor zu Salzburg, und hierauf Vorſteher der lateiniſchen Schulen in ſeinem Stifte. — Beide Stellen bekleidete er mit großem Erfolge.

Geographiſche Frage.

Welches ſind die in Beziehung auf Handel und Gewerbfleiß wichtigſten Thäler Tirols? — Die beſte bis zum 10. Juni eingelaufene Löſung wird in Bl. 39 eingerückt. Wir wünſchen, dieſe Frage auf ſo befriedigende Weiſe beantwortet zu ſehen, wie dieſes mit der in Bl. 30 enthaltenen ſo vielfach der Fall war.

Charade.

(dreiſilbig.)

Den ſchönſten Namen aller Zeiten
Nennt dir mein erſtes Silbenpaar;
Die Hände ſiehſt du's ſegnend breiten
Auf manche frohe Kinderſchaar!

Als mächt'ger Schutz, wenn Stürme toſen,
Thut ſich's den zarten Sproßen kund,
Und wie die dritte dem Matroſen
Bleibt's ſtets ihr beſter Ankergrund!

Mein Ganzes ſteht am Erdenrunde
Als unbewegte Heimat da,
Dein iſt's zu jeder Lebensſtunde,
Dein iſt es ferne oder nah.

Und blüht dir auch in ſchönern Auen
Ein ewig ungetrübtes Glück,
Doch zieht's dich ſtets zu jenem blauen
Lichthimmel wunderbar zurück.

Prof. A. Brecht.

Logogriph.

Wenn Sorgen dir drückend nahen, und dein 3. 4. 1. 6. wehmutsvoll zum Himmel blicket, nenn ich 7 Zeichen dir, und ſieh: 2. 3. 5. 4. 7. 1. wird dir daraus entſtehn. — 5. 3. 2. 2. iſt ein Vergnügen der Jugend oft zur 1. 3. 2. 2. 6. der grämlichen Alten. — 2. 3. 3. berühmt durch den Kampf, deſſen Zeuge es war. In des Sommers drückender Hitze wünſcheſt du oft eine 2. 3. 4. 5. 6. herbei. — 3. 4. iſt auch nicht zu verſchmähen, doch fürchteſt du den 7. 6. 5. 6. 2., ſo meide ſie nach Regen, — Und iſts einſt aus mit dieſem 2. 6. 5. 6. 7., ſo will ich darauf meine Hoffnung 5. 3. 4. 6. 7.; daß Er, von dem alle 1. 3. 5. 6. 7. kommen, uns auch den 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. gab.

Eliſe Kueffner.

Auflöſung der Charaden im Bl. 32.

Verſehen (Vers — Ehen), Windſpiel.

Eine ausgezeichnete Löſung hat Fräulein: Angelique von Henikſtein eingeſendet; ſonſt ſind noch mit Anerkennung anzuführen: die Fräulein: Amalia Willner, Karoline Kolinski, Marie Ebeneter, und die Herren: Ed. Korn, Em. Edler v. Würth,

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 35.

Die Rückkunft. (Schluß der Briefe aus der Fremde von C. F. Hock.) Fortſetzung. — Die Kunſtausſtellung des Jahres 1834. Eine würdigende Überſicht. (Schluß.) —

Die Rückkunft.

(Schluß der Briefe aus der Fremde von C. F. Hock.)

Herrn Franz R.... n, geh. Regiſtrator bei dem k. Miniſterio in Berlin

(Fortſetzung.)

Theuerſter geheimer Regiſtrator! Die Bruſt ward mir nicht eher frei, voll, ſtark und hoch, als wie ich Troppau hinter mir hatte und allein, zu Fuße, in leichtem Gewande, den Führer zur Seite mit Mantel, Bücher- und Wäſchbündel, durch das Gebirge nach Fulnek wanderte, zu meinem Erzieher, Dr. Fiſcher, der dort Stadtphyſikus iſt und den ich nun bereits volle ſechs Jahre nicht geſprochen, deſſen zahlreiche Kinderſchaft, das älteſte Mädchen ausgenommen, noch nie geſehen hatte, ſo lange ſie und ich am Leben.

Ich hatte wieder Berge, Berge, Berge! Jeder meiner Pulſe ſchlug raſcher, meine Schritte wurden ſchneller, länger, elaſtiſcher, ich fühlte mich wieder umwogt und umſchäumt von den kräftigen vaterländiſchen Lüften, und als aufs neue die Schlöſſer in altertümlicher Pracht auf mich herniederſchauten, die Landleute in ihrem Feſttagsgewande mich umwallten, von den Kirchlein die Glocken klar und frei durch die Berge klangen, gleichſam als fühlten ſie mit, daß ſie nicht blos geduldet, ertragen, ſondern geehrt und geliebt wären im Lande; da jauchzte ich laut auf, daß rings herum die Höhen wiederhallten, und mein Führer, der Amtsbote eines hochfürſtlichen Landrechts zu Troppau, ſich höchlich verwunderte ob der ungemeſſenen Freude

des ſtädtiſchen Herrn, der doch geſtern mit Extrapoſt von Ratibor gekommen!

Aber, als auf einmal deutſche Laute an mein Ohr drangen, und ſonnige Thäler allenthalben meinem Blick ſich öffneten, als ich endlich nach einigen ſchnell verlebten Stunden von dem Gipfel einer Höhe herab Fulnek erblickte, wie die hellblinkenden reinlichen Gebäude in wohlgeordneter Reihe durch das Thal ſich drängten, ein Flüßchen die wohnlichen Ufer küßte, von drüben das ſtattliche Herrenhaus ſeine weiten Räume dehnte, fleißiger Baumwuchs, Wiesbau, Feldfrucht ſich rings reihte und ſtreckte, in der verſchwimmenden Ferne neue Städte, Dörfer und Palläſte ſich zeigten, und ich unten in den Häuſern meinen alten Lehrer wußte, zu deſſen Füßen ich den Nepos geleſen und den Curtius, der meine erſten Poetika geſehen und getadelt — ja da pochte es in mir, wie in einem Drathzuge, und in dieſer Minute hätte ich ſogar irgend ein zartes, empfindelndes, ſentimentales Weſen, — ein Ding, gegen das ich ſonſt eine unüberwindliche Antipathie hege — ohne Bedenken an das offene Herz gedrückt.

Ich ſtürzte die Straßen hinunter, erfragte das Haus, dankte den Führer ab, eilte querüber den Marktplatz, und ſtand nach einigen Sekunden in dem großen Kinderzimmer, unter einem Haufen befremdeter Kleinen, die ganz erſtaunt auf den fremden Mann blickten mit den ſchwarzen krauſen Haaren, den buſchigen Augenbrauen, den ernſten ſtrengen Zügen, die langgeſtreckten Gliedmaſſen weit hinausdehnend in die Höhe und Breite. Selbſt der Doktor und ſeine Gattin ſahen einige Augenblicke lang betreten auf mich her, allein als erſt mein Auge naß wurde und dann ein wehmütig freudiges Lächeln den Mund beſchlich; da flogen beide jubelnd auf mich zu und der Doktor fiel mir herzhaft um den Hals und lachte und polterte und ſchrie vor Freuden. Auf mannigfache Weiſe drückte die Frau ihre Freude aus, die Kinder ſtimmten aus natürlichem Inſtinkte mit ein in den Jubel, bis endlich das Zimmer von dem Lerm wiederhallte, und ſelbſt das Geſinde beſtürzt hereineilte, was Großes und Ungebührliches denn vorgefallen.

Hätte ich nicht Amt und Redaktion auf dem Rücken, beſter Freund, ich weiß, was ich gethan hätte! Ich hätte mich des Breiteren ein-

quartirt hier in dem netten Städtchen, bei den biedern Leuten, den wackern Kindern, mit denen ich in einer Stunde ſchon ſo vertraut ſein durfte, wie hier in Wien mit meinem dreijährigen Neffen! — Ja ich verſichere, als der Phyſikus mit mir durch die Straßen wanderte, mir die Stätten zeigte, an denen einſt Amos Comenius gelebt, das herrliche Schloß der Familie Badenfeld, das weite Oderthal, die Bergruinen, die Hügelreihen, die Karpathen im violetten Glanz der Abendſonne ſchimmernd, und als wir am Abende zuſammenkamen im Hauſe des Herrn Apothekers Springer, und mannigfach plauderten und tanzten, als ich mich herbeiließ — was ich meine Lebetage nicht gethan — der Heer- und Anführer eines Cotillons zu ſein, an dem, mich ausgenommen, nicht mehr Perſonen Antheil nahmen, als ſieben — da dachte ich zuletzt an nichts, als — an die Abreiſe, die ſchon Morgen in aller Frühe angetreten werden mußte, und verfiel in meinen alten Fehler, den Freudenfrühling in der Reflexion dergeſtalt zu zerſetzen und zu zerfällen, daß zuletzt von dem ganzen Feſte nichts übrig blieb, als zerflatternde Blätter, klebrige Knoſpen, zertretene Gräſer, fahle Blüten, und, wenns hoch kömmt, eine flötende Nachtigall, die einſam nach ihrem Sproſſer girrt.

Übrigens, lieber N — n, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich Ihnen ganz ſo zu zeigen, wie ich bin, hätte ich die nächſt vorhergehende Stelle ganz unterdrückt, denn — unter uns geſagt — ſie iſt ſentimental d. h. ſie ſchaut die Sachen nicht gerade und natürlich an, ſondern ſchielt und ſchillert und quält ſich dabei mit Empfindungen ab, die geſunde Leute nicht einmal kennen. Aber — wer kann gegen Drang und Sucht der Zeit? Man muß mit ſich Geduld haben, wie mit anderen, wobei jedoch beiderſeits einiges Schmähen und Schelten nicht ausgeſchloſſen iſt und man ſich allerdings ſagen darf: Die Sentimentalität taugt nichts, gar nichts, auch wenn ſie ein Schiller an ſich hat oder ein Jean Paul, ſie iſt eine Krankheit, ein Faulfieber, eine Pulsadergeſchwulſt, eine Thränendrüſen-Entzündung, eine Herzbeutelerweiterung, auf welche die Waſſerſucht, der Nervenſchlag erfolgen kann oder noch was Ärgeres.

Alſo, wie geſagt, den Tag darauf nach meinem Aufenthalte in Fulnek, ſaß ich des Abends abermals heiter und wohlgemuth, an der Seite von werthen Freunden und Studiengenoſſen, zu Olmütz im Thea-

ter, und machte mancherlei ſchickliche Bemerkungen über Bühne und Parterre, und plauderte mit meinem ehemaligen Reiſegefährten durch Salzburg und Tirol vielerlei über das Eis der Gletſcher, die Anmut der Bergthäler, den Silberglanz der Seen, und andere dergleichen naturhiſtoriſche Gegenſtände — wiewohl ich die Wahrheit des hier Geſagten nicht ganz verbürgen will. Wenn man mit einem Manne zuſammenkommt, in deſſen Hauſe man lange Jahre die ſüßeſten und bitterſten Stunden des Lebens durchgenoſſen, mit dem man in Haß und Liebe eine ganze Reihenfolge wechſelnder Geſchicke gemeinſchaftlich durchlaufen hat, wie kann man da von der Natur reden und ihrer kalten unveränderlichen Herrlichkeit! Der Menſch ſteht uns näher trotz aller ſeiner Brandmale und Leberflecke, und mit dem Menſchen — kann man nie zu Ende kommen, er iſt ein Thema unerſchöpflichen Inhaltes, faſt ſo alt, wie die Weltgeſchichte, und wo ich nicht irre, noch etwas älter; denn das Sein iſt früher als das Geſchehen geweſen.

Alſo, wie geſagt, ich war in Olmütz im Theater, was ſie aber ſpielten, vermag ich nicht mehr genau anzugeben, und das wiſſen Sie ja noch von Berlin her, zum Theaterrecenſenten bin ich verdorben, denn für Effektſcenen, Kraftſtellen, rührende Zart-, klingelnde Derbheiten, ſalbadernde Sentenzen, geleckte Bilder, feine Zweideutigkeiten, bin ich leider gänzlich unempfänglich, hart und grob wie Gneis; das kommt aber vielleicht davon her, weil ich Schubart's Lieder liebe und Uhlands Balladen und Poeſien von Claudius und von Spee und einige andere Bücher, die ich nicht nennen will in einem ganz verweltlichten Briefe.

Von Olmütz fuhr ich nach Brünn, es war am 30. September 1833; der Wagen, auf dem ich fuhr, war ein ſogenannter Stellwagen und die Reiſegeſellſchaft beſtand aus Studenten, Wirthſchaftsbeamten, Kaufleuten u. dgl. Wir kamen durch Proſnitz, wo man gute Würſte bekommt, ſahen Auſterlitz, wo man einſt eine Schlacht geſchlagen, und am Abende um 6 Uhr waren wir wirklich in der zweiten Hauptſtadt Mährens, in Brünn; allein das intereſſirt Sie nicht und das war es auch nicht, was ich Ihnen ſagen wollte, es ſollte nur einleiten und Übergang bilden für nachfolgende Anmerkung und Exemplifikation:

(Schluß folgt).

Die Kunſtausſtellung des Jahres 1834.

Eine würdigende Überſicht.

(Schluß.)

M. R. Toma hat zwar nur wenige Bilder geſpendet, aber unter dieſen iſt eines, der Kirchhof zu Eiſenerz (69), den gelungenſten der dießjährigen Landſchaften an die Seite zu ſetzen. Mir wäre es das liebſte aus allen; denn die verfallenden Gräber, die bemooſte Kirche, der verwitternde Berg, die dunſtige Luft, bilden einen großen Gedanken — den der alternden Erde, und dieſer iſt nur zu wahr und tief begründet!

Leander Ruß's ägyptiſche Landſchaften (61, 154) ſind mehr entmutigend, erſchütternd, befremdend, als erhebend und befriedigend. Die Glut der Weltgeſchichte und der Staub der Vernichtung haben alle Anmut und Schönheit in dieſem Lande verſengt und verſchüttet.

Einige jüngern Künſtler, Höger, Geyling, A. Stöveſandt, (65, 117, 118, 375) haben ſich durch beachtenswerthe Arbeiten bekannt gemacht.

10. Unter den Portraitmalern ragt vor Allen Ammerling (301, 310, 311) hervor. Seine Geſtalten, Farben und Gewänder beſitzen Glut, Wahrheit, Charakter! Waldmüller's haben wir ſchon mit gebührender Achtung erwähnt. J. Ender (319, 325) iſt etwas zu hart; Natale Schiavoni verfällt in den entgegengeſetzten Fehler; F. Eybl beſitzt mehr Vorzüge in einem andern Fache; der junge Rahl hat ſich ein Muſter gewählt (Rubens), das man eher zu bewundern als nachzuahmen und zu copiren vermag; F. Schilcher, Joſ. Weidner, Carl Mayer, beſonders aber der letztere, ſind viel verſprechende jüngere Talente, deren weitere Entwicklung aber noch abzuwarten iſt; Hellich (377), Hollpein (406), Depauly (417) verdienen als Anfänger anerkennende Erwähnung.

11. Die Genreſtücke nehmen auch dieſes Jahr wieder vielen Raum ein. Hinter den beiden ſchon genannten Coryphäen Waldmül-

ler und Fendi glänzen im zweiten Range Nic. Moreau*) (191, 201, 202, 217, 348) Mich. Neder (216, 284, 285, 376, 381, 382, 389) Fr. Eybl (179, 190, 192, 196, 197, 206) J. M. Ranftl (180, 214, 249, 255, 277) F. Danhauſer, G. Leitner (409). — Moreau hat die meiſte Erfindung, den treffendſten Witz. Eybl u. Ranftl wiſſen Landleben, Kinderſcenen und andere dergleichen unſchuldige Zwiſchenakte treu und gefällig aufzufaſſen. Neder iſt der Maler unſerer Fleiſchknechte, Schenkwirthe, Handwerker, Kaufmannsdiener u. dgl.; aber ihm fehlt der erhabene Standpunkt und das komiſche Element, das den äſthetiſchen Sinn mit dergleichen Gegenſtänden verſöhnen und vereinbaren könnte. Die alten Niederländer gefielen ſich ebenfalls in Darſtellungen der gemeinen Welt, aber der tragiſche Humor oder die kindliche Gutmütigkeit, die ſie darein zu legen wußten, nehmen ihnen das Abſtoßende und Widerwärtige des unmittelbaren Eindruckes. Danhauſer gefällt ſtets, wenn er nicht gefühlvoll, edel, erhaben, rührend, begeiſternd ſein will; die erſte Pflicht des Malers iſt, ſein Talent zu erkennen und ſich nicht in fremde Sphären zu verirren. Leitners Bauernhaus bei Kienfackelbeleuchtung iſt ein liebliches Bild.

12. Über die vorhandenen Bildwerke kann ich wenig ſagen; ich wünſchte von ganzem Herzen, daß ich es könnte. Die Namen Schaller, Dialer und Kernler verdienen jedenfalls Beachtung.

13. Die hiſtoriſchen Gemälde habe ich abſichtlich für den Schluß der Beurtheilung geſpart, denn eigentlich ſind es doch nur dieſe, die den Namen von Gemälden im ſtrengſten Sinn dieſes Wortes verdienen; in den beſten Zeiten der Kunſt hat man auch keine andern gekannt. Nur die ewige Idee kann das menſchliche Werk zu einem geiſtigen, zu einem Kinde der Unſterblichkeit erheben; ſonſt vermag es nichts auf der Welt.

Hier drängt ſich nun zuerſt F. Kadlick's heil. Lukas,

*) Wie ich vernommen, ſoll der talentvolle Künſtler voriges Jahr geſtorben ſein; ich wünſchte recht gerne von der Unwahrheit dieſes Gerüchtes benachrichtigt zu werden.

(183), die Mutter Jeſu malend, der Betrachtung auf. Der Evangeliſt, durch das Symbol des Stiers kenntlich, iſt eben beſchäftigt, die glorreiche Erſcheinung, die Mutter mit dem Kinde, die auf einer Wolke mitten im Gemache ſchwebt, hinzubannen auf die Tafel, welche ihm von zwei Engelknaben dargereicht wird. Eine milde, ehrfürchtige Ruhe iſt über die Geſtalten ausgegoſſen, Würde und Anmut ſchmücken das Antlitz der Mutter und des Malers; nur die Engel ſcheinen mir etwas zu zierlich und faſt hätten wir dem Ganzen ein wenig mehr Glut gewünſcht. Aber aller etwaigen kleinen Schwächen ungeachtet bleibt das Bild die Krone der dießjährigen Ausſtellung, es hat Charakter, Styl, Empfindung, Ausdruck. — Die Anbetung der Hirten von demſelben Meiſter (225) wollte weniger zuſagen.

Der Fauſt des Malers Ludwig Schnorr v. Karolsfeld (315), ein Gegenſtück zu dem in der k. k. Gallerie befindlichen Bilde desſelben Meiſters, erregte im Allgemeinen wenig Theilname. Das Bild der Gallerie ſtellt den eigentlichen Beginn des großen Drama's dar: Fauſt in der Studierſtube, wie eben die geſpenſtige Geſtalt Mephiſto's in der Ofenecke ſich entfaltet; das Gemälde der Ausſtellung behandelt den Schluß der Tragödie (inſoweit man dieſe mit dem erſten Theile des Göthe'ſchen Fauſts geſchloſſen nennen kann) Fauſt in Gretchens Kerker, die im Wahnſinn Befangene zu befreien ſtrebend, von ihr zurückgewieſen, von ſeinem Dämon und der mahnenden Morgenſonne gewaltſam fortgezerrt. Es ſind alſo in dem Bilde zwei ſich wiederholende und noch dazu widerwillige unmaleriſche Handlungen enthalten, ein Hinziehen (von Seite Fauſt's und Mephiſto's), und ein Widerſtreben (von Seite Gretchen's und Fauſt's); dadurch bekömmt das Ganze einen Anſtrich der Unentſchloſſenheit und Unbehaglichkeit, der nachtheilig auf den Beſchauer zurückwirkt und jenen Eindruck ſchwächt, den die Richtigkeit der Zeichnung, der Adel der Geſtalten und die Wärme der Empfindung auf den Kenner unbezweifelt machen muß.

Ein anmutiges allgemein anſprechendes Bild iſt das Kabinetsſtück desſelben Meiſters (353), der Junker, der von Müller und Müllerin, (eine gar zierliche Geſtalt, die ihm neckiſch Rübchen ſchabt) Knecht und Hofhund aus dem Gey (Gehege) gewieſen wird. Der Stoff, der dieſem Bilde zu Grunde liegt, ſoll einer unſerer angeſehenſten Kauf-

mannsfamilien den Namen gegeben haben, er ließe ſich wohl zu einer artigen Ballade in Göthe'ſchem Style verarbeiten.

Leo der Große und Attila von Joſ. Schmutzer (185) iſt ein braves Bild; Lob verdienen auch die Preisſtücke (Prometheus, wie er Pandora verſchmäht) der ſchon genannten Meyer und Rahl. Auch H. Schwemminger, W. Manes, und ſelbſt der jugendliche Anton v. Perger, deſſen Richard III. vor Anna von Warwik man hiſtoriſche Auffaſſungsgabe nicht abſprechen kann, verdienen hier Erwähnung.

Wenn wir uns am Schluße unſerer Überſicht noch einige »fromme Wünſche« erlauben dürfen, ſo ſind es folgende: Die Kunſt findet bei uns ſoviel, wo nicht mehr Unterſtützung, als in jedem andern Lande. Abgeſehen von den bedeutenden Summen, welche der allerhöchſte Hof alljährlich dem Ankaufe vaterländiſcher Gemälde widmet, und der großen Anzahl reicher und erlauchter Kunſtfreunde, die gute Werke ſich anzueignen wetteifern, iſt neuerlich ein Actien-Verein*) entſtanden, der durch zahlreiche Beiträge unterſtützt, von ehrenwerthen, einſichtsvollen Männern geleitet, alljährlich als ein ſicherer, kenntnißreicher, mit großen Mitteln ausgerüſteter Abnehmer auf dem Markte erſcheint, ſo daß es dem gelungenen Kunſtwerke durchaus nicht an Käufern fehlen kann. Unſere Künſtler mögen daher ſich ermutigen laſſen, und künftig nicht ſo feſt an der Scholle kleben oder ſich in ſklaviſche Nachahmung der Natur verlieren; ſondern ſich mit geiſtiger Freiheit über die Erſcheinung erheben und den Glauben an die höhere überſinnliche Welt in ſich zu beleben ſuchen. Sie mögen insbeſondere die ſo ſehr vernachläßigten Gebiete der Hiſtorienmalerei und der Bildhauerkunſt mit mehr Fleiß und Liebe pflegen, als bisher, und die großen Momente der Kirche und des Vaterlandes verewigen und mit ihrem eigenen Angedenken dauernd verknüpfen lernen, wie Homer mit Achill, Camoens mit Vasco de Gama, Raphael mit Rom, Michel Angelo mit Florenz für immer vereint und verſchmolzen ſind.

C. F. Hock.

*) Wenn unſere jungen Freunde ſich irgend eine edle, nachhaltige Freude und das Bewußtſein, einem edlen Zwecke förderlich geweſen zu ſein, um geringe Koſten verſchaffen wollten; ſo rathe ich ihnen dringend, dieſem Vereine beizutreten. Eine Actie koſtet 5 fl. C. M.; durch dieſelbe erlangt man das Recht auf ein Exemplar des durch den Verein gekauften Kupferſtiches (für dieſes Jahr die drei Frauen nach Perugino von Steinmüller) und auf den Glücksfall, eines der vom Vereine erkauften Bilder durch die veranlaßte öffentliche Verloſung gewinnen zu können.

Verbeſſerungen: S. 799, l. 3. ſt. Pubitſchkap. l. Pubitſchka. p.; S. 806, Z. 11, ſt. Fogaraſche l. Fogaraſcher; S. 807, Z. 9. ſt. Recterat l. Rectorat.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 36. Wien, den 4. Juni 1834.

Das Köſtlichſte, von E. Straube. — Für Kunſt nnd Altertum am linken Donau-Ufer von Adolf Schmidl. I. Die Kirche zu Maria Laach. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Charade vom Prof. A. Brecht. — Aenigmata. — Auflöſung des Rathſels im Blatte 34.

Das Köſtlichſte.

Ein Kleinod erhellt des Menſchen Bahn,
Unſchätzbar an innerem Werthe;
Es hebt ihn aufjauchzend himmelan,
Und zieht ihn thränend zur Erde.
Dieß Kleinod, tief in des Buſens Schacht,
Es iſt's, was den Göttern ihn ähnlich macht.

Kaum iſt er geboren zum irdiſchen Sein,
So regt ſich's mit ſeltſamen Bangen,
Es führt ihn zuerſt in das Leben ein,
Mit unbegriffnem Verlangen;
Es drängt ihn wie Liebe, wie ſehnende Luſt,
Hinan an die nährende Mutterbruſt.

Er wird zum Knaben und heller entflammt
Des Kleinods freudige Klarheit,
Die Sehnſucht nach Wiſſen, dem Himmel entſtammt,
Gebeut ihm zu ſtreben nach Wahrheit.
Die Muſe ſteigt nieder als Göttergeſtalt,
Sie locket ihn fort wie mit Zaubergewalt.

Da ſchreitet er mutig und ringt ſich empor
Zum Jünglinge, kräftig und blühend,
Die Ehre erſcheint ihm als Meteor,

Zum Tempel des Ruhmes ihn ziehend;
Und wenn ihm gelang eine männliche That,
Erglänzt es als Stern auf dem dornigen Pfad.

Er pflücket den Lorbeer und ſchlinget den Kranz
Des Glücks in die duftigen Haare,
Er ſammelt Unſterblichkeit, ſammelt ſich Glanz,
Ihm tragen nur Roſen die Jahre:
Der Mann, der ſich herrlich vor Allen geſtellt,
Beherrſcht, im Gefühl jenes Kleinods, die Welt!

Da flicht ſich das Unglück ihm ernſt in die Bahn,
Ihm nahet Verfolgung, Mißkennen;
Und weichen muß er dem mächtigen Wahn,
Und Neid und Mißgunſt entbrennen.
Da würde er ſinken, der Flachheit zum Raub,
Erhob ihn das Kleinod nicht hoch aus dem Staub.

Nun wird's ihm ein Talisman, köſtlich und groß,
Ein ſchützender Demant des Himmels,
Ein Schild gegen dräuendes Todesgeſchoß,
Im Brauſen des Schlachtengewimmels,
Es wird ihm zur ſicheren, heil'gen Arznei,
Es macht ihn von jeglicher Kümmerniß frei.

Es trägt ihn auf Fittigen, ſeraphsrein,
Weg über den engenden Boden,
Es führt ihn in ſchönere Welten ein,
Umhaucht ihn mit göttlichem Oden,
Es lehrt ihn ſchau'n in ſich ſelber das Glück,
Es ſtählt ihn im Kampf wider dunkles Geſchick.

Wie eitel däucht ihn, wie thöricht und ſchal,
Der Menſchen verblendetes Treiben,
Er ſiehet nun endlich das Ideal
In nackter Wahrheit zerſtäuben;
Das Köſtlichſte blieb ihm, und himmelwärts
Geleitet ihn ahnend das Kleinod — ſein Herz!

O wahret es immer mit ſorgſamen Fleiß,
Damit es kein Flecken entweihe.
Nicht trübt ſeinen Schimmer der rinnende Schweiß,

Doch furchtbar der Makel der Reue:
Ach — einmal verloren — kein Ringen mehr
Stellt wieder des Kleinodes Reinheit her!

E. Straube.

Für Kunſt und Altertum am linken Donau-Ufer.

Von Adolf Schmidl.

Das rechte Donau-Ufer hat bisher im Erzherzogtume Öſtreich ſo ſehr die Wanderungen und Forſchungen der Vaterlandsfreunde in Anſpruch genommen, daß die Gegenden jenſeits des Stromes nur geringer Theilname ſich erfreuen durften. Die großartigen Scenen des Hochgebirges waren es, welche von jeher die Aufmerkſamkeit dorthin lenkten; aber wenn auch das Waldviertel nicht den hohen Charakter der Alpen in ſeinen Landſchaften aufzuweiſen vermag, ſo bietet es doch in ſeinen ſtillen anmutigen Thälern manch liebliches Bild und vor allem eine wohl kaum geahnte Fülle von Schätzen alter Kunſt und Art. Ein eigener Genius ſcheint in deſſen weniger gekannten beſcheidenen Örtchen über den ehrwürdigen Reſten des Mittelalters gewacht zu haben, denn ſowohl die Zahl als Bedeutung und treffliche Erhaltung derſelben muß den Kunſtfreund auf's erfreulichſte überraſchen. —

I.

Die Kirche zu Maria Laach.

An dem hohen Jauerling, jenem nicht unbedeutenden Gebirgs-Rücken, welcher ſich am linken Donauufer jenſeits von Mölk erhebt und bis Spitz hinabzieht, nach allen Richtungen hin von zahlreichen Schluchten und Thälern durchſchnitten, liegt die Gruppe kleiner Ortſchaften, von deren Kunſtdenkmalen die folgenden Zeilen zu ſprechen unternehmen. Fern von jeder großen Heerſtraße, von der Donau durch ziemlich unwegſame Höhen getrennt, verdanken ſie es ihrer Lage wohl nur allein, daß weder die türkiſchen uoch ſchwediſch-böhmiſchen Verheerungen in ihre einſamen Kirchlein drangen. So nur iſt es erklärlich, daß die 3 Orte, Maria Laach, h. Blut und Pöggſtall nicht weniger als 6 Schnitz- und Bilderaltäre nebſt andern Kunſtdenkmalen aufzuweiſen haben, in Weiten aber ſich 5 Kirchen-Fenſter

voll Glasmalerei finden, die vielleicht kaum von den berühmten am Nonnberge in Salzburg übertroffen wird. — Bisher waren im Erzherzogtume nur 5 Bilder- und Schnitzaltäre bekannt, wovon 2 im Lande ob der Enns zu Hallſtadt und St. Wolfgang, unter der Enns jener im Neukloſter in Neuſtadt und die 8 kleinen im Stifte Herzogenburg, aus Kuefern und Unter-Wölbling dahin übertragen. Des Schnitzaltares zu Mauer bei Mölk erwähnte flüchtig H. Prof. Leiblinger in ſeinem klaſſiſchen Aufſatze über die Schallaburg in Hormayers Taſchenbuche für vaterl. Geſchichte. Auch er ſchließt ſich auf eine merkwürdige Weiſe an jene jenſeits der Donau gefundenen an, über welche hiermit Bericht gegeben werden ſoll. —

1 1/2 St. von Aggsbach nordweſtlich liegt am Jauerling das unbedeutende Örtchen Laach. Auch von Mölk über Emmersdorf gelangt man ſanft ſteigend in 2 1/2 Stunden dahin, ſteiler aber dafür romantiſcher iſt der Weg über Aggsbach. Durch eine romantiſche Waldſchlucht an einzelnen Bauernhöfen vorüber erreicht man eine nicht unbedeutende Höhe und damit den Rand einer tiefen Kluft, jenſeits welcher die freundliche Kirche mit den wenigen Häuſern herüberſieht; 1/2 Viertelſtunde abwärts liegt das alte, aber jetzt ganz bedeutungsloſe **Zeising** (Zaſing.) Die Kirche ſelbſt liegt ſchon hoch und eine herrliche Ausſicht entzückt das Auge, aber von einem nahen Kogel, der zu einem engliſchen Gärtchen umgeſtaltet iſt, überraſcht der Anblick der ganzen Alpenkette vom Ötſcher bis zum großen Priele bei Stadt Steier und noch weiter zu dem Salzburger Hochgebirge. Die Kirche in Laach iſt die einzige im Lande unter der Enns, deren Hochaltar noch ein durchaus wohl erhaltener herrlicher alter Schnitz- und Bilderaltar iſt, der an Größe und Kunſtwerth dem berühmten zu St. Wolfgang bei Iſchl nur wenig nachſteht! — Bei 37 Fuß hoch baut ſich dieß treffliche Werk empor und endet in 3 zierlichen Pyramiden, die ganze Höhe des Presbyteriums erfüllend. Zweifache Doppelthüren decken das Mittelſtück, welches ſo wie die inneren Flügel und der ganze übrige Bau des Altares Schnitzwerk iſt. Leider hat bei der Reſtauration der Kirche 1802 ein Sudler dieß Alles überpinſelt; die Bilder oder den äußern Flügeln ꝛc. ſind rein und trefflich erhalten. —

Die Flügelaltäre des Mittelalters hatten bekanntlich nach ſinniger Weiſe der alten Kunſt die Beſtimmung: in der heiligen Char-

woche das Mittelſtück und eigentliche Altarblatt zu bedecken, zu welchem Ende heut zu Tage der Altar mit einem Tuche und dem ſogenannten Faſtenbilde verhängt zu werden pflegt. Dieſe Beſtimmung macht erklärlich, daß auf den Flügelbildern ſo große Übereinſtimmung in der Darſtellung — meiſt aus der Paſſion — herrſcht; zugleich aber läßt ſie das reiche fromm- ſinnige Gemüth der alten Meiſter nur um ſo ſchöner in der verſchiedenartigſten Auffaſſung bewundern. Auch bei dem Altare in Laach enthalten daher die Gemälde Darſtellungen aus der Paſſion, und auch hier zerfällt das ganze Werk in 3 Abtheilungen. Auf einem Unterſatze von etwa 2′ Höhe ruht das Haupt- und Mittelſtück, ein viereckiger Kaſten, 10 — 12′ hoch, von den Thüren geſchloſſen, über welchen noch ungemein zierliches Schnitzwerk, 3 Pyramiden bildend, 8 — 9 Fuß empor ragt und beinahe die Kirchenwölbung erreicht.

In dieſem Kaſten iſt als eigentliches Altarbild Maria mit dem Kinde aus Holz geſchnitzt. Unter einem reichen, überaus zierlichen und leichten Baldachin von Architektur und Arabesken ſitzt die Mutter mit dem Kinde, bei 3 Fuß hoch, nicht blos Hautrelief ſondern ganz frei herausgeſchnitten. Trotz dem, daß der unſelige Reſtaurator alles mit bunten Farben übermalt hat, treten doch die anmutigen Formen noch unverkennbar genug heraus, das Antlitz der Gottesmutter iſt voll Würde und Milde. Auf ihrem Schoße ſitzt frei das Jeſukind und die fromme Einfalt des Meiſters hat ihm einen Sauglappen in die Hand gegeben. Zu beiden Seiten rückwärts halten 2 Engel den Mantel Marias — (der Reſtaurator hat aus ihm einen türkiſchen Schawl mit bunten Palmen gemacht) — und darüber ſchweben 2 geflügelte Engelsköpfchen. Die beiden Flügel des Bildes ſind jeder in 2 Felder getheilt und mit Schnitzwerk in halb erhobner Arbeit verziert. Links *) oben die heilige Eliſabeth, unten die heiligen drei Könige. Rechts oben der engliſche Gruß, unten die Krippe. Es fehlt auch an dieſen Darſtellungen nicht an zarten und barokken Ideen, an deren Contraſte jene Zeit ſo beſonderen Gefallen fand. Wunderlieblich ſind 3 kleine Engelchen beim Jeſukindlein vor der Krippe, deren eines aus dem Breviere bethet. Für dieſe ganze Darſtellung zeigte der alte

*) Rechts und links wird hier immer von der Seite des Altares verſtanden.

Meiſter überhaupt beſondere Vorliebe. Nicht weniger als 12 Figuren enthält dieſelbe und auch der gemütliche Humor jener Zeit wird darin nicht vermißt. Wie charakteriſtiſch iſt nicht die Figur des durſtigen Hirten, aus dem Brunneneimer trinkend! In der Höhe beim in excelsis, erſcheinen die 3 Engel in goldenem Schuppen- oder Federkleide. — Merkwürdig iſt bei Eliſabeths Beſuch die Perſpektive, auf das mühſamſte übereinander gebaut. Unwillkührlich wird man erinnert, wie die ſogenannten Krippenſpiele nichts als die getreueſte Nachahmung jener alten kindlich einfachen Bilder ſeien! Beim engliſchen Gruße iſt das reiche Faltengewand des Erzengels Gabriel merkwürdig, welchem 2 andere Engel die Schleppe tragen, — die heiligen drei Könige tragen Schnabelſchuhe. Schließet man nun die Flügel, ſo erſcheinen auf der Rückſeite der inneren und auf inneren Seite der zweiten, äußeren Flügel 8 Bilder aus der Paſſion. Die Folge der Darſtellungen läuft von der rechten Seite zur linken über alle Flügel weg.

Die erſte rechts oben iſt der Ölberg mit 6 Figuren. Judas erſcheint im Hintergrunde. Bei den Jüngern iſt die Erde mit Schneeglöckchen und Erdbeeren bedeckt. Chriſtus und die Jünger ſind in weißliche lichte Gewänder gekleidet und der Faltenwurf, beſonders am Kleide des Heilandes, freier als man in der alten Schule zu finden gewöhnt iſt. Ausgezeichnet ſchön iſt das Antlitz des Lieblingsjüngers. — Daneben folgt der Judaskuß. Malchas mit einer Blendlaterne kniet noch mit der Kopfwunde, indeß Judas, im giftig ſchwefelgelben Gewande, ſich dem Meiſter naht, ihn zu verrathen. Sein Kopf iſt höchſt charakteriſtiſch. Auf der linken Seite folgt dann die Geißelung, 12 Figuren enthaltend. An die Geſtalten der römiſchen und jüdiſchen Knechte und Söldlinge haben die alten Mahler gewöhnlich allen Reichtum ihres Humors verſchwendet, um durch den Hohn und Spott dieſer Elenden deren Verworfenheit und Erbärmlichkeit charakteriſtiſch genug durchblicken zu laſſen. So auch hier, und beſonders iſt die aufſchwingende rothe Figur eines Marterknechtes eine höchſt baroke Geſtalt. — Das letzte Bild der oberen Reihe iſt das Ecce homo mit 14 Köpfen. Wie das Ringen der alten Kunſt nach Bedeutſamkeit und ſinnvoller Darſtellung noch Schriftzettel zu Hilfe nahm,

um über die Geſinnung der dargeſtellten Perſonen keinen Zweifel zu laſſen, ſo ſpricht auch hier Pilatus auf dieſe Weiſe ſein ecce homo! und einer aus dem Volke ruft crucifige eum! — Die untere Reihe beginnt rechts mit der Dornenkrönung. Merkwürdig iſt hier ein Marterknecht, deſſen Beinkleid zur einen Hälfte grün, zur anderen roth und gelb geſtreift iſt. Das Antlitz des Heilandes iſt ungemein würdig und ausdrucksvoll gehalten. — Eine der reichſten Darſtellungen folgt: Chriſtus trägt das Kreuz. Das Bild enthält 13 Köpfe. Römiſche Soldaten in altdeutſchen Blechhauben treiben den Zug und merkwürdig iſt die frappante Ähnlichkeit eines aus dem Volke gerade über Chriſtus mit Napoleon! Simon von Cyrene hilft das Kreuz tragen, eine ärmliche kleine Figur mit gewaltigen ledernen Fäuſtlingen. Die beiden letzten Bilder haben ſehr gelitten, das nackte Holz ſieht an manchen Stellen hervor.

Bei der Kreuzigung iſt die Landſchaft merkwürdig. Jeruſalem iſt vom Jordan umſtrömt, den zahlreiche Segelſchiffe befahren. — Marias Antlitz iſt voll Ausdruck. Das letzte Bild iſt die Auferſtehung, 5 Figuren enthaltend. Aus einer flachen offenen Stein-Gruft ſteigt der Heiland ſo eben empor. In den charakteriſtiſchen Figuren der Wächter malt ſich das höchſte Entſetzen in allen Nüancen; höchſt ſonderbar, wie ihr Coſtüm überhaupt, iſt ein herzförmiges goldenes Schuppenſchild, welches einer auf der Bruſt trägt. Das heilige Grab befindet ſich in einem flachen Garten mit einem Zaune umgeben, und im Hintergrunde treten eben die 3 heiligen Frauen herein.

Wird nun der Altar durch die 4 Flügel ganz geſchloſſen, ſo zeigen ſich auf der äußerſten Seite derſelben 4 Bilder aus dem Leben der heiligen Jungfrau.

Auf der rechten Seite oben enthält die Opferung im Tempel 10 Köpfe. Gegen die Gewohnheit, die äußeren Bilder flüchtiger zu halten, ſind dieſe ſehr fleißig ausgearbeitet, nur verblichen die Farben ſchon bedeutend. Maria iſt voll Anmut und beſonders zieht der Ausdruck von Gutmütigkeit in des heiligen Joſephs Kopf an. Der Boden iſt ganz mit Blumen beſtreut. Daneben folgt die Beſchneidung im Tempel, 10 Figuren. Auch hier tritt Joſephs Geſtalt mit einem Strohhute beſonders hervor. Auf beiden Bildern ſieht

man im Hintergrunde große gothiſche Fenſter, welche hebräiſche Charaktere enthalten. Nächſt dieſem Bilde iſt der Tod Marias dargeſtellt, 13 Figuren. Auffallend iſt, daß Maria ſtehend erſcheint, eben zuſammenſinkend. Die Apoſtel mit der Kerze, Rauchfaß und Brevier fehlen auch hier nicht. Die Scene geht in einer einfachen Halle vor, welche rückwärts ein großes Fenſter hoch oben hat; durch dieſes ſieht man in die freie Luft hinaus, wo Chriſtus ſchwebt und Marias Seele aufnimmt. Das letzte Bild iſt Maria's Krönung. Maria ſitzt unter einem reichen Teppich-Baldachine zwiſchen Gott Vater und Gott Sohn, der heilige Geiſt ſchwebt darüber. Wunderſchön iſt Maria's Antlitz; die Einheit der beiden göttlichen Perſonen iſt durch die vollkommſte Gleichheit der Geſtalten ausgedrückt, beide haben ſogar die Weltkugel in der Hand. Hinter denſelben knien 2 blumengekrönte Engel und zu beiden Seiten ſchweben gleichfalls 2, mit Harfe und Laute. Dieſe Engelgeſtalten ſind ſehr anmutig, einer der ſchwebenden hat Stieglitzflügel, und das kindliche Gemüth des Malers ſpricht ſich auch hier wieder aus. —

Dieß iſt nun der eigentliche Körper des Altars, über welchen ſich, wie bereits erwähnt, noch das Schnitz- und Blumenwerk bis zur Kirchenwölbung empor baut, 3 Pyramiden bildend, welche zugleich als Baldachin für die Figuren von Chriſtus, Johannes und Petrus dienen.

Noch erübrigt von der unteren Abtheilung zu ſprechen, gewißermaßen dem Sokel, mit welchem das ganze Werk auf dem Altarſteinen, einer 10 Fuß langen, 4 1/2 Fuß breiten Marmorplatte ruht. Auch hier ſind an den beiden Enden 2 kleinere Gemälde aber von ſehr fleißiger Ausführung angebracht. Zur rechten M. Maria Magdalena mit der Salbenbüchſe, links St. Urſula. Was aber dieſe beiden Bilder beſonders merkwürdig macht, iſt das Vorkommen von Symbolen, welche ſehr an Malerzeichen erinnern. Rechts neben Maria Magdalena findet ſich nämlich ganz frei im dunklen Grunde des Bildes ein kleiner Roſenkranz mit einer Roſe, eben ſo rechts von St. Urſula ein offenes Buch mit Feder und Griffel, ober beiden ein Wappen, einen braunen Eberkopf aus goldner Krone emporwachſend im Silber-Felde. Auch auf der Rückſeite iſt dieſer Unterſatz bemahlt,

Digitized by Google

doch ſcheint das Schweißtuch Chriſti, gleichfalls eine an alten Altären an dieſer Stelle gewöhnliche Vorſtellung, von neuerer Art. In dieſer untern Abtheilung nun war offenbar auch der alte Tabernakel angebracht, und es war zu vermuthen, daß dieſer in Übereinſtimmung mit dem Altare gleichfalls mit Bilder-Thüren geſchloſſen war. Wirklich fanden ſich dieſelben auch durch einen glücklichen Zufall wieder vor, und ſind ſogar die beſterhaltenſten Stücke des Ganzen. Sie ſind auf beiden Seiten bemalt und enthalten außen St. Katharina und Barbara, innen Apollonia und Margaretha.*)

Noch ſind unter den Vorſprüngen des Altares ſelbſt, an den beiden Seiten, 2 Bilder angebracht, deren Farben von beſonderer Friſche ſind, nämlich:

2 Bruſtbilder von Presbytern, welche Schriftbänder in den Händen haben, auf denen kurze exhortationen ſtehen. Vielleicht ſtellt das Eine — ein ſprechender Kopf im Barett — den Künſtler, das andere den Pfarrer vor, unter dem das Werk entſtand? Was nun den Kunſtwerth des ganzen Werks betrifft, ſo ſteht dasſelbe zwar dem berühmten oberöſtreichiſchen zu St. Wolfgang bedeutend nach, aber es iſt nicht ohne großes Verdienſt. Schon die reiche Gruppirung iſt bemerkenswerth, einzelne Geſtalten ſind, wie erwähnt, voll Anmut

*) Als vor beiläufig 60 Jahren der jetzige Tabernakel gemacht wurde, nam man dieſe Bilderthüren als hinderlich weg. Der damalige Pfarrer hing ſie in ſeinem Zimmer auf, und da blieben ſie bis nach dem Tode ſeines Nachfolgers. Ein Bauer kaufte ſie 1812 aus dem Nachlaße, und warf ſie vor 2 Jahren auf den Boden, weil ſie vom Rauch ſchon ſo geſchwärzt waren, daß ſie ſelbſt ihm nicht mehr gefielen. Dort fand ſie der jetzige hochw. H. Caplan Fr. Mugerauer, der auf meine Vermutung, daß der alte Tabernakel vielleicht noch hinter dem neuen vorhanden ſei, dieſen wegräumen ließ, und noch die Angeln der Thüren fand, denen er nun auf das eifrigſte nachſpürte. Jetzt ſind ſie denn, ſorgſam gereinigt, wieder in den Pfarrhof zurückgekehrt per tot discrimina rerum! Wie oft mögen ſich ſolche Fata alter Kunſt im Lande wiederhohlt haben! Fände nur auch jedes alte Werk einen eben ſo eifrigen als ſachkundigen Beſchützer wie H. Mugerauer, deſſen unermüdlicher Geduld ich die ſchätzbarſten Notizen und eben ſo zahlreiche als trefflich ausgeführte Zeichnungen aller Details der Laacher Kirche verdanke.

und Ausdruck. Die Farbenwahl und Haltung lebendig und friſch. Die Zeichnung aber iſt in einigen ſchwierigen Bildern, z. B. der Auferſtehung, ſo gezwungen und hart, daß ſie nicht zu entſchuldigen iſt. — Übrigens iſt der Himmel durchaus Goldgrund, mit gepreßten Zierathen, welche die Stelle der Wolken vertreten. — Vergeblich ſucht man übrigens am ganzen Werke nach einer Jahreszahl oder Monogramm; um ſo merkwürdiger ſind daher einige räthſelhafte Aufſchriften, welche an der Rückſeite ſich finden.

An der Rückwand des Altares bemerkt man nämlich in den ſchmalen Leiſten, welche den Haupttheil von jener niederen ſchmalen Abtheilung trennen, mit Kreide angeſchrieben:

Jo. Ant. Bluemuth 1543
Joh. Jac. Khueffſteiner 1693
Chriſt. Wiegler anno 162?
und darunter noch mit Kohle
Hanns Lichtenauer (Lichtmaier?) 1652.

Daß dieſe flüchtige Kreidenſchrift nicht aus den genannten Jahren herrühren könne, iſt klar, aber dieſe Namen und Jahrzahlen ſind zu bezeichnend, als daß ſie bedeutungslos wären. Leider enthält das Pfarrarchiv nicht die mindeſten Aufſchlüſſe über Kirche, Altar, oder irgend eine dahin einſchlagende Notiz, indeß liegt eine Vermuthung zu nahe, als daß ihr nicht Raum vergönnt werde, bis ein glücklicher Zufall — ſie vielleicht zur Gewißheit erhebt.

Der ganze Altar wurde 1802 renovirt, d. h. das Schnitzwerk ausgebeſſert, auf das bunteſte bemalt und mehre Figuren und Zierathen im modernſten Geſchmacke hinzugefügt. Namentlich wurde der untere Theil, welcher M. Magdalena und St. Urſula enthält, mit ſchwarzer Ölfarbe überſtrichen, und mit ſo wenig Schonung, daß einige erkleckliche Pinſelſtriche auch über jene beiden Bilder laufen. Es iſt nun ſehr wahrſcheinlich, daß ſich in der Mitte ein ähnliches Bild vorfand, vielleicht ſchon ſehr beſchädigt, und darum ganz übertüncht, dort, oder vielleicht irgend an einem Rande, in einer Ecke, welche eben auch reſtaurirt wurde, fanden ſich dieſe Namen und irgend ein guter Genius veranlaßte, dieſelben wenigſtens bis auf weiters mit Kreide an ihrem jetzigen Platze aufſchreiben zu laſſen, als ihre urſprüngliche Stelle übertüncht wurde. Daß dieſe Namen wirklich Män-

nern jener Zeit angehören, verbürgt ſchon ihr echt deutſcher Klang und noch wahrſcheinlicher wird die ganze Sache durch das Vorkommen des Joh. Jak. Khueffſteiner. Laach war nämlich ſeit urdenklicher Zeit im Beſitz der alten Familie Kuffſtein, (gegenwärtig des Herrn Grafen Dietrichſtein.)

Im Presbyterio ſind mehre ſehr ſchöne Wappenſchilde von ihnen aufgehangen; und im Schiff der Kirche jenes herrliche Grabmal aus weißem Marmor eben des J. J. Kuffſtein, wodurch Laach auch im Gebiete neuerer Kunſt jeder anderen Kirche des Landes weit vorgeht, welches noch näher beſprochen werden wird. — Schwieriger erſcheint die Beſtimmung der anderen Namen. Indeß iſt ſo viel klar, daß dadurch mehre Zeitabſchnitte angegeben werden, in denen der Altar entſtand — wenn ſie ſich nämlich auf denſelben beziehen.

Die Schwierigkeit wird noch dadurch vermehrt, daß alles Schnitzwerk neu bemalt und vergoldet iſt. Iſt das Schnitzwerk, wie es wohl auch ſcheint, älter als die Bilder? und wäre Bluemuth daher als der Verfertiger des alten Schnitzaltares anzuſehen? Dieſer hatte dann offenbar zuerſt nur einen Flügel, außen etwa nur leicht und flüchtig, bemalt.

Wiegler hätte dann die äußere Seite neu bemalt und noch zwei Flügel hinzugefügt, welches füglich 60 Jahre ſpäter geſchehen ſein mochte. Der Styl, in welchem die Auferſtehung gezeichnet iſt, paßt auch ganz zu dieſer ſpätern Periode. — Die Lücke, welche jetzt ſo zwiſchen den Jahreszahlen erſcheint, wird gerade durch den 30jährigen Krieg ausgefüllt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch dieſe Kirche gleich vielen andern manche Zerſtörung erlitt, ſo daß eine gänzliche Ausbeſſerung nöthig wurde, welche H Lichtmaier (oder wie er wohl hieß) begann, und zu welcher noch J. Jak. Khueffſteiner 1693 etwas beizutragen fand.

Doch wir wollen uns nun zu den andern Kunſtdenkmalen der Kirche wenden, wo denn vor allen übrigen das wunderthätige *Marienbild* zu rechnen iſt. Im linken Seitenſchiffe neben der Kanzel enthält nämlich der Altar ein ſchönes altdeutſches Marienbild auf Holz gemalt, welchem die Kirche ihren alten Ruf verdankt, und welches auch offenbar viel älter als der Hauptaltar iſt. In einem offenen Zwinger ſitzt in einer Art von Chorſtuhl die heil. Jungfrau, einen Ro-

ſenkranz in der Hand haltend, und das Jeſukind auf dem Schooße. Zu beiden Seiten ſchweben zwei anbetende Engel. Außer dem Zwinger ſteht und kniet eine zahlreiche Menge betenden Volkes, über ihnen ſchweben muſicirende Engel, und auch aus dem Volke reicht ein Engel dem heil. Kinde eine Roſe über die Einfriedigung hinüber. — Das Bild iſt auf Holz gemalt, bei 2' hoch, gut erhalten aber verwahrloſt.

Ober demſelben ſieht man zwei Wappen, welche aber offenbar neuer ſind und nur auf das Beiwerk des Altares ſich beziehen können. — Das Bild veranlaßte, daß die Kirche ein Wallfahrtsort wurde, denn der Maler hatte nach der Legende der Gottesmutter an die rechte Hand, welche ſie mit dem Roſenkranze emporhebt, ſechs Finger gemacht. Er erkannte ſeinen Fehler und verbeſſerte ihn, aber den andern Morgen war der ſechſte Finger wieder zum Vorſcheine gekommen. Er übermalte ihn nochmals, und ſo drei Mal und immer erſchien er aufs neue. Nun war das Wunder offenbar, der ſechſte Finger wurde fortan gelaſſen und zahlreiche Pilger ſtrömten herbei.

Auch über Beginn und Wachsthum det Wallfahrten findet ſich nichts vor, aus dem Charakter des Bildes aber geht ihr hohes Altertum hervor. Sie mochten der Kirche zu bedeutendem Reichtume verholfen haben, denn noch zeigt dieſelbe Spuren der reichſten Ausſchmückung, die ſicher einer ſpätern Zeit angehören als jener des Bildes. Vor allem gehört hieher das herrliche Gewölbe, auf welchem der Chor ruht, und die Roſen und Arabesken, welche deſſen Brüſtung zieren. Letztere gehören zu den ausgezeichneteſten ihrer Art, und kaum dürften irgend im Lande ſchönere zu finden ſein. Auch die Thüre auf dem Chor iſt höchſt beachtenswerth. Reſte alter Glasmalerei laſſen auf die einſtige Pracht der Fenſter ſchließen. — Sehr merkwürdig iſt die Kanzel, angeblich ein Monolith, aber wieder bei der letzten Renovirung ganz mit ſchwarzer Ölfarbe übertüncht, ſo daß ſich kaum die Steinart (Sandſtein?) erkennen läßt! — Nach frevelhafter Weiſe wurde aber dabei auf unwiederbringliche Weiſe eine Inſchrift verſchmiert, welche ſich um die ganze Kanzel herumzog und deren Spuren noch ſichtbar ſind. Nur aus der geſtreckten Form der Buchſtaben, laßt ſich allenfalls auf 1400? ſchließen. Ja ſelbſt der Altar-

ſtein iſt bemerkenswerth, eine Marmorplatte von 10 Fuß Länge und 4 1/2 Breite.

Ihrem Ruf als Wallfahrtkirche verdankt denn wohl auch die einſame Kirche die beſondere Theilname mehrer Edlen, namentlich der Herren von Kufſtein, und ſomit kömmt ein neueres Monument zu beſprechen, deſſen Beſitz, im Vereine mit den bereits angegebenen, Maria Laach zu einem der wichtigſten Orte für Kunſt und Alterthum im ganzen Lande macht. Es iſt dieß das Grabmal des Ritters Hanus G. von Kuefſtein vom Jahre 1607, welches einſt die Mitte des Presbyteriums zierte, jetzt aber rückwärts in die rechte Seite des Schiffes überſetzt wurde.

Eine Tumba von 7′ 8″ Länge, 3′ 10″ Breite trägt eine zweite, etwas kleinere; auf dieſer kniet auf einem Sammtkiſſen, den Helm vor ſich hingeſtellt, der Ritter in Lebensgröße, vollſtändig geharniſcht, die Hände zum Gebet gefaltet. Unter dem Helme lehnt an der oberen Tumba der Wappenſchild. Jede Tumba iſt an den Seiten in drei Felder getheilt; die untern enthalten Trophäen u. ſ. w. en basreliefs, von den oberen enthalten zwei die nachſtehende Inſchrift, *) die andern ſind leer.

(Schluß folgt.)

---

*) Tumulu hoc illustri ac generoso domino Johanni Georgio Kuefsteiner, libero Baroni in Greilenstain, Baroni in Spitz, Dnno in Teinfelt, Zaissing et Buechberg, hypothecario Baroniatus Schauenstein et divis R. R. Imps Maximiliano IIdo et Rudolpho IIdo quondam a consiliis, in Chto defuncto, filialis debitaeq. observantiae erga in totius inclytae familiae honorem quatuor post mortem superstites Filii Dons Johannes Jacobus — Johannes Laurentius. — Johannes Guilielm. et Johannes Ludovic. libri Barocs Kuefstaineri hoc monumentum fieri fecere.

Anno MDCVII.

Patrem quamque primum in mortem sequutus tertius filiorum suorum, illnis et generos. Dns Dns Johannes Guilelmus Kuefstainer liber Baro in Greilenstain, Baro in Spitz etc. qui postquam pro divini honoris Christianaeq. patriae defensione tria cum summa laude vexilla civiliter gestasset et Henrico (sic, ſtatt heroico animo) anno legione trecentorum virorum suscepta saepius in

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

28. Mai 1776 ſtirbt Bernard Schmidt, ein trefflicher Goldſchmied zu Gmunden, wo er auch am 14. Auguſt 1712 geboren ward. Anlage und Neigung beſtimmten ihn ſchon in der früheſten Jugend, jede freie Stunde zum Nachzeichnen zu verwenden; endlich wagte er ſich an eigne maleriſche Skizzen, und brachte es ohne Meiſter zuletzt ſo weit, daß nun ſeine Gemälde vielſeitig geſchätzt und geſucht werden.

29. Mai 1721 geb. zu Achleuthen in Öſterreich ob der Ens Placidus Fixtmillner, Mitglied des Benediktinerſtiftes Kremsmünſter, und einer der berühmteſten Aſtronomen ſeiner Zeit. Er ſtand mit dem tiefgelehrten Lalande zu Paris in Briefwechſel und dieſer nannte ihn öfters Deutſchlands Stolz, und ertheilte ſeinen Schriften die ungeheucheltеſten Lobeserhebungen.

30. Mai 1719 geb. zu Prag Gelaſius Dobner, Piariſt und gelehrter Forſcher im Gebiete der Geſchichte Böhmens und Mährens. Mit ihm beginnt für dieſe beiden Länder ein mehr geläutertes hiſtoriſches Urtheil, und eine tiefere Kritik in Benützung der Quellen und alten Denkmale. Bis zum Jahre 1773 hatte er ſich dem Geiſte ſeines Ordens gemäß mit Unterricht beſchäftigt; nun aber trat er davon ab, und widmete ſeine Kräfte ausſchließend der vaterländiſchen Geſchichte. Maria Thereſia bewilligte ihm einen Gnadengehalt von 300 fl. und ſo konnte er ruhig auf der betretenen Bahn fortſchreiten. Hagek's Annalen in 6 Bänden, kritiſch beleuchtet, und die **Monumenta historica Boemiae**, ebenfalls 6 Quartbände, ſind ohne Widerrede höchſt ehrenvolle Zeugniſſe eines kräftigen Geiſtes.

---

trepide hostium agressus fuisset agmina, tandem, Arigonio a Turcis obsesso, in ejusdem oppidi defensione una cum suis aliisq militibus in campo imperatorio christiano demorans anni salutis MDLCIIII. die vigesimo Octobris, quinta hora vespertina vitam in Christo pie deseuit, aetatis suae vigesimi secundi, mensium decem quatuorq dierum. Corpus amatissimis fratribus hic infra sepeliendum animam misericordiae divinae tradidit.

Digitized by Google

Angeſtrengte Arbeiten ſchwächten indeſſen ſchon 1787 Dobners Gedächtniß, er widmete ſich wieder mehr ſeinem Orden, bis er am 24. Mai 1790 als Provinzialconſultor, Aſſiſtent und Exprovinzial desſelben ſtarb.

31. Mai 1809 ſtirbt zu Wien im 79. Jahre ſeines Alters Joſeph Haydn — deſſen Name allein zu allen Zeiten genügen wird, um Bewunderung und Liebe zu erregen! Wie kein Land hat Öſterreich in einem kurzen Zeitraume Männer hervorgebracht, welche im Gebiete der Tonkunſt alles Beſtehende überflügelten, und beinahe unerreichbar daſtehen. Wer denkt hier nicht mit Verehrung an Haydn's Schöpfung, Jahreszeiten und das tiefergreifende Stabat mater? — Die Mitwelt hat ihn geehrt; die Nachwelt wird ihn mit Begeiſterung nennen, ſo lange Sinn für wahren Kunſtgenuß beſtehen mag!

1. Juni 1757 beziehen die Piariſten die Reſidenz in der Ungergaſſe und eröffnen im November 1760 deutſche Schulen, die nach 15 Jahren zu einer Normalhauptſchule erhoben werden. Doch 1786 wird dieſe aufgelöſt; das Gebäude auf Zinſen verlaſſen, und 1788 dem Weltprieſter-Krankeninſtitute verkauft.

2. Juni 1541 gehen bei einer fürchterlichen Feuersbrunſt zu Prag das königliche Schloß, viele alte, höchſt ſchätzbare Handſchriften und Urkunden und die ganzen Landtafeln in Flammen auf. Ähnliches Unglück für die Zukunft zu verhindern, wurde die neue Landtafel in Duplo errichtet — die Eine zum täglichen Gebrauch im königlichen Schloſſe zu Prag, die Andere zur Aufbewahrung auf dem Karlſtein.

3. Juni 1736 geb. zu Vorbach in Öſterreich ob der Ens Jakob Wißinger, aus dem Orden der Geſellſchaft Jeſu. Er ſtudierte zu Krumau in Böhmen, Theologie aber in Prag, wo er auch als Profeſſor der Redekunſt und griechiſchen Literatur ſpäter des Guten Vieles gewirkt hat. Insbeſonders verdankt ſeinem Eifer Öſterreich eine beſſere Richtung des philoſophiſchen Studiums; durch Wort und Schrift hat er dafür gearbeitet, und der Erfolg blieb nicht unerkannt.

Charade.

(vierſilbig.)

Kennt ihr die Quelle
Himmliſcher Lebenskraft,
Die euern Fluren
Leben und Segen ſchafft?
Kennt ihr die Waffe,
Die, wo der Löwe lebt,
Kühn der Bewohner
Gegen den Feind erhebt?
Kennt ihr die Beiden,
Bildet mein Ganzes dann;
Seltener Schimmer
Lächelt euch freundlich an.
Leicht zu erſchauen,
Doch zu ergreifen nicht,
Gleicht es dem Bilde,
Das ſich im Spiegel bricht.

Prof. A. Brecht.

Aenigmata.

Pallas me docuit texendi nosse laborem,
Non telae radios poscunt, non licia telae,
Nulla mihi manus est, pedibus solum omnia fiunt.

Sponte mea veniens varias ostendo figuras;
Saepe metus fingo, nullo discrimine veri,
Sed me nemo videt, nisi qui sua lumina claudit.

Auflöſung des Räthſels im Bl. 34.

Ich (hic, haec.)

Glückliche Löſer: die Fräulein Angelique v. Henikſtein, Amalia Willner, Kar. Kolinsky, und die Herren: Ed. Korn, Kaſimir v. Sarewsky, Karl Mally, Bernh. Jritzer.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 36.

Die Rückkunft. (Schluß der Briefe aus der Fremde von C. F. Hock.) (Schluß.) — Die öſterreichiſche Landwehr. — Bücherſchau. (2. Oeſterreichiſche Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde — Blätter für Kunſt und Kritik. 3. Novellen und Erzählungen von C. F. Hock.) —

Die Rückkunft.

(Schluß der Briefe aus der Fremde von C. F. Hock.)

Herrn Franz N....n, geh. Regiſtrator bei dem k. Miniſterio in Berlin.

(Schluß.)

Bei den großen Gemälden der alten Meiſter gewahrt das Auge mit Wohlbehagen ein gewiſſes Gleich- und Ebenmaß, eine abwechſelnde und nur mit geringen Abweichungen wiederkehrende Reihenfolge der Glieder, die anzudeuten ſcheint, es hätten die widerſtrebenden Elemente den rechten Halt und Einklang gefunden und löſten nach beſtimmten, regelmäßigen Geſetzen einander ab. Ähnliche Anordnung hat nun der gütige Zufall auch meiner Reiſe verliehen, und die Begebenheiten derſelben treten, Berlin als Mittelpunkt betrachtet, ſymmetriſch auseinander: Der Aufenthalt zu Breslau entſpricht dem zu Dresden, ſie waren beide mehr den Menſchen als den Sachen geweiht und doch wieder gleichmäßig dem Scherz wie dem Ernſte. Den Scenen zu Fulnek kann ich theilweiſe die anmutigen Momente zu Teplitz an die Seite ſtellen, und endlich hat der erhebendſte Augenblick meines Aufenthaltes in Prag hier in Brünn ein würdiges Gegenſtück gefundeu.

Es dunkelte, als ich ankam, aber durch die Straßen wogte eine aufgeregte, verlangende Menge. Ich wollte noch dieſe Nacht wieder fort, die Nähe von Wien übte ihre alte magiſche Kraft auf mich aus, und ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich wieder den

Kahlenberg ſehen ſollte und den Stephansthurm, und mein Zimmerchen draußen in der Vorſtadt mit ſeinen Bilder und Kupferſtichen und der Ausſicht auf die Kirchenkuppel, die gar herrlich anzuſchauen, wenn die Morgenſonne oben das goldene Kreuz beleuchtet; aber die Menſchen waren alle mit ganz andern größeren Dingen beſchäftiget, als mit mir und meinen Wünſchen.

Das Poſtbureau war überaus gefällig, ein ehrenwerther Freund, der bereits früher ſeine Reiſeanſtalten gemacht hatte, war es auch, und ſo ward mir Hoffnung, mein Ziel dennoch zu erreichen. Aber die Leute! Die halbe Bevölkerung war auf den Beinen, von allen Seiten rollten Kaleſſen herbei. So weit die Dunkelheit die Einſicht erlaubte, ſchienen alle von geſchmückten Geſtalten beſetzt, wenigſtens ſtrahlten weiße Gewande, farbige Bänder, glitzernde Edelſteine durch die Dämmerung. Der Strom zog mich unwillkührlich mit ſich fort, durch breite wohlgepflaſterte Gaſſen, mit ſchönen Gebäuden geziert, immer weiter im Gedränge und endlich ſtand ich auf einem großen Platze, vor einem hell erleuchteten Hauſe, mitten unter einer wirbelnden Menge, durch welche langſam alle die Wagen ſich zogen, einer hinter dem andern, eine unabſehbare Reihe, die ſich erſt weit unten in den Nebenſtraßen verlor. Was iſt's, was gibts, was hat dieß zu bedeuten? Alle dieſe Fragen drängten ſich mir auf, doch da war Niemand, der ſie beantworten mochte, alle hatten Augen nur für das Gepränge, den Aufzug, die Herrlichkeit. Aber endlich knallte es von ferne durch die Lüfte, die bekannte gelbe Livrée wurde ſichtbar, ein Sechsſpänner, ein Hofwagen — ein Lebehoch ſchallend durch die Menge und — unſere Kaiſerin ſtieg aus vor dem Portal des Feſtgebäudes, von den erſten Würdenträgern der Provinz ehrfürchtig empfangen. — Nun wußte ich freilich, es war ein Feſt, ein Ball, was weiß ich, mit dem die Stadt die Anweſenheit des geliebten Herrſcherpaars in ihrer Mitte verherrlichen wollte, und ich muß ſagen, ich blickte nunmehr mit ſehnſüchtigen Blicken hinauf auf die flimmernden Räume, durch welche dann und wann die Schatten luſtiger Paare ſich bewegten. Es iſt ſo ſchön Theil zu nehmen an einer Freude, die würdigen Urſprungs, auf würdige Weiſe ſich zu äuſſern vermag. Aber die Zeit drängte, ich mußte fort, und um 9 Uhr ſaß ich bereits in oder wenigſtens auf dem Wagen, und

des andern Tags am Abende ſtand ich wieder an meinem Schreibpulte in Wien und machte die erſte Correktur des Blattes Nro. 3 des dritten Jahrganges vom Jugendfreunde.

So wäre alſo die ganze ſchöne Zeit der Pilgerfahrt hinter mir, und nach den romantiſchen Bergſteigen, Nebenwegen, Fußpfaden fängt das breitgetretene Geleiſe der Land- und Heerſtraße wieder an; aber — der Genuß, den jene Unterbrechung gewohnter Beſchäftigungen mir gewährte, war mehr als vorübergehend! — Ich habe Männer kennen gelernt, die mir menſchliche Kraft, Wiſſenſchaft, Fleiß, Güte und Tüchtigkeit in ihrem ſchönſten Lichte erblicken ließen, bin näher in das Getriebe eines geiſtigen Umſchwunges eingeweiht worden, der ſchon durch ſeine Verſchiedenheit von dem Weſen und Wirken der Heimat meine volle Aufmerkſamkeit erregte, manche einſeitige, im Gegenſatze befangene Anſicht ward der verſöhnenden Vermittlung zugeführt, meine Schnellkraft wurde neu belebt, die Erfahrung bereichert, Stoff zu komiſchen und ernſten Ausarbeitungen in der mannigfachſten Fülle geſammelt, und endlich die Überzeugung in mir beſtärkt und befeſtiget, daß — bei allem Reſpekte für die Fremde — unſer Öſterreich ein vor allen bevorzugtes auserwähltes Ländchen ſei — mit Herzen voller Treue, Fluren voller Herrlichkeit, einer langen Vergangenheit, reich an Ruhm und Größe, einer Gegenwart voll ſicherer Ruhe und friedfertiger Behaglichkeit, mit geehrten Prieſtern, geliebten Fürſten und der nie getäuſchten Zuverſicht auf den Schutz der ewigen Gerechtigkeit, »die der Grund der Reiche iſt!«

Nur Ein unmutiges Gefühl miſcht ſich in die Erinnerung der froh verlebten Stunden. Der Schmerz über den Zwieſpalt, in dem ich den Süden und Norden unſeres deutſchen Landes befangen ſehe. Es ſind zwei Hälften, die zuſammen gehören, die eine der andern zur Ergänzung und Vervollſtändigung bedürfen, die einander verlangend und ſehnend zugewendet ſind, und doch ſind ſie durch tauſend mißſtehende Zwiſchenpfähle an- und von einander gehalten! Der alte Glaube, die neue Wiſſenſchaft; die ruhige Mäßigung, der emſige Fortſchritt; die naive Schalkheit, das folgerechte Verſtändniß; die weiche Milde, die ſtarre Feſtigkeit; der hiſtoriſche Boden, die Geſtaltungen neueſter Weltentwicklung; alle Elemente wahren dauernden Segens ſind in Deutſchland zu finden, aber — vertheilt, verſtreut, vereinzelt! — Gott

gebe, daß dereinſt, wenn in ſchlimmen, düſteren Augenblicken böſe Stürme hereinbrechen über die Erde, und das Ungewitter, ſo bereits drei Jahrhunderte über Europa zuſammengeballt, auf einmal losſtürmt über die Lande deutſcher Zunge, Gott gebe, — ſo lautet der wärmſte Wunſch meines Herzens, — daß dann Nord und Süd ſo enge verbrüdert neben einander ſtehen, wie die zwei hochherzigen Fürſten, die jetzt über ihnen walten, oder wie Sie mein edler, guter Freund! und der, der ihnen in dieſem Augenblicke von der Donau her den langen, »den Schreibarm,« bis an die Spree hinüber reicht, und jetzt in der Mitternachtſtunde leider allzu zweideutig und zweiſpältig ausruft: Guter Morgen — gute Nacht! Freudiger Fortgang, ehrliches Ende! wie Gott eben lenkt und waltet! —

P. S. Beiliegend erhalten Sie die vier erſten Briefe aus der Fremde, die während meiner Abweſenheit dem Drucke übergeben worden ſind. Wenn ich ſie jetzt mit prüfendem Blicke überſchaue, muß ich mir in der Stille geſtehen, daß ſie füglich vor der Veröffentlichung noch einer ſorgfältigen Umarbeitung hätten unterzogen werden können. Insbeſondere der Brief, der von den äſthetiſchen Anſichten Tiek's handelt, iſt — um ein ſtrenges Wort zu gebrauchen — indiscret. Ich darf zwar verſichern, daß Tiek wirklich meines Erinnerns alle dieſe Anſichten faſt wörtlich geäußert habe, allein ob ein Fremder das Recht hatte, ſie ohne Wiſſen ihres Urhebers dem Publico zu offenbaren, iſt eine Frage, die von einem ſtrengen Richter niemals bejaht werden kann. Wenigſtens hätte ich die Schärfen und Spitzen jener Urtheile mildern und abſtumpfen ſollen, es wäre dieß Pflicht der Höflichkeit und Sitte geweſen. Indeß, was einmal geſchehen, kann nicht mehr ungeſchehen gemacht werden, und es bleibt nichts übrig, als künftig dergleichen Mißgriffe zu vermeiden und unumwunden die auf ſich geladene Schuld zu bekennen, was auch ſeiner Zeit gewiß geſchehen ſoll. Der tiefe Eindruck, den dieſe Äußerungen des großen Meiſters auf mich machten, ihre Verwandtſchaft mit gewiſſen Sätzen, deren Vertheidigung mir theuer geworden iſt, der leichte unbedachte Sinn, den das bewegte Reiſeleben nur gar zu leicht in uns zu wecken und aufzuregen vermag, alles dieſes möge mich wenigſtens einigermaßen rechtfertigen.

Die öſterreichiſche Landwehr.

Wie die meiſten Staaten Europas ſo hat auch Öſterreich eine Landwehr, beſtimmt das aktive Heer zu unterſtützen und gemeinſchaftlich mit dieſem den Feind des Vaterlands zu bekämpfen.

Den Plan dieſes Inſtitutes entwarf der erhabene Bruder unſeres angebeteten Monarchen, der Sieger von Aſpern und Zürch, Sr. Hh. E. H. Karl. Er richtete denſelben dahin, in den Provinzen des Kaiſerreiches eine Miliz zu bilden, deren Hauptbeſtimmung ſein ſollte, im Falle eines Krieges die Gränzen der Erblande zu vertheidigen und verbunden mit den Linientruppen gegen den andringenden Feind zu ſtreiten.

Die Regierung billigte dieſen Plan mit einigen Beſchränkungen und man ſchritt im Laufe des Sommers 1808 zur wirklichen Organiſirung der Landwehr. Die Anordnung dieſer Maßregel, die dem damals bevorſtehenden Kriege den Charakter eines Nationalkrieges zu verleihen geeignet war, gab den biedern Öſterreichern, Gelegenheit, ihre ungeheuchelte Anhänglichkeit an das angeſtammte Fürſtenhaus thätig zu beurkunden. Alle Klaſſen der Bewohner, der Adel wie der Bauer, unterſtützten aus Kräften die Exequirung der anbefohlenen Maßregel. Der Erfolg des Krieges von 1809 belohnte hinreichend die mühevollen Arbeiten, die man begann, aber wegen des raſchen Wechſels der Begebenheiten nicht in ihrer Ausdehnung vollenden konnte.

Nach Ende des Krieges wurde dieß ſo ſchön erdachte Syſtem vervollkommnet und weiter ausgeführt. 1813 erſchien eine Inſtruktion für die Landwehr, welche die Grundlinien ihrer Verfaſſung andeutet, nach deren Inhalt und nach Maßgabe der ſpäter ergangenen Modifikationen ſich Folgendes als die Hauptcharaktere derſelben darſtellen dürfte.

Die Landwehr beſteht in den deutſchen Provinzen Öſterreichs: Öſterreich ob und unter der Enns, Steiermark, Tirol, Kärnthen, Krain, Küſtenland, Böhmen, Mähren, Schleſien und Galizien. Die ungariſche Inſurrektion, obwohl in ihrer Wirkſamkeit mit der Landwehr verwandt, hat doch nicht die beſonderen Kriterien dieſer an ſich, und iſt daher wohl von dieſer zu ſondern. Zur Landwehr gehören alle konſcribirten Innländer bis zum 45. Jahre, welche nach vollendeter Dienſtzeit entlaſſen wurden, und jene, welche wegen niederen

Wuchſes oder kleiner körperlichen Gebrechen halber zum Dienſte im aktiven Heere minder tauglich ſind. Jedem Infanterie-Regimente, das aus den oben beſagten Provinzen gezogen wird, ſind zwei Landwehrbataillone zugewieſen, in deren erſtes die zu Hauſe mehr Entbehrlichen, in deren zweites die minder Entbehrlichen genommen werden. Es gibt 35 erſte und eben ſo viele zweite Landwehrbataillone, folglich 70 Bataillone, von denen 16 auf Böhmen, 10 auf Mähren und Schleſien, 4 auf Niederöſterreich, 4 auf Oberöſterreich, 26 auf Galizien, 4 auf Steiermark, 1 auf Kärnthen, 1 auf Krain, 1 auf das Küſtengebiet fallen. Die Mannſchaft des erſten Bataillons wird jährlich durch 14, die des zweiten durch 8 Tage hindurch in den Waffen geübt. Ort und Zeit beſtimmt die militäriſche Landesbehörde im Einvernehmen mit der politiſchen.

Franz Schwarzhuber.

Bücherſchau.

2. Öſterreichiſche Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde — Blätter für Kunſt und Kritik.

Eines der erhebendſten, nutzhafteſten Studien iſt die Geſchichte, wenn ſie uns aus ſicheren Quellen, klar, beſtimmt, nach reiflicher Überlegung lehrt, wie allmälig das Gegenwärtige geworden, auf welchem Rechtsgrunde es beruhe, welche Männer, Umſtände, Gefühle und Ideen ihm Urſprung und Richtung gegeben, durch welche Mittel Mißhelliges beſeitiget oder leider mitten unter die knoſpenden Keime gemengt worden. Die Geſchichte iſt Tugendſpiegel, Rathgeberin, Stoff und Quelle aller weiteren Entwicklung. — Nationalität, Vaterlandsliebe, Legitimität, hiſtoriſche Grundlage u. ſ. w. — dieſe inhaltsſchweren Worte, die heute zu Tage eben wegen des Gegenſatzes, der gegen ſie aufgetreten, ernſte Beachtung und wiſſenſchaftliche Begründung verdienen, können beides nur durch die Geſchichte erhalten.

Die Menſchheit iſt aber kein ſtarres Erz, kein ſchmiegſames Blei, das den gegebenen Eindruck unabänderlich bewahre. Ein friſches regſames Leben durchſtrömmt ihre Glieder und in mannigfachen Wirkungen gibt ſich erwachende Thätigkeit kund. Wem es darum zu thun iſt, ſein Vaterland zu kennen, ſeinem Standpunkte gemäß förderſam in dasſelbe einzugreifen, muß alle dieſe Beſtrebungen, beſonders die bedeutenderen unter ihnen, kennen, würdigen, Ziel und Abſicht,

Werth und Würde zu erwägen und dem gemäß die eigene Kraft zu benützen wiſſen. Das Leben, die Kunſt und die Wiſſenſchaft müſſen mit prüfendem Blicke betrachtet, in ihrer ganzen Reichhaltigkeit dargeſtellt werden.

Allein — Vergangenheit und Gegenwart liegen als todte Maſſen vor uns, die erſt von der Idee Geſtaltung und begeiſtenden Funken empfangen, es ſind vieldeutige Thatſachen, deren wahrer Sinn nur dem verſtändigen, kräftigen, liebevollen Gemüthe ſich offenbart. Um Anderes zu begreifen, muß ich vor Allem mir ſelbſt klar geworden ſein, ich muß einſehen gelernt haben, welches die Beſtimmung des Menſchen auf Erden, welches die großen, die einzig leitenden Momente der Weltgeſchichte ſind, welche Aufgaben ſich der Einzelne oder die Geſammtheit zu ſetzen habe, für welche der gebrechliche, gefallene Menſch nicht geeignet ſei. Kurz der Glaube, die Religion, die Philoſophie und die Spekulation müſſen als die beſtimmenden Geſtirne der Bahn feſtgehalten und die Fahrt nach ihren ewigen Geſetzen gelenket werden.

Ein Werk, das die Geſchichte in ihren Quellen und Bächen, die Beſtrebungen der Gegenwart in ihren Verzweigungen, in dieſem Geiſte, in dem chriſtlich-philoſophiſchen betrachtet, iſt Bedürfniß, Wunſch, Erfüllung der Zeit, iſt Zeitſchrift im wahren, edelſten Sinne dieſes Wortes.

Das Unternehmen, deſſen Ankündigung dieſe Zeilen bevorworten ſollten, verſpricht, nach meiner tiefſten Überzeugung, alle dieſe Zwecke großentheils zu erfüllen, und wir dürfen Öſterreich Glück dazu wünſchen, denn es ſieht in ſeiner Mitte ein Werk emporſteigen, wie es noch kein Land aufzuweiſen hat. Die Verbindung der empiriſchen Kenntniß mit der aprioriſchen Forſchung, des materiellen Stoffes mit der ewigen Idee, iſt nicht ſo häufig und allgemein, als man glauben ſollte und in einem akatholiſchen Lande, meines Erachtens, nicht einmal denkbar.

Der Herausgeber, Herr J. P. Kaltenbaeck, gehört gegenwärtig zu den erſten unſerer vaterländiſchen Hiſtoriker, eine Bibliothek von ſeltener Vollſtändigkeit hinſichtlich alles deſſen, was auf einheimiſche Geſchichte und Culturentwicklung Einfluß haben könnte, ein ſchönes Denkmal ſeines unermüdlichen, kenntnißreichen, ſcharfſinnigen Eifers, ſteht allen ſeinen Bemühungen unterſtützend zur Seite. Was Öſterreich noch an Geſchichtſchreibern beſitzt, insbeſondere jene würdigen Chorherrn St. Florians, Kremsmünſters und Kloſterneuburgs, denen die Heimat bereits ſo viel des Guten verdankt, haben ihm die thätigſte Theilname zugeſagt. Die erſten unſerer Literatoren, ein Hammer, Grillparzer, Zedlitz, Enk u. v. a. werden als fleißige Mitarbeiter an dem hiſtoriſchen oder kritiſchen Theile erſcheinen, und der beſonnene, verſöhnliche, denkende, gläubige Geiſt, der den Herausgeber beſeelt, wird allen den verſchiedenen Bemühun-

gen den gemeinſamen Halt, die höhere Färbung, das ewige Ziel, die unabweichliche Richtſchnur geben.

Möge Österreich durch die wärmſte, rückſichtsloſeſte Unterſtützung dieſes Inſtitutes zeigen, daß es das Gute zu achten und ſich ſeiner werth zu bezeugen weiß! H.

3. Novellen und Erzählungen von C. F. Hock. Wien 1834.

»Mit wahrer Herzensluſt kündigen wir dieſes nächſte Tage erſcheinende Werk des gefeierten Autors an. Die Welt iſt durch dieſe Novellen und Erzählungen um ein gutes Stück in ihrer Bildung weiter gekommen und die ſpäteſte Nachwelt wird die Fülle von genialen Bemerkungen, ergreifenden Gefühlen, intereſſanten Schilderungen bewundern, die darin niedergelegt worden. Ja wahrlich wir müſſen es geſtehen: Jede dieſer Erzählungen hat ihr Motto aus den neueſten oder wenigſtens aus morgenländiſchen Dichtern, eine derſelben hat ſogar deren drei an der Spitze, Lieder und anderweitige Gedichte ſind darin verwebt, eine Frohnleichnamsproceſſion, ein Spaziergang im Frühjahr, eine Prügelſcene, der deutſche Bauernkrieg, Venedigs Gaſſen, Paläſte und Kirchen werden mit ſeltener Lebendigkeit dargeſtellt. Antike und moderne Charaktere, die Seelen und erkleckliche Böſewichte werden beſchrieben, ein Rechnungs-, ein Oberſchul-, ein venetianiſcher und ein luſtiger Rath ſpielen bedeutende Rollen. Politik und Religion ſind nicht ausgeſchloſſen, ſondern es wird darin dogmatiſirt und kannengegießert, wie man es nur in heutigen Zeiten bedarf.« — Dieſes war der Eingang einer Recenſion, die wir über obiges Büchlein dieſen Blättern einzureihen wünſchten, allein in der Furcht, daß ſelbſt dieſes ſo außerordentlich beſcheidene Lob in Betracht der zarten Beziehungen, die zwiſchen uns und dem Herrn Verfaſſer obwalten, als partheiiſch erſcheinen könnte, glaubten wir uns mit folgender gedrängten Anzeige begnügen zu können:

Das Büchlein enthält 192 Seiten kl. 8., die Vorrede von 3 Seiten abgerechnet; die witzige Vignette bildet einen ſeiner weſentlichen Beſtandtheile. Die erſte Erzählung: Der Frohnleichnamstag, ſoll, die dritte: Vettern und Baſen, kann; die zweite, vierte, fünfte und ſechste Erzählung haben gefallen, nämlich damals, als ſie in etwas mangelhafterer, frühreifer Geſtalt im Jugendfreunde erſchienen waren. Der Verfaſſer legt nur inſofern einigen Werth auf dieſe Kleinigkeiten, als auch ſie in ihrer Weiſe die Grundſätze ſeines Lebens ausſprechen und vertheidigen helfen.

C. F. H.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 37. Wien, den 11. Juni 1834.

Drahomira. Legende von S. W. Schießler. — Das Wunder-Büchlein. Ein Kindermährchen von Franz Fitzinger. — Das wandernde Mädchen. Allegorie von Prof. A. Brecht. — Für Kunſt und Altertum am linken Donau-Ufer, von Adolf Schmidl. 1. Die Kirche zu Maria Laach. (Schluß) — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Zahlenanagramme von Auguſt Schilling. — Auflöſung der Charade und des Logogryphs im Blatte 35.

Drahomira.

Legende.*)

Mit frommen Sinn das Volk ſich reih't,
Die Herrn in ihrem Ehrenkleid,
Die Prieſter, Kraft der heil'gen Würde,
In des Ornates reicher Zierde;
Und ſo, voll freud'ger Glaubensregung,
Setzt ſich der Feſtzug in Bewegung:
Voran der Fahnen reiche Zier,
Der Chriſten heiliges Panier,
Maria's Bildniß, hold und ſchön,
Darauf gar lieblich anzuſeh'n;
Das Volk laut kundend, was es g l a u b t,
Folgt langſam, mit entblößtem Haupt.
Ein langer Zug, wohl anzuſchauen,
Von wackern Männern, zücht'gen Frauen. —
Das heil'ge Kreuz, gar ſchön geziert
Mit Blumen, nun getragen wird.
Und eine zarte Knabenſchaar
Stellt ſich im weißen Chorhemd dar,
Die gold'ne Rauchgefäße trägt,
Das Silberglöcklein ſanft bewegt;

*) Erſcheint hier in veränderter und verbeſſerter Geſtalt.

Der Verfaſſer.

(Den Gläub'gen ſoll ihr helles Läuten
Des Allerhöchſten Näh' bedeuten.)

Nun kommt die heilige Monſtranz,
Umſtrahlt von edler Steine Glanz.
Und Alles wirft ſich auf die Knie,
Und harret der Zeremonie;
Der Prieſter die Monſtranz erhebt
Und zeigt dem Volk den, der gelebt
Zum Heil der Menſchen und geſtorben,
Und Gnade ſo für ſie erworben.
Und Alles ſchlägt, des Glücks bewußt,
In Demut an die gläub'ge Bruſt,
Und macht des heil'gen Kreuzes Zeichen,
Dem Fallſtrick Satans zu entweichen.

Da kommt mit ihrem Viergeſpann
Die Fürſtin Drahomira an;
Des Heidentumes Finſterniß
Sie noch am Lichte zweifeln hieß,
Noch opfert ſie den Fabel-Götzen,
Umſtricket von des Wahnes Netzen,
Und haßt, indem ſie Rache ſchnaubt,
Haßt jeden, der an Chriſtum glaubt.
Mit finſtern Blicken hin ſie ſchaut,
Wie ſich die Menge fromm erbaut
Und betend in den Staub geſunken;
Da flammet auf des Haſſes Funken,
Zur Raſerei wird ihre Wuth,
Der Abſcheu wird zum Durſt nach Blut:

»Ihr Chriſtenhunde, froh und blind,
»Dem falſchen Gotte treu geſinnt,
»Den ſeines Treibens ſtrenge Rächer
»Dem Tod hingaben der Verbrecher; —
»Die ihr, mit unerhörtem Stolz,
»Verehrt ein ſchimpfbelaſtet Holz —
»Fluch Euch! Fluch Euerem Geſchlecht! —
»Nur Peron iſt ein Gott gerecht,
»Nur er kann ſtürzen und erheben,
»Nur er kann tödten, kann beleben! —
»Fort, Knecht! und treib' die Roſſe an,

»Nimm durch den Thorenſchwarm die Bahn,
»Daß unter meiner Roſſe Hufen
»Umſonſt ſie ihrem Chriſtus rufen!« —

Der Knecht ſpricht ſcheu ein warnend Wort;
Sie aber jagt ihn zürnend fort,
Und nimmt die Zügel ſelbſt zur Hand
Und lenkt den Wagen, rach'entbrannt,
Frech zu zermalmen, zu zertreten,
Die gläubig zum Erlöſer beten.

Da wird es plötzlich finſtre Nacht,
Ein hundertfacher Donner kracht,
Es öffnet ſich der Erde Grund,
Es gähnt der Hölle ſchwarzer Schlund,
Es ſchlagen lohe Feuerflammen
Hoch über Roß und Frau zuſammen;
Geheul erſchallet in der Luft
Und grauſig Wehe! Weh! es ruft:
Von Satans Brautgeſang umklungen
Hat ſie der Abgrund ſchnell verſchlungen. —

Entſetzen ſträubt des Volkes Haar;
Doch als vom Himmel wieder klar
Die liebe Sonne niederſchaut,
Da preiſet Gottes Allmacht laut
Die wunderſtaunend fromme Menge,
Beim weitern Zuge durch Geſänge,
Zu Ehren deſſen, der am Kreuz
Entſagt des Menſchenlebens Reiz,
Ausblutend an fünf Todeswunden,
Dadurch wir Gottes Huld gefunden.

S. W. Schießler.

Das Wunder-Büchlein.

Ein Kindermährchen.

Von Franz Fitzinger.

1.

Es war einmal ein armer, armer Bauersmann, der noch überdieß drei Knaben hatte; Hanns, Mathias und Peter. »Liebe

Kinder,« ſagte er eines Tages zu ihnen, als ſie eben wieder recht beweglich um Brot baten, »liebe Kinder, ich kann euch nichts mehr zu eſſen geben, denn ich leide ſelbſt ſchon ſeit zwei Tagen Hunger. Die wohlthätigen Menſchen ſind auch überdrüßig mich immer und ewig zu unterſtützen, und zu arbeiten erlaubt mir mein hinfälliger Körper nicht. Ich empfehle euch der Gnade des Höchſten, mög Er euch helfen, ich kann es nicht.« Weinend gingen die armen Knaben zum Thore hinaus, und, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich eigentlich wenden wollten, wandelten ſie die Heerſtraße ſo vor ſich hin.

Da ſteht auf einmal vor ihren Augen ein junges, wunderſchönes Frauenbild, deſſen Haut weißer als Lilien, die Wangen friſcher als Roſenknospen, und die langen, wallenden Haare glänzender als goldene Kornähren waren. Um ihre ſchöne, ſchlanke Geſtalt floß ein luftiges Gewand von himmelblauer Farbe, wie mit Demanten geſtickt, und im Arme hielt ſie ein Körbchen mit den herrlichſten, bunten Früchten und den anlockendſten Backwerken; in der Hand aber ein kleines unſcheinbares Büchlein.

Die Kinder ſtaunten nicht wenig, die ſeltſame Frau vor ſich zu ſehen, da ſie doch früher Niemand ihnen entgegen kommen ſahen; es ſchien, als ob die liebliche Geſtalt gerade aus dem Boden oder aus der Luft gekommen wäre. Bald überwand aber dieſes Erſtaunen der Hunger, und mit lüſternen Blicken ſchielten Hanns und Mathias nach den köſtlichen Eßwaren, während Peter, der Jüngſte, mit Neubegier auf das Büchlein blickte, das wunderbar ſeine Aufmerkſamkeit von dem Körbchen ablenkte.

Die Fee — denn Niemand anderer, als eine gute Fee war das ſchöne weibliche Geſchöpf, — lächelte mit ihrem erdbeerrothen, kleinem Munde, und ſah die Knaben liebevoll an, die kaum den unbeſchreiblichen ſonnenhellen Blick ihrer Augen ertragen konnten. Dann ſprach ſie mit einer Stimme, reiner als Silberglocken, und melodiſcher, als das Rieſeln der Quellen und das Flöten der Nachtigallen: »Wählt von meinen Geſchenken; wer von euch klüger wählt, dem wird es Segen und Freude bringen;« und, ohne eine Silbe weiter zu ſagen, verſchwand ſie, wie ſie gekommen war. Das Büchlein und alle die angenehmen Gaben aber lagen auf dem blumigen Raſen.

Gierig griffen Hanns und Mathias nach den ſcharlachrothen

Äpfeln und goldnen Orangen und den reichlich überzuckerten Kuchen mit ausgeſuchten Mandeln und Roſinen und duftender Würze, und ließen ſich's trefflich ſchmecken. Der kleine Peter hatte aber ſein Büchlein geöffnet, und konnte ſich gar nicht trennen von den nie geſehenen Bildern und Figuren, die es enthielt. »Wenn ich nur wiſſen könnte, was das Alles bedeutet,« ſagte er bei ſich ſelbſt, von Wißbegierde entbrannt, und ſein Hunger war wie weggezaubert. »Das iſt ein Adler, das ein Baum, das eine Citrone, das ein Dachs, aber, aber — die kurioſen Zeichen daneben verſtehe ich nicht,« plauderte er vor ſich her. »»Das iſt das Alphabet, oder wie es gemeiniglich heißt, das A. B. C. mein Kind,«« ſagte eine angenehme, männliche Stimme hinter ihm, und eine Hand faßte ihn liebkoſend am Geſichte. Faſt erſchrocken wandte ſich Peterchen um, und ſah einen ſauber gekleideten, bejahrten Mann vor ſich, deſſen Geſichtszüge etwas ungemein gutmüthiges hatten. Es war der Schullehrer des Ortes, wohin der Zufall die Knaben geführt hatte. »Du ſtudirſt ja recht fleißig, lieber Kleiner,« ſagte der Lehrer lachend, »Warte,« ſetzte er hinzu, »ich will dich die Sache beſſer anfangen lehren. Komm' mit mir.« — Peter ſah ſich nach ſeinen Brüdern um, die waren aber gar nicht mehr zu ſehen; vermuthlich hatten ſie ſich in ihrem Eßeifer von dem Hauptſteige verloren, oder auch wohl in einem der ländlichen Häuſer ihre Tafel aufgeſchlagen. Ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern, und voll Begierde, baldigen Aufſchluß über ſein liebliches Büchlein zu bekommen, folgte er dem würdigen Manne, welchen ſein Beruf eben zur Schulſtunde führte.

2.

Es waren bereits einige Monate verfloſſen, als der kleine Peter, der freilich ſeit dem wieder um etwas größer geworden war, zum Dorfe hinauswanderte, um Vater und Geſchwiſter aufzuſuchen, die er ſchon ſo lange nicht mehr geſehen hatte. Nebſt einem kleinen Mundvorrathe, dem ihm der brave Lehrer mitgegeben, war das A. B. C. Büchlein ſein ganzes Gepäcke, und er freute ſich inniglich dem armen Vater auf ein Paar Tage Nahrung verſchaffen zu können. Auch hatte er in der Schule ſchon ziemlich gut leſen gelernt, und ge-

neß ſchon im Stillen das Vergnügen den Vater mit ſeiner Kunſt freudig zu überraſchen.

Um ja mittlerweile nichts zu vergeſſen, verabſäumte er nicht, auf dem Wege nach der Heimat jede Warnungstafel, jede öffentliche Kundmachung und dergleichen zu leſen, freute ſich, daß er nun gar leichtlich Alles erfahren könne, was da geſchrieben ſtand, und war recht vergnügt in ſeinem Sinn. Nicht ſelten wandelte ihn ein Gelüſte an, von ſeinem Schnappſacke zu naſchen, obgleich er eben nicht hungrig war: »Aber mein armer Vater hat hernach wieder um das weniger,« ſagte er dann immer, und zog die Hand von dem Proviante wieder zurück. — Plötzlich ſteht die ſchöne Fee wieder vor ihm! »Genieße immerhin von dem, was du trägſt,« ſagte ſie: »Dein Vater leidet keinen Hunger mehr; ich habe für ihn geſorgt. Ziehe froh und friedlich die entgegengeſetzte Straße, ſie wird dich zum Glücke führen, und wenn du es gefunden, ſo gedenke freundlich derer, die es dir gebracht. Meine kleinen Geiſterchen aber, die in deinem Büchlein da gefangen liegen, mußt du mir frei laſſen; ſie haben redlich ihre Schuldigkeit gethan.« — Mit dieſen Worten erhob ſich die Fee in die Lüfte.

Schnell raſchelte unter Petrus Arm, mit dem er das Büchlein feſt hielt, etwas hervor, und ſieh', ein prächtig gefiederter Adler ſchwang ſich empor, und eilte ſeiner Gebieterin nach. Ein duftiger Baum mit glänzenden Blättern pflanzte ſich auf einen nahen Hügel; goldene Citronen hingen ſich wakelnd in die Zweige. Ein nagelneues Ziegeldach hüpfte auf ein halberbautes Haus am Wege, das auf die ſeltſame Erſcheinung nur zu warten ſchien, und ſo ging es mit all den Bildern und Figuren vom A bis zum Z.

Erſchrocken und erſtaunt durchblätterte Peter, nachdem ſämmtliche Geiſter herausgewandert waren, ſein Büchlein, und fand alle die bunten Figuren herausgeſchnitten, nur die Buchſtaben blieben zurück, die er zum ewigen Andenken an die wundervolle Begebenheit ſorglich aufzubewahren beſchloß. —

Eben wollte er der wohlthätigen Fee einige Worte des Dankes nachrufen, als ihn eine andere Geſtalt verſtummen machte, die plötzlich an ſeiner Seite daſtand. Ein uraltes, verſchrumpftes Mütterchen, mit einem Kopfe, ſo groß wie ein Kürbis, aus dem zwei kohl-

ſchwarze winzige Äuglein hervorſtachen, grinſte ihn an. Indem die abſcheuliche Figur mit den zollangen, ſpinn-dünnen Beinchen bald links bald rechts hüpfte, that ſich ihr Mund auf, der von einem Ohre zum andern reichte, und fragte: »Ei, ſchönes Bübchen, wie ergeht's euch denn?«

»Gut,« erwiederte Peter, »aber kennt ihr mich denn, altes Mütterlein?« »Ach nein,« antwortete die Alte. — Peter konnte ſich nicht enthalten, ihr zu bekennen, daß ſie ihm unendlich ſpaßhaft vorkomme. Sie nahm es aber nicht im Geringſten übel, und hüpfte kichernd bald rechts, bald links umher, wobei ſie immer einen Schuh hoch, mit ſchräger Richtung des Körpers, in der Luft ſchwebte. — Peter that ihr noch verſchiedene Fragen, da ſie aber, ſtatt zu antworten, nur immer nach ihrer Weiſe herumhüpfte und lachte, fing ihm die Geduld zu ſchwinden an. »Seid ihr närriſch, oder habt ihr mich zum Narren, oder was iſt's mit euch?« rief er. »Je nu, wißt ihr's denn nicht,« entgegnete ſie endlich, nachdem ſie fünf Minuten lange gegähnt hatte, — »Ich — ich bin die kluge Frau!« »Was?« ſchrie Peter, »ihr eine kluge Frau? und da möcht' ich doch die Leute kennen, die euch für klug halten, Alte.«

Die kluge Frau gähnte, lachte und hüpfte, dann nahm ſie Peters Arm in ihr krachdürres Ärmchen, und zog ihn mit ſich fort, indem ſie ihm beſtändig anlag, ihr nach D* in ihre Behauſung zu folgen. Peter, der ſelbſt nicht wußte, wohin er eigentlich gehen ſollte, ließ ſich willig von ihr leiten, und nach Verlauf einer kleinen Stunde traten ſie in das Thor von D*.

3.

Schon aus der Ferne wollte das Städtchen unſerm jungen Wanderer gar ſeltſam bedünken. Ein hoher Thurm, ſo dünne wie ein mäßiger Baumſtamm, und ſchief gebaut, daß ihn ein zweiter, dickleibiger Thurm unterſtützen mußte, fiel ihm zuerſt in die Augen. Wie erſtaunte er aber, als ein halbvollendetes Haus gewahrte, daß kein einziges Fenſter, ſondern nur ganz unten ein Paar kleine Löcher im Gemäuer hatte. Umſonſt fragte er die Arbeitsleute, was es damit für eine Bewandtniß habe; Niemand konnte ihm Beſcheid ge-

ben. »Nun, ſo ſagt ihr mir, kluge Frau, warum hat man denn keine Fenſter in das Gebäude gemacht?«

Die Alte antwortete mit dummen Gelächter: »Wozu denn?«

»Ja, aber, wie ſoll dann das Licht in die Wohnung kommen?« »Ja, das Licht,« ſagte ſie, — »ſeht ihr denn nicht, daß ſie es da hineintragen?« — Peter ſchaute hin, und gewahrte eine Menge Taglöhner, die entſetzlich viel Sand und Erde bei den kleinen Löchern hineinſchleppten, indem ſie feſt glaubten, durch dieſes Verfahren Helle in das Haus zu bringen. Außerdem bemerkte er bei den Einwohnern eine ſo tiefe Ehrfurcht gegen ſeine häßliche Begleiterin, daß er ſich öfters verſucht fühlte, zu glauben, er ſei in ein Tollhaus, oder in das Ländchen der Dummheit gerathen.

Und das Letztere war es denn auch. Alle Leute in dieſem unglücklichen Lande waren ſo thöricht und blöde, daß Borra, ihre ſogenannte kluge Frau, nur darum ſich dieſen Ehrentitel erworben hatte, weil ſie gerade um ſo viel Gehirn mehr als die Übrigen beſaß, um einzuſehen, wie ſehr ſie in Ruf und Anſehen kommen würde, wenn ſie ſich ſelbſt für eine kluge Frau ausgäbe.

Übrigens müßt Ihr wiſſen, meine lieben Leſer, daß die kleine, alte, häßliche Weibsperſon, ich weiß nicht wie, die Gabe erlangt hatte, gerade durch ihre Dummheit ſich einige der gemeinen Naturgeiſter dienſtbar zu machen, was ihr ſchon ſeit lange den Haß der guten Fee Aurette, die wir oben kennen gelernt haben, zugezogen hatte.

Sie führte Peter in ihr Kämmerchen am äußerſten Ende eines verwahrloſten, ſogenannten Obſt- und Küchengartens, das aber faſt eher einem Hundeloche ähnlich ſah, als einer Wohnung für Menſchen. Noch mehr erſtaunte der Knabe jedoch, als er in jedem Winkel der unſaubern, ſchwarzgeräucherten Stube, Gegenſtände ſich regen und bewegen ſah. Da hüpfte ein altes, zerbrochenes Töpfchen klappernd mit ſeinem Deckel umher; dort rollte ein Teigwalker vom Tiſch herunter, und mit den ſeltſamſten Wirbeln und Bocksſprüngen dem erſtaunten Peter um die Füße, während ein Knaul grobe Wolle und ein Dutzend Stricknadeln im ernſthaften Streite begriffen zu ſein ſchienen. Dem guten Petter wollte die Sache gleich anfangs nicht recht richtig vorkommen, und noch mehr wurde er in

ſeinem Argwohn beſtärkt, als ihn die garſtige Kröte von Weib niederzuſitzen bat, und ihm mit den ausgewählteſten Schmeicheleien anlag, ihr das Büchlein zu ſchenken, das er in ſeiner Taſche habe. Denn das hatte ſie trotz ihrer geiſtigen Beſchränktheit längſt weg, daß dieſes Büchlein eine Gabe Aurettens, und wunderbare Zaubermacht ihm eigen ſei.

Peter zögerte von Anfang mit der Einwilligung, glaubte aber eben keinen Grund zu haben, weßhalb er der Alten das geringe Geſchenk verweigern ſollte.

»Die Buchſtaben kann ich bereits auswendig,« dachte er, »und um das Papier iſt es mir auch nicht zu thun;« und ſo reichte er ihr das A. B. C. Büchlein hin, welches ſie mit blitzſchnell ausgeſtreckten Fingern an ſich riß, und Wunder meinte, was für eine gewaltige Macht ſie nun erlangt habe. —

Hierauf bewirthete ſie Peter mit dem Beſten, was die armſelige Küche enthielt, ſteckte das Papier ſorgſam in ihre weite Kleidertaſche, und nahm Abſchied von dem Knaben, der ſich wenig mehr um ſie, ihre Töpfchen und Wollknäule und um den ganzen Hergang bekümmernd zur Thüre hinausmachte, um die friſche Luft wieder einzuathmen, und die merkwürdige Stadt zu beſichtigen. — Kaum war er aber fort, als die Alte, jubelnd, hüpfend und ſpringend vor Freude, ſich gleich einem dem Irrenhauſe entſprungenen Weſen benahm. »Nun wolle zum Henker, alter Teigwalker,« rief ſie verächtlich, mit ſchrillender Stimme; »nun fliege zum Fenſter hinaus, ſchnöder Knaul, und ihr, roſtige Nadeln, und du lecker Napf, packt euch alle inſammt und ſonders wieder hin, von wannen ihr kommen ſeid, nun braucht Borra euere Dienſte nicht mehr, nun ſtehen ihr mächtigere Geiſter zu Gebote!«

Dieß hatte ſie kaum gerufen, als alle die benannten Sachen mit ſchallendem Gelächter und vielem Gepolter auf — und zum Fenſter hinausfuhren.

(Schluß folgt.)

Das wandernde Mädchen.

Allegorie.

Ein Mädchen ſchön wie Engel
Durchwandert dieſe Welt,

Weilt gern an jedem Orte,
Wo man's in Ehren hält:

Es kehret in der Hütte
Wie im Pallaſte ein —
Von ſeinem Antlitz ſtrahlet
Verklärungs-Sonnenſchein.

Das holde Mädchen kleidet
Ein weißes Feſtgewand,
Trägt Lilien in den Locken
Und Lilien in der Hand.

Die Äuglein hat der Himmel
Dem Engelskind geſchenkt,
Die Lippen ihm mit Purpur
Das Morgenroth getränkt.

Die Wangen hat der Frühling
Mit Roſen ihm geſchmückt,
Als hätt' er ſie ſo eben
Vom Strauche abgeknickt.

Und wie ein Lilienſtengel
So zart, ſo ſchlank, ſo ſchön,
Iſt dieſer holde Engel
Des Lebens anzuſehn!

Wohl liebt es alle Menſchen
Das wunderſchöne Kind,
Doch immer ihm am liebſten
Die holden Mädchen ſind.

Und wer von euch, ihr ſchönen
Gebiet'rinnen der Welt,
Die Pilgerin am meiſten
Liebt und in Ehren hält;

Dem reicht ſie eine Blume
Aus ihrer Weihe-Hand,

Digitized by Google

Die Blume iſt entſproſſen
Gar einem ſchönen Land.

Die Blume wohl gepfleget
Stammt aus dem Paradies,
Erquickt mit Balſamdüften
Das Herz gar wunderſüß.

Und wißt ihr, wie das Mädchen
Im Feſtgewande heißt?
Sein Engelsnam' iſt Unſchuld,
Des Lebens guter Geiſt.

Drum wählet zur Geſpielin
Die Unſchuld, Mädchen, Euch,
Denn Schönheit wie die Liebe
Macht nur die Unſchuld reich.

Und bliebe wohl die Schönheit
Zuweilen auch zurück,
Die Unſchuld mit der Liebe
Begründen ſchon das Glück.

Prof. And. Brecht.

Für Kunſt und Altertum am linken Donau-Ufer.

Von Adolf Schmidl.

(Schluß.)

Unterhalb des Geſimſes der Platten beider Tumben läuft eine Reihe von bibliſchen Inſchriften herum: Beati mortui qui in domino moriuntur ect.

Die Höhe des ganzen Monumentes beträgt 10 Schuh 2 Zoll.

Das unbedeutende, unbekannte Kirchlein zu Maria Laach am Jauerling beſitzt alſo ein Monument, dem im ganzen Lande keine Kirche, ein ähnliches entgegenzuſtellen vermag, und ſelbſt in der Reſidenz finden ſich nur wenige der Art. Die künſtleriſche Anlage

und Vollendung des Ganzen iſt nicht anders als ausgezeichnet zu nennen. Die Trophäen an den untern Basreliefs ſind zwar eben auch in dem gezwungenen überladenen Style jener Zeit, aber in der Geſtalt des Ritters folgte der Bildner offenbar ſeinem eigenen Gefühle für Natur und Wahrheit. Der Kopf, obwohl offenbar Porträt, iſt der ſprechendſte Ausdruck eines Gott ergebenen Gemütes. Leider findet ſich nicht das geringſte Zeichen, welches den Künſtler verrathen könnte; wer aber je in Loosdorf war, auf der Straße von St. Pölten nach Mölk, und dort das Grabmal des Ritters von Loſenſtein ſah, wird augenblicklich durch die Ähnlichkeit des Styles und die gleiche Behandlung des Marmors überraſcht werden. Es iſt um ſo mehr zu bedauern, daß der Name eines ſo vorzüglichen Künſtlers, von dem ſicher noch manches Denkmal irgend im Dunkel der Verborgenheit ruht, verloren gegangen iſt.

Aber die Kirche hat noch eine Anzahl anderer Monumente, welche nicht mit Stillſchweigen übergangen werden können, und welche eben auch in den Kirchen dieſer Gegend häufiger als irgendwo anders getroffen werden.

Es ſind dieß an den Wänden der Kirche aufgehangene Schildereien von rieſiger Größe, welche eben auch als Gedächtnißtafeln verſtorbener Edlen anzuſehen ſind *).

*) So hängt ober der Sakriſteithür die Gedächtnißtafel der Clara Kueffſteiner gebornen Puechhaimb, † 1618. Es iſt ein eirunder Schild von Gipsmarmor, in der Mitte Bibelſtellen u. das Epitaphium enthaltend, um welche am Rande 12 kleinere Wappenſchilde, ungemein zierlich gearbeitet, herumlaufen. Noch zu leſen ſind die Namen der Wappen von Puechhaimb, Patendorf, Wolkenſtain, Eberſtain, Soneberg, Wolkersdorf, Freiberg, Rogendorf. Das Ganze iſt 6 Schuh hoch, 5 Schuh 4 Zoll breit. Ober dem Speiſegitter hängt ein ähnlicher Schild, 5′ 2″ hoch 4′ breit, aber von Holz, die Wappen nur gemalt, als Grabtafel der beiden kleinen Söhne obiger Clara von Puechhaimb und Joh. Jak. Kueffſteiners, (des älteſten der Söhne, welche ihrem Vater jenes herrliche Monument ſetzten.)
Noch iſt am Presbyterium das Marmor Monument der Frau Anna gebornen Kirchberg, Wittwe Hanns Jörg Kueffſteiners, dann Gattin des Herrn Matheſſen Teuffel † 1615. Das Ganze ſtellt eine Art Altar vor, deſſen Mittelſtück, von 2 Säulen getragen, die Auferſtehung vorſtellt;

Laach war alſo offenbar die Erbgruft der Kuefſtein, aber einige Nachgrabungen, die deßhalb vor kurzem angeſtellt wurden, haben zu keinem Reſultate geführt. In einem ausgemauerten Grabe fand ſich blos der vermoderte Leichnam einer unbekannten Frau; die Sammthaube mit Börtchen, ein brauntuchener Rock und Stöckelſchuhe waren noch unverſehrt, ſonſt fanden ſich eine Halskette aus Bernſtein und Betpfennige.

In den Pfarrſchriften findet ſich jedoch folgendes Protokoll:

»Es wird hierinnen zur Nachricht und Wiſſenſchaft zurückgelaſſen, daß mit Genehmigung und Bewilligung der allerhöchſten Landesregierung die Kruften (welche ſich bei dem Hochaltar unter dem Speißgatter zeiget,) eröffnet und folgende kupferne Sarchen von nachſtehenden Familien herausgenommen worden.«

Hierauf folgen nun 21 Inſchriften von eben ſo vielen Särgen, aber ohne chronologiſche Ordnung. Nro. 16 lautet folgendermaßen:

»Die Sarch des edlen Leichnams Weiland des wohlgebornen Herrn Herrn Johannes Georgius H. von Kuefſtein, Paron in Greilingſtein, Paron in Spitz, Herr in Fainfeld, Zaißing und Puchberg und Paron in Schauſtein. k. k. Hofkriegsrath, iſt geſtorben den 5ten July Anno 1603, ſeines Alters 61 Jahr.«

Wahrſcheinlich wurden auch die vier Söhne, welche ihrem Vater jenes Monument errichteten, hier beigeſetzt es, fanden ſich aber nur zwei Särge vor. *)

---

rechts und links ſtehen in Niſchen spes und patientia. Unterhalb iſt die Schrifttafel. Das Monument iſt 10 Schuh hoch, 6′ 2″ breit, von ſchönem Marmor.

Die ausgezeichnetſte dieſer Wappentafeln, 9′ hoch, 7′ breit, iſt jene des Hans Wilhelm Kuefſteiner † 1604. Sie iſt ganz mit Trophäen, Wappen ꝛc. bedeckt. Endlich finden ſich noch die beiden Schilde des Hans Georg † 1603 und Hans Lorenz † 1628 aus dieſer kunſtliebenden Familie der Kuefſteiner. Das letztere iſt eben auch mit zahlreichen Trophäen verziert, aus denen aber ein Todtengerippe als mächtiges memento mori hervorragt.

*) Der Sarg des jüngſten, deſſen das Monument beſonders erwähnt, trug die Inſchrift:

»Die Sarch des Hochaderlichen und wohlgebornen H. Herren Johan-

Unter dem Seitenaltare zum Theile verborgen findet ſich noch der Grabſtein des

Acacius Enenkel de Albrechtsberg † 1574, der heic deponi voluit.

Endlich verdient noch Erwähnung eine Marmortafel auf dem Nachbarhauſe am Pfarrhofe, das offenbar einſt mit dieſem nur ein Gebäude ausmachte. Die Schrift beſagt die Reparation des Hauſes durch den Prädikanten Wolf Khrell. 15. (?)

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

4. Juni 1420 beſtätigt Pabſt Martin V. in einer beſonderen Bulle die Gerichtsbarkeit der Wienerhochſchule beſonders das Recht, über Leben und Tod zu richten.

5. Juni 1807 ſtirbt zu Prag Franz Pubitſchka, Doktor der Philoſophie, Weltprieſter, Hiſtoriograph des Königreichs Böhmen und Senior der philoſophiſchen Fakultät, deren Decan er in den Jahren 1785 und 1786 geweſen war. Geboren den 19. Auguſt 1722 zu Kommothau in Böhmen, trat er im 18. Jahr ſeines Lebens

---

nis Guilielmi H. von Kuefſtein, Baron in Greilingſtein, Baron zu Spitz, k. k. Kapitain und Feldobriſter, iſt auhero zu Erde beſtättiget worden den 10. Oktober Anno 1605. wie alt er geweſen iſt unwiſſentlich.«

Das Monument ſagt 22 Jahre. Die andern Brüder ſind:
»Die Sarch des edlen Leichnams u. wohlgeb. H. H. Johannes Jacobus Herr v. Kuefſtainer ꝛc. geweßter k. k, Kämmerer, iſt geſtorben Anno 1629, wie alt er geweſen iſt, ſagt die Grabſchrift nicht. Die Sarch des wohlgeb. H. Johannes Lorenz H. v. Kuefſtainer ꝛc. Herrn zu Zaiſſing und Schwalmbach, geſtorben den 24. Mai Anno 1528«
Soll heißen 1628. Der älteſte dieſer 21 Särge iſt vom Jahre 1555 der Fräulein Veronica v. Kuefſtain, welche im 18. Jahre ſtarb. Vorſtehende Sarchen ſind heut Date als den 31. Marzi Anno 1789 aus den Krüften erhoben und auf dem Kirchhofe beigeſetzt worden.

in die Geſellſchaft Jeſu, und verlegte ſich Anfangs auf die ſchönen Wiſſenſchaften. Allein bald zog es ihn zur vaterländiſchen Geſchichts-forſchung — und darin hat er in jeder Beziehung die Erwartungen übertroffen, die man ſich von ſeinem Eifer gemacht hatte. Seine hiſtoriſchen Werke ſind ſchöne Denkmale ſeltnen Fleißes und ſcharfſinniger Urtheilskraft.

6 Juni 1530 erſcheint zu Wien im Drucke Perlachs »Bedeutung der Finſterniſſe.« Wir erſehen daraus, daß man ſchon damals gegen Aberglauben eiferte, und richtige Vorſtellungen von den Naturerſcheinungen zu verbreiten ſuchte!

7. Juni 1724 geb. zu Langenargen am Bodenſee Anton Maulbertſch, k. k. Kammermaler, Rath und Mitglied der Akademie der bildenden Künſte in Wien. Kaum 16 Jahre alt, kam er zu Von Kai nach Wien in die Lehre; 1741 fing er die Akademie zu beſuchen an, und 1740 erhielt er den Preis. Nach zehn Jahren war er zum Mitglied ernannt, und 1770 mit dem Rathstitel beehrt. Viele ſchöne Altarblätter und Frescomahlereien in Öſtreich, Ungarn und Böhmen verewigen ſeinen Namen.

8. Juni 1786 errichtet Joſeph II., von der Nothwendigkeit einer beſſern Bildung der weiblichen Jugend überzeugt, ein Penſionat für Mädchen mittelloſer Staatsbeamten, um ſie zu Erzieherinnen zu bilden. Dieſe Anſtalt gedieh gleich beim Beginnen, in der neueren Zeit erhielt ſie die Abänderung, daß die künftige Verwendung den Zöglingen frei geſtellt bleibt.

9. Juni 1765 Eröffnung der Bergbauſchule Chemnitz mit 60 Zöglingen und 3 Profeſſoren: Bergrath Traugott Delius, Nic. Edler von Jaquin, und Abbée Poda. Die montaniſtiſchen Benennungen, Mechanik, Berg- und Waſſerbaukunde, Tagsmanipulation, Bergrecht und Waldkultur, ſind die Gegenſtände der zwei erſten Jahren; im dritten und letzten werden Chemie, Metallurgie Scheide- Probier- und Schmelzkunſt vorgetragen. Unter Kaiſer Joſeph II. ward der Unterricht auch auf die Salzwerke ausgedehnt, und zugleich zugeſtanden, daß ſich die Stipendiſten aus dem Thereſianiſchen und Savoyiſchen Stiftungsfonde mit dem Genuſſe ihres Stipendiums auch in dieſe Schule begeben dürfen.

Digitized by Google

10. Juni 1756 geb. zu Bathorieza in Böhmen Joſeph Schönbauer, Doktor der Medicin, und Profeſſor der Naturgeſchichte und Therapie in Peſth. Er ſtudierte an der Univerſität zu Prag Philoſophie und Medicin, vollendete aber letztere in Wien. Als ausübender Arzt zeichnete er ſich insbeſonders in Siebenbürgen aus; im Jahre 1789 beſtieg er die Lehrkanzel in Peſth, und verſah dieſe Stelle mit vieler Wirkſamkeit bis zum Tage ſeines Todes — den 17. Dezember 1807. Wir haben von ihm 1.) Beſchreibung der Kolumbatſcher Mücke; 2.) Ornithologia regni Hungariae. Pesthini 1804. 3.) Analytiſche Methode, die Mineralien und Beſtandtheile zu beſtimmen. Wien 1805 — Werke, die ihm in der literariſchen Welt einen bedeutenden Namen erworben haben.

Auflöſung der Charade und des Logogriphs im Blatte 35.

Vaterland. — Glauben.

Ich kenn' ein Land frei anzuſehn
An jedem Guten reich.
Es iſt ſo herrlich, iſt ſo ſchön,
Ganz einem Garten gleich
Ein Vater ſchützt mit frohem Muth
All' ſeine Kinder drin,
Drum geben ſie auch Gut und Blut
So gerne für ihn hin.
Und nirgends auf der deutſchen Flur
Blüht Fried' und Eintracht ſo,
Hier herrſcht kein Fürſt: ein Vater nur
Macht ſeine Kinder froh.
Drum Schweſtern, Brüder, freuet euch
Und reicht mir eure Hand:
Ruft laut: Heil! unſerm Öſterreich.
Heil unſerm Vaterland.

Angelique von Henikſtein.

Unter den Löſern verdienen ferner Anerkennung: die Fräulein: Amalia Willner, Karoline Kolinsky, und die Herren: Ed. Korn, Bernh. Fritzer, Johann Georg Gieſen, Karl Degetz, Anton Warmuth.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Museum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 37.

Bücherſchau. (4. Feſtkalender in Bildern und Liedern, geiſtlich und weltlich, von Franz Graf von Pocci, Guido Görres und ihren Freunden. 5. Bilderbücher für die Jugend von G. W. Schießler.) — Miscellen. (Über alte Bäume. Das Polarmeer. Aus dem Leben Wollaſtons. — Ankündigung. —

Bücherſchau.

4. Feſtkalender in Bildern und Liedern, geiſtlich und weltlich, von Franz Graf von Pocci, Guido Görres und ihren Freunden. (München bei Jacquet, Wien bei der Mechitariſten-Congregations-Buchhandlung.)

Endlich einmal eine Unternehmung mit Bildern, in ſchneller Aufeinanderfolge, zu äußerſt geringem Preiſe, das Bild um 1 1/2 Kreuzer, deſſen man ſich aus ganzem Herzen erfreuen und erlaben darf! Von Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen kommt freilich nichts darin vor, auch von der Baumwollſtaude und dem Rennthiermoos, von Boſton, Newyork, Dorpat, Neu-Sidney und Fernambuk iſt nirgends die Rede, kurz, zur Verbreitung ſogenannter gemeinnütziger Kenntniſſe dient dieſer Feſtkalender durchaus nicht. Dagegen aber iſt er, meines Erachtens, ungemeinnützig, weil er nämlich gar ſchöne, ſchlichte, ehrbare und heilige Lieder und Sangsweiſen enthält und Darſtellungen aus dem Leben der Heiligen, der Feſttage der Kirche, der Großthaten der Landesfürſten und des Vaterlandes, warme Empfindungen und einfältige Gedanken, und weil er endlich dem Werkeltagsjahr die Feſt- und Freudentage in ihrer tiefſten Herrlichkeit und Würde als Ziel der Neigung und der Sehnſucht gegenüberſtellt.

Die zwei Hefte, welche bereits erſchienen ſind (wie ich höre ſollen ihnen noch acht Hefte folgen), bieten 16 Bilder und 14 Gedichte: Dreikönigstag, Palmſonntag, die Paſſion, Oſtern, Himmelfahrt, Pfingſten, Frohnleichnam, — Eine Frage, Herzog Chriſtophs Stein, der Himmelsgarten, die Fuggerei, Albrecht Dürer, die Be-

freiung Wiens, das Brüderlein. — Als Beleg der dichteriſchen Trefflichkeit der meiſten dieſer Gedichte laſſen wir hier das letztgenannte folgen. Von den Bildern (Lithographien in Holzſchnittmanier) können wir freilich hier keine Muſter vorlegen, allein ſie ſind wahrlich nach Idee und Ausführung ſinnreich, körnig, vielſagend und in ihrer Art unübertrefflich zu nennen. H.

Ach Mutter, liebe Mutter,
wo iſt das Brüderlein?
ſonſt ſpielten wir zuſammen,
jetzt bin ich ganz allein.

Wir ſpielten ſanft und lachten
und hatten uns ſo lieb,
o ſag' mir, liebe Mutter,
wo nur der Bruder blieb?

O ſchau, mein Kind zum Himmel,
Dort iſt der Bruder, dein;
dort ſpielt er mit den Engeln
Und mit dem Chriſtkindlein.

Du weißt, er war ſo freundlich,
er war ſo lieb und brav,
das ſah'n die heil'gen Engel,
die ſein gedacht im Schlaf.

Sie ſagten es dem Chriſtkind,
das Chriſtkind rief geſchwind:
»Nun eilt, ihr lieben Engel,
»und führt zu mir das Kind!«

Da gingen ſtill die Engel,
vom Chriſtkindlein geſandt,
und machten ihm ein Bettlein
mit ihrer weißen Hand.

Dort draußen in dem Garten,
in gottgeweihtem Grund,
wo heil'ge Kreuze ſtehen
gar viele in die Rund.

Sie traten drauf ganz leiſe
Zum Brüderlein heran
und ſingen Himmelslieder
ſo ſüß zu ſingen an:

Vom ewig grünen Garten
von ſeinen Schäflein gut,
und von dem heil'gen Hirten
und ſeiner treuen Hut.

Sie ſangen ach ſo lieblich,
ihr Lied wie Honig floß,
Das Brüderlein darüber
gar bald die Äuglein ſchloß.

Sie trugen's auf den Armen
Dann in das Bettelein,
dort bei den heil'gen Kreuzen,
bei ſtillen Veigelein.

Und von den feinſten Leinen
ein Kleid wie Schnee ſo weiß,
das zogen ſie ihm über
ganz ſachte und ganz leis.

Sie flochten dann von Blumen
ein Kränzlein ihm ins Haar,
und banden um die Ärmlein
ein goldnes Flügelpaar.

Und wie ſie's nun geſchmücket
Mit ſorgſamlichem Fleiß,
da ſtellten ſich die Engel
Ringsum in einen Kreis.

»Wach auf,« ſo riefen Alle,
»wach auf, du Engelein!
»Wir fliegen nun mitſammen
»zum heil'gen Chriſtkindlein.«

»Nun hebe deine Schwingen
»und reiche uns die Hand,

»nun kehren wir von hinnen
»zu dem der uns geſandt.«

So riefen dort die Engel,
Der Bruder wachte auf,
und flog mit ihnen freudig
zum lieben Gott hinauf.

Dort werden wir ihn einſtens,
Wenn Gott will, wieder ſeh'n,
doch mußt du auch hinieden
auf Gottes Wegen geh'n.

5. Bilderbücher für die Jugend von S. W. Schießler. Wien bei J. Bermann.

a) Der Weihnachtsbaum, ein Bildungs- und Unterhaltungsbuch als Geſchenk für die Jugend beiderlei Geſchlechts (mit 9 colorirten Kupfern.)

b.) Moraliſche Zauberlaterne oder Bilder für Geiſt und Herz. Ein Leſebuch zum Nutzen und Vergnügen der Jugend (mit 6 colorirten Kupfern.)

c.) Bunt durch einander von A — Z oder: Allerlei zur Gewinnung richtiger Begriffe von verſchiedenen Dingen. (mit 24 colorirten Abbildungen auf 12 Kupfertafeln.)

d.) Alphabet goldener Sprüche im Erzählungsgewande und in Bildern, ein Leſe und Unterhaltungsbuch zur Belebung des ſittlichen und religiöſen Gefühls für die Jugend beiderlei Geſchlechts (mit 26 colorirten Bildern.)

e) ABC der Naturgeſchichte zur Anregung der Wißbegierde und als behaglicher Vorgeſchmack dieſer angenehmen und nützlichen Wiſſenſchaft für die Jugend (mit 24 colorirten Kupfertafeln.)

Die Bilder, welche hier unſern Kindern geboten werden, zeichnen ſich durch alles das aus, was denſelben gefällt: Farbenglanz, Mannigfaltigkeit, Gemälde kriegeriſcher Thaten, kindlicher Verhältniſſe, und auch die Richtigkeit der Zeichnung und Harmonie der Farbe dürfte ein ſorgfältigerer Beſchauer — die unter c und e angeführten Büchlein ausgenommen — nur ſelten vermiſſen. Der Text der Bücher iſt, wie man ihn von einem ſo bewährten erfahrenen

Kinderſchriftſteller, wie Hr. Schießler iſt, nicht anders erwarten kann, klar, gefällig, einfach, dem Faſſungsvermögen ſeines Publikums angemeſſen, und da, wo er offenbar ein etwas reiferes Alter vor Augen hatte, wie in a) und b) die Regiſter der Poeſie mit Sicherheit in Bewegung ſetzend. — Als Feſttagsgeſchenke für das ſchauluſtige junge Volk dürften ſich die zwei genannten Bücher vollkommen eignen. H.

Miscellen.

(Über alte Bäume.) In der Gegend von Nizza, bei Villefranche, ſteht ein Ölbaum, deſſen Stamm am Boden über 38 Fuß, viertehalb' Fuß über dem Boden 10 Fuß im Umfange mißt; einer ſeiner Hauptäſte hat 6 Fuß 6 1/2 Zoll im Umfange; der Stamm iſt 82 1/2 Fuß hoch. Es iſt der größte und älteſte Ölbaum bei Nizza und hat noch, obgleich er ſtark im Abgang iſt, ein ſehr ſtattliches Anſehen. Man ſieht ganz deutlich, daß ſein Stamm aus einem Keime aufgeſchoſſen iſt und nicht aus mehreren, zuſammengewachſenen Wurzelſproſſen beſteht. Er gehört noch dazu einer Varietät an, die der allgemeinen Annahme nach am allerlangſamſten wächſt. Der berühmte Ölbaum von Pescio, der bisher für den größten in Italien galt und deſſen Alter Maſchettini auf 700 Jahre ſchätzt, erreicht ſeine Dimenſionen bei weitem nicht. Nach noch vorhandenen Urkunden galt dieſer Baum ſchon im Jahre 1316 für den älteſten in der Gegend, man kann ihn alſo kecklich für den Veteran ſeines Geſchlechts in Europa erklären, und er dürfte leicht älter ſein als tauſend Jahre. Er ſcheint der einzige Ölbaum zu ſein, welcher den furchtbaren Orkan, der im Jahre 1516 dieſe Gegend verheert, überlebt hat. Im Jahre 1828 trug er noch mehr als 100 Kilogramme Öl, und früher gab er in guten Jahren 150. Im Vorbeigehen bemerken wir, daß man im Durchſchnitt nur alle drei Jahre eine mittlere Erndte von den Ölbäumen erwartet; eine außerordentlich geſegnete Erndte kommt aber nicht leicht über vier bis fünf Mal in hundert Jahren vor; ein ſolches Jahr heißt im ſüdlichen Frankreich année majeure. Kein Baum des ſüdlichen Europas iſt im Laufe ſeines Lebens mehr ſchädlichen Einflüſſen ausgeſetzt, als der Ölbaum. Schnelle Temperaturände-

rungen, eine Menge durch Inſekten oder Schmarotzerpflanzen verurſachte Krankheiten hemmen ihn in ſeinem Wachstum. Deſto außerordentlicher iſt ein Baum, wie der beſchriebene.

Der Orangenbaum iſt noch zu neu in Europa, als das wir über das Alter, das er erreichen kann, etwas Beſtimmtes wüßten, und gegen unſer rauheres Klima zu empfindlich, als daß uns aus der Erfahrung bekannt ſein könnte, wie hoch und dick er von Natur werden kann. Indeſſen beweiſen mehrere Fälle, daß dieſer Baum ſehr alt wird, daß ſein Stamm dagegen niemals eine ſehr bedeutende Höhe erreicht. So ſteht in der Orangerie zu Verſailles ein Orangenbaum, der 1421 aus dem Saamen gezogen wurde, und der ausſieht, als ob er noch Jahrhunderte leben könnte. In Rom befindet ſich im Kloſterhofe zu St. Sabina ein Orangenbaum, der der Sage nach vom heiligen Dominikus um das Jahr 1200 gepflanzt worden iſt. Dieſer Baum iſt nie höher geworden, als 30 Fuß. In der Gegend von Finale ſteht ein Orangenbaum, der 28 Fuß hoch iſt und oft gegen 8000 Orangen in einem Jahre getragen hat. Noch im Jahre 1789 befand ſich zu Nizza ein Baum der Art, deſſen Alter man nicht wußte, deſſen Stamm aber ſo dick war, daß ihn zwei Männer kaum umſpannen konnten. Dieſer Baum war gegen 50 Fuß hoch und ſeine Krone beſchattete einen Tiſch zu 40 Gedecken; er trug jedes Jahr 5 — 6000 Orangen nur auf der einen Hälfte der Krone, während die andere Hälfte ihrer kaum 100 hatte, aber das Jahr darauf gab letztere Tauſende von Früchten, während erſtere ausruhte, u. ſ. f. Dieſer ſchöne Baum, der ſich wie ein Rieſe über die andern erhob, hatte die kalten Winter von 1709, 1763, 1768 glücklich durchgemacht, aber uralt, wie er war, unterlag er dem ſtrengen Froſte von 1789.

(Das Polarmeer.) Capitän Brook gibt in der Beſchreibung einer Reiſe nach dem Nordkap folgende merkwürdige Schilderung von der Beſchaffenheit des Polarmeeres: »Es kann nichts Überraſchenderes und Schöneres geben, als die Klarheit der Polargewäſſer. Während wir langſam auf der Oberfläche des Meeres hinfuhren, konnten wir bei einer Tiefe von zwanzig bis fünf und zwanzig Faden ganz deutlich den Grund erkennen, der meiſtentheils aus einem weißen

Sande beſtand. Auf meiner ganzen Reiſe kam mir nichts ſo wunderbar vor, als dieſe Tiefe des Abgrundes, die ſich ſo deutlich dem Auge enthüllte. Die Spiegelfläche des Meeres wurde nicht vom leiſeſten Lufthauche bewegt, und kaum der Ruderſchlag kräuſelte ſie ein wenig. Über den Dolbord des Bootes hinausgebeugt ſchaute ich mit Verwunderung und Entzücken in die tief unter mir langſam wechſelnde Scene hinab. Wo der Grund ſandig war, konnte das Auge die Aſterien und Echinen und ſelbſt die kleinſten Meermuſcheln in dieſer großen Tiefe deutlich wahrnehmen, und das Waſſer ſchien gewiſſermaßen die Eigenſchaft eines Vergrößerungsglaſes zu haben, das die Gegenſtände näher brachte. Bald wurden wir eines rauhen Berges anſichtig, deſſen zackige Gipfel zu unſerm Boote heraufragten, und deſſen Fuß ſich noch einige Meilen weiter unten in die Tiefe verlor. Obgleich wir auf ebener Fläche hinfuhren, kam uns doch vor, als ob wir die Höhe unter unſern Füßen hinan ſchifften, und als wir den höchſten Punkt erreichten, der ſich nur wenige Fuß unter unſerm Boote zu befinden ſchien, kamen wir an einen Abhang, der auf dieſer Seite ganz ſenkrecht war, ſo daß uns däuchte, wir ſeien plötzlich ſeine ganze Höhe hinabgeſtürzt, eine Täuſchung, die bei der Klarheit des Gewäſſers ſo unwiderſtehlich war, daß man unwillkührlich zuſammenfuhr. Dann kamen wir wieder über eine Ebene, und fuhren langſam über die Forſte und Wieſengründe der Tiefe hin, die ſich weit ausgebreitet unter uns zeigten, und wahrſcheinlich von Tauſenden dem Menſchen unbekannter Thiere bewohnt wurden: zuweilen konnte ich einen oder den andern ſeltſam geformten Fiſch ſehen, der ſich durch das Waſſerdickicht drängte, unbekümmert um das, was ober ihm ſich dahin bewegte. An andern Stellen wurde dann der Boden nicht mehr ſichtbar; die ſchönen Landſchaften verſchwanden, und Alles verlor ſich in das Dunkelgrün der oceaniſchen Tiefe.

(Aus dem Leben Wollaſtons.) Wollaſton, geſtorben in London den 22. December 1828, war einer der ſcharfſinnigſten und zugleich einer der reichſten Chemiker unſerer Zeit. Er hinterließ außer einem Landgute in Suſſex mehr als eine halbe Million Pfund Sterling, ein Vermögen, das er faſt ausſchließlich der glücklichen Benutzung ſeiner wiſſenſchaftlichen Entdeckungen verdankte.

Sein Laboratorium war ein Allerheiligſtes, welches er auf das ſorgfältigſte vor den Augen der Menſchen, beſonders aber vor denen ſeiner Mitarbeiter in der Chemie verborgen hielt. Richard P., ein Chemiker von Verdienſt, der Wollaſton eines Tages beſuchte, gerieth ohne es zu wiſſen, während der Bediente ſeine Anweſenheit meldete, in dasſelbe. Als Wollaſton herabkam, war er nicht wenig erzürnt, einen Fremden hier zu finden, doch bald bemeiſterte er ſeinen Unmut, nahm mit ſeinem gewöhnlichen trockenen Humor, ohne eine Entſchuldigung abzuwarten, P. — beim Arm, wandte ihn gegen eine beſondere Stelle im Laboratorium, und fragte ihn: Mr. P. — ſehen ſie dieſen Ofen? — Ja wohl. — So machen Sie ihm eine tiefe Verbeugung, denn es iſt das erſte und das letzte Mal, daß Sie ihn geſehen haben.

Von ſeinem Vermögen machte er den wohlthätigſten Gebrauch. Einer ſeiner Bekannten, der durch unglückliche Handelsſpekulation in eine bedrängte Lage gekommen war, bat Wollaſton, ihn durch ſeinen Einfluß bei einigen bedeutenden Männern eine einträgliche Stelle bei der Regierung zu verſchaffen. Wollaſtons Antwort war kurz: »Ich bin 60 Jahre alt geworden, ohne je einen Großen um eine Gunſt zu bitten, und Niemand wird nach dieſem Alter mich dahin bringen, dieß zu thun, wenn es auch wäre, um einem Bruder einen Dienſt zu erweiſen. Wenn das Eingeſchloſſene Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Verlegenheit von einigem Nutzen ſein kann, ſo bitte ich, nehmen Sie es an; es ſteht zu Ihren Dienſten. Das Eingeſchloſſene war eine Anweiſung auf hundert-tauſend Gulden.

Ankündigung.

Mit dem Blatte 39 am 25. d. M. wird das dritte Quartal des dritten Jahrganges vom Jugendfreunde geſchloſſen, und mit dem Blatte 40 am 2. Julius beginnt das vierte Quartal desſelben; wovon diejenigen P. T. Herren, welche vierteljährig pränumerirt haben, wegen allfälliger Erneuerung ihrer Pränumeration geziemend verſtändiget werdet. Preis der Zeitſchrift: Ganzjährig 4 fl. C. M.; vierteljährig 1 fl. 12 kr.

Verbeſſerungen: Blatt 36, S. 848, Z. 24 ſt. Altarſteinen l. Altarſteine; Z. 27 ſt. M. l. St.; Z. 34 ſt. einen branen l. ein brauner; S. 854, Z. 3 v. u. ſt. deseuit l. deseruit; S. 862. Z. 5 v. u. ſt. durchſtrömt l. durchſtrömmt; S. 864 Z. 9 iſt jedesmal ſt. 1 zu leſen 2; S. 864, Z. 20 ſt. die Seelen l. gute Seelen.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 38. Wien, den 18. Juni 1834.

Sternennacht von Uccello. — Das Wunder-Büchlein. Ein Kindeemährchen von Feanz Fitzinger. (Schluß) — Der Sperling. Nach Pierre Sautel von M. Enk. — Etwas über Amos Comenius in Bezug auf ſein Leben in Fulnek. (Aus einem Briefe des Herrn Stadtphyſikus Dr. R. Fiſcher daſelbſt.) — Ee-innerungen aus der Kultuegeſchichte Oeſterreichs. — Logogryph von August Schilling. — Auflöſung dee Charade und der Aenigmata im Blatte 36.

Sternennacht.

Geht dir das Herz nicht auf,
Blickſt du zur Nacht hinauf,
Wann dort im Feierkleid
Stern ſich an Stern gereiht?

Schau, wie im blauen Meer
Weithin das lichte Heer,
Endlos und ohne Zahl,
Lächelt ins finſt're Thal.

Denk'ſt du bei all der Pracht,
Die deinem Aug' erwacht,
Wohl noch an Lied und Schmerz,
Pochendes Menſchenherz?

Hebt da im raſchen Schwung
Nicht voll Begeiſterung
Auf zu den Sternen ſich
Jauchzend dein beſſ'res Ich?

Bleibt da nicht all dein Leid,
Ehrſucht und Eitelkeit,
Und all der Tand und Wahn
Kleben am nächt'gen Plan?

Du nur, Du ſchwebſt allein,
Selig, durch Funkenreih'n,
Stauneſt die Wunder an,
Die ſich dir aufgethan.

Rufeſt mit Herz und Mund
Hin durch das ew'ge Rund:
Vater im Sternenlicht,
Vater, wer ſieht dich nicht?!

Ja wir erſeh'n dich, Herr,
Wird auch der Tag uns ſchwer,
Strahlt uns doch weit und breit
Jetzt deine Herrlichkeit.

Träuft doch dein Segensthau
Mild aus dem Himmels Blau,
Lächeln doch Troſt und Ruh'
All' deine Stern' uns zu.

Öffne dein Wunderland
Immer mit milder Hand,
Wenn, ach, zu ſchwer der Tag
Auf deinen Kindern lag.

Laß uns die Sternenau'n,
Gnädig, o Vater, ſchau'n,
Wenn auf dem ird'ſchen Pfad
Nirgends ein Troſt uns naht!

Zieh' uns zu dir empor,
Auf, durch der Dünſte Flor,
Daß ſich mit Hoffnungsluſt
Stähle aufs neu' die Bruſt!

Strahl' uns im Sternenlicht,
Daß deine Kinder nicht
Irrend in Nacht allein
Mögen verloren ſein!

Uccello.

Das Wunder-Büchlein

Ein Kindermährchen.

Von Franz Fitzinger.

(Schluß.)

4.

Wie Peter ſo in den Gaſſen und Straßen der Stadt umherſchlenderte, und vergeblich irgend eine Aufſchrift, ja ſelbſt nur irgend einen Buchſtaben geſucht hatte, zog ein Haufen Leute ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, die ſich mit großem Eifer untereinander beſprachen. Er trat hinzu, und erfuhr, daß die Beherrſcherin des Landes von einem der benachbarten Prinzen ein ſchönes Handſchreiben auf zartem ſchneeweißem Papier, gleich Lilienblättern, mit goldenen Lettern erhalten habe; doch weder die Fürſtin, noch ſonſt Jemand in der ganzen Stadt und Umgegend die Geſchicklichkeit beſitze, beſagtes Schreiben zu leſen. Vergebens habe man Eilboten allenthalben ausgeſchickt, denn noch ſei Jeder mit der betrübenden Antwort zurückgekommen, daß an die Auffindung oder Entdeckung eines ſolchen Gelehrten gar nicht zu denken ſei. Peter lächelte heimlich über das Unglück, und wünſchte ſehr in die Nähe der hochgebietenden Frau gelangen, und ihr ſeine Dienſte anbieten zu können. —

Ohne Erfolg verfloßen noch einige Tage.

Da kam der Prinzeſſin der ausnehmend geſcheite Einfall zu fragen, ob man denn nicht die kluge Frau aufgeſucht habe, die Alles verſtehen müſſe, weil ſie klug ſei? — Ganz verblüfft, mit weit aufgeriſſenen Mäulern ſtanden die ſämmtlichen Kronbeamten, Dollmetſche, Eilboten und Lakeien vor ihrer Gebieterin, und verſicherten, daß ſie ſich unverzüglich anſchicken wollten, die kluge Frau aufzuſuchen. — Allein, ehe ſie ſich wirklich dazu anſchickten, ging die prachtvolle, zinnerne Flügelthür auf, und herein trat — die kluge Frau.

»Da iſt ſie, da iſt ſie!« ſchrien alle freudig durcheinander, Frau Borra aber, nachdem ſie die demütigſten Bücklinge gemacht, die ſie zuſammenbringen konnte, poſtirte ſich in ehrerbietiger Stellung und geziemender Entfernung von der Prinzeſſin, und ſtotterte mit vieler Selbſtgefälligkeit Folgendes: »Ich habe Euer Anliegen vernommen,

gnädigſte Frau, und bin gekommen, Euch, wenn ihr es befehlt, den Inhalt des fürſtlichen Schreibens zu erklären.«

»Ich befehle es,« entgegnete die Gebieterin, voll Neubegier und Freude über den gefundenen Schlüßel zu dem Geheimniße.

Da begann die Alte mit Armen und Beinen zu wackeln, und um ſich zu ſchlagen, und ſo ſeltſame Geberden zu machen, als wäre ſie von Sinnen, und fing an zu kreiſchen und zu beſchwören, aber es half nichts. — Nun riß ſie zornig das A. B. C. Büchlein aus der Taſche, ſteckte die lange, gekrümmte Spitznaſe tief in die Blätter hinein, und ſchnellte drauf den Kopf, mit erblaßtem Angeſichte, heftig erſchrocken zurück.

»Verdammt!« lallte ſie, »ich bin unerhört betrogen, die Bildchen ſind herausgeſchnitten, die Geiſter nicht in meiner Macht!«

»Wenn das eure ganze Klugheit iſt,« ſagte die Prinzeſſin, »ſo könnt ihr euch immerhin wieder auf den Weg machen. O, ſo gibt es denn kein einziges Mittel,« ſeufzte ſie recht kläglich, »uns aus dieſer Verlegenheit zu helfen?« — Die kluge Frau hatte ſich unterdeſſen verloren.

»Ich habe einige Hoffnung, gnädigſte Frau,« liſpelte Einer der Zunächſtſtehenden. »Es iſt ein Knabe, den ich erſt kürzlich durch die Stadt gehen ſah, und der, wenn mich nicht Alles trügt, bald aus dieſem, bald aus jenem Blatte zu leſen ſchien.«

»Zu leſen?« wiederholte die Prinzeſſin mit dem Ausrufe des Entzückens. »Zu ihm! Man umzingle die ganze Stadt, auf daß er nicht entkomme, und ſuche ihn auf, und führ' ihn unverzüglich vor meinen Thron, und du treu ergebner Knecht, königlicher Lohn wartet dein, wenn du Wahrheit ſprachſt, oder dich nicht getäuſcht haſt.« Die Prinzeſſin ſtieg die Stufen des Thrones hinab, um ſich zu ihrem hohen Vater zu verfügen, dem es gleichfalls nicht gegeben war, den Sinn der räthſelhaften Schriftzeichen zu enträthſeln. Der zahlreiche Hofſtaat geleitete ſie, und Jeder ſchwor, daß doch im ganzen Lande Niemand ſo vernünftig ſpreche als die Prinzeſſin. Jener Glückliche aber, der den leſenden Wunderknaben geſehen, flog mit der Geſchwindigkeit eines Pfeils von dannen, um die Befehle der jungen Herrſcherin in Erfüllung zu bringen.

5.

Während dieſer kummervollen Zeit und angſtvollen Stunden im fürſtlichen Schloſſe hatte ſich Peter in einem ſtillen Zimmer des Gaſthofes ganz den Übungen in dieſer nützlichen Kunſt, und in der nicht minder nützlichen des Schreibens gewidmet, und ſich einen zureichenden Unterhalt dadurch verſchafft, daß er Dieſem und Jenem Unterricht in eben dieſen Gegenſtänden mit großer Fertigkeit ertheilte.

Eben war er mit Gedanken über ſeine Heimat, ſein väterliches Haus, über Vater und Geſchwiſter beſchäftigt, und fühlte rechte Sehnſucht, ſie alle wieder einmal zu ſehen, als der Abgeſandte der Prinzeſſin vor ihm ſtand, und ihn auf Befehl der Herrin nach dem Schloße folgen hieß. Gern und willig folgte Peter dem Manne, während in ihm die freudige Ahnung aufſtieg, daß der Gang ihm Glück und Ehre bringen würde.

Mit großen Augen betrachteten ihn Alle, die ihm auf der Straße entgegen kamen, als ſie ihn an der Seite des glänzenden Hofkavaliers hinſchreiten ſahen. Da erreichten ſie den Pallaſt; ehrerbietig öffneten die Trabanten die hohen Pforten, und der Abgeſandte eilte mit dem, zu großen Dingen beſtimmten Knaben durch die weiten Gemächer nach dem Thronſaale, in welchem die Prinzeſſin wieder in der Mitte ihres ſtrahlenden Gefolges, gleich einer Königstulpe unter farbigen Ranunkeln, auf erhabenem Sitze ruhte. Die beiden Ankömmlinge traten in den Saal, und die Prinzeſſin erblickte ſie nicht ſobald, als ſie ſchnell aufſtand und ihnen einige Stufen herab entgegen kam. »Dieß alſo iſt der wunderbare Knabe?« fragte ſie. »Nun, wir wollen ſehen, Kleiner, in wie ferne du den Ruf zu rechtfertigen vermagſt, welcher dir voranging und bis zu meinen hohen Ohren gedrungen iſt.«

»Befehlt, gnädigſte Frau, und ich will euch, ſo klein und ſo gering ich bin, ſo gute Dienſte leiſten, als mich Dasjenige zu glauben berechtiget, was ich mit Luſt und Liebe erlernt habe,« ſagte Peter mit einer tiefen Verneigung.

»So biſt du wirklich überzeugt, den Inhalt des Schreibens enthüllen zu können?«

»Ich bin es, hohe Frau, gebt nur her, daß ich es leſe.« —

Erſtaunt blickte die Prinzeſſin bald auf den Knaben, bald auf die Umſtehenden, und ließ durch einen ihrer Kämmerlinge Petern das Blatt einhändigen.

Peter entfaltete es, und las:

»Wunderholde, tugendreiche Prinzeſſin! Ich erfülle das Begehren des Königs, meines Vaters, und flehe um eure Hand. Möget Ihr Euch zur Gewährung dieſes meines höchſten Wunſches geneigt finden, und die angebetete Gattin des künftigen Beherrſchers der Roſeninſeln werden!« —

Peter ſchwieg, und erwartete mit freudig zitterndem Herzen, was die Prinzeſſin darauf entgegnen würde. Dieſe aber ſtieg die Stufen vollends herab, ſchloß den Knaben in ihre weichen weißen Arme, drückte ihn an ihre Bruſt und fand kein Ende des Staunens und der Freude. Hierauf befahl ſie in Gegenwart des herbeigerufenen ganzen Hofſtaates, dem geſchickten Knaben ſogleich eines ihrer ſchönſten Gemächer anzuweiſen, hing ihm ihre eigene goldene Halskette um die Schulter, und bat ihn, in ihrem Pallaſte zu verweilen, und ſie ſelbſt ſowohl als ihre treu ergebenen Unterthanen die nützliche Kunſt des Leſens zu lehren.

Dankend für ſo viel Huld und Liebe, nahm Peter das Dargebotene an, und bat nur, es dabei bewenden zu laſſen, daß er den vorzüglichſten Perſonen des Hofes, und etwa dem erſten Miniſter das Leſen und Schreiben lehre, indem ihn der heftige Trieb, zu ſeinem Vater zurückzukehren, hindere, ſich mit ſämmtlichen Unterthanen des Reiches zu befaſſen.

»Dieſe,« ſagte er beruhigend, »können es dann immerhin auch den Übrigen beibringen.«

Mit Freuden willigte die Prinzeſſin in ſeine Bedingungen, und begann noch am ſelben Tage die Lehrſtunden mit ihrem kleinen Meiſter. —

6.

Nach wenigen Wochen war ſie im Stande, ziemlich geläufig zu leſen, und hatte ſogar auch ſchon die Grundregeln des Schreibens erlernt; ſo wie denn auch die Übrigen, welchen das Glück dieſer Lehrſtunden zu Theil geworden, bereits recht erfreuliche Fortſchritte in dieſen Dingen gemacht hatten.

Da nahm die Prinzeſſin rührenden Abſchied von Peter, reichte ihm zum Angedenken eine prächtig gearbeitete Feder von Diamanten, und ließ ihn von ihren eigenen Leibwachen nach Hauſe, zu ſeinem Vater geleiten. —

Ihr könnt euch vorſtellen, liebe kleine Leſer, welche Freude der arme Bauersmann hatte, als er ſeinen, in ſo elendem Zuſtande verlaſſenen Jungen, ſauber gekleidet, und mit den ſtrahlenden Kleinodien geſchmückt, in ſein ärmliches Haus zurückkehren ſah, und wie er ſich verwunderte, als ihm Peter die ganze Geſchichte, die er erlebt hatte, getreu erzählte.

Hinwieder erzählte ihm der Vater, wie er plötzlich ſeine Wohnung mit den nöthigſten Einrichtungsſtücken, den Kaſten mit Kleidern verſehen, und auf dem Herde täglich ſchon völlig zubereitete Speiſen, wie man ſie auf dem Lande gewohnt iſt, gefunden habe, und wie die Nachbarn vor Erſtaunen nicht zu ſich kommen konnten, die ſein Haus auf einmal ſo ganz umgewandelt ſahen.

»Das war die gute Fee,« verſicherte Peter, überzeugt von der Wahrheit jener Worte, die ſie auf der Landſtraße zu ihm geſprochen hatte.

»Seht,« ſagte der Vater zu den andern Kindern, die ihm leider nur gar zu bald, armſelig, wie ſie ausgeſchickt worden, wieder zurückgekommen waren, »ſeht, was ihr für eine ſchlechte Wahl getroffen habt, mit eurem Naſchwerk, von dem ihr mir ſo viel zu ſagen wußtet!« Peterchen aber legte ſeine goldene Kette und ſeine Diamantenfeder vor den Vater auf den Tiſch, und ſagte: »Hier, guter Vater, nehmt das und kauft euch dafür was noch fehlt, um euch einſtweilen von allen Sorgen frei zu machen. Ich hoffe, da im Ländchen der Dummheit meine geringen Kenntniße ſo guten Erfolg hatten daß ich im Lande der Vernünftigen durch unermüdeten Fleiß mir ſo viel erringen werde, um euch und meinen Geſchwiſtern in Zukunftes Geldes und Gutes ſtets vollauf verſchaffen zu können.«

Der Bauer befolgte treulich den Rath ſeines kleinen Sohnes Mit dem für die Kleinodien erlangten Gelde lebten er und ſeine Kinder nicht nur zufrieden und glücklich, ſondern er ließ ſeinen lieben fleißigen Peter in der Hauptſtadt ſtudiren, wo er ſich, wie er ſelbſt und der Vater wohl erwarten durften, in Wiſſenſchaften und Kün-

ſten trefflich heranbildete, und nach einer Reihe von Jahren die Stelle eines Profeſſors an der hohen Schule erhielt.

Während dieſes ganzen Zeitraumes hatte er nicht verſäumt, ſeine Geſchwiſter nach Maß ihrer minderen Geiſtesfähigkeiten in Kenntnißen ſo weit zu bringen, daß ſie wenigſtens unter den meiſten Leuten aus dem Bauernſtande, welchem ſie angehörten, zu ihrem Vortheile herausleuchteten, und ihr Hausweſen in guter Ordnung zu erhalten im Stande waren.

Peter aber hatte mitten unter den ſchimmerndſten Bänden ſeiner zahlreichen Bücherſammlung ein dem Geſchenke der guten Aurette ähnliches Büchlein aufgeſtellt, und ſo oft er ſich einer Bereicherung im Gebiete des Wiſſens erfreute, dachte er dankbar an ſeine Wohlthäterin und an das A. B. C. Büchlein, und konnte ſich oft nicht enthalten, es gleich einem wißbegierigen Schulknaben durchzuleſen vom Anfang bis zum Ende.

Der Sperling.

Nach Pierre Sautél.

Reichliche Thränen vergießt, wenn ſonſt ihr je ſie vergoſſen,
Augen, kein größerer Schmerz hat euch noch Thränen entlockt.
Freunde! bewegt euch mein Leid, ſo klaget mit mir; denn gemildert
Wird auch der bitterſte Schmerz, theilet ein Freund ihn mit uns.
Ach, mein Sperling iſt todt! der lieblichſte unter den Vögeln,
Jetzt mein Kummer, der einſt Luſt und Entzücken mir war.
Ihn erzog ich mir, als er noch im Neſte der Mutter
Pipſte, als ihn noch kaum flockichte Wolle bedeckt.
Trefflich war von mir ſelbſt er abgerichtet, oft flog mit
Flatterndem Flügel er mir, wenn ich ihn rief, in den Schooß.
Zeigt' ich, entblößten Haupts, den offenen Weg in den Hut ihm:
Raſch mit gaukelndem Flug ſchlüpft' in den Hut er hinein.
Gleich als waren es Sproßen an einer Leiter, ſo hüpft' er
An der wechſelnden Hand Fingern herauf und hinab.
Überall flog er mit mir, und kannte die Stimme des Meiſters:
Wie das Hündchen der Frau flog er mir überall nach.
Ach, wie hübſch es ihm ließ, wenn badend in's Waſſer er tauchte,
Und das Köpfchen darauf leicht mit dem Fuß ſich gekratzt;
Wenn er die Federchen dann durch den Schnabel zog, daß nicht etwa
Ein's vor dem Anderen ihm ſtände zur Unzier hervor.

Jede Quelle genügte, den Durſt ihm zu ſtillen, den Hunger
Stillte die milchichte Nuß ohne Beſchwerde des Herrn;
Stillten Schwämme, bepickt mit geſpaltetem Schnabel, Geſäme,
Wie die nüchterne Flur reichlichen Maßes es bot.
Ließ nun das Trögchen vielleicht die gewohnte Koſt ihn vermiſſen,
Fehlte, vertrocknet im Napf, etwa die labende Fluth;
Mahnte der Fuß ſogleich, der Fittich, der wetzende Schnabel,
An die verſäumte Pflicht ſcherzend die nährende Hand.
Bald dann ſtahl die Mandeln er mir, und führte im vollen
Schnabel', haſcht' ich darnach, fliehend die Beute davon',
Bald auch drängt' er ſich, hielt ich ihn im Käfig gefangen,
Durch die Stäbchen, und, huſch, war er zum Fenſter hinaus.
Denn er war es gewohnt, das Haus zu verlaſſen, und kehrte,
Mahnt' ihn die ſinkende Nacht, immer mir wieder zurück.
Ha! wie ſcharf war ſein Biß, wenn, aufgeregt er von Zornmut,
Feindlich gegen die Hand wandte den drohenden Grimm,
Tapfrer war nicht Achill in der Schlacht; mit flatterndem Helmbuſch
Hektor tapferer nicht, wenn er die Schiffe bedrängt!
Aber hatte ſein Grimm ſich gelegt, war der Zorn ihm entſchwunden,
Zeigte kein Vogel ſich je milder und ſanfter als er.
Lieblicher zwitſcherte nie ein andrer Vogel im Neſte,
Schmeichelnder hat ſich dem Herrn nie noch ein Vogel gezeigt.
Trefflich verſtand mein Spatz die Jagd; nicht du nur, Dictuna,
Triffſt geſchickt das Gewild mit dem gefiederten Pfeil.
Schwang eine Fliege ſich auf, und ſchwirrte mit zitterndem Flügel,
Ohne Bedacht der Gefahr, trotzend dahin durch die Luft:
Schneller als aus den Lüften der Edelfalk auf den Reiher,
Stieß mein Sperling darauf, ſchnappt' er im Fluge ſie weg.
Und ſolch' herrliches Thier ward einer tückiſchen Katze
Beute! Trauer erſtickt faſt mir das ſtockende Wort!
Trugvoll ward es geraubt, und mit tückiſcher Argliſt getödtet;
Ohne Mitleid verſchlang Freßgier den köſtlichen Raub.
Wie gewöhnlich verſchloß nach der Mahlzeit den Vogel der Käfig:
Da mit ſchwebendem Fuß ſchlich ſich die Katze herbei.
Sachte ſchleicht die Verruchte herbei, und von niemand geſehen
Streckt nach des Thierchens Geflecht leiſe die Pfote ſie aus.
Dreimal ſpringt ſie, viermal darnach und rüttelt und dreimal,
Viermal bebte der Bau von dem gewaltigen Stoß.
Endlich erhebt ſie mächtiger ſich, und vom ſtärkeren Schlage
Durch ſein eignes Gewicht ſtürzt er zur Erde herab;
Stürzt und ohne Verzug aus den Fugen gehen die Stäbchen —
Schwaches Weidengeſchoß — löſt ſich das ganze Geflecht.

Tauſend Wege zu fliehen verſucht der vom Tode Bedrohte,
Hierhin, dorthin ſchießt, flattert er niedrig und hoch:
Gierig verfolgt die Räuberin ihn mit geöffnetem Rachen,
Enger und enger zieht immer um ihn ſie den Kreis.
Wie den bebenden Hirſch, wenn er rings von den Jägern umſtellt iſt,
Keuchend mit klaffendem Mund feurig der Rüde bedrängt: —
Jener täuſcht ſie durch Liſt, er ändert die Richtung, und ohne
Daß den Raub er gefaßt, knirſchet der Zahn auf den Zahn —
Alſo vom Hunger gereizt bedrängt die gierige Katze
Offenen Schlundes das ſtets noch ihr entſchlüpfende Wild.
Als vergebens ſie lange gehaſcht nach dem täuſchenden Flüchtling
Stachelt ſchärfer die Kraft jetzt ihr der ſchwellende Zorn.
Mächtiger bäumt ſie ſich auf mit geſträubtem Haar, und im Sprunge
Rafft mit gefräßigem Zahn, rafft ſie den Ärmſten hinweg.
Fruchtlos windet er ſich, und wehrt ſich mit eitlem Beſtreben,
Zweimal zwitſchert er noch traurig im bergenden Schlund.
Als die Räuberin ſchon ihn erwürgte, da rief er vergebens,
Rief er den zögernden Herrn ängſtlich zum Beiſtand herbei.
Eilends nah' ich — zu ſpät! es duftet von Blut, und es fliegen
Stäubend im weiten Gemach blutige Federn umher.
O des Frevels! wozu, verruchte Mörderin meines
Niedlichen Spätzchens, riß ſchändliche Freßgier dich hin!
Aber länger nicht ſollſt du deines Frevels dich freuen;
Rächen ohne Verzug will ich die ſchändliche That;
Kann in Elyſiums Hain der Feindin Blut ihn erfreuen,
Mag in Elyſiums Hain deſſen mein Sperling ſich freu'n!
Wie vor Zeiten das Blut der priameiſchen Jungfrau.
Seinem Schatten geweiht, färbte das Grab des Achill:
Alſo ſteige, vom Tod vor der Zeit mir entriſſen, mein Vogel,
Ohne daß er gerächt, nicht zu den Schatten hinab.
Schlachten will ich die ſchuldige Katze, die Enkel der Katze,
Keine vom ganzen Geſchlecht bleibe im Leben zurück.
Brüder, Schweſtern und Ohm, Großvater und Schwäher der Katze,
Alle ſchlacht' ich, auch nicht Einen verſchon' ich des Stamms,
Aber du, gefiedertes Volk, der heiteren Lüfte
Laute Bewohner, beklagt eueren Bruder mit mir!
Rührender hauch' als ſonſt die Klagen hervor, Philomele:
Trauriger töne dein Lied heute, dircäiſcher Schwan.
Alle verſammelt euch hier am Scheiterhaufen, des Aufgangs
Köſtliches Rauchwerk bring', Vogel der Sonne, herbei.
Nehme bei ſeinem plötzlichen Tod mein Liebling die Tröſtung
Solcher Feier mit ſich noch zu den Schatten hinab.

Bald erhebt ſich ihm hier ein leeres Grabmal, von leichtem
Raſen gebaut, und erzählt alſo ſein trauriges Loos:

Grabſchrift des Sperlings:

Wandrer! du ſuchſt umſonſt in dieſer Urne des Sperlings
Sterbliche Reſte, ſie deckt leider kein grünendes Grab.
Seine Glieder verſchlang ein ſcheußliches Unthier; wenn etwas
Übrig geblieben von ihm, birgt es Elyſiums Hain.

M. Enk.

Etwas über Amos Comenius
in Bezug auf ſein Leben in Fulnek.

(Aus einem Briefe des Herrn Stadtphyſikus Dr. R. Fiſcher daſelbſt.)

Werthester Freund!

Sie wünſchen über das einſtmalige Leben und Wirken des großen Reformators der Pädagogie, Johann Amos Comenius, in Fulnek etwas Näheres zu erfahren. Hierüber kann ich Ihnen nur Folgendes mittheilen: In einem kleinen Dorfe Mährens zu Comna *) am 28. März 1592 geboren, kam Comenius nach ſeiner Rückkunft aus Herborn, wohin ihn ſein Vater aus Mangel einer guten Schule in ſeinem Vaterlande zur Erziehung und Bildung geſchickt hatte, im Jahre 1614 als Rektor nach Prerau und von da im Jahre 1616 als Rektor der Schule und Paſtor nach Fulnek, wo er bis zum Jahre 1620 lebte. Um dieſe Zeit erging der Befehl der Verbannung ſämmtlicher akatholiſcher Prediger aus Böhmen und Mähren, und Comenius mußte, nachdem er ſein Vermögen, ſeine Bücher und Handſchriften durch den nach der Schlacht am weißen Berge erfolgten Einfall Spaniſcher Truppen in Fulnek und deſſen Umgebung verloren hatte, dieſe Stadt ganz verlaſſen. Er hielt ſich ſodann in dem Schloße des Freiherrn Georg Sadowsky v. Slaupna, der ſein Gönner und Beſchützer war, noch einige Zeit heimlich in Mähren auf; bald aber erachtete er es bei der ſtrengen Verfolgung der Akatholiken für rathſamer ſein Vateeland zu verlaſſen und ſich nach Liſſa in Pohlen zu flüchten. Hier ward er ebenfalls zum Rektor der Schule und zum Biſchof ſämmtlicher mäh-

*) Nach Andern zu Niwnitz, einem Marktflecken des Hradiſcher Kreiſes.

riſchen Brüder gewählt. — Von ſeinen zahlreichen Schriften ſcheinen nur das Theatrum divinum (Diwadlo Boži, böhmiſch, Prag in 4. 1616) und einige hinterlaſſene Briefe an Karl Joſeph Wedelmann, Canonicus regularis der Canonie Fulnek, aus der Zeit ſeines Aufenthaltes in Fulnek herzurühren. Eigentliche Urkunden über ihn aus jenen Zeiten ſind hier nicht vorfindig, ungeachtet ich mir zu deren Erforſchung alle erdenkliche Mühe gegeben habe, und der Grund hievon mag zum Theil darin liegen, daß kurz nach Exulirung der mähriſchen Brüder die Stadt durch eine verheerende Feuersbrunſt in Schutt verwandelt und zugleich das Stadtarchiv von den Flammen verzehrt wurde; zum Theil in jener vorurtheilſchwangern Zeit, die alles auf jene Religionsſekte Bezug habende zu vernichten ſtrebte; zum Theil endlich in den bei Aufhebung des in Fulnek beſtandenen Auguſtinerkloſters in Verluſt gerathenen Notaten, welche, ſo viel aus einigen vorgefundenen Bruchſtücken zu erſehen iſt, der ſeit dem Jahre 1650 bis 1671 dem Kloſter vorgeſtandene Prälat Bruckmann über Fulnek und deſſen Einwohner geſammelt und hinterlaſſen haben mußte. Alles, was daher das Andenken an Amos Comenius, den größten Gelehrten Öſterreichs im 17. Jahrhunderte, hier in Fulnek erhalten und über deſſen Leben und Wirken während ſeines Aufenthaltes daſelbſt irgend ein helleres Licht verbreiten könnte, beſchränkt ſich einzig auf die aus jenen Zeiten hier noch vorhandenen todten Denkmäler, Gebäude und Ruinen, ſo wie auf Sagen, die ſich von Mund zu Mund fortgepflanzt haben. — Ein ſolches Denkmal und ſogar das vorzüglichſte bietet das nahe der Pfarrkirche itzt nur noch als Ruine ſtehende Gebäude, worin Comenius als Lehrer gelebt und gelehrt hat. Lange noch nach ihm behielt es ſeine erſte, edle Beſtimmung und diente in ſeinem erſten Stockwerke als Stadtſchule, im Erdgeſchoße als Spital für 6 verarmte Fulneker Bürgerwitwen, deſſen Stifterin im Jahre 1404 die fromme Gemalin des damaligen Grundherrn Beneſch v. Krawarz, geborne Sternberg geweſen, bis es endlich, vom Zahn der Zeit in ſeinen Pfeilern erſchüttert, zur Bewohnung untauglich gemacht, als Ruine unbenützt gelaſſen wurde, und nur durch ein vor demſelben erhöht ſtehendes Kreuz das Auge der Vorübergehenden auf ſich lockt, und das Herz des Geſchichtskundigen in der Erinnerung an jene grauenvolle Verfolgungszeit mit Weh-

mut erfüllt. — Doch dürfte die neu zu erbauende Stadtſchule, gleichſam zum Andenken an den gefeierten Gelehrten, wieder denſelben Platz einnehmen, was um ſo räthlicher wäre, als er nahe der Kirche und fern von jedem Geräuſche, das die Aufmerkſamkeit der Schuljugend ſtören könnte, faſt *) im Mittelpunkte der Stadt liegt. — Von dieſem Hauſe des Comenius führt eine bequeme Stiege, von hohen alten Linden beſchattet, zu dem ziemlich hoch gelegenen Bergſchloße, das in ſeinen feſten Wölbungen die Spuren der alten Ritterszeiten unverkennbar an ſich trägt. Hier erfreut das Auge der Anblick der darunter gelegenen Stadt und des ganzen von einem ſanft fließenden Bache durchſchnittenen mit den fruchtbarſten Äckern gezierten Thales. Es öffnet ſich die herrlichſte Ausſicht in das üppig fruchtbar prangende Oderthal, in das ſogenannte Kuhländchen, ja noch weiter bis in die waldreichen Karpathen, und man erblickt die Trümmer von drei benachbarten Burgen **) ſo wie aus der hintern Bergkette die Liſa, den Radhoſt, die altſlaviſchen Götterſitze. Hier in der Nähe dieſes Bergſchloßes findet ſich das zweite Denkmal unſeres Comenius, nämlich ein aus Birken und Buchen beſtehendes Gebüſch, allgemein vom Volke das Schülerbüſchel (Schülerbüſchlein) genannt, wohin jener Gelehrte der Sage nach ſeine Schüler öfters geführt und ſie belehrt habe.

Das dritte Denkmal aus jenen Zeiten iſt das Gebäude, die Sammlung genannt. Hier war der Verſammlungsort der mähriſchen Brüder und auch das Bethaus, welchem Comenius als Paſtor vorgeſtanden. Dieſes Gebäude wurde im Jahre 1691 von einem Fulneker Kaufmann Knur erkauft und zu milden Stiftungen beſtimmt. An die Stelle des ehemaligen Bethauſes ließ er eine herrliche Kapelle erbauen, ſie glänzend einrichten und zu Ehren der heiligen Wilgefortis, deren Bild in Lebensgröße den Altar ſchmückt, feierlich weihen, mit der Beſtimmung, daß täglich darin eine heilige Meſſe geleſen werde; den übrigen Theil des Gebäudes, die eigentliche

---

*) Wäre es nicht ziemlich, im Falle der Ausführung des ſchönen Planes, die Erinnerung an den groſſen Pädagogen durch eine paſſende Inſchrift bleibend zu machen? H.

**) Hochwald Stramberg, Alttitſchein.

Sammlung, beſtimmte er zu einem Spitale für 6 verunglückte arme Tuchmacher. Zur Beſtreitung alles deſſen wurden auch die dazu erforderlichen Kapitalien angelegt.

Das vierte Denkmal bieten die in der Ober- und Untervorſtadt noch vorhandenen Gebäude, die zu den Zeiten des Comenius als Bruder- und Schweſterhaus dienten. Was aber vorzüglich das Andenken an jene Zeiten in Fulnek aufrecht erhält, ſcheinen die faſt alljährlichen Beſuche zu ſein, welche die Religionsgenoſſen der einſtmals in Fulnek beſtandenen Sekte der mähriſchen Brüder aus verſchiedenen Gegenden hieher machen, vorzüglich aber aus Gnadenfeld, ja ſelbſt aus England und Nordamerika, wohin ſich viele dieſer Sekte, beſonders jene aus Fulnek, nach der Schlacht am weißen Berge geflüchtet und zum Andenken an ihren Stammort ein zweites Fulnek in England in der Grafſchaft York zwiſchen Leeds und Halifax erbaut haben. Dieß wäre nun Alles, was ich in Beziehung auf Amos Comenius während ſeiner Anweſenheit in Fulnek zu erörtern gefunden hätte. Sein übriges Leben und Wirken bis zu ſeinem Tode im Jahre 1672 in Amſterdam iſt hinreichend bekannt.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

11. Juni 1568 ſtirbt zu Wien Ambros Salzer, Canonikus bei St. Stephan und Profeſſor der Theologie, um deren Studium er ſich große Verdienſte erwarb. Im Jahre 1478 zu Ödenburg in Ungarn von dürftigen Ältern geboren, brachte er ſich anfänglich in Wien ſehr mühſam fort. Sein Fleiß ſiegte; 1519 wurde er Licentiat der Theologie und hierauf auch Profeſſor, welche Würde er ruhmvoll 42 Jahre bekleidete. Eine umſtändliche Nachricht von ſeinem wohlthätigen Streben gibt die 1568 bei Caspar Steinhofer in Wien gedruckte Leichenrede, die Johann Katzius dem edlen geliebten Greiſe gehalten hat! —

12. Juni 1773 geb. zu Hildesheim Anton Theodor Taulow von Roſenthal, k. k. wirkl. Hofrath und erſter geheimer Hofarchivar. Er kam im Jahre 1725 nach Wien, ward bald hierauf beim Archive verwendet, und entwickelte hier vielſeitige Kenntniſſe. Selbſt Ver-

faſſer mehrerer hiſtoriſcher, Abhandlungen, förderte er nach Vermögen die Arbeiten eines Fröhlich, Gerbert, Hergott, Senkenberg, Dobner und Voigt. Dem Archive gab er eine muſtervolle Einrichtung — er ſtarb allgemein betrauert am 10. Juni 1780.

13. Juni 1584 ſtirbt zu Wien Johann Sambucus, Maximilian's II. und Rudolph II. Geſchichtsſchreiber und Rath. Er wurde zu Tyrnau 1531 geboren, beſuchte die Univerſitäten Frankreichs, Italiens und Deutſchlands, und ließ daher auch meiſtens im Auslande drucken. Im Jahr 1552 nahm er zu Paris die philoſophiſche Magiſterwürde, wurde 1555 zu Padua Licentiat der Medicin, und verlegte ſich insbeſonders noch auf Poeſie, Altertumskunde und Geſchichte. Seine Schriften und ſeine Sammlung alter Manuſcripte haben ihm einen bedeutenden Namen unter den Gelehrten ſeiner Zeit erworben, und ſichern ihm für immer einen Platz in der Geſchichte menſchlichen Wiſſens.

14. Juni 1750 geb. zu Weypert in Böhmen Fr. Konrad Bartl, Profeſſor der Mathematik und Direktor der philoſophiſchen Fakultät zu Olmütz. Er ſtudierte zu Schlackenwerth; Philoſophie aber und Rechtswiſſenſchaft in Prag und betrat ſchon 1775 die Lehrkanzel. Von hier aus und durch zahlreiche Schriften hat er ſich um ſeinen Gegenſtand Verdienſte erworben.

15. Juni 1756 geb. zu Saar in Mähren Joh. Georg Saſawsky, Prior des Benediktinerſtiftes Raygern, und ein in der Mechanik bewanderter Schriftſteller. Er ſtudierte die Humaniora in ſeinem Geburtsorte, Philoſophie in Olmütz, Theologie an der Brünner-Univerſität. Hierauf trug er, bis er zur Seelſorge überging, canoniſches Recht in ſeinem Stifte vor; am 16. Jänner 1809 ward er Prior und Pfarrer daſelbſt.

16. Juni 1728. geb. zu Linz Johann Michael Herrſtorffer, ein ſehr berühmter Steinmetzmeiſter. Im Jahre 1772 erfand er die Kunſt, Granitſtein auf eine jedem Wetter trotzende Art zu poliren, und 1774, den weißen Marmor mit bis 1/4 auch 1/2 Zoll tief eindringenden Farben zu bemalen. So hat er viele Portraits, Tiſche, Grabmäler verfertigt, die allgemeines Aufſehen erregten.

17. Juni 1709. geb. zu Pfarrkirchen in Öſterreich ob der

Digitized by Google

Enns Chriſtoph Vogl, Mitglied des Stiftes Kremsmünſter, wo er am 25. Juli 1733 die Ordensgelübde ablegte, und den 11. November 1736 die erſte Meſſe las. Er trug hierauf Philoſophie vor, und verlegte ſich mit großem Eifer auf die Rechtswiſſenſchaft. In Beiden leiſtete er Vorzügliches für ſeine Zeit; Schade, daß ihn der Tod ſo früh entriß! (30. Mai 1742.)

Logogriph.

Mein Silbenpaar erglänzt wie Gold
Im Stammbuch deiner Ahnen,
Es glüht und kämpfet, ſprüht und rollt
Im Geiſte ihrer Manen.
Doch wer's auch nicht im Wappen hat,
Der zeigts doch oft in Geiſt und That.

Ein Zeichen vor und ſieh — es wird
So plötzlich umgewandelt,
Daß es die Hand des Meiſters führt,
Der mit Geſtalten handelt!
Denn s'iſt bekannt ja weit und breit:
Den Menſchen macht ein ſchönes Kleid.

Ein and'res Zeichen aber, Freund!
Befleckt der Ahnen Thaten,
Vernichtend, als ein böſer Feind,
Was ſie erkämpfet hatten;
Viele Herrchen wandeln ſeine Spur,
Und ohne ihn war Bayard nur.

Auguſt Schilling.

Auflöſung der Charade und der Aenigmata im Blatte 36.

Regenbogen — Aranea — Somnium.

Glückliche Löſer: die Fräulein: Angelique v. Henikſtein, Nina und Eugenie Zurhelle zu Namieſt in Polen, Nina Schwaninger, Auguſte Weikersheim, Amalia Willner, Kar. Kolinsky und die Herren: Ed. Korn, Kaſimir v. Sarewsky, J. G. Gieſel, Carl Ritter v. Suttner, Bernh. Jritzer.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 38.

Miscellen. (Entſtehung des Thees. Seeſchlacht bei Lepanto. Schreiberarbeit. Die Miſtel. Ueberraſchung. Entremets. Reiſen der Engländer. Wirte. Apothekermotto.) — Notizen. — Ankündigung. —

Miscellen.

(Chineſiſche Sage vom Urſprunge des Thees.) Um das Jahr 519 kam Darma, der Sohn eines indiſchen Königs, ein ſehr frommer Fürſt, nach China, in der Abſicht die Lehren ſeiner Religion im Lande zu verbreiten. Er nährte ſich nur von Pflanzenkoſt und hatte keine Wohnung, ſondern brachte ſeine Tage und Nächte, allen Unbilden der Witterung ausgeſetzt, mit Beten und Faſten unter freiem Himmel zu, und um die Menſchen durch ſein Beiſpiel für die Tugend zu gewinnen, legte er ſich die ſchwerſten Kaſteiungen auf. Nachdem er dieſe Lebensweiſe einige Jahre lang geführt hatte, verfiel er in ſolche Schwäche, daß er nicht mehr ſeines Willens Meiſter war, und einſt einſchlief zu einer Zeit, wo er zu beten gelobt. Bekümmert über ſein Vergehen und von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, ſchnitt er ſich die Augenlieder ab, um ſich die Wiederholung ſo großer Sünde unmöglich zu machen, und warf die verbrecheriſchen Theile weit von ſich. Als er am nächſten Tage an der Stelle vorüber ging, auf die ſie gefallen waren, ſah er, daß zwei Stauden, jenen gleich, die man jetzt Theeſtauden nennt, daraus hervorgewachſen waren. Darma pflückte einige Blätter ab und aß ſie, und fühlte ſich wunderbar geſtärkt am Geiſte, ſeine Betrachtungen nahmen einen erhabenern Charakter an, und die Schlafſucht, gegen die er ſo lange vergeblich gekämpft, wich von ihm. Er machte ſeine Jünger bekannt mit den wundervollen Eigenſchaften der Stauden, und ſeit jener Zeit ſind ihre Blätter in allgemeinem Gebrauche.

A. L. — s.

Der See-Sieg bei Lepanto.

Aus Cataloniſcher Quelle von Julius Krone.

»Den 7. Oktober i. J. 1571, an dem Tage der heiligen Jungfrau vom Roſenkranz, begegnete unſre Flotte, beſtehend aus zweihundert und dreißig königlichen und vielen andern kleinern Galeeren und Galioten, der des Feindes. Alle unſre Soldaten hörten die Beichte. Don Juan von Öſtreich umſchiffte auf ſeiner Fregatte die ganze Flotte, und erinnerte, ein Kruzifix in der Hand, alle an ihre Pflicht als Chriſten. Don Luis Requeſens, ſein Generallieutenant, beſtimmte die Schlachtordnung, kreuzte mit ſeinem Schiffe überall herum, beobachtete den Fortgang des Kampfes, indem er, wo der Andrang des Feindes ſtark war, alſogleich zur Hülfe eilte. So errangen ſie mit Hülfe des Himmels und dem Schutze der Jungfrau, ſo wie durch die Fürſprache des heiligen Vaters, den vollkommenſten Sieg. Zweihundert türkiſche Galeeren wurden genommen und in den Grund gebohrt, die Zahl der Todten und Gefangenen belief ſich auf dreißigtauſend, mehr als zwanzigtauſend Chriſtenſklaven wurden in Freiheit geſetzt, und ungeheure Schätze erbeutet. Als die Nachricht davon nach Barcelona kam, wurde ſie mit Dank- und Freuden-Feſten gefeiert, und jedes Jahr am ſelbem Tage wurden dieſe wiederholt. In der Kirche des Pallaſtes der alten Grafen zu Barcelona, ſo wie in der des Kloſters Monreſion daſelbſt, bewahrt man noch jetzt zum Andenken an dieſen berühmten Sieg mehrere erbeutete Fahnen und Feldzeichen. Die Catalonen, die ſich in dieſem Kampfe auszeichneten, ſind folgende: Don Luis de Requeſens, Don Juan de Kardona, Monſerrate de Guardiole und Don Ferrand Zanoguerra; unter den Valencianern: Navarr de Roncafull, Richter von Valencia und Kapitän ſeiner eigenen Galeere Roncafulla, der General Don Henriquez de Kardona, Sohn des Statthalters von Catolonien, und Luis Zakoſta. Unter den Übrigen wurde beſonders namhaft: Don Cervantes, der berühmte Verfaſſer des Don Quixote. — Feliu de la Pena: Anales de Cataluna. Barcelona. 1709. Fol. T. III. S. 207.

(Schreiberarbeit.) Wer nicht ſelbſt ſchreiben kann, weiß nicht, wie ſehr die Dreifingerarbeit den ganzen Körper in Anſpruch

nimmt. Darum wird am Schluße eines Codex (Augustinus super XV. gradus) aus dem 8. Jahrhunderte jeder Leſer bei dem wahren Gotte fromm und ſchlecht beſchworen, für den Schreiber des Buches zu beten: »Qui nescit scribere, nullum laborem esse putat, dum tres digiti scribunt et totum corpus laborat. Quicunque legerit hunc librum, ego juro per Deum verum, ut oret pro eo, qui hunc librum scripsit«. — Hg.

(Die Miſtel.) In dem zu Paris herauskommenden Magazin pittoresque lieſt man über die den Druiden ſo geheiligte Miſtel folgendes: »Das Einſammeln der Eichenmiſtel (viscum) war die feierlichſte unter den Religionsceremonien der Druiden und diejenige, von welcher die Tradition die meiſten Spuren erhalten hat.

Zwei weiße Stiere wurden mit den Hörnern an den Stamm des Baumes angebunden, welcher dieſen köſtlichen Auswuchs trug; das Geſchenk, das man aber einnahm, war der dargebotenen Opfergabe mindeſtens werth. Ein Druide, mit einem goldenen Baummeſſer verſehen, ſtieg auf den Baum hinauf, und löſte die Miſtel ab; andere empfingen ſie auf einem zu dieſem Gebrauche beſtimmten Gewebe von weißer Wolle. Es war dieß ein allgemeines Wundermittel, wovon ein kleiner Theil, in Waſſer gegoſſen, gegen die Angriffe des Giftes ſchützte, den Thieren einen Zuwachs von Stärke und Fruchtbarkeit verlieh u. ſ. w. Um dieſen Fund nach Gebühr zu feiern, brachte man Gaben, und dieſe beſtanden aus der Auswahl der Heerden. — Hg.

(Überraſchung.) Karl IX. ging eines Tages ſpeiſen zu einem Edelmann bei Carcaſſonne; am Ende des Mahles öffnete ſich die Zimmerdecke; man ſah eine große Wolke herabſteigen, welche mit einem Donnerähnlichen Knalle platzte und einen Hagel von Zuckerkörnern fallen ließ, auf welche ein Thau von Wohlgerüchen folgte. Hg.

(Entremets.) Ehemals bei den Feſtlichkeiten des Hofes nannte man entre-mets Dekorationen, welche man in den Saal des Feſtes rollen ließ, und welche Städte, Schlöſſer und Gärten mit Fontainen vorſtellten, aus denen alle Arten von Flüſſigkeiten hervorlie-

Digitized by Google

fen. Bei dem Mittageſſen, welches Karl V. König von Frankreich, dem Kaiſer Karl IV. im J. 1378 gab, ging man nach dem Gottesdienſte durch die Gallerie des merciers in den großen Saal des Pallaſtes, wo die Tiſche zubereitet waren. Der König ſetzte ſich zwiſchen den Kaiſer und den römiſchen König. Es waren drei große Schenktiſche da. Der erſte mit goldenen Gefäßen, der zweite mit ſilbernen und vergoldeten, und der dritte mit ſilbernen. Gegen das Ende des Eſſens fing das Schauſpiel der entremets an. Man ſah ein Schiff anlangen mit ſeinen Maſten, Segeln und Tauwerk; ſeine Flaggen trugen das Wappen von Jeruſalem; auf dem Verdecke unterſchied man Gottfried von Bouillon in Begleitung von mehrern Rittern in voller Rüſtung. Das Schiff bewegte ſich vorwärts in die Mitte des Saales, ohne daß man die Maſchinen, welche den Trieb gaben, bemerken konnte. Einen Augenblick darauf erſchien die Stadt Jeruſalem mit ihren von Sarazenen bedeckten Thürmen. Das Schiff näherte ſich ihnen, die Chriſten ſtiegen an's Land und ſtürmten hinauf; die Belagerten vertheidigten ſich wacker, mehrere Leitern wurden umgeſtürzt, allein zuletzt wurde die Stadt eingenommen. Hg.

(Reiſen der Engländer.) Sir Humphry Davy erklärt in ſeinen tröſtenden Betrachtungen auf Reiſen, nur im Vorübergehen, in einer Stelle die Reiſeleidenſchaft ſeiner Landsleute aus phyſiſchen Urſachen: Kein klimatiſches Verhältniß iſt der Ruhe des Geiſtes ſo ungünſtig als das Englands. Ein beſtändiger Reiz auf das Nervenſyſtem aus klimatiſchen Anläſſen verbietet das ſüße Gefühl des Ausruhens jedem Engländer; er findet dieß in Italien, Sicilien, Südfrankreich. Hg.

(Wirke.) Ein Strumpfwirker ließ über ſeinen Auslagkaſten, der in großer Anzahl mit gewirkten Männer- und Frauen-Strümpfen verſehen war, den berühmten Hexameter von Klopſtock mahlen:

»Wirke! das iſt das große Geſetz, in des Tempels Tafel gehauen.« A. Sch.

(Apotheker-Motto.) Über den Eingang zu einer Apotheke ſchrieb ein Witzling:

»Hic mors atque salus pretio venduntur eodem.«

(Zu deutſch)

Hier werden Tod und Leben
Zu gleicher Taxe preisgegeben. A. Sch.

Notizen.

1.

Der Öſterreichiſche Lloyd in Trieſt liefert nachſtehende Überſicht der während des Jahres 1833 im Freihafen von Trieſt Statt gefundenen Schifffahrtbewegungen nach den verſchiedenen Nazionalflaggen, mit Angabe der Zahl der Schiffe und ihres Tonnengehaltes.

Nazionalflagge		Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.
Amerikaniſche	Eingelaufen	31	8010
	Ausgelaufen	31	8622
Belgiſche	Eingelaufen	1	254
	Ausgelaufen	—	—
Bremer	Eingelaufen	2	253
	Ausgelaufen	3	457
Däniſche	Eingelaufen	6	1379
	Ausgelaufen	9	2434
Engliſche	Eingelaufen	127	28365
	Ausgelaufen	135	31415
Franzöſiſche	Eingelaufen	8	964
	Ausgelaufen	7	886
Griechiſche	Eingelaufen	72	9437
	Ausgelaufen	79	9840
Hamburger	Eingelaufen	1	232
	Ausgelaufen	1	232

Nazionalflagge.		Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.
Hannoveraner	Eingelaufen	4	720
	Ausgelaufen	5	960
Holländiſche	Eingelaufen	1	72
	Ausgelaufen	—	—
Joniſche	Eingelaufeu	15	1384
	Ausgelaufen	15	1483
Neapolitaniſche	Eingelaufen	71	10620
	Ausgelaufen	77	12011
Öſtreichiſche	Eingelaufen	454	95766
	Ausgelaufen	430	91506
Päpſtliche	Eingelaufen	19	2107
	Ausgelaufen	3	573
Ruſſiſche	Eingelaufen	9	2158
	Ausgelaufen	12	2829
Sardiniſche	Eingelaufen	35	5536
	Ausgelaufen	30	4700
Schwediſche	Eingelaufen	9	2381
	Ausgelaufen	15	4033
Spaniſche	Eingelaufen	6	805
	Ausgelaufen	13	1496
Türkiſche	Eingelaufen	3	138
	Ausgelaufen	3	91
Zuſammen eingelaufen		874	170581
ausgelaufen		868	173568
Rechnet man hiezu noch die im Adriatiſchen Meere betriebene **Küſtenſchifffahrt** mit eingelaufenen		5328	170758
und ausgelaufenen		3831	134874
So ergibt ſich als Summe aller eingelaufenen Fahrzeuge		6202	341339
aller ausgelaufenen		4699	308442

Die Zahl der angekommenen Schiffe zur weiten Fahrt (a lungo corso) betrug i. J. 1832	1046
i. J. 1833 hingegen nur	874
mithin ergab ſich eine Abnahme der angekommenen Schiffe von	172

Die Urſache dieſer Verminderung dürfte man hauptſächlich folgenden Umſtänden beimeſſen: 1.) Dem Mißwachſe der Feldfrüchte in Egypten und am ſchwarzen Meere. 2.) Der ungünſtigen Ernte der Oliven in Griechenland und der Roſinen auf den Joniſchen Inſeln und im Peloponeſe. 3.) Den politiſchen Ereigniſſen, die den Orient erſchütterten und den Handel durch geraume Zeit hemmten.

Aus denſelben Gründen nahm auch die Zahl der abgegangenen Schiffe ab, die ſich im Jahre 1832 auf 998, und im J. 1833 auf 868 belief. Ungeachtet dieſer momentanen Verminderung der Schiffahrtbewegungen iſt es doch eine erfreuliche Thatſache, daß der Freihafen von Trieſt, der nach den Häfen von London, Liverpool, Hamburg und Antwerpen bereits den erſten Rang in Europa behauptet, an innerer Regſamkeit und an Ausdehnung ſeiner auswärtigen Verbindungen von Jahr zu Jahr zunimmt. Hr.

2.

In ganz China beſteht nur eine einzige Zeitung; ſie erſcheint in Peking und führt den Titel: King pao (Bote der Hauptſtadt); aber weder dem Inhalte, noch der Form nach gleicht ſie den politiſchen Zeitungsblättern Europas. — Der oberſte Gerichtshof des Reiches befindet ſich im Innern des kaiſerlichen Pallaſtes zu Peking. Jeden Morgen werden in einem Hofe des Pallaſtes auf einem Brette umſtändliche Auszüge aus den Geſchäftsverhandlungen angeſchlagen, die den Tag zuvor in Gegenwart des Kaiſers geprüft oder entſchieden worden ſind.

Die Sammlung dieſer Auszüge bildet die Regierungsannalen; und aus dieſen ſchöpft man wieder die Materialien zur Geſchichte des Chineſiſchen Reiches. Deshalb ſind alle Verwaltungsbehörden zu Peking beauftragt, die in der Rede ſtehenden Auszüge täglich kopiren zu laſſen, und die Abſchriften in den Archiven aufzubewahren. Den

Verwaltungsvorſtehern in den Provinzen werden dieſe Auszüge durch ihre tschi tschan (Poſtbediente) zugemittelt, die ſie einzig zu dieſem Behufe in der Hauptſtadt unterhalten. Damit aber endlich alle Einwohner des himmliſchen Reiches eine gewiſſe Kenntniß vom Gange der öffentlichen Geſchäfte erhalten, werden mit Erlaubniß der Regierung die angeſchlagenen Extrakte ihrem ganzen Inhalte nach, ohne Änderung eines einzigen Wortes, zu Peking abgedruckt.

Dieſer Abdruck iſt China's Zeitung; ſie enthält alle Verordnungen, die der Genehmigung oder Beſichtigung des Kaiſers von den ſechs zu Peking reſidirenden Miniſtern, wie auch von den Provinzial-Behörden und Militär-Befehlshabern unterbreitet worden ſind. Ernennungen zu Ämtern und Würden, Beförderungen, Urtheilsſprüche, Straferkenntniſſe, Berichte über die verſchiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung bilden demnach den Hauptinhalt dieſer Zeitung.

Durch dieſes Blatt werden auch die Relazionen der kaiſerlichen Beamten über beſondere Ereigniſſe zur allgemeinen Wiſſenſchaft gebracht. Zuweilen findet man auch in den Berichten der Provinzial-Verwalter ſehr intereſſante Notizen über Naturerſcheinungen. — Auf dieſe Zeitung kann täglich und für unbeſtimmte Zeit abonnirt werden; von dem Augenblicke, wo man aufkündet, wird ſie nicht mehr zugeſendet. Das Abonnement koſtet nur einen Liang und eine Unze Silber (beiläufig 12 Franken) jährlich. Nur die Bewohner der Hauptſtadt genießen den Vortheil, daß ſie die Zeitung täglich zu einer beſtimmten Stunde erhalten; in andere Städte wird ſie jedoch, bei dem Mangel an Poſtanſtalten, durch beſondere Gelegenheiten befördert; in entferntere Orte gelangt ſie daher ſehr ſpät. Hr.

Ankündigung.

Mit dem Blatte 39 am 25. d. M. wird das dritte Quartal des dritten Jahrganges vom Jugendfreunde geſchloſſen, und mit dem Blatte 40 am 2. Julius beginnt das vierte Quartal desſelben; wovon diejenigen P. T. Herren, welche vierteljährig pränumerirt haben, wegen allfälliger Erneuerung ihrer Pränumeration geziemend verſtändiget werden. Preis der Zeitſchrift: Ganzjährig 4 fl. C. M.; vierteljährig 1 fl. 12 kr.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 39. Wien, den 25. Juni 1834.

Der St. Joſephstag, Schilderung eines Feſtſpiels von C. F. Hock. — Miscellen von Julius Krone. 1. Sprüche des Chineſiſchen Philoſophen Mengtſeu. 2. Hanns Madſen. (Aus dem Däniſchen.) 3. Fuchsſchwank. (Nach dem Däniſchen Holberg's) — Caesarem vehis. — Der Sturm v. Starkenfels. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Charaden von Anton Polzer.

Der St. Joſephstag.

Schilderung eines Feſtſpiels von C. F. Hock.

Hat irgend Jemand von Euch, meine guten Leſer, noch nie die Freude verkoſtet, die aus dem Verſuche hervorgeht, irgend einem geliebten Gegenſtande eine willkommene Überraſchung zu bereiten; ſo bedaure ich ihn von ganzer Seele! Die lang hinaus ſich dehnenden Vorbereitungen, die freudſamen Heimlichkeiten, die angenehme Thätigkeit, verſtohlene Luſt, überſtandene Gefährde, unverhofftes Begegniß, ſich liebſam auflöſende Widerwärtigkeit, vertrautes Geſpräch, vereinte Bemühung, Vorgenuß fremder Freude, Stolz auf glücklich vollbrachte, gern geſehene Liſt und Täuſchung, alle die kleinen Teufelchen des Stolzes und der Eitelkeit, als Mittel fremder Erheiterung in einem verſchönernden Lichte ganz ehrbar und anſtändig in den Vordergrund tretend, als witzige Gäſte geliebkoſt, die das ewige Einerlei der Gewöhnlichkeit zu vertreiben vermögen — alle dieſe Wonnen kennt er nicht, weiß er nicht in dem wahren Werthe zu achten und anzuerkennen!

Da ging es mir anders! — Ich — habe ſo eine Scene in ihrem ganzen Umfange mitgelebt, habe wirkend und leidend Theil daran genommen, von dem Anfange an, wo der Plan gehelmt und beſpeert, wie Minerva aus Jupiters Kopfe, an das Licht hervor-

ſprang, bis zu jener Stunde und Minute, wo die Freudenthräne, das entzückte Antlitz, die bewegten Worte des überraſchten Vaters, den vollen Dank, die tiefſte Rührung verkündeten und erregten, und man mit einer Art Selbſterhebung auf das Werk zurückblicken konnte, das von ſolchem Erfolge geweſen. Mir entging kein mißglückter Verſuch, kein gelungener Kunſtgriff, keine gehobene Verlegenheit, alle Fäden des Gewebes breiteten ſich vor meinen Augen aus, Schiff; Spule, Haupt- und Einſchlag, nichts entging mir, ich nahm alles mit lebendigem, gaſtfreiem, weit geöffnetem Herzen in mich auf. Aber jetzt will ich Euch mittheilen alle dieſe Reihenfolge der Begebenheiten, freilich etwas ſpät, denn die Geſchichte iſt ſchon vor mehr als drei Monaten vor ſich gegangen; aber dagegen hatte ich auch inzwiſchen alle Hände voll anderweitiger Geſchäfte, und anderſeits finde ich es nicht einmal für räthlich, die Geſchichte der allernächſten Tage zum Gegenſtande der Darſtellung zu wählen. Der Stoff iſt noch zu ſpröde, ungelenk, verlangt allzutreue ängſtliche Behandlung. Wie auf einem Gemälde, das man in der Nähe betrachtet, bieten ſich dem Auge nichts als einzelne Pinſelſtriche und Farbenklumpen dar, und erſt die Entfernung hebt, mildert, verſöhnt, verſchmilzt, gewährt der Dichtung und Ausſchmückung freieren Spielraum. Der Dichter iſt der einzige Menſch auf Erden, der nie ganz wahr ſeyn ſoll, er gleicht ſonſt gewiſſen niederländiſchen Malern, die uns nicht einmal den Staub, den Unrath ſchenken, mit dem ihr Original ehemals bekleidet geweſen. Doch nun zur Sache!

Es lebt bei uns in Wien ein Mann, deſſen Einſicht und Thätigkeit bereits auf den verſchiedenſten, einflußreichſten Poſten erſprießlich geweſen, der erſt vor einigen Jahren zu noch höherer Stelle berufen worden, damit er auch fremde Kraft nach dem Muſter der eignen aufrege, fördere und leite. Dieſer verehrungswürdige Mann iſt aber in ſeinem Hauſe ein gar liebreicher, beglückender und beglückter Vater, von Kindern umgeben, die, jedes in ſeiner beſondern Eigentümlichkeit, ſich alle des Vaters würdig bezeugen und gut ſind und heiter und zu allem Anmutigen und Wohlgefälligen willig und geneigt. Der Mann, von dem wir ſprachen, hat nun einen Namen, der zu den ſchönſten gehört, die man ſich nur immer wählen kann,

ganz eigens für einen Vater gemacht und gewählt, der mit ernſter Sorgſamkeit gottbegabte Kinder emporziehen ſoll, und deſſen Feſt gerade in die Zeit fällt, wann die erſten Frühlingstage kommen, die Bäume zu ſproſſen, das Gras zu keimen beginnt und die Erde uns vorkömmt, wie eine verſchlafene Jungfrau, der beim Erwachen die helle rothe Morgenſonne in das Auge ſchaut und die nun voller Eile das verſäumte Tagewerk nachzuholen ſtrebt. Dieſer Mann nämlich heißt *Joſeph* und das Feſt dieſes Namens fällt bekanntlich auf den 19. März.

Dieſer Tag ſollte nun verherrlicht werden! Aber wie? Da boten ſich nun eine Anzahl verſchiedener Wege dar: Transparente, Schwärmer, Sonnen, bengaliſche Lampen, Nachtmuſiken, Gaſtmäler, Abendunterhaltungen, Blumenkränze, Lorbeerkronen — aber gegen alles und jedes gab es hundert Einwendungen und die hauptſächlichſte blieb immer: So etwas freut den Vater nicht, er liebt nicht geräuſchvolle Freude und Selbſtvergötterung. Und dann war noch ein anderer heimlicherer Grund: Die älteſte der edlen Töchter hieß auch — *Joſephine*; dieſe mußte natürlich Haupt- und Theil aller zu ergreifenden Maßregeln ſeyn und doch ſagte man ſich ſtille ins Ohr: Es wäre wohl ſchön und billig, wenn auch ihr, der Überraſchenden, eine Überraſchung bereitet werden könnte; aber wie? wie?!

Ich weiß zwar nicht, ob einer oder der andere meiner Leſer bereits einmal *Theater* geſpielt habe, ſondern weiß nur das, aus guten Gründen hätten viele Pädagogen Manches dagegen. Sie berechnen die Zeit, welche die Vorbereitung koſtet, die geweckte Eitelkeit und Ehrſucht, die Angewöhnung, fremde Charaktere anzunehmen und den eignen zu verläugnen, die Armuth an paſſenden, hinlänglich moraliſchen Stücken u. dgl. m. Man kann auch den Herren durchaus nicht Unrecht geben und insbeſondere ſchlage ich das, was man zu Gunſten des Theaters im Allgemeinen zu ſagen pflegt, nicht gar hoch an. Die freiere, ungezwungene Manier, die Gabe, öffentlich mit Herzhaftigkeit aufzutreten, die beſonders dem Knaben angeeignet werden muß, kann füglich auf andere Weiſe erworben werden; zur Bildung des Geſchmacks, des Gefühls, des Ausdruckes iſt Lecture nützlicher als Spiel, eben weil die *gelebte* Wirklichkeit immer hinter der *geleſenen* zurückbleibt. Aber ich ſtatuire — wie

überhaupt im Leben, ſo auch hier — von jeder Regel hunderttauſend und eine Ausnahme, nach Zeit, Ort, Hilfsmitteln, Umſtänden, Abſichten, Charakteren und andern Verhältniſſen und Beziehungen. — Ich war daher nicht ohne Schuld, daß man endlich darauf verfiel, an dem Vorabende des fraglichen Tages zwei kleine Luſtſpiele aufzuführen, und übernahm es ſogar, einen Prologus anzufertigen — daß auch ein Epilog kommen werde, behielt ich weislich für mich — die aufzuführenden Stückchen zu beſtimmen, Rollen auszutheilen und vielleicht ſogar ſelbſt eine nach Kräften darzuſtellen.

Wer von uns kennt nicht den allgekannten Kotzebue und die mancherlei tadelnden Stimmen, die über ihn laut geworden; ich ſelbſt erinnere mich, in dieſen Blättern manches Mißfällige gegen ihn geäußert zu haben. Er iſt *ideenlos*; ſeinem meiſt treffenden Witze, der gewandten Darſtellungsgabe, liegt nie eine höhere Beziehung, ein durchgreifender Gedanke zu Grunde. Die wahre, ungeſchmückte, erhabene Poeſie, der Humor, welcher der Träger jeder Komik ſeyn ſoll, iſt ihm bis auf die kleinſte Spur fremd geblieben, und wer ſich davon nicht überzeugen kann, leſe einmal Ariſtophanes Wolken, Shakeſpeare's: Was ihr wollt und Kotzebues beſtes Stück: die deutſchen Kleinſtädter, dicht hinter einander. Beſonders aber ſeine ernſthaften Stücke, wo er rührend ſeyn will und groß und erhaben, ſind unerträglich prüde, abgedroſchen, langweilig, gemein, unmoraliſch. — Aber dagegen hat er andere Vorzüge: Er iſt nie zweideutig, ſondern wo er wirklich unſittlich iſt, hat er deſſen kein Hehl und iſt offenherzig genug, gerade heraus zu ſagen: Augen weg, hier hat kein ehrlicher Kerl her zu ſchauen! Er iſt nie pretentiös, nie vornehm abſprechend, und — was bei mir gar hoch gilt — äußerſt ſelten ſentimental! Er hat ungemein viele Bühnenkenntniß und weiß mit den geringſten Mitteln, auf dem kleinſten Raume, mit den wenigſten Perſonen, draſtiſche Wirkungen hervorzurufen. Darum iſt er für kleinere Bühnen, für Haustheater, beinahe unentbehrlich, ſeine Charaktere ſind meiſt natürlich, ſpielen ſich von ſelbſt und erfordern wenig Studium, Überlegung, Anſtrengung und Vorbildung, um ſie mit einiger Erträglichkeit aufzufaſſen.

Ich fiel daher über »*das Poſthaus zu Treuenbritzen*« her und die »*zwei Nichten für Eine*,« recenſirte, tranchirte,

purificirte, bis ſie mir für meine Perſonen, Zeiten und Orte paſſend ſchienen, und machte mir — wieder ein großer Vorzug Kotzebues — für dieſesmal gar keine Sünde aus Operationen ſolcher Art, denen ich mich bei einem wahrhaft poetiſchen Genius nun und nimmer unterzogen hätte. —

Ich will mich nicht einlaſſen in die Erzählung der Abenteuer der Rollenvertheilung, Theaterproben, Spielrequiſiten u. dgl. m. ſondern ich denke mir endlich »per tot discrimina rerum« den 17. März herbeigekommen, das geräumige Eckzimmer durch Draperien in zwei Theile zerfällt, eine ſpaniſche Wand zweckgemäß zur Bildung der Seitenwände der Bühne verwendet, die Schauſpieler bereit und gerüſtet, den Soufleur und Maſchiniſten an ſeinem Platze, eine kleine, gewählte Zahl vertrauter Gäſte im Salone verſammelt, endlich auf der Bitte des Sohnes, durch ſeine Gegenwart ein kleines Familienfeſt zu verherrlichen, den erſtaunten Vater eintretend in die Verſammlung, den Vorhang zurückgerollt, und das kleinſte Töchterchen vortretend in die Mitte der Bühne und mit der klaren, feinen Kinderſtimme ſprechend, wie folgt:

Am Vorabende des St. Josephstages,

der uns mit dem Frühlinge auch das Namensfeſt des Vaters bringt.

Schon naht der Tag, ſchon morgen ſteigt er nieder,
Dem unſer Herz mit Luſt entgegen ſchlägt,
Der Veilchen bringt und neue Frühlingslieder,
Der Deinen Namen an der Stirne trägt!
Uns alle hier, die Schweſtern und die Brüder,
Uns hat der Tag gar wunderſam bewegt,
Wir dachten viel, wie wir ihn ehren ſollten;
Da Deinem Sinn wir auch gehorchen wollten.

Du liebſt nicht Pomp, nicht eitle, ſtolze Feſte,
Nicht der Clienten dienſtbefliſſ'ne Schaar,
Im Kreis der alten, der gewohnten Gäſte
Dir ſtets am wohlſten, am bequemſten war;
D'rum meinten wir, es wäre faſt das Beſte,
Wir brächten nur ein einfach Spiel Dir dar,

Ein frohbewegtes, das Dir ſcheinen möge
Ein Blümchen mehr auf Deinem Lebenswege. —

Ein Poſthaus wird zuerſt ſich hier geſtalten,
Wo lang getrennte Liebe ſich vereint,
Wo kräft'ge Herzen, kluge Geiſter walten,
Manch froher Scherz, manch heitres Bild erſcheint. —
Dann wird allhier ein Haushalt ſich entfalten,
Ein wenig bunt zwar, doch wo unvermeint,
Was ungefüge durch einander irret,
Sich leicht und ſchnell vor Deinem Blick entwirret.

Und wie im Bild ſollſt Du auf ernſten Wegen
Allüberall Anmuthiges erſeh'n,
Und was da wirr und kraus vor Dir gelegen,
Zu ſchönerer Geſtaltung ſoll's erſtehen!
Es werde Dir der Erde beſter Segen,
Um den die Menſchen zu den Göttern fleh'n:
Aus Frühlingskeimen, nach des Sommers Plage,
Ein reicher Herbſt und ſonn'ge Wintertage! —

Nun kamen die beiden Stückchen, mit ziemlicher Wahrheit und Lebendigkeit dargeſtellt, und faſt alle die jungen Männer und Mädchen, die den gewöhnlichen Geſellſchaftskreis des Hauſes bilden, hatten darin Gelegenheit, ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Nur ein Fräulein, eine der ſchönſten, wackerſten von allen, ein Liebling des Hausherrn, ſaß unbeſchäftigt draußen unter den Reihen der Gäſte und ſchien verdroſſen und mißmuthig, daß nicht auch ihr irgend ein Röllchen zugedacht worden, und doch — war dieſer Unmuth nichts als Schelmerei; denn der Direktor des Theaters war nicht ſo unklug geweſen, ſolche gefällige Talente unbenutzt zu laſſen. Aber man muß geſtehen, es hatte allen Anſchein darnach. Das Spiel war bereits geendet und ſogar der Direktor ſelbſt vorgetreten an die Lampen, ſich tief bis zur Erde verneigend und einen ſteifen Epilogus beginnend, mit folgenden Worten:

Wenn ich es in tiefſter Ehrfurcht wage —

Und noch war das Fräulein nicht zu Worte gekommen; aber — da erhob es ſich, wie in voller Erbitterung, von ſeinem Sitze, und es entſpann ſich zwiſchen ihm und dem Director folgendes Geſpräch:

Fräulein. Geduld, mein Herr, erlauben Sie auch mir ein Wort! Sie haben Ihr Spiel geendet, nun will ich das meine beginnen. Rechtfertigen Sie ſich öffentlich, warum man mir heute keine Rolle zugetheilt hat!

Direktor. Mein Fräulein, ich weiß nicht —

Fräulein. Ja wohl wiſſen Sie nicht, was Sie gethan, welch ein großes, tiefempfundenes Unrecht Sie mir zugefügt haben! Glauben Sie denn, es kränke nicht, wenn man alle ſeine Freunde und Bekannte mit regem Eifer bemüht ſieht, ein ſchönes Feſt nach Kräften zu verherrlichen, und man müßig, mit ſchlechtverhehltem Mißmute unter den Zuſchauern ſitzt; ſo daß am Ende der König des Feſtes meint, man achte und ehre ihn minder, als die Übrigen?

Direktor. Ich bin feſt überzeugt, daß der Herr —

Fräulein. Vertheidigen Sie ſich nicht. Wenn Andere gut und nachſichtig ſind, werden ſie dadurch noch um kein Haar beſſer.

Direktor. Aber um Himmelswillen, mein Fräulein, wir haben doch nicht eine neue Rolle ſchaffen, oder Eine Rolle mit zwei Perſonen beſetzen können!

Fräulein. Warum denn nicht? wäre das eine Unmöglichkeit geweſen? Oder glauben ſie etwa, daß Sie alle ohne Ausname ſo gut geſpielt haben, daß man nicht recht gerne in der einen oder in der andern Scene einen Erſatzmann herbeigewünſcht hätte?

Direktor. Mein Fräulein, wenn Sie tadeln wollen, ſo bitte ich, den Tadel zu begründen.

Fräulein. Ja, damit Sie morgen eine Recenſion in irgend ein Journal einrücken laſſen könnten! Ich werde mich wohl hüten. Sagen Sie mir lieber, wer war denn ſo eigentlich der Veranſtalter des Feſtes, mit dem hätte ich ſo ein eigenes Wörtchen zu reden!

Direktor. Wir tragen alle gleiche Schuld.

Fräulein. Nun denn, ſo muß ich mich ſchon an die ganze Gemeinſchaft wenden. — Daß Sie im Prologe des heutigen Abends des Herrn — — gedachten, Ihres edlen würdigen Gönners, das iſt ganz natürlich, und dafür iſt Ihnen wenig Lob zu wiſſen. Vielmehr hätte es auf eine zweckmäßigere Weiſe geſchehen ſollen, als ſo im Vorübergehen, in ſteifen altväteriſchen Stanzen; aber wer — war denn der Glückliche, der ſolche Stücke in Vorſchlag gebracht hat, die keine

Beziehung weder auf die Feier noch auf den Gefeierten haben? — Doch über dieſes alles will ich den Schleier der chriſtlichen Liebe decken. — Ich habe ganz andere, wichtigere Ausſtellungen: Haben Sie denn alle ſammt und ſonders ſchnöde vergeſſen, daß wir heute nicht blos einen Joſeph, ſondern auch eine Joſephine zu feiern haben? Verdient denn unſer edles, liebenswürdiges Fräulein gar kein Lob, daß Sie ihrer mit keiner Silbe, mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt haben?

Direktor. In der That — es iſt wahr. — Es kann uns aber nur der Umſtand entſchuldigen, daß Fräulein Joſephine ein Glied unſeres Kreiſes war, und daher es ſchwer gefallen wäre, auch Ihr eine Überraſchung zu bereiten. —

Fräulein. Nun ſo muß ich ſchon ſagen, daß woran Sie nicht dachten, andere zurückgeſetzte Leute ſeit langem mit vieler Liebe und Sorgfalt gedacht haben. Ich habe mir im Stillen einen Epilog aufgeſetzt, und wenn man gütigſt erlaubt —

Direktor. Aber mein Fräulein, Sie werden ſich doch nicht draußen vor dem Proſcenium hören laſſen?

Fräulein. Ich kann ja nicht über die Lampen hinüberſteigen.

Direktor. O dem iſt abzuhelfen!

(Die Lampen werden gerückt, und das Fräulein kömmt auf die Bühne.)

Fräulein. So, ich danke. — Nun bitte ich demüthigſt um einen Augenblick Stille.

Wenn man die Eiche preiſt, den Stolz der Auen,
In deren Schutz der fromme Siedler wohnt,
Aus deren Laub die frommen Vöglein ſchauen,
Auf deren Gipfel ſtolz der Adler thront —
Wenn man ſie preiſt als hehres Bild der Stärke,
Der edlen Kraft, der alten Biederkeit;
So thut man wohl, dieweil man Gottes Werke
Verherrlichet in dieſer flachen Zeit.
Doch wenn das Lied hinausſtrömt in die Lüfte,
Gedenk' es auch der weichen, milden Düfte,
Die jenes Blümlein an der Eiche Rand
Als Hauch der Liebe ſendet durch das Land!

O! Blümlein zart, hat keiner Dir gekündet,
Wie überall nach Dir das Herz verlangt?

Digitized by Google

Wie zögernd ſich der Quell vorüber windet,
Weil all ſein Sehnen liebend an Dir hangt?
Wie jene Eiche dich mit Thau getränket,
Wie ſie voll Luſt an deinem Blick geſchwelgt?
Wie jene Roſe müd ihr Haupt geſenket,
Wie fern von Dir ſie ſchnell dahin gewelkt? —
Und dennoch zagſt Du, einſam ſtille Schöne,
Und Wehmut iſt es, was Dein Auge ſpricht,
Und deut' ich recht, ſo klagen dieſe Töne:
»Ach dieſes Glück, iſt es vergänglich nicht!«

Auf! faſſe Muth, hinweg die ſcheue Rührung,
Die es nicht wagt, des Lebens frohe Luſt,
Die ſich Dir naht nach hoher Götter Führung,
Zu drücken feſt an die bewegte Bruſt!
Erfreue Dich des Schmuckes Deiner Jugend,
Des reichen Schatzes deiner Herrlichkeit,
Des innern Werths, des Hochgefühls der Tugend,
O leer' den Becher, den ein Gott Dir beut!
Wer wird denn mitten in dem Freudenmeere
Bedächtig wägen, ob zu tief es wäre?
Nicht gleich der Blume, die im Herbſte ſchwindet,
Verblüht der Kranz, den uns der Himmel windet.
Wenn edle Luſt ein edles Herz durchſchauert,
So glaube feſt, daß ſie für immer dauert!
Dem Guten bleibt das ſchöne Loos auf Erden,
Dem Demant gleich, durch nichts verletzt zu werden.

Bei dem Anfange des Geſpräches hatte ſich eine ängſtliche Spannung unter Zuſchauern und Schauſpielern verbreitet, ja die gefeierte Joſephine wollte bereits hin, den entſtehenden Streit zu ſchlichten, zu beſänftigen; aber wie man allgemach Zweck und Ziel der Scene zu ahnen begann, als endlich das Fräulein über die Lampen hinüber gehoben ward auf die Bühne und endlich mit wahrhaftiger Begeiſterung der Epilog geſprochen wurde, da löſte ſich Staunen und Bangigkeit in den rauſchendſten Beifall auf, und die Thränen der gefeierten Jungfrau, die warme Umarmung des hochgeehrten Vaters, waren für alle die Anſtrengungen und Bemühungen der genügendſte, erwünſchte Lohn.

Miſcellen.

Von Julius Krone.

1.

Sprüche des Chineſiſchen Philoſopen Mengtſeu.

Mengtſeu ſagt: Wer ſein Herz erforſcht hat, kennt ſeine Natur; wenn er ſeine Natur kennt, kennt er den Himmel. Alles unſerer Natur Eigene kommt vom Himmel. Der, ſo ſeine Natur kennt, wird alſo auch fortwährend den Himmel kennen. (Libr. II. cap. VII. §. 1.)

Wenn du Tugend ehreſt und Gerechtigkeit ausübeſt, kannſt du zufriedenen und heitern Antlitzes ſein. (L. II. c. VII. §. 15.)

Thue das nicht, was du nicht ſollſt, wünſche das nicht, was du nicht ſollſt; thuſt du ſo, ſo haſt du alles gethan. (L. II. c. VII. §. 29.)

Die Eigenſchaften des Weiſen: Menſchlichkeit, Gefälligkeit und Klugheit, entſtammeu dem Herzen. Sie werden kund in des Körpers Haltung, leuchten mild aus dem Angeſicht, ſtrömen aus den Schultern, ergießen ſich in die vier Glieder, werden von den Gliedern ohne Ausſpruch verſtanden. (L. II. c. VII. §. 40.)

Menſchlichkeit iſt des Menſchen Herz; Gerechtigkeit des Menſchen Weg. Seinen Weg verlaſſen und jenem nicht folgen; ſein Herz verlieren und dieſen nicht finden, welch erbarmungswürdiger Zuſtaud! (L. II. c. V. §. 42.)

Wenn ein Fürſt Menſchlichkeit in ſeinem Reiche ausübt, hat er in dieſem keinen Feind zu fürchten. (L. II. c. VIII. §. 5.)

Weiſe Menſchen ſind die Lehrer von hundert Geſchlechtern. (L. II. c. VIII. §. 20.)

Der Weiſe, der dem Geſetz des Himmels folgt, erwartet ſein Schickſal und nichts mehr. (L. II. c. VIII. §. 44.

Aus: Meng Tseu vel Mencium inter Sinenses philosophos ingenio, doctrina nominisque claritate Confucio proximum. Edidit, latina versione et continuis commentariis donavit: Stanislaus Julien. Partes II et Libri II. Lutetiae Parisiorum. 1824.

2.

Hanns Madſen.

(Aus dem Däniſchen.)

Die Lübecker beſchloßen nach Friedrich des I. Tode in Dänemark einzufallen. Die im Lande wegen der neuen Königswahl herrſchende Uneinigkeit bahnte ihnen den Weg. Ihre Truppen rückten vorwärts unter Anführung des raſchen Grafen Chriſtoph von Oldenburg, machten ſchnelle Eroberungen und wurden zuletzt Meiſter von Seeland und Fühnen. — Um eine ſo gefährliche Überſchwemmung zu hemmen, ergriff der Jütländiſche Adel einen guten Ausweg und huldigte dem Herzog Chriſtian, dem Sohne Friedrichs, einem mutigen, gewandten und beſonnenen Herrn als König. — Chriſtian ließ zuerſt ſeine Truppen unter dem großen Johann Rantzau nach Jütland eindringen, um es von den Aufrührern und Anhängern der Lübecker zu ſäubern; dann ſetzten ſie nach Fühnen über, wo ſie ſich in der Gegend von Aſſens lagerten. Die Lübecker, die es als eine Hauptſache anſahen, Fühnen zu erobern, kamen ihnen mit einen zahlreichen Heere entgegen, und ſtellten ſich vor Odenſe auf. Während dort die Vorbereitungen zu einer Feldſchlacht getroffen wurden, nahmen ſie den Prediger in Svaningen, Hanns Madſen, gefangen. Dieſem Manne hatte der Gutsherr Jakob Hardenberg die Aufſicht über einen Theil ſeines Goldes, Silbers und baaren Geldes anvertraut, welches der Prediger an einem verborgenen Orte einmauern ließ; — die feindlichen Feldherrn ſchöpften deßhalb Verdacht und ſuchten ihn durch Drohungen zum Bekenntniß zu zwingen; da dieß nichts fruchtete, ſchleppten ſie ihn Abends in die Probſtei zu Odenſe und peinigten ihn dort während der Nacht auf verſchiedene Art, doch ohne ihm ein Geſtändniß abdringen zu können. Dieß war aber noch nicht das Wichtigſte, wozu ſie die Nacht beſtimmt hatten. Sie waren eigentlich verſammelt, um den Angriff gegen die Königlichen zu berathen, und ſchloßen einſtweilen den Prediger in einen großen Schrank, der zufällig in dem Zimmer ſtand, wo ſie ſich beſprachen. Hanns Madſen, der ſeinem Lande eben ſo treu war, wie er es dem Hardenberg geweſen, unterdrückte ſeinen Schmerz, und gab ſich alle Mühe, das zu erlauſchen, was im Zimmer geſprochen wurde.

Er war auch ſo glücklich, die Hauptſache davon zu vernehmen, und prägte ſich das Gehörte gut ein. Am andern Morgen zogen die Feldherrn wieder gegen Aaborg hinab. Sie ſchleppten den gefangenen Mann mit ſich, und warfen ihn gebunden in einen Edelhof. Während Hanns Madſen dort lag, dachte er an nichts anders, als wie er den Dänen Nachricht von der drohenden Gefahr bringen könnte. Er beſchloß Alles zu wagen, um ſeine Abſicht zu erreichen. Er riß ſich alſo während der Nacht los, ſchlich ſich an den Strand hin, ſuchte ſich dort einen Kahn auf, und, da er kein Ruder finden konnte, ergriff er eine Hopfenſtange, ſchob ſich mühſelig fort, bis hinüber nach Horneland, lief dann fort, halbnackt, barfüſſig, abgemattet und vor Schmerz halbtodt, bis er das däniſche Lager bei Ochſenberg erreichte. Da ſah ihn Hardenberg, der mit im Lager war, erkannte ihn alſogleich und fragte beſorgt, warum er in einem ſo erbärmlichen Zuſtande komme. Hanns Madſen erzählte ihm Alles, was ſich bisher zugetragen, was er erduldet, und wie eifrig er über das ihm anvertraute Gut gewacht habe; zugleich ſagte er, er habe weit wichtigere Dinge zu melden, die die ganze Armee angingen. Der Feldherr Rantzau und andere hohe Offiziere wurden nun gerufen, und erklärte ihnen den ganzen Plan der Feinde auf, wo ſie angreifen wollten, um welche Zeit, an welchem Orte, und mit welcher Kriegsliſt; — und zum Beweiſe, daß Alles, was er ſpreche, wahr ſei, bot er ſein Haupt zum Pfande dar. Johann Rantzau verließ ſich auf ſein Wort und richtete ſeinen Plan darnach ein.

Der Tag brach an, der Feind begann ſeine Bewegungen; Rantzau, der die erhaltene Kundſchaft zu benützen wußte, zerſtörte alle ſeine Anſchläge, und errang den Sieg. Dieſer Schlag war der bedeutendſte, der größtentheils des Krieges Ausgang und des Reiches Schickſal beſtimmte.

3.

Fuchsſchwank.

(Nach dem Däniſchen Holberg's.)

Meiſter Fuchs eilte einmal mit guter Beute beladen mühſam ſeiner Höhle zu; doch der Wolf kam ihm entgegen, und bemächtigte

ſich des ganzen Raubes. Der Fuchs ſann nun auf eine Liſt, wie er ſich rächen konnte. — Er ließ ſich einen großen Fiſch an den Schwanz binden und ging damit dem Wolfe auf dem Eiſe entgegen. Der Wolf, den dieß anlockte, fragte ihn: Woher er dieſen Fiſch bekommen habe? Der Fuchs, welcher gar keinen Verdruß merken ließ, zeigte ihm ganz gutwillig ein Loch im Eiſe, in welches er ſeinen zottigen Schwanz geſteckt und ſo einen Fiſch nach dem andern herausgezogen habe; ſo könne auch er es nach ſeinem Beiſpiele verſuchen. Der Wolf ſagte, er wolle dankbaren Gebrauch von dieſem Unterrichte machen. Der Fuchs aber fuhr fort: »Es gehört Geduld dazu; denn du mußt deinen Schwanz eine ganze Stunde im Waſſer eingetaucht laſſen, bis du ihn ganz erhitzt fühleſt, dann mußt du die Fiſche durch einen heftigen Sprung herausreißen.« Der Wolf dankte dem Fuchſe ganz gerührt und erbot ſich zu jeder Gegengefälligkeit. Der Fuchs aber meinte, es ſei Pflicht ſeinem Nächſten zu dienen, und ging ſeines Weges. Der Wolf machte nun gleich den Verſuch, und da er bereits eine Stunde bei der Eis-Öffnung geſeſſen, fühlte er, daß ſein Schwanz heftig zu brennen anfing. Er wollte nun die Fiſche herausziehen und that einen Sprung, aber da der Schwanz feſtgefroren, war dieſer Zug vergebens. Er glaubte daher voll Freuden, die Laſt der Fiſche halte ihn im Waſſer zurück, und that nun einen ſo kräftigen Zug, daß der Schwanz ganz oben abriß und im Eiſe feſt ſtecken blieb. Er ſah nun zu ſeiner größten Beſtürzung, daß ihn der Fuchs betrogen habe, und ging ſeines Schmuckes beraubt und beſchämt davon. Der Fuchs aber meinte: Mit dergleichen Netzen müſſe man ſolche Fiſche fangen.

Caesarem vehis!

Folget mir, ihr treuen Wachen!
Schiffer löſe deinen Nachen,
Führ' mich ſchnelle an das Land;
Laß die Segel mir entfalten,
Laß den Kahn die Wellen ſpalten,
Steuere mit kräft'ger Hand.

»Herr! ſeht, wie die Blitze ſprühen,
Wie die Wetterwolken glühen,
Heulend zürnet die Natur.

Herr! ein Gott ſpricht aus dem Brauſen,
Warnt uns laut durch dieſes Sauſen,
Hört des Gottes Stimme nur.«

Führ' mich, Schiffer, ohne Zagen,
Still wird mich die Wage tragen
Und der Sturm legt ſich zur Ruh! —
Und die Wolken werden ziehen,
Scheu vor meinem Worte fliehen,
Einen Cäſar führeſt du!

Der Sturm.

Der Meiſter ſchläft. Wie auch die Wogen ſchlagen,
Es ſtört ihn nichts in ſeiner Himmelsruh,
Sein Auge lächelt all' dem Treiben zu,
Den Herrn der Welt ergreift kein menſchlich Zagen.

Es iſt kein frevelndes vermeßnes Wagen,
Nur feſter Glaube ruft dem Jünger zu:
»Du bebſt? Kleingläubiger, was zitterſt du?
»Noch lebt dein Gott, und höret deine Klagen!«

Vertrauensvoll fleht er zum Vater oben,
Und ruhig wirds, es ſchweigt der Stürme Toben,
Des Himmels Blau glänzt wieder hell und rein.

Doch weſſen Wort mag wahrer, ſchöner ſein?
Des Heiden, der der eignen Kraft vertraute?
Des Heilands Wort, der auf den Vater baute?

v. Starkenfels.

Erinnerungen
aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

18. Juni 1785 feiert die mediciniſch-praktiſche Lehrſchule das Pockenfeſt, das unter der Aufſicht des k. k. Rathes und Profeſſors Maximilian Stoll von dem k. k. Leibwundarzte Rechberger ſchon öfters mit dem glücklichſten Erfolge unternommen worden war.

19. Juni 1728 beſtimmt Joh. Georg Ferdinand von Stein, kaiſerlicher Rath, eine Summe von 18000 Gulden für ſechs ſtudierende

Knaben, »welche ſolcher wieneriſchen Raths Freunde (Magiſtrathsräthe) Stadtraths-Beamten, meritirten Bürger Kinder ſein ſollen, deren Vätern oder Müttern die Beſtreitung der Unkoſten auf Proſequirung der Studien hart fallet, oder deren Kinder Mittel unzulänglich ſind.« Jeder Knabe muß vor der Aufnahme die zweite lateiniſche Schule vollendet haben, übrigens kann er nach der Philoſophie, Theologie, Rechte oder Medizin ſtudieren.

20. Juni 1806 ſtirbt zu Polocza Joſeph Freiherr von Polocza im 60 Jahre ſeines Alters. Noch als Jüngling machte er ſich durch eine Anrede an den damaligen Erzbiſchof von Gran bekannt. In einen reiferen Jahren umfaßte er die Gartenkunſt und Obſtbaumzucht mit leidenſchaftlicher Liebe. Mit den größten Koſten ließ er die ſeltenſten Obſtſorten kommen, und pflegte ſie unermüdet, trotz dem rauhen Klima in der Gegend, wo er wohnte. Mit dem berühmten Pomologen Chriſt ſtand er Jahre lang in einem gelehrten Briefwechſel.

21. Juni 1559 erſcheint Eder's **Catalogus Rectorum et illustrium Virorum Archigymnasii Viennensis** — ein Werk, das um ſo mehr unſere Achtung und Dankbarkeit in Anſpruch nimmt, da es die einzige Quelle zu einer vaterländiſchen Literaturgeſchichte dieſes Jahrhunderts iſt. Eine noch größere Ausführlichkeit dürfte wenigſtens für unſere Zeit höchſt erwünſcht erſcheinen!

22. Juni 1764 ſtirbt zu Salzburg Johann Dominik Peregrini, Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft an der dortigen Univerſität, ſals Juriſt in der literariſchen Welt vortheilhaft bekannt. Er wurde 1687 zu Möna, in der Nähe von Trient geboren, ſtudierte zu Salzburg und beſchäftigte ſich mehrere Jahre mit philoſophiſchen und juridiſchen Repetitionen. Am 21. Auguſt 1730 betrat er zuerſt den Lehrſtuhl; die Vorleſungen über die Pandekten begann er 1739, und ſetzte ſie bis zu ſeinem Tode mit ſolcher Thätigkeit und großem Beifalle fort, daß aus den entfernteſten Gegenden Hörer ſein Stunden beſuchten. Seine zahlreichen Schriften hat Zauner verzeichnet.

23. Juni 1558 erſcheint zu Wien im Drucke Georg Wernher's Werk »von den wunderbaren Waſſern in Hungarn,« das nicht

nur, weil es die erſte Arbeit hierüber, ſondern auch durch ſeinen Inhalt in mancher Beziehung unſere vollſte Aufmerkſamkeit verdient.

24. Juni 1650 geb. zu Wien (?) Johann Bernh. Fiſcher von Erlach, einer der größten Architecten der neueren Zeit. Seine Meiſterwerke gehören zu den ſchönſten Zierden Wiens; zu allen Zeiten werden ſie ein Gegenſtand der Bewunderung und Belehrung ſein. Wir nennen nur die prächtige Carlskirche, das Bibliotheksgebäude, die Reitſchule, die Hof- und Staatskanzlei in der Burg; die St. Peterskirche, das Münzgebäude — Schönbrunn u. ſ. w. Alle gleich ausgezeichnet durch geiſtige Auffaſſung wie durch Großartigkeit in der Ausführung. Der treffliche Künſtler ſtarb im Jahre 1724, reich und angeſehen. Sein Sohn Joſeph Emanuel vollendete was der Vater begonnen.

Charaden.

An meine Freunde.

1.

O ſagt mirs offen, bin ich euch 1, 2, 3?
Bin ich es nicht — mich tödtet euer Nein!
Und nimmer 1 ich dann, o Freunde, 2, 3,
Verbannt von euch auch nimmer glücklich ſein!
Doch nein, ihr kennt mein Herz und meine Treue,
Ihr läßt mich 2. 3. ſtets und ohne Scheue.

2.

Ein züchtig ehrbar Weſen iſt das Ganze,
Beſtrahlt im Dunkel von des Himmels Glanze;
Doch fragt die erſte Silbe — ſie ſagt nein!
Die zweite auch — was muß das Ganze ſeyn?

Anton Polzer.

Verbeſſerungen: Blatt 38, S. 901, Z. 9. v. u. ſt. die Stelle l. der Stelle; S. 904, Z. 4. v. u. ſt. in Polen l. Mähren.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 39.

Gewerbsfleiß und Handel in den Thälern Tirols, zur Beantwortung der geographiſchen Frage in Nro. 35. des Jugendfreundes. Von Adolph Ficker, Hörer der Rechte. — Ankündigung. —

Gewerbsfleiß und Handel in den Thälern Tirols.

Zur Beantwortung der geographiſchen Frage in Nro. 35. des Jugendfreundes.

Von Adolph Ficker, Hörer der Rechte. *)

Auf Gewerbsfleiß und Handel hat die Natur ſelbſt den Bewohner eines Bergthals angewieſen. Mit unendlicher Mühe zwingt zwar der Ackersmann den ſteilſten Lehnen eine kümmerliche Ernte ab, jeden Grasfleck ſpäht der Hirte aus und ſichelt dort noch das Futter, wo kein Thier ſeiner Heerde ſich mehr hinwagt, der Holzhauer lichtet die ſchauerlichſten Schluchten, der Bergmann erkauft dürftigen Gewinn in den Eingeweiden der Erde mit frühem Siechthum, der Jäger und der Kräuterſammler durchirrt Höhen und Klüfte, wo unausweichliches Verderben bei jedem Fehltritte droht; aber nur Wenigen kann es gelingen, auf dieſe Weiſe allein ſich und einer oft zahlreichen Familie das Leben zu friſten, um ſo mehr, als die rauhere Jahrszeit, die dort wohl an ſechs Monate währt, nothwendig ſelbſt in den ſonnigen Thälern mehr oder weniger jenen Nahrungszweigen Stillſtand gebietet. Darum haben Induſtrie und Handel, freilich hinſichtlich ihrer Gegenſtände von keiner bedeutenden Ausdehnung, in jenen Thalgründen ihren Sitz aufgeſchlagen. Dort ſchwirrt das

*) Mangel an Raum hat uns genöthigt, von dieſer wahrhaft gründlichen Abhandlung einige Stellen wegzulaſſen, die theils auf das mit Tirol vereinigte Vorarlberg, theils auf einige hinſichtlich ihrer Induſtrie weniger bedeutende Punkte Tirols Bezug hatten. Die Red.

Weberſchiffchen, dort dampft der Glasofen und ertönt der Eiſenhammer, das Spinnrad ſchnurrt in der ärmlichſten Hütte und das einfache Meſſer wird zum Werkzeuge der Kunſt, kurz tauſend geſchäftige Hände verarbeiten in unzähligen Werkſtätten die Gaben der Natur zu eben ſo mannigfaltigen Zwecken. Und was mühſame Arbeit geſchaffen, wie auch mancherlei rohe Produkte der Natur, verwandelt der Handelsvertrieb in baares Geld oder ſetzt es unmittelbar in die Bedürfniſſe des Lebens um. Nicht nur in die zunächſt gelegenen Marktplätze trägt der Verkaufsluſtige ſeine Waare, der Handelsgeiſt treibt gar manchen weiter; er reißt ſich auf längere Zeit von ſeinem Wohnorte los, und zieht in ferne Länder, froh, wenn er auch einen kleinen Gewinn zurück in die ſtets geliebte Heimat bringt.

In dem Umfange unſeres Vaterlandes belebt eine ſo regſame Thätigkeit vorzüglich die Thäler der Sudeten, dann aber auch die Alpen in Oberſteiermark und Tirol.

Was zuvörderſt die *Induſtrie* in den Thälern Tirols betrifft, ſo liefert dieſe, wie natürlich, wenige *glänzende* Reſultate. Was die Natur bietet, wird im Lande ſelbſt nur ſo weit verarbeitet, als es der Bedarf ſeiner Bewohner heiſcht, ins Ausland wandern die Naturprodukte meiſtens roh oder nur mit der erſten Zubereitung und finden die feinere Bearbeitung, die letzte Vollendung, erſt in der Fremde, namentlich in Oberitalien und Baiern. Doch fordert das Land ſelbſt genug, um die Arbeiter in ſteter Thätigkeit zu erhalten, und der Tiroler betreibt in der Regel die meiſten Gewerbe nur als Nebenbeſchäftigungen, wodurch er dem Unglücke entgeht, das leider! ſo manchen Sudetenbewohner traf, der unter unglückſeligen Conjunkturen zum Bettler wurde, während er als Ackersmann oder Hirte ein in jeder Hinſicht glückliches Los hätte finden können. Spinnen und Weben von Linnen, Wolle und Seide, Arbeiten in Metall, Glas und Leder, Verfertigung von Holzwaaren und Papier ſind die vorzüglichſten Gegenſtände der Fabrikation, die viele Menſchen beſchäftigen und wichtige Produkte liefern.

Die durch Induſtrie ausgezeichnetſten Thäler ſind: 1. Das Innthal und einige ſeiner Seitenthäler, das Stubai- und Zillerthal. 2. Das Puſterthal mit dem Ahrn- und Teffereggerthale. 4. Das Etſchthal, mit dem einmündenden Eiſack- und Grödner-Thal,

5. Judikarien- und Sarka-Thal. 6. Val Sugana. Nahmhafte Fabriksorte ſind:

I. Im Innthale: Innsbruck mit Muſſelin- und Battiſt-Manufakturen, Kupferwerken und Meſſerſchmieden, einer Siegellakfabrik, Leinwanddruckereien, Tuch- und Handſchuh-Fabriken. In der Umgegend wird Schafwolle geſponnen und werden die bekannten ledernen Gürtel verfertigt. Axams, wo begünſtigt von der Erzeugung des meiſten und ſchönſten Flachſes die Spinnerei und Weberei blüht, ſo wie in der ganzen Umgegend, beſonders zu Selrain, das durch ſeine Bleichen berühmt iſt. Mühlen mit einer Papierfabrik. Hall mit einer Salmiakfabrik. Schwatz zählt viele Eiſenarbeiter, die mancherlei Eiſenwaaren, beſonders Senſen, Meſſer und kurze Waaren liefern, eine k. k. Tabakfabrik, die an die Stelle der frühern im Lande zerſtreuten Privatfabriken getreten iſt, ſeitdem die Tabaksfabrikation als Regal erklärt wurde, eine Bergblau- und Berggrün-, eine Steingutfabrik, und iſt wegen ſeinen Baumwollenſpinnereien, Strickereien und Webereien bekannt. In der Nähe iſt zu Jenbach ein ausgedehntes Eiſengußwerk und Senſenſchmiede, eine Drahtfabrik und Erzeugung weißer Farben, zu Stans ein Kupferdrahtzug und leoniſche Metallwaarenfabrik. Achrain beſitzt ein berühmtes Meſſingwerk, deſſen Ertrag ſich im Durchſchnitte auf 62.000 Gulden anſchlagen läßt, eine Nadelfabrik und Glashütte; ſeit einigen Jahren werden hier auch Arbeiten in Zink geliefert. Brixlegg mit einer Silberſchmelzhütte und einem Kupferhammerwerke. Im Landgerichte Kufſtein werden jährlich gegen 60.000 Senſen verfertigt.

In dem reizenden Thale Stubai werden in etwa 100 Werkſtätten alle Gattungen Geſchmeide und Schmiedewaren verfertigt; die Betriebſamkeit und Nachahmungsgabe der Stubaier hat ſie bereits die höhern Stufen der Kunſt erreichen laſſen, ſie erzeugen Artikel, deren Schönheit man in ganz Italien und Deutſchland bewundert. Gegenwärtig werden in den 8 netten Dörfern des Thales bei 2300 Ztn. rohes Materiale mit einem Nettoertrage von 70.000 Gulden verarbeitet. Der Hauptſitz der Fabrikation iſt das Dorf Fulpmes mit 80 Meiſtern, das ſchon von ferne durch Donnerähnliches Geräuſch an Hephäſtos erinnert und die geſchäftigen Hämmer ſeiner Cyklopen.

Telfs verfertigt auch meſſingene Pfannen u. dgl. m. — Im Zillerthale enthält Fügen mehre Schmieden und eine Nadelfabrik; auch in den innern Theilen dieſes Thales, im Landgerichte Zell, erzeugen die Bewohner eine Menge Eiſenwaaren, vorzüglich Sicheln und die beſten Senſen, auch werden die Nagelſchmieden mit beſonderer Geſchicklichkeit betrieben. Auch die Verfertigung grober wollener und halbwollener Zeuge liefert ein nicht unbedeutendes Reſultat, jährlich an 15.000 Ellen. — Eine große Anzahl Wurzelgräber bearbeiten ein ganz eigenthümliches Feld der Induſtrie, der Enzianbranntwein wird von ihnen in beſonderer Güte bereitet.

II. Im Puſterthale: Innichen mit einer Kupferſchmiede und Handſchuhfabrikation, welche letzte auch zu Sillian, Toblach, Niederndorf und Velsberg betrieben, und deren Produkte ſehr geſucht werden. Velsberg iſt überhaupt ein bedeutender Fabriksort, denn es beſtehen hier außerdem Nagel- und Senſenſchmieden, ein Kupferwerk, Deckenweberei und eine Fabrik künſtlicher Blumen. Zu Sexten werden von 12 Meiſtern fabriksmäſſig grobe Filzhüte, an 30.000 jährlich verfertigt. Zu Taufers beſtehen Senſenſchmieden und Spitzenklöppeleien, zu Lienz eine Senſenſchmiede und Kupferhammer, in Heinfels Eiſenpfannſchmieden, zu Ampezzo eine Rundtriebſtahl- und Draht-Fabrik. Im Ahrnthal wird Kupferblech verfertigt. Im Teffereggerthale hat die Deckenweberei ſeit 1760 ihren Hauptſitz, vorzüglich in der Gemeinde Hopfgarten, aber auch die Senſenſchmieden ſind thätig beſchäftigt.

III. Im Etſchtale: Meran, wo Loden, Moldon und Flanell gewebt wird. Trient mit 6 Filatorien, einer Seidenweberei und Seidenzwirnfabrik, dann einer Lederwaarenfabrik, die vorzüglich gute Schuhe liefert. Roveredo mit der weit berühmten durch Dampf getriebenen Filanda Bettini, beſchäftigt an 8000 Perſonen mit Seidenſpinnen und liefert vorzüglich gute Nähſeide; außerdem hat es eine vorzügliche Seidenfärberei, Seidenzeugfabriken, eine Tuchmanufaktur und eine große Lederfabrik. Folgoria, Ivan und Secco mit Senſenſchmieden. Ala mit Seidenſpinnerei und Sammtweberei, 1640 durch zwei entflohene Genueſer Sammtweber auf Betrieb des Pfarrers Buonaquiſti begründet, jetzt in 10 Fabriken betrieben, die 54.000 Ellen durch Güte des Gewebes und Schönheit der Farben ausgezeich-

neten Sammt und über 21.900 Ellen Hutfelpel, Plüſch u. ſ. w. liefern. — Seitenthäler: Im Eiſakthale: Sterzing mit einem Eiſenhammerwerk, in der Goſſenſaß, wo lederne Gürtel mit mancherlei Stickereien in großer Menge verfertigt werden, Stein mit Senſenſchmieden, Botzen mit einem Kupferwerke, Senſen-, Meſſer- und Nagel-Schmieden, Seidenſpinnerei, vielen Manufakturen in Seidezeugen und Strümpfen, Leinenweberei mit gelobten Bleichen und Leinwandfärberei, ſelbſt im Auslande geachtet, weßhalb dort mehre tauſend Stück gefärbt werden, Kotzenfabrik, Loden- und Friesweberei. Karneid mit Senſen- und Nagelſchmieden, Kaſtelruth mit Nagel- und Schellenſchmieden.. — Die Bewohner des Grödnerthales beſchäftigen ſich ſeit der Einführung der Bildſchnitzerei durch Johann de Metz zu Schnaut im J. 1703 und ihrer Vervollkommung durch die Brüder Vinatzer mit dieſem einträglichen Gewerbe und verfertigen, größtentheils zwar nur an den langen Winterabenden aus dem Holze der Ziebelnußkiefer, pinus cembra, ohne Nachhülfe der Kunſt, bloß nach Betrachtung der Natur, ſeltner nach Kupferſtichen, Kinderſpielzeug, Chriſtus-, Heiligen- und andere Bilder, Uhrkaſten und dgl. m., ziehen aber dadurch jährlich bei 54.000 Gulden aus der Fremde. Ein zweiter Erwerbszweig derſelben iſt das Spitzenklöppeln, mit dem ſich 30 Weiber fortwährend, andere zeitweilig beſchäftigen und dazu Linzerzwirn verwenden, was ihnen bei 25.000 Gulden trägt.

IV. Im Thale Judikarien iſt Pimpolo mit einer Glasfabrik, und Pelugo, der Hauptſitz der Flachsſpinnerei, die in dieſem Thale einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig bilden. Handelsleute von Salo und Brescia ſchicken ihre Commis mit italieniſchem Flachs hieher und vertheilen ihn unter die Weiber, die ihn nach vorgelegten Muſtern und zwar in feuchten Ställen mit der Gunkel ſpinnen. Im erweiterten Sarcathale iſt Arco mit Seidenſpinnereien und Baumölbereitung; in der Nähe wird zu Dio viel Flechtwerk verfertigt. zu Riva werden grobe Spitzen und Haarnadeln, dann in 10 — 12 Werkſtätten jährlich 800.000 Maultrommeln verfertigt, die in halb Europa geſucht ſind.

V. In Val Sugana iſt Borgo di Valsugana mit 2 bedeutenden Filatorien, Scurelle mit einer Papierfabrik, und Garzano, wo weit berühmte künſtliche Blumen verfertigt werden.

Mit den meiſten dieſer Erzeugniſſe der Fabriken und des Gewerbsfleißes, ſo wie mit mehren Naturprodukten, wird ein ziemlich ſtarker Handel getrieben. Dieſer zerfällt in den innern und äußern Handel und der äußere iſt wieder Ausfuhr-, Einfuhr- und Durchfuhr-Handel. — Wie überall, iſt auch hier der innere Handel der größte und wichtigſte, ſchon die Verſchiedenheit der Produktionen in Nord- und Süd-Tirol macht einen lebhaften Verkehr zwiſchen beiden nothwendig, und eben daſſelbe Verhältniß findet zwiſchen den kleinen Abtheilungen jener zwei großen Hälften Statt. Dieſer Handel iſt ziemlich in allen Gegenden des Landes gleich bedeutend, indem es überall Producenten und Conſumenten gibt, die ihre Bedürfniße zu befriedigen ſtreben. — Aber auch nach dem Auslande wird ſeit den Zeiten der unvergeßlichen Maria Thereſia ein ziemlich ſtarker Handel getrieben, wodurch Tirol großentheils die Mittel erhält, ſeinen Bedarf an ausländiſchen Artikeln ſich anzuſchaffen. Tirol hat die Handelsbilanz für ſich mit ungefähr 500.000 Gulden. Die Ausfuhrartikel ſind theils Naturprodukte, theils Fabrikate. Unter jenen ſtehen Salz, Eiſen, friſche und getrocknete Früchte (ſelbſt bis nach Rußland), Wein (ſonſt bis 30.000 Eimer), Kanarienvögel, Pferde (die häufig nach Italien gehen), Hornvieh, über 12.000 Stück, Käſe, an 5.000 Ctn., Butter und Wolle oben an, von minderem Belange ſind Stahl, Kupfer, Blei, Mühl- und Schleifſteine, Farbenerden, Knoblauch, Hanf und Flachs (ſelbſt nach Italien) und einige Apothekerwaaren, Federvieh, Wildbret, Schmalz, Unſchlitt, Speck, Schinken, rohe Seide und Wachs. Welche Fabrikate jede einzelne Gegend in deu Handel bringe, läßt ſich aus der obigen Darſtellung der Induſtrie entnehmen, die wichtigſten ſind aber Seide, Leinwand, Teppiche, Metall-, Leder- und Holz-Waareu. Jeder der oben genannten durch Induſtrie ausgezeichneten Plätze iſt natürlicherweiſe für ſein Produkt in höherem oder minderem Grade zugleich Marktplatz, wenigſtens hat jedes jener Thäler ſeinen Handelsplatz in dem vorzüglichſten Orte, wo der Nachbar die Manufakte holt, die er entweder ſelbſt verbraucht oder weiter befördert. Es bleiben alſo hier nur jene Thäler zu berühren übrig, die mit Erzeugniſſen der Urproduktion vorzüglicheu Handel treiben. Dieſe ſind: 1. das Unterinnthal, beſonders mit Salz, das Oberinnthal mit Kanarienvögeln, von den

Seitenthälern das Lakenthal mit Vieh und Käſe, das Brixner-Thal mit Vieh, Schmalz und Käſe, das Zillerthal mit Hornvieh, Pferden und Schweinen, das Pillerſeethal mit Eiſen, das für die inländiſche Produktion zu hoch kommt und daher lieber ins Ausland verkauft wird; 2. Das Etſchthal, in ſeinem obern Theile mit den berühmten Parmainäpfeln, im erweiterten untern mit Wein, Südfrüchten und roher Seide, von den Seitenthälern das Eiſackthal mit Wein u. a. m., das Fleimſerthal mit Holz, vorzüglich mit Bauholz; 3. das Puſterthal, mit Hanf und Flachs; 4. das Sarcathal mit Mühlſteinen, grüner Erde und Flintenſteinen. Die Länder, in welche dieſe Artikel abgeſetzt werden, ſind vorzüglich die Nachbarländer im Süden und Norden, Oberitalien und Baiern, doch gehen manche ſelbſt in fremde Welttheile, wie die Waaren von Stubai über Trieſt nach der Levante, das Bauholz aus dem Fleimſerthale über Venedig nach Afrika. Viele der Bewohner jener Thalgründe wandern auch ſelbſt als Hauſirer mit Bildern, Teppichen, Holz- und Eiſenwaaren und Spitzen durch halb Europa. Allbekannt iſt der Stubaier, der ſeine gefälligen Eiſenwaaren auf dem Rücken nicht nur durch Öſterreich, Böhmen und Ungarn, ſondern ſelbſt nach der Schweiz, Frankreich, dem oberen und mittleren Italien trägt; der Grödner, der mit ſeinen Holzwaaren Italien, Frankreich, Spanien, England, Deutſchland und Rußland durchzieht, während ſein Weib mit Spitzen in der ganzen Monarchie hauſiren geht; der Tefferegger, der mit Teppichen nach Italien und Deutſchland wandert; der Bewohner des Teſinothales, der durch ſeinen Handel mit Kupferſtichen in ganz Deutſchland, Italien, Frankreich, Rußland und Schweden bekannt iſt. Ganze Reiſefamilien gibt es in dieſen Thälern. — Eingeführt werden dagegen: Getreide aus Baiern, Italien und Kärnthen, Hornvieh, das aber wieder verkauft wird, Wachs aus Öſterreich und Rußland, Flachs und Hanf aus Italien und Illyrien, Holz aus Graubündten, deſſen zu 20.000 Gulden auf dem Inn geflößt wird, rohes Kupfer aus Ungarn, Sohlleder aus Baiern. — Bei weitem am einträglichſten für das Land iſt aber der Zwiſchenhandel, den der bequeme Straßenzug über den Brenner, der niedrigſte Alpenpaß, alſo auch der gelegenſte Weg von Deutſchland nach Italien, nicht wenig begünſtigt. Schon im 12. und 13. Jahrhundert waren die Zölle und Meſſen von Botzen

bedeutend und die Fürſorge wohlwollender Regenten, einer Maria Thereſia, eines Josephs II. und Sr. jetzt regierenden Majeſtät, hat durch Straßenbau und Begünſtigung der Schifffahrt auch auf den Tranſitohandel höchſt günſtig eingewirkt. Am Tranſitohandel nehmen natürlich vorzüglich jene Thäler Antheil, durch die ſich die betreffenden Land- und Waſſerſtraßen ziehen. Eine Hauptcommerzialſtraße tritt beim Paß Clauſen von Baiern nach Tirol über, läuft dem Inn entgegen bis zum Paß Finſtermünz, geht von hieraus über die Malſer Heide nach dem Etſchthale und begleitet den Lauf dieſes Fluſſes bis in das Venetianiſche. Bei Innsbruck trennt ſich von ihr die Brennerſtraße, die durch das Wippthal, über den Brenner und das Eiſackthal, bis Botzen geht, wo ſie in die erſte wieder einmündet. Von der Innthaler Straße äſten aus: bei Wörgl eine durch das Brixenthal nach Kitzbüchel, eine durch das Achenthal in das Salzburgiſche, bei Zirl eine durch das Iſarthal, eine andere bei Naſſereit durch das Lechthal nach Baiern, endlich bei Landeck die durch das Kloſterthal, den Wallgau und das Rheinthal nach Würtemberg. Von der Etſchthaler: bei Glurns die über das Stilfſerjoch nach Bormio, bei Meran eine durch das Paſſeyrthal nach Moos, bei Lavis eine durch das Val di Non nach Cles, bei Trient eine doppelte, die eine durch das Ferſinathal und das Val Sugana nach dem Venetianiſchen, eine andere durch das Thal Judikarien, die mit einem Zweige bei Baldina endet, mit dem andern über Lodron nach der Lombardie ausläuft, von Roveredo eine, die ſich bei Lodron mit der vorigen vereiniget, endlich mehre Äſte, die parallel mit der Hauptſtraße am andern Etſchufer laufen; von der Brennerſtraße eine durch das Puſterthal über Lienz nach Kärnthen mit dem Zweige von Brunnecken nach St. Martin und dem Ahrnthal, von Sillian über Luckau nach Kärnthen und von Toblach über San Vito nach dem Venetianiſchen. Die Waſſerſtraßen ſind: der Inn, ſchiffbar von Telfs im Oberinnthal für Flöße, von Hall an für Schiffe, und die Etſch, die bei Brandzoll ſchiffbar wird. Riva am Gardaſee treibt nicht unbedeutenden Küſtenhandel.

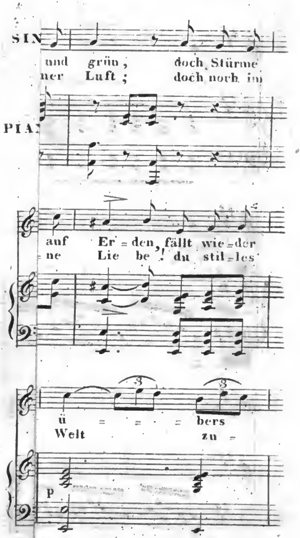
Ankündigung.

Mit dem gegenwärtigen Blatte iſt das dritte Quartal des dritten Jahrganges vom Jugendfreunde geſchloſſen, und mit dem Blatte 40 am 2. Julius beginnt das vierte Quartal desſelben; wovon diejenigen P. T. Herren, welche vierteljährig pränumerirt haben, wegen allfälliger Erneuerung ihrer Pränumeration geziemend verſtändiget werden. Preis der Zeitſchrift: Ganzjährig 4 fl. C. M.; vierteljährig 1 fl. 12 kr.

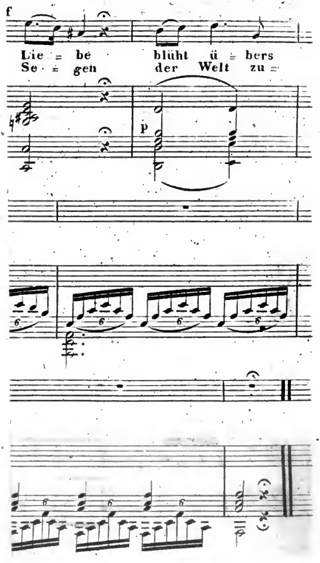
Dem heutigen Blatte liegt das Titelblatt mit Vignette und Inhaltsanzeige, die Muſikbeilage und der Umſchlag zum dritten Quartale bei. Die Vignette bezieht ſich auf die im Bl. 29 enthaltene Legende: Die Roſen des Heils von E. Straube.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Musik von Ad: Gyrowetz. 1



Digitized by Google



Digitized by Google

Der Jugendfreund

und das

Muſeum des Mannigfaltigen,

Blätter für Erheiterung und Belehrung.

Redigirt

von

Dr. C. F. Hock.

Dritter Jahrgang.

VIERTER BAND.

Wien 1834.

Gedruckt und im Verlage bei Leopold Grund.

Inhalt

des vierten Bandes dritten Jahrganges.

Seite

40. Blatt.

Sir John Moore's Leichenbegängniß, von Chr. W. Huber	937
Iſt das Studium des klaſſiſchen Altertums auch noch in unſeren Tagen unentbehrlich für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Erziehung? vom Prof. Joſ. Gaisberger	938
Verluſt, von P. Renn	947
Miscellen, von E. W. v. Schlieben	—
Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Öſterreichs, von J. P. Kaltenbaeck	950
Äſthetiſche Aufgabe	952
Räthſel, vom Prof. A. Brecht	—
Auflöſung des Logogriphs in Bl. 38	—

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans	953
Miscellen	959

41. Blatt.

Iſt das Studium des klaſſiſchen Altertums ꝛc., vom Prof. Joſ. Gaisberger (Schluß)	961
Gnomen, nach dem Griechiſchen, von M. Enk	966
Das moderne Album und das Stammbuch aus dem ſechszehnten Jahrhunderte, von J. E. Wocel	967
Luſt und Schmerz, von Lüdemann	971
Grillen, vom Prof. A. Brecht	973
Erinnerungen ꝛc.	974
Charade, von A. Polzer	976

Logogriphus a M. C. 976
Auflöſung der Charaden im Bl. 39 . . . . —

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 977
Miſcellen 983

42. Blatt.

Traumgeſicht, von Chr. W. Huber 985
Das moderne Album ꝛc., von J. E. Wocel (Schluß) . 988
Alte Bäume als Denkmale, von Jul. Krone. . . . 995
Erinnerungen ꝛc. 998
Aenigma 999
Streckcharade, von W. Turteltaub. 1000
Auflöſung des Räthſels im Bl. 40 . . . . —

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1001
Bitte an edle Menſchenfreunde, von Joſeph Ritter v. Seyfried. 1007

43. Blatt.

Der Stock im Eiſen, ein Kinderlied von A. P. . . . 1009
Der Plantagenet, Erzählung von M. Enk. 1010
Versverkünſteleien, zum Theile nach Leſſing, von H. . . 1018
Erinnerungen ꝛc. 1023
Charade, von Aug. Schilling 1024
Auflöſung der Charade und des Aenigma im Bl. 41 . . —

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1025
Miſcelle 1031

44. Blatt.

Die Lebensuhr, von J. Gab. Seidl. 1033
Der Sohn des Goldſchmieds oder Folgen ungezügelter Einbildungskraft, Erzählung von Dr. F. X. Nowotny . . 1034

Dem hochwürdigen Herrn Prof. Joſ. Gaisberger, von Vikt. v. Starkenfels 1044
Erinnerungen ꝛc. 1045
Grillen, vom Prof. A. Brecht 1047
Röſſelſprung, von J. B. Jory 1048
Auflöſung der Streckcharade und des Aenigma im Bl. 42. —

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1049
Miscellen 1953

45. Blatt.

Kehrſeiten, von Chr. W. Huber. 1057
Der Sohn des Goldſchmieds ꝛc. von Dr. F. X. Nowotny 1058
Mein Erbe, von J. N. Vogl. 1069
Erinnerungen ꝛc. 1070
Charade, von A. Polzer. 1071
Aenigmata 1072
Auflöſung der Charade im Bl. 43. . . . . . . —

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) . . . . . 1073.
Miscelle 1078

46. Blatt.

Das Zigeunerkind, Erzählung von J. Em. Veith . . 1081
Ave Maria, von Anna Mora. 1088
Bilder aus der Levante, nach Orginalſcizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden 1090
Erinnerungen ꝛc. 1095
Auflöſung des Röſſelſprunges im Bl. 44. 1096

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1097
Miscelle 1103

47. Blatt.

Das Zigeunerkind, Erzählung von J. Em. Veith (Schluß) 1105
Bei dem Anblicke eines Jungen, der mit einer Stange quer durch eine Thüre gehen wollte, nach dem Holländischen des Cats, von Uccello 1115
Bilder aus der Levante ꝛc. (Fortſetzung) . . . . —
Auflöſung der Charade u. der Aenigmata im Bl. 45 . . 1120

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1121
Miscelle, von E. W. v. Schlieben 1128

48. Blatt.

Chriſtophorus, Legende von Anna Mora 1129
Bilder aus der Levante ꝛc. (Fortſetzung) 1134
Erinnerungen ꝛc. 1139
Miscellen 1142
Charade von A. Polzer 1144

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1145
Bücherſchau 1149

49. Blatt.

Der Kryſtallograph, Novelle von J. E. Wocel . . . 1153
Bilder aus der Levante ꝛc. (Fortſetzung) 1161
Erinnerungen ꝛc. 1167

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1169
Meinrad Lichtenſteiner, von Dr. Joſ. Fraak . . . 1175

50. Blatt.

Der Kryſtallograph, Novelle von J. E. Wocel (Fortſetzung) 1177
Bilder aus der Levante ꝛc. (Fortſetzung) 1187

Seite

Erinnerungen ꝛc. 1191
Auflöſung der Charade im Bl. 48 1192

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Fortſetzung) 1193
Bücherſchau 1197

51. Blatt.

Der Kryſtallograph, Novelle von J. E. Wocel (Fortſetzung) 1201
Bilder aus der Levante ꝛc. (Schluß) 1212
Erinnerungen ꝛc. 1215

Muſeum.

Die Jungfrau von Orleans (Schluß) 1217
Curioſum von A. St. 1224
Tagsbegebenheit . . . . —

52. Blatt.

Der Kryſtallograph, Novelle von J. E. Wocel (Schluß) 1225

Muſeum.

Lebensregeln vom Prof. J. G. Seidl 1241
Die Mutter und ihr Sohn. (Wahre Begebenheit.) Von R. Hirſch 1242
Epigramme, vom k. k. Rathe und emer. Prof. A. Stein 1243
Curioſum von A. St. 1244
Abſchiedsworte an den Jugendfreund, von C. F. Hock . 1245
Ankündigung 1248

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 40. Wien, den 2. Juli 1834.

Sir John Moore's Leichenbegängniß, von Chr. W. Huber. — »Iſt das Studium des klaſſiſchen Altertums, auch noch in unſeren Tagen, unentbehrlich für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Erziehung?« vom Prof. Joſ. Gaisberger. — Verluſt, von P. Renn. — Miscellen von E. W. v. Schlieben. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Aeſthetiſche Aufgabe. — Räthſel vom Prof. A. Brecht. — Auflöſung des Logogriphs im Bl. 38.

Sir John Moore's Leichenbegängniß. *)

Es ſchwiegen Trommel und Sterbgeſang,
Als zum Wall wir den Leichenzug lenkten,
Es folgte dem Helden zum letzten Gang
Kein Schuß, da in's Grab wir ihn ſenkten.

Wir begruben ihn ſtill in den Schauern der Nacht,
Mit den Picken die Schollen ummendend, —
Mondſtrahl und Fackeln verglimmten ſacht,
Durch den Nebelkreis Dämmerung ſendend.

Nicht ward in den drückenden Sarg er gelegt,
Nicht Grabtuch, noch Hemd ſollt' er tragen;
Er ruh', wie der Krieger zu ſchlafen pflegt,
In den Reitermantel geſchlagen.

---

*) Sir John Moore, brittiſcher Feldherr, berühmt geworden im ſpaniſchen Feldzuge Napoleon's, vertheidigte ſich vor Corunna gegen eine weit überlegene Macht der Franzoſen. In dem Augenblicke, als er an der Spitze des 42. Regiments gegen den Feind vordrang, ward er von einer Kanonenkugel niedergeſchmettert (16. Januar 1809.) — Seinem Andenken weihte der engliſche Dichter Wolff die hier in deutſcher Uebertragung mitgetheilten Strophen, die ſelbſt von Lord Byron mit tiefſter Rührung und in voller Anerkennung ihres poetiſchen Werthes aufgenommen wurden.

Das Gebet, das wir ſprachen, war kurz und ſchlicht,
In der Bruſt blieb die Klage geborgen,
Doch ſtarrten wir feſt auf ſein bleich Geſicht
Und dachten mit Angſt an den Morgen.

Wir dachten, da wir im Lager ſo ſchmal
Ihm lockerten einſam ein Kiſſen:
Der Feind, trägt fern uns der Fluten Schwall,
Wird berühren ſein Haupt mit den Füßen.

Wird läſtern wohl auf den Verſtorbnen hinab,
Entweih'n ſeine Aſche mit Tritten; —
Was kümmert's den Todten? der ſchlummert im Grab,
Worin ihn verſenkt ſeine Britten.

Wir gruben und gruben, da graute der Tag,
Der Beſtattung Zeit war verronnen.
Und wir hörten beim fernen Kanonenſchlag,
Daß der Feind ſein Feuer begonnen.

Wir ließen betrübt von dem Feld ihn hinab,
Das ſein Herzblut geſchmücket als Blume;
Kein Stein, keine Schrift verkündet ſein Grab,
Allein iſt er mit dem Ruhme.

»Iſt das Studium des klaſſiſchen Altertums, auch noch in unſeren Tagen, unentbehrlich für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Erziehung?« *)

Von Joſ. Gaisberger,

reg. Chorherrn von St. Florian, und k. k. Profeſſor der allg. Weltgeſchichte und lat. Philologie am Lyceum zu Linz.

Hochanſehnliche!

Nach frommer Sitte der Vorfahren haben wir ſo eben mit einem feierlichen kirchlichen Akte die Wiedereröffnung der Studien begonnen, und ſind hier verſammelt, um durch den Vortrag einer

*) Inauguralrede, gehalten in lateiniſcher Sprache zu Linz, bei Wiedereröffnung der Studien am 1. Oktober 1833.

kurzen wiſſenſchaftlichen Erörterung uns von Neuem zu jenem wichtigen Geſchäfte zu weihen, deſſen Beſorgung uns durch die Huld unſeres gütigſten Landesfürſten vertrauensvoll übertragen iſt; — ein Geſchäft, das zur Hauptaufgabe nichts Geringeres hat, als unter dem gnädigen Schutze der Vorſehung dem Vaterlande junge Männer heranzubilden, deren Händen es einſt, mit Vertrauen und Sicherheit, ſeine religiöſe, moraliſche, politiſche Leitung, kurz, die heiligſten Intereſſen des menſchlichen Geſchlechtes anvertrauen mag; — junge Männer, deren geiſtige Kraft durch ſtete Übung geſtärkt, deren Charakter durch den Anblick großer Männer befeſtigt, deren ſittlich-religiöſer Sinn durch Einſicht und eigenes Forſchen feſtbegründet werden ſoll. — Das iſt, das war von jeher die Hauptaufgabe der wiſſenſchaftlichen Erziehung; das Hauptziel, wornach die weiſen Lehrer alter und neuer Zeiten unermüdet gerungen haben. —

Allein, ſo große Einſtimmigkeit auch über Zweck und Ziel der öffentlichen Erziehung herrſchte; eine eben ſo große Meinungsverſchiedenheit trennte die Gemüther in Anſehung der Mittel und Wege, zu jenem erhabenen Ziele zu gelangen; ein wahrer Meinungskampf erhob ſich oftmals, welche aus der Geſammtmaſſe der Wiſſenſchaften vorzüglich geſchaffen wären, die ſtudierende Jugend zu jener allgemeinen, für jeden Stand und Rang unumgänglich nothwendigen Bildung zu führen, welche wir, als gemeinſames Gut des menſchlichen Geſchlechtes, mit dem ſchönen Namen der Menſchlichkeit von jeher bezeichnet haben. Was hiebei Einigen Hauptſache, war Andern Nebenſache; was dem Einen unerläßlich, ſchien den Andern entbehrlich, höchſtens löblich; was die Meiſten als Herrſcherin verehrten, ward von Einigen zur Magd, zur niedern Sklavin herabgewürdigt. — Dennoch erfuhr keine der Vorbereitungswiſſenſchaften häufiger den Wechſel der Erhebung und Erniedrigung, der Über- und Geringſchätzung, des Voran- und Hintanſtellens, als das Studium des klaſſiſchen Altertums; keines wurde heftiger angegriffen und mutiger vertheidigt; keines als die Hauptquelle aller Übel häufiger verläſtert und wärmer in Schutz genommen; und um keines tobt ſelbſt gegenwärtig ein glühenderer Parteienkampf.

Eben dieſe bis auf den Grund gehende Spaltung, bei der eine der reinſten Quellen menſchlicher Bildung allmälig zu verſiegen droht,

iſt für mich die natürlichſte Veranlaſſung, über die Frage: »Iſt das Studium des klaſſiſchen Altertums, auch noch in unſeren Tagen, unentbehrlich für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Erziehung?« — meine Stimme abzugeben, und wenn auch nicht die Sache zu erſchöpfen, doch einige Punkte anzudeuten, die bei einer ſo wichtigen Angelegenheit einige Aufmerkſamkeit zu verdienen, und einer ſo erleuchteten Verſammlung nicht ganz unwürdig zu ſein ſcheinen. —

Es kann — darüber iſt man einig — der Zweck der wiſſenſchaftlichen Erziehung durchaus kein anderer ſein, als Übung und Stärkung der Geiſteskräfte, Reinigung und Läuterung des Gemütes, Erhebung und Erwärmung des ganzen Menſchen für das Wahre, Gute und Schöne. — Jede Vorbereitungswiſſenſchaft nun, die in einem vorzüglichen Grade dieſem ſchönen Ziele die heranwachſende Menſchheit zuführet, und ohne welche — beſondere Umſtände abgerechnet, — dieſes Ziel ewig unerreichbar bleibt, trägt das Gepräge der Unentbehrlichkeit zuverläßig an ſich. — Und welcher Wiſſenſchaft ſchriebe man dieſe Eigenſchaft mit gerechterem Grunde zu, als der gelehrten Kenntniß der Sprachen und Literatur des klaſſiſchen Altertums? — Bietet ſie uns nicht ſchon in ihrer Vorhalle an dem grammatiſchen Studium der klaſſiſchen Sprachen, einen Stoff dar, der vor Allen geſchaffen iſt, die ſproſſenden geiſtigen Kräfte zu wecken, zu üben, und zu ſtärken? Wenn gleich auch manche andere Stoffe das Gedächtniß üben, oder die Einbildungskraft beleben, oder Verſtand und Urtheil ſchärfen; ſo gewährt doch all dieſe Früchte zu gleicher Zeit und mit einem Male das grammatiſche Studium — zumal einer fremden Sprache. Es führt den jugendlichen Geiſt gleichſam in ein neues Land, zu einem neuen Volke; er betrachtet, wie der Reiſende, jeden Gegenſtand mit einer heiligen Aufmerkſamkeit, mit ſteigendem Intereſſe, und ſieht ſo, ohne es zu wiſſen, ſich in fortgeſetzter, naturgemäßer Thätigkeit. Er nimmt Worte ins Gedächtniß auf, verbindet mit jedem den entſprechenden Begriff, ordnet die Worte zu ganzen Sätzen, und ſucht immer aus dem ganzen, reichen Vorrathe des Erworbenen gerade das bezeichnendſte, erſchöpfendſte Wort, um das Gedachte zu verſinnlichen, und lernt durch das ſtete Vergleichen und Abwägen, Wählen und Sondern, die feinen Unterſchiede des Ähnlichen und Verwandten, die kaum merkbaren Über-

gänge und Schattirungen kennen, und übt ſo zu gleicher Zeit Gedächtniß und Wahrnehmung, Verſtand und Urtheil. —

Gewährt nun dieſen Vortheil ſchon die Erlernung einer jeden fremden Sprache, welche Früchte muß dann erſt das grammatiſche Studium der klaſſiſchen Sprachen darbieten! jener Sprachen, die in ihrem Innern ſo vollendet, in ihrer Bezeichnung ſo beſtimmt und treffend, in ihrer Fügung ſo gerundet, in ihrem Klange ſo männlich und ſtark, und zugleich ſo mild, zart, und harmoniſch ſind, daß ſie — zumal die helleniſche — von den Gebildeten aller Jahrhunderte die gerechteſte Bewunderung erhielten. Und welches Intereſſe muß es überdieß dem jugendlichen Geiſte gewähren, wie muß es ſeine Aufmerkſamkeit erregen und feſſeln, zu ſehen, wie Nationen, getrennt durch Zeit und Raum, verſchieden durch Abſtammung, Klima, Verhältniße und Schickſale, dennoch in der Bezeichnung der Begriffe, Anordnung und Stellung der Sätze, Wahl und Verbindung der Ausdrücke mehr oder weniger übereinſtimmend verfuhren, wenn es ſich um die Bezeichnung deſſelben Gegenſtandes, derſelben Empfindung und Bewegung des Gemütes handelte? Setzt man noch hinzu, daß die klaſſiſchen Sprachen auch die Grundlage der neuern, daß ein großer Theil unſerer Geſetze und politiſchen Verfaſſungen nebſt allen unſeren übrigen Wiſſenſchaften Sprößlinge aus altem griechiſchen und lateiniſchen Stamme ſind; ja daß wir ſelbſt in der neuern Literatur der Deutſchen faſt nur wenige Schritte rückwärts gehen dürfen, um ſogleich auf römiſche Monumente zu ſtoßen; ſo wird man begreiflich finden, wie für denjenigen, der nach einer wahren Bildung ſtrebt, die klaſſiſchen Sprachen nicht todt bleiben dürfen, wenn er nicht beinahe aller Schätze der Vorzeit verluſtig gehen will. —

Und dennoch ſind dieſe Sprachen nur der Schlüßel, nur die Vorhalle zu dem ſchönſten erhabenſten Heiligtume, in welchem die edelſten Geiſteswerke des klaſſiſchen Altertums unſern Blicken zur Betrachtung und Nachahmung aufgeſchloſſen werden. — Wie das eigene Leben, die Kindheit, die Jugend, wenn ſie vergangen, in der Erinnerung ſchöner uns ſcheinen, und das Andenken daran mit warmer Sehnſucht gepaart iſt, ſo findet auch vermöge eines geheimnißvollen Zuges der Natur der Menſch ein ganz beſonderes Intereſſe

Digitized by Google

daran, das Leben, die Schickſale, den Entwickelungsgang der Menſchheit vor ihm zu betrachten. Mit geſpannter Neugierde horcht das Kind den Erzählungen der Mutter; mit ſtiller Sehnſucht ſchweift der Jüngling in die ferne Vergangenheit und fühlet die Leiden und Freuden großer Manner und großer Völker mit; mit regem Fleiße forſcht der denkende Mann nach dem Zuſtande der alten Zeit, nach ihren Sitten, Anſichten, jenen Urſachen und Gründen, welche ganze Völker, wie einzelne Menſchen, bald hoben, bald ſtürzten. — Zieht nun ein natürliches Intereſſe der Menſchen zur geſammten Vorwelt hin, muß dieß nicht in einem höhern Grade von den Römern und Griechen gelten? — Hier findet er — zumal an den Griechen — ein Volk, das von einem ewig reinen Himmel umfloſſen, durch ein mildes Klima, die natürliche Lage ihres meerumgebenen Landes und die politiſchen Verhältniſſe begünſtigt, ſich vom erſten rohen Naturleben bis zur höchſten Blüte des Geiſtes naturgemäß und ganz originell entwickelt, in allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens mit dem glücklichſten Erfolge gearbeitet, und faſt in allen eine bewunderungswürdige Stufe der Vollkommenheit errungen hat. —

Freilich iſt dieſes gemüth- und geiſtreiche Volk, das ferne Länder und Küſten durch Religion und Sprache verband, von der Erde verſchwunden; ſeine Städte, einſt die Sitze eines Kunſt- und Wiſſenſchaft pflegenden Lebens, in Trümmer geſunken; ſein Land, das einſt in blühender Fülle ſeinen Reichtum allen Ländern und Inſeln bot, liegt nun verödet und zerwühlet da; ſelbſt ſeine ſchöne Sprache voll Anmut und Wohlklang iſt durch Völkerſtürme, Sklaverei und wechſelnde Herrſchaft ſo entſtellt, daß ihr kaum ein ſchwacher Nachhall der einſtigen Herrlichkeit geblieben. — Allein, was ſeine Städte, was ſein Land uns nicht mehr bieten, das bieten uns noch die genialen Schöpfungen ſeiner großen Geiſter. Noch leben ihre Kunſtſchöpfungen in Erz und Marmor, und feſſeln mit religiöſer Ehrfurcht das ſtaunende Gemüt des Kenners, noch blühen die Geſänge ſeiner Dichter, noch ſtrömen die Reden ſeiner Redner, noch walten und entflammen die kräftigen Lehren ſeiner Philoſophen, niedergelegt in der Sprache, der Geſtalt und Farbe, voll Leben und natürlichem Reize, wie ſie urſprünglich geſchaffen wurden. —

Und ſo wie der bildende Künſtler, frohen Sinnes die Alpen überſteigend, zur ewigen Roma wallet, um durch den Anblick der Wunderſchöpfungen des griechiſchen Genius ſeinen Geiſt zu entflammen, und ſeinem Geſchmacke für wahre Schönheit die höchſte Weihe zu verleihen, ſo weht auch uns aus Homers unſterblichen Geſängen wie aus Demoſthenes tiefergreifenden Reden; aus Platos anmutvollen Dialogen wie aus Herodots kindlich einfachen Erzählungen, ein hoher Geiſt der Vollendung an. Von ſolchen Führern geleitet, lernen wir zugleich die große, ſchwere Kunſt, einen Stoff zu ordnen, zu theilen und zu behandeln, wir ſehen, wie dieſe großen Meiſter nur das Wichtige weiſe hervorheben, dahin alle Farben geſchickt vertheilen, jeden Ausdruck wählen, und gerade jenen Ton anſchlagen, der zum Herzen dringt, rührt und beweget; aber auch das Unbedeutende in den Hintergrund ſtellen, zeitgemäß den Strom der Rede hemmen, um der Phantaſie, dem tiefergriffenen Gemüte, deſto freiern Spielraum zu geſtatten. Betrachtet man noch insbeſondere, außer dieſer Friſche und Lebhaftigkeit der Darſtellung, welche durch die Wahl des paſſendſten Dialekts noch mehr erhöht wird, die Schönheit und Vollendung der Form, die Übereinſtimmung und Harmonie der Theile, muß da nicht der an ſolchen Muſtern und Vorbildern geübte, gepflegte jugendliche Geiſt allmälig ſich ſtärken, das Gefühl für Ebenmaß und Wohlklang ſich bilden, die Gabe ſchriftlicher und mündlicher Darſtellung zu gleicher Vollendung ſich emporheben? — Wahrlich, nur aus dieſer beſondern Eigentümlichkeit und der hohen Vollendung helleniſcher Werke läßt es ſich erklären, warum ſchon zur Römerzeit, auch nachdem Griechenlands Freiheit untergegangen war, die Römer, Alt und Jung, nach Athen ſtrömten, an dem Munde griechiſcher Lehrer wie gefeſſelt hingen, und als ſtolze Sieger den Beſiegten den Tribut der Huldigung wegen eines ſchönern Sieges darbrachten; warum ferner gerade die edelſten und größten Männer aller Zeiten und Völker aus dieſen Quellen der Weisheit begierig tranken, und von großen Stürmen umhergeſchleudert am liebſten in dieſen Hafen flüchteten, und hier Erholung und Ruhe ſuchten und wirklich fanden. —

Freilich wird man gegen dieſe Erhebung des klaſſiſchen Altertums einwenden: »Neuere Sprachen, die vollendeten Werke der Neuern

und Überſetzungen leiſten dasſelbe; die Jugend hat dann nicht nothwendig, mit einem ſo großen Aufwande an Zeit und Kräften, ſich Sprachen anzueignen, von denen ſie weiter keinen Gebrauch machen kann. Nicht für die Schule, für das Leben muß man lernen, wozu alſo im praktiſchen Leben das Griechiſche? ja, wozu jetzt, in unſern Tagen, ſelbſt das Lateiniſche?« — Es bleibt eine auffallend merkwürdige Erſcheinung, daß dieſe Einwürfe in der Regel von jenen vorgebracht werden, die, weder mit der einen, noch mit der andern der klaſſiſchen Sprachen vertraut, über eine Farbe ſprechen, für welche ihr geiſtiges Auge ſich niemals geöffnet hat. — Allein dieſen unſern Zeiten ganz eigentümlichen Zug, über Unbekanntes keck abzuſprechen, einſtweilen bei Seite geſetzt; ſo können die neuern Sprachen — die Deutſche nicht ausgeſchloſſen — unmöglich dasſelbe leiſten, da gerade ihr formeller Theil noch ſo mangelhaft, ſchwach und unbeſtimmt iſt, daß ſelbſt unter den ausgezeichneteſten Schriftſtelleru die größte Verſchiedenheit hierin herrſcht; und daher für den Zweck der wiſſenſchaftlichen Erziehung viel geringere Ausbeute gewonnen werden kann. Hieraus läßt ſich auch die wiederhohlt gemachte Erfahrung erklären, warum Jünglinge, welche den Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen genoſſen, eine ſolche Gewandtheit, Stärke und Tüchtigkeit zur Auffaſſung aller höhern Berufsſtudien mitbringen, während der jenes Unterrichts Beraubte, wenn auch mit mancher neuern Sprache vertraut, zu allen höhern Conceptionen unfähig, nur im engen, beſchränkten und gewohnten Geleiſe zu bewegen ſich im Stande fühlt. — Treffend erwiederte daher der große Staatsmann Pitt, auf die Frage, was ihm denn jetzt ſein Latein und Griechiſch geholfen habe: »Es iſt aus meinem Gedächtniße in meinen Verſtand übergangen.« —

Was die vollendeten Werke der Neuern betrifft, ſo ſind ihre ausgezeichneten Vorzüge zuverläſſig über jeden Zweifel erhoben; dennoch ließe ſich fragen, ob wir Dichter beſitzen, die an natürlicher Einfalt der Erzählung und dramatiſcher Darſtellung der Charaktere einen Homer; an Größe und Erhabenheit einen Sophokles; an Schwung und Kühnheit der Phantaſie einen Alkäus, Pindar und auch Horaz übertreffen? — Ob Geſchichtſchreiber unter den Neuern aufgeſtanden, die an ruhiger Klarheit, Unbefangenheit und ungeſuchter Anmut der Erzählung einem Herodot und Xenophon; an politiſchem Scharf-

blicke und hoher Combinationsgabe einem Thucydides und Livius den Vorzug ſtreitig machen? — Ob endlich den neuern Zeiten Philoſophen zu Theile wurden, die an Schärfe des Verſtandes, Reichtum der Ideen, Tiefe des Gemüts, und zugleich an Gewandheit und blühender Lebendigkeit der Darſtellung einem Plato und ſeinem Geiſtesverwandten Cicero, oder dem umfaſſendſten Genie des ganzen Altertums, dem Stagiriten Ariſtoteles, die Palme entwinden? — Doch zugegeben, daß alle dieſe Vorzüge den Werken der Neuern wirklich inwohnen, werden, können ſie auch die klaſſiſche Literatur in der wiſſenſchaftlichen Erziehung erſetzen und entbehrlich machen? — Sind ſie auch im Stande, die Sammlung des jugendlichen Geiſtes, und die ſtete Aufmerkſamkeit ſo anzuregen, ſeine Anlagen ſo natürlich, und doch in ſo fein durchdringender Kraft zu entwickeln, und zu ſchärfen? — Iſt nicht gerade das Dunkel der Sprachen, die Verſchiedenheit der Zeiten und Sitten, das Abweichende in den Anſichten und Ideen, für den Lernbegierigen der höchſte Reiz und am meiſten geeignet, die Aufmerkſamkeit ununterbrochen zu feſſeln, und den Geiſt in jene Übung und Thätigkeit zu verſetzen, die allein ihm jene Stärke und Elaſticität gewähret, die auch bei den größten Hindernißen und Anſtrengungen ungebrochen andauert? Darum ſind jene nicht Freunde der Menſchheit, die in dem jugendlichen Geiſte alle Berge und Hügel ebnen, und ihn ſpielend und auf dem gemächlichſten Wege dem höheren Sitze der Muſen zuführen möchten. Sie bedenken nicht, wie nothwendig es ſei, ſich frühzeitig an Ertragung von Beſchwerden und Überwindung der Hinderniße zu gewöhnen. Wie kann der junge Mann den Stürmen, die das Privat- und öffentliche Leben manchmal ſo gewaltig erſchüttern, muthig Widerſtand leiſten, wenn er nicht ſchon als Jüngling lernte auszuhalten, zu kämpfen, Gewalt der Gewalt entgegen zu ſetzen? »Stark und kräftig wird nur jener Baum, ſagt Seneka, gegen den häufige Winde anſtürmen; allmälig gewinnt er Feſtigkeit und ſchlägt tiefer ſeine Wurzeln; gebrechlich dagegen ſind jene, die im ſonnigen Thale heranwuchſen.« — Sie bedenken endlich nicht, daß das Leben der Reflex der Schule iſt; daß der Menſch das in der Schule Gelernte und Gewohnte im Leben mehr oder weniger vollkommen anwende; daß endlich, wenn die Quelle am Ur-

ſprunge getrübt wurde, das abfließende Waſſer unmöglich rein und lauter gefunden werden könne. Durch dieſe Methode Alles zu erleichtern, Alles zum Spiel zu machen, erſtickt ſchon im Keime alle nützliche Thätigkeit, aller mühſame Fleiß, kurz alle wahre und echte Wiſſenſchaft, und an deren Stelle tritt eine wahre Scheu vor Mühe und Anſtrengung, Nachläſſigkeit in Geſchäften, Oberflächlichkeit ohne Grenzen, Mangel an wahrer Bildung. — Wie ganz anders ſteht derjenige da, deſſen Verſtand und Urtheil durch ſtete Übung geſchärft, deſſen geiſtige Kraft durch die klaſſiſchen Studien gehoben, deſſen Sinn und Geſchmack durch die Werke der größten Geiſter geläutert, deſſen Empfindungen für das Wahre, Große und Schöne endlich durch die Lehren der Weisheit genährt und erwärmet worden ſind. — Wohin dieſen das feindliche Schickſal auch immer verſchlagen haben mag, überall bringt er Stärke, Gewandtheit und Tüchtigkeit und Freude zur Thätigkeit mit, nnd mit allen dieſen Gaben verbindet er Beſcheidenheit, in dem Bewußtſein, wie viel ihm noch mangle; Achtung für fremdes Verdienſt, weil er kennt, wie ſchwer es errungen wird; und eine edle Wißbegierde, die allenthalben auf den Grund dringet und nicht ruht, bis ſie Licht in die Finſterniß und feſte Ordnung in die Verwirrung eingeführt hat. — Und Studien, welche ſolche Früchte tragen, nennt man unfruchtbar? nutzlos für's praktiſche Leben? — Wahrhaftig, das war nicht die Geſinnung der weiſeſten Männer in den verſchiedenſten Jahrhunderten! im Gegentheile ſahen ſie die klaſſiſchen Studien von jeher als das wahre Palladium, als das erhabenſte Heiligtum an, das man mit Aufopferung aller Kraft der Mit- und Nachwelt wahren, erhalten und überliefern, kurz, als die reinſte und lauterſte Quelle, woraus der wahre Weiſe ſchöpfen müſſe. — Der große Geſchichtſchreiber, Johann von Müller, dem hierüber gewiß eine Stimme gebührt, ſchrieb, einen Monat vor ſeinem Tode, an einen Prinzen, der jetzt einen benachbarten Thron zieret, alſo: »Daß Euere Hoheit Latein lernen, iſt vortrefflich. Es iſt in jener Welt etwas Freies und Hohes, das uns fehlt; ſie waren der im ſchönſten Klima ſich entwickelnden Natur näher; ihre Verfaſſung begünſtigte jede edle und ſchöne Form der Entwickelung. Ich bin überzeugt, daß die Britten die beſten Züge ihres Charakters, die praktiſche Weisheit, den Gemeinſinn, die Kraft, größtentheils ihrer ganz klaſſi-

ſchen Erziehung zu danken haben; auch Friedrich von Preußen, der weder Lateiniſch noch Griechiſch wußte, fühlte ſich zu den Alten gezogen; ſie las er immer bis in den Tod. Man bekömmt eine ganz andere Anſicht der Dinge dieſer Welt; nichts iſt erfriſchender; ich fühle es oft, meine Seele lebt davon.« — —

(Schluß folgt.)

Verluſt.

Eine Thräne jenen Tagen,
Wo mein Herz noch hoch geſchlagen
Im lebendigſten Gefühl;
Eine Thräne ſanfter Rührung,
Daß die ſelige Verwirrung
Nimmer mich beglüken will.

Wem das Leben ſteht entſchleiert,
Schweigt die Sehnſucht, Freude feiert
Nimmermehr ihr Roſenfeſt;
Fort iſt jenes holde Streben,
Deſſen zaubervolles Weben
Uns ſo Schönes ahnen läßt.

P. Renn.

Miscellen.

Von E. W. v. Schlieben.

Über Klöppelei, Stickerei und Näherei im Sächſiſchen Erzgebirge und Voigtlande.

(Nach den Mittheilungen des Induſtrievereins.)

Das Spitzenklöppeln iſt einer der ausgebreiteſten und älteſten Nahrungszweige des weiblichen Geſchlechts im Obergebirge und Voigtlande. Durch die Einführung des Spitzengrundes hat derſelbe nichts von ſeiner Bedeutung verloren, wenn auch viel an ſeiner Einträglichkeit. Durch die Klöppelei ernähren ſich ungefähr an 30000 Menſchen in Sachſen. Dieſer Beſchäftigung zunächſt ſtehet die Stickerei und Näherei, als ſehr wichtige Erwerbszweige, und man kann ohne Übertreibung annehmen, daß 15 — 20000 Menſchen darin Beſchäf-

tigung finden. Sie zerfallen in Hinſicht des zu bearbeitenden Stoffs, der arbeitenden Nadel und des angewendeten Stichs in mehrere Arten. Mit der Tamburnadel oder dem Häckchen (chrochet) arbeitet man in Bobbinet, Pettinet (Baumwolle und Seide) Mull, Gaze, Percal, Organdy, ordinair-tamburirt und Langſtich. Man belegt dieſe Arbeiten vorzugsweiſe mit dem Namen Stickerei; Broderien mit der Nähnadel aber werden Näherei genannt. Dieſe werden ebenfalls in vorgenannten Stoffen ausgeführt und zerfallen in Folge des verſchiedenen Stichs, den man anwendet, in eben ſo viel verſchiedene Arten, die Nähnadel bewirkt den Plattſtich, den franzöſiſchen Stich, Langſtich, Spitzenſtich, Durchziehſtich. Im Erzgebirge bedient man ſich vorzugsweiſe des Durchziehſtichs in Bobbinett. Gemeiniglich wird auf dem Rahmen gearbeitet, nach vorgedruckten oder vorgezeichneten Muſtern, doch näht man auch über der Hand, nach untergelegten auf Papier gezeichneten Deſſins. Eine Art von Stickerei, wie ſie in bedeutender Ausdehnung in Belgien betrieben wird, wo man durch Auszählung der Zellen des Gewebes das Muſter hervorbringt, iſt weniger in Sachſen gebräuchlich, obgleich man auf dieſe Weiſe die regelmäßigſten Zeichnungen und die feinſten Stickereien darzuſtellen vermag, und es daher zu wünſchen wäre, daß dieſe Art der Ausnähung des Bobbinets ſich allgemeiner im Gebirge verbreitete. Endlich hat man neuerdings angefangen, in Seide geklöppelte Blumen und Figuren auf ſeidenem Maſchinen-Blondengrund zu befeſtigen, wodurch ein Fabrikat entſtehet, daß die im Ganzen geklöppelten Stücke an Schönheit weit übertrifft und wodurch eine ſchöne Vereinigung des Maſchinenerzeugniſſes mit den Arbeiten der Klöppel und Nadel hergeſtellt iſt. — Ein unendliches Feld für Kunſtfleiß und Erfindung iſt der weiblichen Hand gegeben, daher man wohl erwarten kann, daß die Nadelarbeiten im Gebirge einen immer höhern Aufſchwung nehmen, wenn auch theilweiſe auf Koſten der Klöppelei, doch größtentheils durch die überraſchende Vermehrung der obergebirgiſchen Bevölkerung, die ſich nach vorliegenden genauen ſtatiſtiſchen Nachweiſungen in 10 Jahren über 1/3 vermehrt hat. Steht Stickere und Näherei in Sachſen auch auf einer ſchon hohen Stufe induſtrieller Ausbildung, wird ſtets geſchmackvoll und namentlich wohlfeile Waaren gefertiget; ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß der Grad der Vollkommen-

heit noch nicht erreicht iſt, welchen zu erreichen dieſe Induſtriezweige fähig ſind. Man findet unter den vielen Arbeiterinnen, denen ſie Unterhalt gewähren, immer nur in Verhältniß wenige, die etwas Ausgezeichnetes leiſten können. Man beabſichtiget daher mit den bereits beſtehenden Klöppeleiſchulen auch Stick- nnd Zeichenſchulen zu verbinden und dadurch dieſe Artikel ganz in die fabrikmäßige Thätigkeit zu ziehen.

Wie wichtig dieſer Gegenſtand werden kann, gehet aus ſtatiſtiſchen Notizen über die Stickerei in England hervor. Es beſchäftigen dieſe an 150000 Mädchen und Kinder, und beinahe in jedem Dorfe in einem Umkreiſe von 10 deutſchen Meilen um Nottingham, ferner in Glasgow, London, Devon, Somerſet und Norfolk, und eben ſo in Irland. Es werden an Löhnen und Verkaufsſummen ungefähr 10 Millionen Thaler gewonnen. Siebenzig Handelshäuſer beſchäftigen ſich ausſchließlich mit Stickereien. Kinder von 7 Jahren verdienen bei 10 und 12 ſtündiger täglicher Arbeit von 8 Groſchen bis zu 1 Thlr. die Woche. Erwachſene von 1 Thlr. 16 Gr. bis zu 2 Thlr. 16 Gr. bei 12 und 14 ſtündiger täglicher Arbeit, Wie lohnend im Verhältniß zu andern Fabrikbeſchäftigungen dieſe Arbeit noch in England iſt, beweist unter andern der ſich häufig erreignende Umſtand, daß, während ein Strumpfwirker es in der Woche nur zu 2 Thlr. 8 Gr. bringt, ſeine Frau und Kinder am Stickrahmen zuſammen 4 Thlr. 16 Gr. verdienen.

(Nähnadelfabricationen in beſonderer Berückſichtigung der Schwabacher Fabriken.) Die Nadelfabrication wird in Schwabach ſehr ſtark betrieben, 30 Fabrikanten beſchäftigen in verſchiedenen Arbeiten mehr als 2000 Menſchen, die an 260 Millionen Nadeln jährlich fertigen. Die Verarbeitung der verſchiedenen Artikel in dieſen Fabriken iſt äußerſt mannigfaltig, ſo z. B. bedarf man Eiſendrath (jährlich 2500 Ztn.) Stahldrath, Schweinefett, Zwilch, Öl, Papier, Kiesſteine, Ruß, Viehklauen, Eierſchalen, Schnüre nnd mehrere andere Dinge. Zahlreich ſind die Nadelſorten, die als Produkt der Fabrikation und zu verſchiedenem Gebrauch anders behandelt ſind, ſo die für Knopfmacher, Schuhmacher, Kleidermacher, Beutler, Handſchuhmacher, Buchbinder, Huter,

Sattler, Chirurgen, Packer, Segeltuchmacher und Stricknadeln, und jede dieſe Art Nadeln hat wiederum ihre verſchiedene Größe und Stärke, ſo daß man an 1000 Sorten Nadeln, von Stück zu 1/2 Loth bis zu 1000 Stück auf 1/2 Loth gehend, auch ſolche, die mit ſilbernen oder goldenen Öhren verſehen ſind, vorräthig findet.

Die Fabrikation der Nadeln ſelbſt erfordert, daß ſelbige an 100mal durch die Hände gehen. Die erſte Arbeit iſt, daß ſie vom Drath geſchnitten, dann geglühet und gerade gemacht werden. Hierauf empfängt ſie der Schleifer, welcher ſie an beiden Enden anſchleift und dann wiederum an den Fabrikanten zurück gibt. Hierauf wird die Nadel in der Mitte entzweigeſchnitten, worauf ſie in die Werkſtätte kommt, wo die Öhren eingeſchlagen und die Nadeln zugefeilt werden. Nachdem dieſes erfolgt iſt, werden die Nadeln gehärtet und hierauf kommen ſie in Ballen, jeder Ballen zu circa 200,000 Nadeln, und werden ſo auf den hierzu eingerichteten Mühlwerken poliret. Es erfolgt nun das Ausſuchen und Sortiren der Nadeln, worauf ſie endlich in Papiere zu einer gewiſſen Anzahl gepackt und verſendet werden.

Erinnerungen
aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

25. Juni 1754 geb. zu Wien Joſ. Edler v. Retzer, mehr durch die Verbindung mit den berühmteſten Schriftſtellern ſeiner Zeit, als durch eigne Schöpfungen in der literariſchen Welt bekannt. Seine Gedichte erhoben ſich nicht über das Mittelmäßige, mehr Verdienſt erwarb er ſich durch literarhiſtoriſche Abhandlungen. Insbeſonders verdient die Herausgabe des Nachlaſſes von Denis dankbare Anerkennung.

26. Juni. 1734 geb. zu Platten in Böhmen Franz Stephan v. Rautenſtrauch, des uralten Stiftes Braunau Abt und Direktor der theologiſchen Fakultät in Wien und Prag — ein Mann, der um Verbeſſerung des Studienweſens in Öſterreich Verdienſte hat. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſchätzte ihn hoch, Joſeph II. verwendete ihn zu den wichtigſten Geſchäften und erkannte

im vollen Maſſen ſeine ſeltene Tüchtigkeit. Als Schriftſteller hat er vorzugsweiſe im Kirchenrechte gearbeitet.

27. Juni 1807 ſtirbt zu Erlau im 63. Jahre ſeines Lebens der dortige Erzbiſchof Franz Fuchs; von geringer Herkunft, durch Talent und Verdienſte ausgezeichnet. Er war zuerſt Profeſſor in Ofen, dann Sekretär bei dem Graner Erzbiſchof Joſeph Battyány hierauf Graner Domherrn, Biſchof zu Neutra, und endlich erhielt er die hohe Würde eines Erzbiſchofes zu Erlau. Er ſchätzte und beförderte Künſte und Wiſſenſchaften; des Grafen v. Stolberg Bekehrungsgeſchichte gab er in ungriſcher Sprache im Druck heraus.

28. Juni 1801 ſtirbt zu Krems Joh. Martin Schmid, ein ausgezeichneter Maler. Er wurde im Jahre 1718 zu Gravenwerth in Öſtreich unter der Enns geboren, und von ſeinem Vater, der ein geſchickter Bildhauer war, zuerſt zur Bildhauerei verwendet. Allein ſeine Neigung zur Malerei war größer; er widmete ſich demnach nur ihr allein, und mit welchem Erfolge, zeigen die Meiſterwerke, die in ſo vielen Kirchen Öſterreichs ſeinen Namen verewigen. Mehr als tauſend Gemälde hinterließ der thätige Künſtler, der unter dem Namen »der Kremſer-Schmid« allgemein bekannt und beliebt iſt. —

29. Juni 1774 geb. zu Rajetz im Trentſchiner Komitat Johann Schulek, ein in der ſlaviſchen Literatur vortheilhaft bekannter Schriftſteller. Das Gymnaſium vollendete er zu Schemnitz; die Theologie aber zu Käsmark. Im Jahre 1798 wurde er Rektor der Trivialſchule zu Geib, und 1806 Prediger zu Pržno in Mähren; beſondere Erwähnung verdient ſeine lateiniſche Sprachlehre für Slaven, ihrer Klarheit und Gründlichkeit wegen.

30. Juni 1741 geb. zu Neméth-Ujvár in der Eiſenburger Geſpannſchaft Graf Ignaz Bathyány, Biſchof von Siebenbürgen und ein um die Geſchichte ſeines Vaterlandes hoch verdienter Schriftſteller. Er ſtudierte die Theologie zu Rom, wurde bald nach ſeiner Rückkehr Domherr zu Erlau, und 1780 zum Biſchof erhoben. In dieſer Stellung entwickelte er nun ganz ſeine Neigung für Kunſt und Wiſſenſchaften, theils durch Förderung geeigneter Anſtalten, theils durch ſelbſtthätiges Schaffen. Wir verdanken dieſem mehrere

gehaltvolle hiſtoriſche Abhandlungen und insbeſonders die inhaltsreiche Sammlung: Leges ecclesiasticae Hungariae in 3 Foliobänden. Der Unermüdete ſtarb, allgemein betrauert, am 17. November 1798.

1. Juli 1766 gründet die große Maria Thereſia an der Akademie der bildenden Künſte eine ſelbſtſtändige Schule für die Kupferſtecherkunſt. Der berühmte Jakob Schmutzer ward zu ihrem Direktor ernannt und Fr. E. Weirotter als Profeſſor angeſtellt. Das Protectorat erhielt der unſterbliche Fürſt Kaunitz; die Anſtalt gedieh in kurzem auf eine Weiſe, welche gerechtes Aufſehen erregte.

Aeſthetiſche Aufgabe.

Es werde zwiſchen den Modeſchriftſtellern unſerer Zeit, engliſchen Urſprunges: Scott, Bulwer, Cooper und Washington-Irving eine Parallele gezogen. — Die Beantwortungen ſind bis längſtens am 15. d. M. einzuſenden.

Räthſel.

Man kann mich vor- und rückwärts leſen
Und nur ein Hauch verbindet mich,
Durch mich vereinigen zwei Weſen
Nach Gottes Wort auf immer ſich;
Der Himmel kann ich dir auf Erden,
Und manchmal — ſelbſt die Hölle werden.

Prof. A. Brecht.

Auflöſung des Logogriphs im Bl. 38.

Adel — Nadel — Tadel.

Unter den Löſern verdienen die Fräulein: Angelika v. Henikſtein, Nina und Eugenia Zurhelle in Namieſt in Mähren (im Bl. 38. ſtand unrichtig: in Polen) Auguſte Weikersheim, Nina Schwaninger, Kar. Kolinsky, Amalia Willner, Antonia Freyin von Eyb, und die Herren: Ed. Korn, Kaſimir v. Sarewsky, Karl Ritter v. Suttner, Micislas Ritter von Hlasko, Bernh. Fritzer aus Preßburg beſondere Erwähnung.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 40.

Die Jungfrau von Orleans. Nach den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken von G. Görres. — Miscellen. (Fortſchritte der Landwirthſchaft in Sibirien, namentlich in Irkutsk. Verbot des Spazierengehens.)

Die Jungfrau von Orleans.

Nach den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken von G. Görres, mit einer Vorrede von J. Görres, Regensburg 1834.

Man tadelt unſere Zeit und weiß ſo gar ſcharf und genau ihre Schattenſeiten, ihre Fehler, Mängel und Gebrechen hervorzuheben; allein warum überſieht man denn ſcheelſüchtig, welche erſprießlichen Keime einer beſſeren Zukunft in ihr gepflegt und hervorgerufen werden? Denken wir nur, um uns auf Deutſchland zu beſchränken, an Stolberg, Schlegel, Müller, Hermes, Günther, Möhler, zu welcher Zeit, von den unglückſeligen Tagen des ſechszehnten Jahrhunderts angefangen, hat die katholiſche Wiſſenſchaft ſolche tüchtige Vertreter gefunden! Welche ernſte, gründliche, anerkennende Geiſt regt ſich nicht unter den deutſchen Proteſtanten und ſpricht uns befreundet aus den Schriften eines Leo, Ranke, Raumen, Stahl, Göſchl, Hahn und Mathias an! und endlich, welche tüchtige Werke zu Nutz und Frommen, Erbauung und Erweckung des großen Publikums erſcheinen nicht aller Orten auf unſerer lieben deutſchen Erde! Wir erinnern hier nur an die Werke eines Veith, Schmidt, Wendel, die theologiſchen Zeitſchriften von Wien, Bonn und Tübingen, die Vereine zur Verbreituug guter katholiſcher Bücher in Öſterreich und Baiern. — Unter dieſen Büchern zeichnen wir aber hier vor Allen drei der letzten Erſcheinungen aus, die wegen der innern Verwandtſchaft, der äußeren Ähnlichkeit der Darſtellung, recht gut in ein Bild zuſammengefaßt werden können. Es ſind getreue, aktenmäßige Schilderun-

gen chriſtlicher Mildthätigkeit, chriſtlicher Liebesglut, chriſtlichen Heldenmutes: die Barmherzigen Schweſtern von Nancy, die Viſionen der Nonne Anna Katharina Emmerich von den bittern Leiden unſeres Herrn Jeſu Chriſti und die Jungfrau von Orleans ſind die würdigen Gegenſtände dieſer herzergreifenden Sittengemälde. Das erſte der hier genannten Werke hat bereits im 1ten Jahrgange unſerer Zeitſchrift gebührende Würdigung gefunden, das zweite glauben wir nicht in dieſen Blättern nach allen ſeinen vielfache Beſprechung unterliegenden Beziehungen hinlänglich genau wiedergeben zu können; aber aus dem dritten ſei uns erlaubt, durch einige Blätter hindurch entſprechende Auszüge zu liefern, damit auf dieſe Weiſe eine Geſchichtserzählung, wie die deutſche Literatur an Wahrheit, Gründlichkeit, Liebe und Begeiſterung wenige aufzuweiſen hat, unſerem Leſerkreiſe ſo nahe als möglich gebracht werde.

I.

Zu den Zeiten, da das Schwerdt kaiſerlicher Gerechtigkeit, das Schwerdt Karls des Großen, in der Hand Siegmunds, aus dem Hauſe der Luxemburger, war, und auf dem heiligen Stuhle der Apoſtel Alexander V. ſaß, das iſt in den erſten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, lebten zu Domremy, einem kleinen Dorfe an den Gränzen von Champagne, Burgund und Lothringen, zwei arme Bauersleute, davon hieß der Mann Jakob von Ark, Iſabelle Romée, ſo hieß ſeine Frau. Das waren nach den einſtimmigen Ausſagen vieler Zeugen, unter deren Augen ſie wandelten, fromme, rechtſchaffene Landleute, unbeſcholtenen Rufes. Sie dienten, wie uns die Zeugen erzählen, Gott mit einfältigem Herzen, erzogen ihre Kinder in Arbeit und Gottesfurcht, waren ehrbar in ihren Reden, gerecht in ihren Handlungen, und lebten mit ihren Nachbaren in chriſtlicher Eintracht. Zwar war ihr Leben nicht gar zu leicht, denn nur mit ſaurem Schweiß gewannen ſie gerade zur Nothdurft mit Ackerbau und ein wenig Viehzucht ihr tägliches Brod, aber ſie aßen es zufriedenen Herzens, und theilten auch armen, hülfsbedürftigen Mitmenſchen gern davon mit, auf

daß auch ihnen einſt Barmherzigkeit am großen Schuldtage von Gott zu Theil würde.

Es iſt eine ſtille, freundliche und geſegnete Gegend, wo ſie wohnten. Ein einſames, anmuthiges Thal, reich an ſchönen, weiten Wieſengründen, an ſchwellenden Saatfeldern, an Obſtgärten und Weinbergen. Und mitten hindurch gleitet luſtig die junge Maas, an freundlichen Dörfern, an ſtillen Kapellen und alten Schlöſſern vorüber. Oben aber auf den Höhen der Berge, da ſtehen noch die Trümmer alter, dunkler, vielhundertjähriger Waldungen, und die hohen Bäume, die ſtillen Zeugen vergangener Geſchlechter und Tage, ſie ſehen mit ihren dürren Kronen, die ſchon ſo mancher Sturm geſchüttelt, gar ernſt und ehrwürdig hernieder, in das lachende fröhliche Thal mit ſeinen blumenreichen Wieſen, gerade wie das ernſte, in ſich gekehrte Greiſenalter auf die blühende Jugend blickt, die von den Stürmen des Winters und dem Ernſte des Todes nichts weiß.

Das kleine Domremy ſelbſt gehörte zur Pfarrei des nahen Dorfes Greux, liegt zwiſchen Neufchateau und Vaucouleurs, und war ein unmittelbares Hausgut der franzöſiſchen Krone. In damaliger Zeit faſt rings von fremden Herrſchaften umſchloſſen und an den äußerſten Gränzen Frankreichs gelegen, war die Treue und Anhänglichkeit der Bewohner jenes Landſtriches zu ihrem alten Königshauſe nur um ſo mehr in dem ſtäten Kampfe erſtarkt. In geiſtlichen Dingen gehörte Domremy nach Deutſchland, ſein Biſchof war der von Toul, ſein Erzbiſchof der von Trier. Und in jenen Zeiten, wo der deutſche Kaiſeradler noch mächtig ſeine Flügel über die überrheiniſchen Lande des alten Frankenreiches ausbreitete, ſtanden die großen Markſteine des Reiches, von Kaiſer Albrecht aufgerichtet, nur wenige Stunden von Domremy entfernt.

Das kleine Haus, in dem Jakob von Ark und Iſabelle Romée, ſeine Frau, vor mehr denn vierhundert Jahren gelebt, iſt noch heutiges Tages zu ſehen. Es iſt auch leicht von den andern zu erkennen, denn man gewahrt über ſeiner gewölbten Thüre ein altes ſteinernes Bild einer gewappneten Frau, mit herabwallendem Haare, in knieender Stellung. Das Bild ſelbſt iſt von der Zeit ſchon halb verſtümmelt; noch wohlgehalten aber ſtehen darunter in der Wölbung der Thüre drei Wappen. Das zur rechten ſtellt ein nacktes

Schwert dar, die Spiße nach oben gekehrt und eine Königskrone tragend; das zur Linken führt drei Pflugſchaaren; zwiſchen beiden Wappen in der Mitte aber erblickt man die drei Lilien, das alte Wappen Frankreichs, und über dieſen endlich einen Büſchel von Ähren und Weintrauben mit der Überſchrift: Es lebe die Arbeit! es lebe König Ludwig! und die Jahreszahl 1481.

Nun hätte der gute Jakob von Ark ſicherlich es ſich nicht träumen laſſen, daß nach ſo vielen hundert Jahren nicht leicht ein Fürſt oder armer Handwerksmann des Weges ziehen würde, der nicht eine Weile vor ſeinem ärmlichen Hauſe ſtille hielte und das knieende Frauenbild mit den drei Wappen über der Thüre betrachtete. Und doch iſt es alſo, obſchon bald ein halbes Jahrtauſend vorübergegangen und manches mächtige Haus und ſtolze Geſchlecht in Vergeſſenheit geſunken, daß man ſeine Stätte nicht mehr findet und ſeinen Namen nicht mehr kennt. Und es wird auch ſtets ſo bleiben, ſo lange noch Dankbarkeit im Herzen der Menſchen wohnt, und das um keiner andern Urſache willen, als weil die Hand Gottes über dieſem Hauſe war und hier Johanna von Ark, um die Zeit, als man zählte nach Chriſti Geburt vierzehnhundert und eilf Jahre, geboren ward.

Sie iſt jenes knieende Frauenbild in dem ritterlichen Waffenſchmucke, und ihrem Geſchlechte ward jenes Wappen mit dem gezückten Schwerdte und der Königskrone zu einem ewigen Gedächtniß deſſen verliehen, daß ſie es war, die von dem Pfluge ihres Vaters, wie jenes andere Wappen mit den drei Pflugſchaaren es bezeichnet, ihrem Könige in ſeiner Bedrängniß zu Hilfe geeilt und mit der Spiße ihres Schwerdtes die Lilienkrone Frankreichs wiedergewonnen.

2.

Johanna hatte noch drei Brüder und eine Schweſter, ſie zeichnet ſich aber von frühauf vor allen übrigen als ein ganz beſonderes gutes und frommes Kind aus. Noch gegenwärtig ſind uns über ihre Kindheit die Ausſagen von mehr denn dreißig Augenzeugen jeden Ranges erhalten, von Hohen und Niedern, von Rittern und Prieſtern, von königlichen Beamten und Landleuten, von Frauen und Männern. Sie alle ſtimmen einhellig darin überein, daß ihr Wan-

del von Kindheit an rein und unſträflich geweſen. Faſt ein Jeder dieſer Zeugen weiß eine beſondere Tugend an ihr zu preiſen, die er ſie ausüben geſehen. Sie war nach dieſen gerichtlichen Ausſagen eines ſehr ſanften und mitleidigen Herzens, einfältig und arglos, aber von hellem und klugem Verſtande, züchtig in Rede und Wandel, fleißig in der Arbeit, demüthig, ſtill und beſcheiden und frei von Zorn und Ungeduld, aber von kühnem unerſchrocknem Muthe in der Erfüllung ihrer Pflicht. Vor allem aber wiſſen ſie uns nicht genug ihre Frömmigkeit zu rühmen, denn eine brennende Liebe zu dem ewigen Schöpfer alles Guten und Schönen und eine gänzliche Ergebung in ſeinen Willen, das war das goldene Band, das alle ihre Tugenden umſchlang und die klare Quelle, der ſie entſtrömten.

In ihrer frühen Kindheit half ſie ihren Brüdern in der Feldarbeit und trieb die Thiere ihres Vaters und die Heerde des Dorfes abwechſelnd mit andern Kindern auf die Weide, ſpäter brauchte die Mutter ſie mehr in der Haushaltung, und ſie hatte im Spinnen und Nähen eine große Geſchicklichkeit.

Eine Erholung für ſie war der wöchentliche Bittgang nach einer kleinen Waldkapelle, die Einſiedlei unſerer lieben Frau von Vermont genannt. Es lag dieſer ſtille Ort auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe in der Nähe eines alten Eichenwaldes. Noch heute iſt die Stätte mit den Trümmern des Gotteshauſes bedeckt und ihre Ausſicht hinab in das lachende Thal recht dazu gemacht, das Gemüth zu dem zu erheben, der Feld und Wald ſo reich geſchmückt, daß ſie ſchöner ſind denn alle Pracht der Fürſten. Dieſer Ort ſtand auch in der ganzen Umgegend in beſonderer heiliger Ehrfurcht und er ſcheint, wie ſo viele unſerer berühmten gnadenreichen Wallfahrtsorte, einer von denen geweſen zu ſeyn, wo ſchon im graueſten Altertum die Väter ihren heidniſchen Gottesdienſt gefeiert, wo dann die erſten Lehrer und Märtyrer des Evangeliums am früheſten die Lampe vor dem Altare des wahren Gottes angezündet, von der dann die umliegenden Kirchen, eine um die andere, ihr Licht empfangen. Daher gingen noch allerlei geheimnißvolle Sagen darüber unter dem Volke.

Nicht weit nämlich von der Kapelle floß ein kräftiger Born, aus dem die Fieberkranken zu trinken pflegten. Von ihm erzählte die

Sage, dort hätten in den alten heidniſchen Zeiten die Feen gewohnt und noch jetzt ließen ſie ſich ſehen und könne man dort wunderkräftige Zauberwurzeln finden. Nicht fern davon ſtand ein herrlicher alter Buchenbaum, allem Volke ringsum unter dem Namen Schön Mai oder Feenbaum bekannt. Mit ſeinen dichtbelaubten breiten Äſten, die ſich bis hinab auf die Erde zu einem grünen Zelte ſenkten, war er die Freude und der Feſtplatz der ganzen Gegend. Jeden Frühling, an dem Sonntag, wo man in der Kirche beim Introitus: lätare Jeruſalem ſingt, zog der Herr des Schloßes von Domremy mit ſeinem Hauſe und der fröhlichen Jugend des Dorfes im feſtlichen Zuge zum Feenbaum. Die Kinder tanzten ſingend um den Baum herum, gingen zu dem Borne hin, pflückten Blumen und flochten Gewinde und Kränze und ſchmückten damit die grüne Buche.

Es war aber das Unglück ihres Königs und ihres Vaterlandes, das Johanna zumeiſt am Herzen lag, und wofür ſie keine Zauberſprüche ſondern heiße Gebete zum Himmel ſendete. Denn ſo fern auch Domremy von den großen Straßen und Städten des Reiches lag, ſo drang doch auch in ſein ſtilles Thal das wilde Kriegsgetümmel der damaligen ſchrecklichen Zeit. Ganz Frankreich war ja in zwei Partheien zerriſſen, in die des Hauſes Orleans, auch die armagnakiſche genannt, und in die des Hauſes Burgund. Lange wütheten beide furchtbar gegen einander, bis zuletzt die Burgundiſche, als Rache für die Ermordung ihres Hauptes, das blutende Reich und ſeinen unglücklichen, von furchtbarem Wahnſinn befallenen König, an England, den alten Erbfeind verrieth. In Domremy hielten alle, mit Ausname eines Einzigen, feſt an ihrem alten Königshauſe. Ein anderes Dorf aber ganz in der Nähe hielt es mit Burgund. Und ſo ſehr hatte dieſer ſchreckliche Bürgerkrieg die Gemüther wieder einander entflammt, daß ſchon die Kinder mit Muttermilch Haß und Feindſchaft gegen einander einſogen. Abends nach der Arbeit zogen die Kinder der beiden friedlichen Dörfer zum Krieg wieder einander aus. Johanna, einſt beſtimmt die kühnſten Ritter Frankreichs im Kampfe anzuführen, erinnerte ſich nicht, je an dieſen Kinderkriegen Antheil genommen zu haben.

So wandelte Johanna ihren ſtillen Weg unter den armen Leu-

ten des Thales und wer ſie ſah, der hatte ſie lieb. Und dieſes von allen Zeugen ſo hochgeprieſene Mägdlein, von dem der Pfarrer und die Leute des Dorfes ſagten, ſie ſei das beſte Kind der ganzen Gemeinde geweſen, von dem der Ritter Albert Herr von Urchiis gerichtlich bezeugte, er habe ſehnlichſt gewünſcht, der Himmel hätte ihm eine ſo gute Tochter verliehen, dieſes Mägdlein, das ſpäter durch unerhörte Thaten alle Völker des Abendlandes ſtaunen machte, es konnte weder leſen noch ſchreiben und ſeine armen Eltern hatten es nichts zu lehren vermocht als das Vater unſer und das Glaubensbekenntniß. Man konnte daran wohl erkennen, wie viel mehr ein Herz vermag, das ſich Gott ganz hingegeben und ſeiner Kraft voll iſt, denn alle Gelehrſamkeit und Weisheit.

Auch das, was wir in den Legenden ſo vieler Heiligen leſen, wie nämlich ihr innerer Friede und die Macht ihrer Liebe ſich auch über die unvernünftigen Geſchöpfe erſtreckt, wird uns gleichfalls in einem alten Tagebuch von der Jungfrau berichtet. Als ſie noch klein geweſen und Schafe gehütet, da ſeien, wie ihre Anhänger erzählten, die Vögel des Waldes und des Feldes, wenn ſie ihnen gerufen, zu ihr wie zu einer vertrauten Geſpielin geflogen, und hätten ihr das Brod aus dem Schooße gepickt. Es mag dieſes nun Wahrheit ſein oder eine ſchöne Sage, womit die Liebe des Volkes ſeine fromme Heldin geſchmückt, gewiß iſt, daß als ſpäter ihre ergrimmten Feinde alles aufboten, ihren reinen Ruf zu beflecken, und darum Einen in ihre Heimat ſandten dort Erkundigungen über ihren Lebenswandel einzuziehen, dieſer heimkehrte und ihnen berichtete, er habe nichts über die Jungfrau gehört als was er nicht gern an ſeiner eigenen Schweſter geſehen. Dieß hat Johann Moreau, ein Bürger von Rouen, bezeugt. Und dieſes Zeugniß ihrer Feinde von der allgemeinen Liebe und Verehrung der Menſchen für die Jungfrau, iſt ſchöner und höher, als daß die Vögel des Waldes ihr das Brod aus dem Schooße gepickt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

(Fortſchritte der Landwirthſchaft in Sibirien, namentlich in Irkutsk.) Die Pferde- und Rindviehzucht fängt

jetzt an, daſelbſt vervollkommnet zu werden — ſagt die »St. Petersburger Zeitung.« Die Bienenzucht, die ſich ſchon längſt an der irkutskiſchen Linie ausgebreitet hatte, wird in den Gouvernements Tomsk und Jeniſeisk immer allgemeiner. Eine Menge von Fruchtbäumen und Gartenpflanzen wird ungeachtet der bedeutenden Transportkoſten nach Irkutsk und Kiachta gebracht und bereits ſieht man dort Äpfelbäume im Freien Früchte tragen; auch die gefüllte Roſe und die Johannisbeere dauert den Winter über im Freien aus. In den Gemüſegärten gedeihen Zukererbſen und Bohnen, die man vor zwölf Jahren noch wie Blumen in Töpfen zog; in vielen Bauergärten findet man Melonen und Spargel; Meerrettig und alle Arten Kohl wachſen faſt überall. Der Getraidebau iſt blühend. Mehrere Bauern und Gutsbeſitzer beſäen gegen 230 Deſſentinen mit verſchiedenen Kornarten und der ehemals wenig fruchtreiche Kreis von Nertſchinsk wetteifert jetzt hinſichtlich ſeiner Getraide- und Kartoffelerndten mit dem von Werchne-Udinsk, der für die Kornkammer des Gouvernements gilt. Es ſind Pflug-Dreſch- und Säemaſchinen aus London verſchrieben und Waſſer- und Windmühlen erbauet worden. Am 22. Auguſt d. J. traf ſogar eine Heerde von 42 ſächſiſchen Merinoſchafen am Ufer des Kaukal ein, die durch die Kreiſe Werchne-Udinsk und Nertſchinsk nach der Feſtung Aktſchu gehen.

(Verbot des Spazierengehens.) Als einſt im peloponeſiſchen Kriege die ſpartaniſche Beſatzung von Dekelia bei Athen ſich des Nachmittags mit Spazierengehen beluſtigte, reſcribirten die Ephoren ſogleich: »μὴ περιπατεῖτι! geht nicht ſpazieren.« Warum hatten dieſe Herren jenes Verbot erlaſſen? Wird doch bei uns das Spazierengehen allgemein als ein probates Mittel angerathen, die Geſundheit zu erhalten und zu befeſtigen. Den alten Spartanern, bemerkt Älianus, der dieſes Geſchichtchen erzählt, ſei es ein viel zu üppiges Mittel geweſen; nicht durch Spazierengehen, ſondern durch die Gymnaſtik ſollte die Geſundheit erhalten und befeſtiget werden. So viel wir auf's Spazierengehen halten, ſo wenig wollten die Spartaner davon wiſſen. Hg.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 41. Wien, den 9. Juli 1831.

»Iſt das Studium des klaſſiſchen Altertums, auch noch in unſeren Tagen, unentbehrlich für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Erziehung?« vom Prof. Joſ. Gaisberger. (Schluß.) — Gnomen, nach dem Griechiſchen von M. Enk. — Das moderne Album und das Stammbuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert. — Luſt und Schmerz v. Lüdemann. — Grillen vom Prof. A. Brecht. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Charade von Ant. Polzer. — Logogriphus a M. S. — Auflöſung der Charaden im Bl. 39.

»Iſt das Studium des klaſſiſchen Altertums, auch noch in unſeren Tagen, unentbehrlich für die Zwecke der wiſſenſchaftlichen Erziehung?«

Von Joſ. Gaisberger,

reg. Chorherrn von St. Florian, und k. k. Profeſſor der allg. Weltgeſchichte und lat. Philologie am Lyceum zu Linz.

(Schluß.)

Nach dem, was über die Natur der Sprachen und die Beſchaffenheit klaſſiſcher Werke erwähnt wurde, dürfte es klar ſein, daß für die Zwecke der gelehrten Erziehung ſelbſt die beſten Überſetzungen nicht hinreichen können. — Abgeſehen davon, daß ſie die Aufmerkſamkeit weniger feſſeln und den jugendlichen Geiſt weniger in Thätigkeit und Spannung verſetzen: werden ſie ihm auch niemals ein volles, treues Bild desjenigen darbieten, was im Urterte in ſchöner Fülle und natürlicher Vollendung niedergelegt iſt. So wenig Raphaels Wunderſchöpfungen uns in der Kopie wiedergegeben werden können; eben ſo wenig können Überſetzungen die klaſſiſchen Werke in ihrer Lebendigkeit, Anmut und natürlichen Schönheit herſtellen. Jede Blume blüht nur in der ihr eigenen Zone zur vollen Schönheit empor, und ſo ſehr man ſich müht, um ihr die Heimat zu erſetzen und den mütterlichen Boden vergeſſen zu machen, es iſt un-

ſonſt; ſie ſiechet und kranket ſtets, und wird nie zu dem ihr eigenen Schmucke und Farbenglanze gelangen. So haftet auch an den klaſſiſchen Werken aller Nationen ein Etwas, das, wie an der Blume der Duft, Wirkung der Sonne, des Lichts, der Wärme und anderer günſtigen Umſtände iſt und ſchon faſt beim Betaſten verflüchtigt; eben ſo durch die Übertragung unwiederbringlich verloren geht. Wie könnte es auch anders kommen, da jede Sprache durch die tauſendfältig einwirkenden Urſachen ihren eigenen Genius gewonnen hat, der nur ihr eigen, ſich in die andern unmöglich übertragen läßt! Iſt aber das unmöglich, ſo muß nothwendig Manches von der im Originale herrſchenden Kraft, Stärke, Anmut und Wahrheit zu Grunde gehen. Rechnet man noch außerdem hinzu, daß es dem Überſetzer ſchwer, ja unmöglich werden dürfte, ſich gerade in die Verhältniße, Lage, Anſicht, Laune und Gemütsſtimmung des Originalverfaſſers zu verſetzen; ſo wird man begreiflich finden, wie nothwendig jeder Überſetzer ſcheitern muß. — Wieland, dem gewiß tiefe Kenntniß der Mutterſprache, wie der klaſſiſchen, rege Beweglichkeit und allſeitige Gewandtheit des Geiſtes nicht abgeſprochen werden kann, war von den hier drohenden Klippen und Gefahren ſo innig überzeugt, daß er das aufrichtige Bekenntniß ablegt: »So gewogen auch die Grazien dem Überſetzer der Horaziſchen Briefe ſein mögen, ſo würden doch dieſe Briefe, um des bloßen Unterſchiedes der Sprachen willen und der Zeiten, von jener Zierlichkeit und Urbanität, die dem Originale eigen ſind, immer ſehr viel verlieren müſſen.« Kein Gefühl, keine Kenntniß und kein Fleiß können die Schwierigkeiten überwinden, die einem Überſetzer auf dieſer Seite Trotz bieten. —

Allein mit der Entwicklung, Übung und Schärfung der geiſtigen Anlagen iſt der Kreis der gelehrten Erziehung noch keineswegs geſchloſſen, vielmehr muß noch etwas als Hauptſache hinzukommen, was ihr den eigentlichen Werth und Adel verleiht; ohne welches auch die höchſte Bildung ein leuchtendes Meteor ohne Wärme und Leben ſein würde; nämlich Reinigung und Läuterung des Gemütes, Erwärmung desſelben für das Gute, mit einem Worte, Liebe zu Gott und zur Tugend; denn fehlt dieſe dem jugendlichen Gemüte, dann iſt der Lebensbaum an der Wurzel krank, und ſo ſehr man auch

Digitized by Google

an ſeinem Wachstum und Gedeihen künſtelt, er wird keine guten Früchte tragen. —

Iſt nun das die Hauptſache, ſo ſtellt ſich auch klar hervor, daß für die Bildung eines ſolchen Sinnes nicht jeder Stoff, nicht jede Vorbereitungswiſſenſchaft gleich tauglich und anwendbar ſein könne, ſo wohlthätig ſie auch für andere Zwecke ſein mag. — Und auf welchem Gebiete dürfte man zuverläßiger zum Beſitze dieſer ſchönſten Frucht der gelehrten Erziehung gelangen, als auf dem der klaſſiſchen Studien? — Durch eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorſehung nähmlich finden ſich in den meiſten durch ſo viele Stürme bis zu uns geretteten Werken des Altertums ſolche Grundſätze aufgeſtellt und durchgeführt, die zu allen Zeiten die wahren und feſteſten Stützen des Gemein- und Privatwohles geweſen ſind; Grundſätze, in welchen die ſittliche Würde, der Adel der Seele, unabhängig von äußern Zufällen und Umſtänden, als das einzig wahre und glänzende Ziel angeprieſen wird. Dieſer erhebende, große Gedanke zieht ſich, wie der goldene Faden, durch faſt alle klaſſiſchen Werke hindurch. In Geſchichtſchreibern und Dichtern werden hochgefeiert und mit den ſchönſten Farben jene Männer verherrlicht, die bei allen Lockungen, bedroht von Gefahren und Qualen des Todes, Preis gegeben dem Hohne und Spotte verdorbener Mitbürger, dennoch die hehre Tugend liebten und übten und ihr beſſeres Selbſt retteten. Gerade aus dieſer reinen Quelle, aus dieſer warmen Liebe für das Rechte und Gute entſprangen jene erhabenen bürgerlichen Tugenden, die uns in Plutarchs Biographien ſo lebendig und hinreißend entgegentreten, jene feurige Liebe zum Vaterlande, jene freiwillige Selbſtaufopferung für das allgemeine Beſte, jene große Uneigennützigkeit bei verführeriſchen Lockungen, jene Seelengröße und Feſtigkeit des Charakters, die beim Drucke des ſchwer laſtenden Geſchickes noch einen durch das Bewußtſein des Guten erhellten und erheiterten Blick beibehalten hat; — lauter Tugenden, die zu allen Zeiten der Gegenſtand ſchwärmeriſcher Bewunderung waren. —

Strömen aber Geſchichtſchreiber, ſtrömen Dichter über von dem Lobe der Tugend, der Erhebung des ſittlichen Adels, und zugleich auch der Brandmarkung des Laſters, was ſoll ich erſt von den Philoſophen ſagen? — Übergehen wir jene Periode, wo Philoſophie

Digitized by Google

und Dichtkunſt ſich noch ſo freundlich in einander verſchlangen, und beginnen wir mit dem Vater der Schule Großgriechenlands, ſo erſcheint ſchon ihm der Sittenadel als das Höchſte; allein das ſittlich Gute iſt ihm »Einheit,« das Böſe, »Vielheit,« die Tugend, »Gottähnlichkeit.« — Beſtimmter ſpricht der die Philoſophie vom Himmel auf die Erde verpflanzende Sokrates: »Tugend und wahres Wohl, Vollkommenheit und Glückſeligkeit ſind unzertrennlich verbunden.« — »Des Menſchen höchſtes Gut iſt Tugend, nichts iſt ſchön, als Tugend, nichts häßlich, als das Laſter,« ſagt Antiſthenes, ſagt Plato, ſagen die Stoiker, ſagen einſtimmig alle in ihren Grundſätzen gebildeten Römer, und dringen ſo einmütig auf das Wahre, ermahnen ſo kräftig zur ſittlichen Güte, und ſtellen ſo fortwährend die Tugend als die einzige Grundlage des ganzen Menſchenwerthes hin, daß, wenn anders nicht alles Gefühl für ſittliche Würde erſtickt, nicht jeder Funke einer edlern Geſinnung erloſchen iſt, durch das Studium ſolcher Werke die Liebe zur Tugend in der jugendlichen Bruſt nothwendig angefacht, und gleich dem heiligen Feuer auf den Altären der Veſta ſtets wach erhalten, genährt und geſteigert werden muß. »Wer nach geordneter Leſung der Alten, ſagt Herder, ſchlimmer iſt, als er war, der ſei ſchlimmer; an ihm iſt Nichts verloren.« —

Allein nicht genug, daß in der Sittenlehre der Alten die edelſten Perlen der Weisheit, Frömmigkeit und der reinſten Menſchlichkeit niedergelegt ſind, treffen wir bei ihnen auch auf Vorſtellungen von der Natur des höchſten Weſens, ſeiner Allwiſſenheit, Heiligkeit, und wie man es nur durch Tugend und Reinheit des Herzens ehren könne; wir treffen auf religiöſe Anſichten ſo voll Wärme des Herzens, ſo voll Innigkeit des Gefühls, ſo voll Hingebung und Entäußerung der Sinnlichkeit, daß ſie der ſchönſten Gabe aus Gotteshand, des Chriſtentums, nicht unwürdig ſein mögen. — Und wo wäre nun derjenige Menſch, der im Umgange mit ſolchen Männern, genährt durch ihre Weisheit, geſtärkt durch ihre Tugenden, gehoben durch ihre Größe, gerührt und hingeriſſen durch ihren frommen gottergebenen Sinn, nicht ein beſſerer und edlerer Menſch werden ſollte? Wo wäre derjenige, der aus ſolchen Quellen nicht Troſt in Drangſalen, nicht Mut in Gefahren, nicht Stärke im Kampfe, nicht Feſtigkeit im Sturme geſchöpft hätte und ſchöpfen möchte! — —

Man beſorge aber nicht, das Studium der klaſſiſchen Literatur

möchte das Staatswohl gefährden, in den Köpfen der Jünglinge Ideen erzeugen, welche mit der Ruhe, dem Frieden und der rechtlich beſtehenden Herrſchaft unverträglich und unvereinbar ſind. — Fruchtloſe Beſorgniß! Nicht in den Alten ruht dieſes Gift; nicht ſie führten es durch die Adern der Völker; im Gegentheile bringen gerade ſie allenthalben auf ſtrenge Unterordnung unter das Geſetz, Folgſamkeit gegen die Obrigkeit, Hochachtung gegen die Fürſten, Aufopferung des eigenen Lebens für das Wohl des heimiſchen Landes. Darum werden die Geſetze ſo häufig den Göttern zugeſchrieben; Könige im Umgange mit den Göttern geſchildert, nach ihrem Tode in den Himmel und unter die Geſtirne erhoben, um dadurch Geſetz und Recht, Verfaſſung und königliche Würde, kurz alle Elemente, ſo das bürgerliche Leben bilden, mit allem Schimmer der Achtung, Ehrfurcht und Heiligkeit zu umgeben. — Dagegen herrſcht in den klaſſiſchen Werken über Vergehungen und Verbrechen am Wohle des Staates nur eine Stimme der Mißbilligung; daher werden Volksaufwiegler, wie Therſites, der den König zu verhöhnen ſucht; Feige, welche das bedrängte Vaterland treulos im Stiche ließen; Verräther, die, durch Geld gewonnen, dem Feinde die Hände boten; Tyrannen, welche durch Ränke aus dem Volke auftauchend, den uſurpirten Thron mit Bürgerblut beflecken, dem bitterſten Haße, unſühnbarem Fluche und den ewig geißelnden Erinnyen anheimgegeben, daß in jeder noch einigermaßen empfänglichen Seele der tiefſte Abſcheu gegen ſolche Vergehen entſpringen und zeitlebens herrſchend bleiben muß. —

Ohne daher das klaſſiſche Studium auch noch als die wahre Grundlage aller höhern Wiſſenſchaften geſchildert, ohne dasſelbe als die nothwendige Bedingung einer in Geſchichte, Dichtkunſt und Philoſophie nur etwas tiefer gehenden Kenntniß dargeſtellt zu haben, dürfte doch aus dem Geſagten das wahre Verhältniß desſelben zur wiſſenſchaftlichen Erziehung, ſo wie ſeine Unentbehrlichkeit erhellen; weil dieſes Studium, wie kein anderes, ſo geartet iſt, daß es ſchon in ſeiner Vorhalle, den beiden Sprachen, die geiſtigen Anlagen gleichmäßig und mit feindurchdringender Kraft wecket, in ſchöner Harmonie übet und ſtärket; weil es durch die herrlichen Werke ſeiner Dichter, Geſchichtſchreiber, Redner und Philoſophen Urtheil, Witz, Scharfſinn und Geſchmack naturgemäß bildet, und den ſittlichen und

religiöſen Gefühlen wahre Wärme, innige Tiefe und die höchſte Veredlung gewährt; und daß es alſo unſere heiligſte, unerläßlichſte Pflicht ſei, dieſen Schatz der Jugend unſeres Vaterlandes zu öffnen, aus dieſem Borne ihr den Trank der Labung und Stärkung zu reichen, durch den Anblick der hehren Tugenden das Herz zu entflammen, und für alles, was gut, was wahr, was ſchön und ewig dauernd iſt, zu begeiſtern, damit einſt der angeſtammte Fürſt, deſſen Leben Gott lange gütig erhalten möge, und das theure Vaterland mit Stolz auf ſeine Söhne blicken und ſeine moraliſche, religiöſe und politiſche Leitung vertrauungsvoll in ihre Hände legen könne. —

Gnomen.

Nach dem Griechiſchen.

Sehr ähnlich iſt dem Weine unſer Leben,
Denn ſauer wird es, geht es auf die Neige.

Beglückteres, als einen Armen, gibt
Es nichts; es kann mit ihm nicht ſchlimmer werden.

Mit Maß geziemt's, um hingeſchiedne Freunde
Zu trauern; denn ſie ſtarben uns ja nicht;
Sie gingen nur den Weg voraus, den einſt
Wir Alle gehen müſſen. Bald nach ihnen
Gelangen wir an ihren Abſteigort,
Und bleiben ſtets mit ihnen dann zuſammen.

Die Wahrheit ſtets zu ſprechen, iſt das Beſte
In allen Dingen. Dieß, behaupt' ich, ſchafft
Im Leben uns die meiſte Sicherheit.

Wenn auf vier Tage wir zu Schiffe gehn,
Beſorgen wir, was jeder Tag bedarf;
So ſollten wir auch für das Alter uns
Die Zehrung ſparen; doch wir ſparen nichts.

M. Enk.

Das moderne Album und das Stammbuch aus dem ſechzehnten Jahrhunderte.

»Wollten Sie nicht auch ſo gefällig ſein, mir etwas in mein Stammbuch einzuſchreiben!« ſo ſprach die liebenswürdige Frau vom Hauſe, indem ſie aus dem goldflimmernden Pappkäſtchen, welches das Denkbuch vorſtellte, ein Blatt herausnahm und mir darreichte. Ich empfing das Blättchen mit der Verſicherung meines freundſchaftlichen Eifers, ſprach von der unverdienten Ehre, unter ſo glänzenden Namen zu prangen; kurz ich blieb im Aufwande zierlicher Redensarten hinter den Anderen nicht zurück, an die zur ſelben Zeit das Freundſchaftsaufgebot ergangen war. Unter der zahlreich verſammelten Abendgeſellſchaft der Frau H... befanden ſich drei oder vier Herren, die, gleich mir, heute zum erſtenmal der Gnädigen aufgeführt wurden und Gedenkblätter erhielten; kein Wunder alſo, daß jeder derſelben, von dieſem Beweiſe einer ſo ſchnell gereiften Freundſchaft ergriffen, hoch und theuer verſicherte, zum nächſten Abendzirkel ſeine Gefühle ſchriftlich einzubringen, und ſelbe zwiſchen die vergoldeten Kantenleiſten der Freundſchaft niederzulegen.

Bald darauf erhob ſich die Geſellſchaft, um ſich in den anſtoßenden Salon zu begeben, wo ihrer ein muſikaliſcher Hochgenuß wartete. Ich habe, aufrichtig geſtanden, eine Unart, die mich ſchon in manche arge Verlegenheit geſetzt hat; dieſe beſteht darin, daß jeder falſche Ton meine Geſichtsmuskeln auf eine gar empfindliche Weiſe anregt, und dieſelben, beſonders in der Gegend der Mundwinkel, in abſonderliche Furchen und Falten zu legen pflegt. Da ich nun aus den Geſprächen der Frau vom Hauſe abgemerkt, daß ihre zwei Töchter ſängen und clavirten, der junge Herr aber die Viola ſtreiche, ſo beſchloß ich, meine Nervenſchwäche weislich berückſichtigend, zurückzubleiben; nahm daher, als das Zimmer leer geworden, das Stammbuch zur Hand und begann darin zu blättern. — Welch ein buntes Chaos ſtellte ſich meinen Blicken dar! Sonette, Stanzen, Madrigale, Charaden, gepinſelte Landſchaften mit Obelisken, Pyramiden und ſonſtigen Deviſenſchilden, Freundſchaftsmauſoleen und Ruinen, bedeckt mit gereimten und ungereimten, leſerlichen und unleſerlichen Sentenzen und Kraftſtellen in unzähligen Sprachen,

worunter ein Sanſkritſpruch und ein chineſiſcher Stoßſeufzer. Ferner waren da zu ſchauen gepreßte Vergißmeinnicht-Kränzlein, fahle Roſenblätter und gedörrte Mannstreu-Guirlanden, wie auch Notenzeilen, enthaltend alte und neue Märſche, Walzer und Galoppen, ich nahm ſogar eine algebraiſche Gleichung von fünf Unbekannten und endlich einige Tanzfiguren wahr, welche die Hand eines Cotillon-Matadors kunſtvoll hineingezeichnet.

Während im benachbarten Saale die zwanzig Finger der beiden Fräulein an Robert des Teufels Trinkliede arbeiteten, und ich die spolia opima, welche die moderne Freundſchaft aus dem Gebiete aller Künſte (die Bildhauer- und Baukunſt ausgenommen) in dieſen Contributions-Quartband zuſammengeſchleppt, anſtaunte, berührte Jemand meine Schulter, und als ich mich umwandte, erblickte ich neben mir den allbekannten Alterthümler, Doktor F... ſtehen. Wenn der verehrte Leſer einen alten dünnleibigen Herrn in rothbrauner Perücke, mit einem ſchmalen, ledergelben Geſichte, aus dem ein Paar graue, äußerſt lebhafte Augen hervorglänzen, die er mit einem Stecher zu bewaffnen pflegt, deſſen Roſaband durch das dritte Knopfloch der blendendweißen Weſte geſchlungen iſt, wenn er, ſage ich, ſo einen Herrn vor einem Antiquarladen in tiefſinniges Anſchauen verſunken erblickt — ſo hat er den Doktor F — wie er leibt und lebt geſehen.

»Uf!« rief jetzt der Alterthümler, ſich die Schweißtropfen von der Stirn trocknend. Das iſt eine Anſtrengung, das echauffirt!«

Haben Sie, Herr Doktor, etwa auch bei der muſikaliſchen Produktion mitgewirkt?

»Ach Gott bewahre! ich habe bloß angehört; aber ſo ein Privatkonzert nimmt meine Geduld, meine moraliſchen und phyſiſchen Kräfte entſetzlich in Anſpruch! — Hier iſt es etwas erträglicher,« fügte er hinzu, während die Rouladen einer Roſiniſchen Arie dumpf herüberrauſchten.

Der alte Herr begann nun gleichfalls in dem Stammbuche zu blättern, faltete aber, je weiter er darin las, ſeine Stirn immer düſterer und zog die Augenbrauen immer dichter zuſammen, bis endlich ſein Unwille polternd hervorbrach: — »Welch ein Unſinn;

hören ſie doch!« und er recitirte von einem der Denkblätter folgendes herunter:

Freundſchaft! Wonneangedenken,
Ewig knüpft uns deine Hand!
Mag der Pfad zum Pol mich lenken,
Oder ſich zum Orkus ſenken:
Ewig, ewig wird mich tränken
Deiner heil'gen Flamme Brand!

»Der poetiſche Feuertrinker,« commentirte der Doktor, »welcher dieſes Wonneangedenken ſchuf, führt ſeit ſechs Jahren mit der Stammbuchbeſitzerin einen bitterlichen Erbſchaftsprozeß, vermuthlich, um im Glutofen der Themis ſeine Freundſchaft von irdiſchen Schlacken zu reinigen.« Darauf griff er nach einem zweiten Blatte und las:

Und ſollt' des Weltalls Achſe ſchwanken
In wilder Elemente Streit,
Sei auch mit diamant'nen Planken
Verdämmt der Strom der Zeit —
Die Freundſchaft wird ſich kräftig ranken
An dich, o Ewigkeit;
Durchbricht, von deinem Strahl geweiht,
Der Zeiten und des Raumes Schranken!

»Reimbombaſt!« rief mit dem Fuße ſtampfend der alte Herr. »Geſchrieben von einer nervenſchwachen Dame!« fügte er hinzu, das Blättchen auf den Tiſch werfend.

O cara memoria, drang es in fadendünnen Kehlkopftönen zu uns herüber. »Ich ſehe, ſie theilen meinen Unwillen über die Erbärmlichkeit, zu der man heut zu Tage die Dichtkunſt herabwürdigt,« ſprach der alte Herr — da er den ominöſen Zug um meine Mundwinkel bemerkte — »Vernehmen ſie weiter:«

Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht!

»Sehr neu! ha ha ha! welche Zumuthung! eine Dame, in Pariſerſchuhen von Spinneweben, ſoll auf Roſen herumtreten!«

Nro. 4. Mon premier — — —

»Ein franzöſiſches Räthſel, gehüllt in zwei myſteriöſe Schleier,

erſtens in den des Räthſels an und für ſich, und zweitens in das Hieroglyphengekleckſe der Handſchrift; verrathet viel nonchalance — muß was Vornehmes ſein! —

Nro. 5. S. N. D.

nie

unſere Freundſchaft —

»Eine ſtereotype Stammbuchfadaiſe, die hier über einer Altarflamme, worin ein purpurrothes Herz bratet, ſich wärmt; der Verfaſſer iſt ein verabſchiedeter Bräutigam des Fräuleins, das eben jetzt das Di tanti palpiti varirt!«

»Ich merke, wie auch Ihre Indignation ſich ſteigert,« ſprach der Antiquar; »doch leſen Sie, mein Herr, dieſe Zeilen da;« ich las: Nro. 6.

Wer dich mehr liebt als ich,
Der ſchreib' ſich unter mich!

»Die Verfaſſerin hat aus wohlgegründeter Scheu einer Concurrenz ſo tief am Rande des Blattes ſich unterſchrieben, daß der geübteſte Mikrograph Mühe hätte, einen Buchſtaben darunter zu prakticiren.«

Nro. 7. Vaus chérir, c'est aimer ensemble
L'esprit, la grâce et la beauté.

»Eine Stelle aus Delille! was aber der hier unterfertigte Kopiſt, ein berüchtigter äſthetiſcher Alligator, eine poetiſche Boa conſtrictor, keineswegs eingeſteht.«

In dieſem Augenblicke begannen im Conzertſaale zwei Violinen zu raſen, begleitet vom gewaltigen Fortiſſimo und türkiſchem Paukenſchlag des Pianoforte. Ich horchte ſchaudernd — es war die Overtüre zum Don Juan! Um den betäubenden Schall zu gewältigen, las mit angeſtrengter Stimme der alte Antiquar Nro. 8.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium —

Trauriges Geſchick großer Geiſter! rief ich da aus. Dort mißhandeln Dilettantenfäuſte Mozart's ewige Tondichtung, und hier

hat ein faſelnder Geck Schillers Lied unter die ſinnloſen Zwittergeburten der Mode eingeſargt!

»Sie ſind mein Mann!« rief nach dieſer elegiſchen Apoſtrophe der Antiquar, mir kräftig die Hand drückend. »Ihnen will ich entdecken, was vornehmlich meine Galle gegen dieſe Stammbuchhudlerei heute aufregt. Ich kam hieher, um der Geſellſchaft ein äußerſt merkwürdiges Stammbuch aus dem ſechzehnten Jahrhunderte vorzuweiſen. Was glauben Sie wohl, welche Antwort mir ward, als ich der Frau vom Hauſe meine Abſicht voll freudigen Eifers entdeckte? Ach mein lieber Doktor, ſprach die Dame, laſſen Sie das doch bleiben — es iſt ja nichts Modernes, nichts Faſhionables, ſo eine Antiquität lockt nur die lange Weile herbei! — O! daß dich!« rief der Alterthümler, und ſein Geſicht wurde braunroth, »ein Stammbuch aus dem ſechzehnten Jahrhunderte und lange Weile!« — Nach einer Pauſe, während der ſich der alte Herr von ſeiner Aufwallung erholte, ſprach er mit freundlichem Tone: »Mein Herr, ſie ſind werth, dieſe koſtbare Reliquie der Vergangenheit zu betrachten« — hiemit zog er mit verklärter Miene ein Buch aus ſeiner weiten Rocktaſche hervor, und legte es feierlich auf den Tiſch nieder, während er das moderne Album verächtlich zur Seite ſchob.

(Schluß folgt.)

Luſt und Schmerz.

Menſch! was nützt dein unermüdlich Ringen?
Die nach Außen angewandte Kraft?
Kannſt du nicht dein inn'res Selbſt bezwingen,
Schwankt dein Ich in weiheloſer Haft.

Scheinen unzerſtörbar jene Ketten,
Die dich feſſeln an die Außenwelt;
Wird dich aus des Zagens Kreiſe retten
Eine Bruſt, durch Biederſinn geſtählt.

Wer ſelbſt ſchwere Bande einſt getragen,
Und dann frei von ihrem Drucke wird,
Deſſen Pulſe werden freudig ſchlagen,
Denn dem Labyrinth iſt er entführt.

Nur wer Schmerz gefühlt, kann Luſt empfinden,
Freuden gibt es ohne Leiden nicht;
Darum Troſt, die Erdenleiden ſchwinden,
Himmel ſtrahlen, wenn dein Auge bricht!

v. Lüdemann.

Grillen,

vom Prof. And. Brecht in Medias.

Hund und Recenſent unterſcheiden ſich blos dadurch von einander, daß dieſer mit einem harten, jener mit einem weichen Conſonanten ſchließt.

Herumreiſende Schauſpieler verfolgen und beluſtigen meiſtens nur kleine Städte, ſo wie die Mäuſe, nach Erfahrungen, gewöhnlich nur in die ſchwächern Bienenſtöcke ſich hineinwagen.

Gewiſſe Schriftſteller haben auch in die Lotterie der Gelehrſamkeit geſetzt, aber ſämmtlich nur Nachtreffer gemacht.

Die Kappe einer affectirten Gelehrſamkeit ſteht einer Frau etwa ſo, wie die Putzhaube einem Manne.

Keine Freundſchaft iſt inniger und aufrichtiger, als die, welche ältere Frauenzimmer mit jüngern ſchließen. Jene glauben bei jeder Umarmung ihr verblühtes Jugend-Selbſt zu umſchließen. Man könnte ſagen: die Roſen wollen bei dieſer Gelegenheit zu Knospen werden.

Die Zahl von Romanen, welche in Deutſchland erſcheinen, läßt auf die Zahl der Müßiggänger ſchließen, welche blos leſen, um dem lieben Gott die Zeit nicht auf eine noch ſchlechtere Art zu ſtehlen.

Statt ſich auszubilden, bilden die meiſten Menſchen ſich ein.

Das Talent iſt eine verlaſſene Pupille, deren Vermögen gewöhnlich durch vernachläſſigtes oder gewiſſenloſes Tutorat verloren geht.

Das Pantoffelregiment führen die Weiber bloß, weil Pantoffeln keine Küraſſierſtiefel ſind.

In den jetzigen Zeiten würde Herkules lieber ſeine bekannten zwölf Arbeiten verrichten, als den Putztiſch einer Dame nach der Mode beſorgen.

Den barbariſchen Vertilger der alexandriniſchen Bibliothek könnte man, wenn die Laſtwagen und das Zugvieh dazu hinreichten, eine neue deutſche Bibliothek zuſammen karren laſſen, durch deren Anzünden er ſich für den erſten Frevel vollkommen wieder mit den beleidigten Muſen ausſöhnen könnte.

Es gibt Menſchen, denen es ſo ſehr an Milde und Anmuth, und an allem was man liebenswürdig nennt, gebricht, daß ich mich oft zu glauben verſucht fühlte, ſie hätten keine Mutter gehabt, ſondern wären ſtatt vom Weibe vom Manne geboren.

Diejenige Bücher ſind am ſchwerſten zu leſen, welche am leichteſten zu ſchreiben ſind.

Es iſt kaum möglich, daß der liebe Gott bei irgend einer Gelegenheit mehr vergeſſen und mehr beleidigt wird, als bei dem endloſen Streit über ſein Daſeyn.

Dem Himmel ſei Dank, daß ich dieſem neumodiſchen Gecken, der ſich vor Jedem in den Staub beugt, den Staub von den Füßen leckt und mit Gnaden und Gnädigen um ſich wirft, wie Kinder mit Sande, weder meinen Rücken noch meine Zunge leihen muß.

Die Rechte wären wahrhaftig zu reſpectiren, wenn ſie nur mehr Gerechtigkeit übten.

Eine Frau, welche Gelehrſamkeit erkünſtelt, iſt die mulier formosa superne, turpiter atrum (quae) desinit in piscem.

Es braucht einer nur mehr Verdienſt als Vermögen zu beſitzen, ſo iſt die Zahl ſeiner Feinde vollſtändig.

Ambos, Hammer und Schlacken ſind das Bild der ganzen Menſchheit — der eine Theil handelt, der andere duldet, der dritte wird verachtet.

Die Pfuſcherei iſt in den bildenden Künſten erträglicher als in der Muſik; weil das Ohr der Beleidigung nicht ſo leicht ausweichen kann als das Auge.

Einen guten Ruf erlangt nur ſtete Zurückgezogenheit, Feſtigkeit und Dauer. Zeige dich oft in der großen Welt und Pfeile in Menge werden auf dich abgedrückt.

Der Menſch klagt immer über ſchlechte Zeiten, denkt aber nicht daran ſelbſt beſſer zu werden.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

2. Juli 1617 gründet Wolfgang Rumpf, Freiherr in Weitra, Stipendien für 12 Studierende aus Öſterreich. Sie haben die Verbindlichkeit, dem Erzhauſe Öſterreich und der weitraiſchen Herrſchaft zu dienen; gehen ſie in fremde Dienſte, ſollen ſie das genoſſene Stipendium zurückzahlen.

3. Juli 1780 ſtirbt zu Wien Franz Ferdinand Edler von Schrötter, k. k. wirklicher Hofrath und einer der größten Publiciſten und Hiſtoriker Öſterreichs. Er wurde am 13. Jänner 1736 in Wien geboren, machte bei den Jeſuiten die gehörigen Vorſtudien und ging hierauf zur Rechtswiſſenſchaft über. Mit dem Jahre 1757 begann er ſeine literariſchen Arbeiten, die ihm einen unſterblichen Namen und im hohen Grade den Beifall ſeiner Monarchin verſchafften. Die vaterländiſche Geſchichte erlitt durch ſeinen frühen Tod einen Verluſt, der nicht ſo bald erſetzt werden dürfte!

4. Juli 1790 wird das von Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1783 gegründete Generalſeminarium zu Wien wieder aufgehoben,

und die Sorge für die Bildung der Diöceſangeiſtlichkeit den Biſchöfen übertragen.

5. Juli 1807 wird in der k. k. Porzellan-Manufaktur zu Wien die feierliche Vertheilung der zur Aufmunterung ihrer Zöglinge beſtimmten Preiſe vorgenommen. Unter den öffentlich ausgeſtellten Kunſterzeugniſſen machten ſich vorzugsweiſe acht gemalte große Tableaux, und ein ganz neu modellirter, in nachgeahmter Bronze ausgeführter Tafelaufſatz von Graſſi bemerkbar. Die Vertheilung mehrerer goldenen Medaillen an die Künſtler beurkundete nicht minder das allerhöchſte Wohlgefallen, als ſie auch ganz geeignet war, den Kunſteifer zu ſteigern.

6. Juli 1771 geb. zu Halbang bei Salzburg Auguſtin Winkelhofer, ein um die Geſchichte und Topographie ſeines Vaterlandes verdienter Schriftſteller. Er ſtudierte Theologie, wurde zum Prieſter geweiht, und ward in der Folge Pfarrer zu St. Michael in Lungau. Seine hiſtoriſchen Arbeiten zeichnen ſich durch Gründlichkeit und Klarheit aus.

7. Juli 1768 ſtirbt zu Wien Erasmus Fröhlich (geb. zu Grätz 2. Oktober 1700) als Lehrer am Thereſianum und Vorſteher des dortigen Münzkabinets und der einverleibten garelliſchen Bibliothek. Tief erfahren in der reinen und angewandten Mathematik, und mit Recht hoch geſchätzt als Schriftſteller über die ältere Münzkunde, beſonders Syriens und Ägyptens, hat er ſich durch ſeine Diplomataria sacra ducatus Styriae, durch die Genealogie der Grafen von Cilly u. ſ. w. ein unvergeßliches Andenken geſtiftet.

8. Juli 1760 ſtirbt Nikolaus Gerbel, von Pforzheim gebürtig, Profeſſor der Rechte an der Univerſität zu Wien, und Herausgeber des Cuſpinianiſchen Werkes de Caesaribus. In der Vorrede dazu erzählt er, daß er im Eingange des ſechzehnten Jahrhunderts in Wien ſtudiert; denn »damals« fährt er fort »gab es keine berühmtere Schule in Deutſchland; nirgends waren ſo viele Lehrkanzeln, nirgends lebte eine ſo unglaubliche Anzahl wahrhaft gelehrter Männer!«

Charade.

Erſte Silbe.

Blickt mein Auge in der Sehnſucht Wehen,
Lind'rung ſuchend, in das Sternenlicht,
Möcht' es ſich ein Friedensland erſehen,
Wo der Morgen durch die Nebel bricht:
Dann erhebt wie graue Schattenſtreifen
Sich der Erſten tiefumwölkter Sinn.
Ach hinter ihr iſt unſrer Sehnſucht Ziel,
Wo unſrer Saaten ſchwere Halme reifen!

Zweite Silbe.

Munter hüpft der Vogel in den Auen,
Denn der Zweiten Grün iſt ſeine Welt,
Bis des Jägers Blicke ihn erſchauen,
Bis des Zweiten Donner tödtend fällt.

Das Ganze.

Und das Ganze ſteigt aus ſeinem Bane
Leicht zum niedlich runden Thürmchen auf;
Nur zwei Fenſterchen trägt es zur Schaue.
Legt das Auge ſich an ſeinen Knauf.
Taucht es in den lichten Grund hinunter,
Wird das Sandkorn zur belebten Flur;
Und die Erſte ſelbſt wird reg' und munter,
Magiſch ſchweift der Blick auf ihrer Spur.

Anton Polzer.

Logogriphus.

Vertice detracto, nunc quaevis profero verba,
Indice nunc sensus prodo rubore tuos.
Redde caput, saevus me dilaniasque vorasque:
Haec ego pro meritis praemia tollo meis? M. C.

Auflöſung der Charaden im Blatte 39.

Willkommen — Nonne.

Glückliche Löſer: Angelika v. Henikſtein, Amalia Willner, Auguſte Weikersheim, Nina und Eugenie Zurhelle, Karoline Kolinsky, Karl Ritter v Suttner, Bernh. Jritzer.

Redacteur: C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 41.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Miscellen. (Das Anagramm. Der gelbe Domino.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

8.

Als Johanna ſo auf den Wegen der göttlichen Liebe wandelte, kam die Zeit heran, wo die Hand Gottes wunderbarer Weiſe in ihr verborgenes Leben eingriff, um ſie dem hohen Ziele zuzuführen, das ihr auf Erden beſtimmt war. Weil nun aber keinem anderen Menſchen die Gnade zu Theil ward, die heiligen Boten zu ſchauen, durch die er ihr ſeinen Willen kund that, darum wollen wir ſie hier ſelbſt ſprechen laſſen und das zuſammenſtellen, was ſie ſpäter darüber vor ihren Richtern ausgeſagt hat.

»Alles was ich Gutes für Frankreich gethan habe, das habe ich durch die Gnade und auf den Befehl Gottes, des Königs des Himmels, gethan, wie er durch ſeine Engel und Heiligen es mir offenbart hat, und Alles w s ich weiß, weiß ich einzig und allein durch die Offenbarungen und auf den Befehl Gottes. Auf ſein Geheiß bin ich zu König Karl VII., dem Sohne König Karls VI. gegangen.«

»Wie die Heiligen aber zum erſtenmal zu mir gekommen ſind, das geſchah alſo: Es ſind nun ſieben Jahre, es war an einem Sommertage um die Mittags Stunde, ich mochte ohngefähr dreizehn Jahre alt ſein und befand mich in dem Garten meines Vaters, da hörte ich zum erſtenmal mir zur Rechten nach der Kirche hin eine Stimme und es ſtand eine Geſtalt in hellem Glanze vor meinen Augen. Sie hatte das Ausſehen eines recht guten und tugendhaften

Menſchen, ſie trug Flügel, war von allen Seiten von vielen Lichtern umgeben und von den Engeln des Himmels begleitet. Denn die Engel kommen oft zu den Chriſten, ohne daß dieſe es gewahren, ich ſelbſt habe ſie oftmal unter ihnen geſehen. Es war das der Engel Michael. Es ſchien mir eine ſehr ehrwürdige Stimme, aber ich war damals noch ein junges Kind und hatte große Furcht vor der Geſtalt und zweifelte ſehr, ob es der Engel ſei. Erſt als ich ſie dreimal vernommen, erkannte ich, daß es ſeine Stimme ſei; er lehrte und zeigte mir ſo Vieles, ſo daß ich feſt glaubte er ſei es.«

»Der Engel ſagte mir: vor Allem ſollte ich ein gutes Kind ſein, mich gut aufführen und fleißig in die Kirche gehen. Gott würde mir auch beiſtehen. Erzählte mir von dem großen Erbarmen, das Gott mit Frankreich habe, und wie ich meinem Könige müßte zu Hilfe eilen. Er ſagte mir auch: die heilige Katharina und Magaretha würden zu mir kommen und ich ſollte thun, was ſie mir befehlen würden, ſie ſeien auf Gottes Geheiß geſandt, mich zu führen und mir mit ihrem Rath, in dem beizuſtehen, was ich zu thun hätte.«

»Die heilige Katharina und Margaretha ſind mir, wie der Engel vorgeſagt, darauf erſchienen, ſie geboten mir mich aufzumachen und zu Robert von Baudricourt, des Königs Hauptmann von Vaucouleurs zu gehen, er würde mich zwar mehrmals abweiſen, zuletzt aber doch einwilligen und mir Leute geben, die mich in das Innere Frankreichs zum Könige führen würden und dort würde ich die Belagerung von Orleans aufheben. Ich erwiederte ihnen, wie ich nur ein armes Kind ſei, das kein Roß zu reiten und keinen Krieg zu führen verſtünde. Sie ſagten mir; ich ſollte mein Banner kühn führen, Gott würde mir helfen, mein König würde ſein ganzes Reich wieder gewinnen, ſeine Feinde möchten nun wollen oder nicht. Gehe getroſt, ſprachen ſie, und wenn du zu deinem Könige kommen wirſt, dann wird ein ſchönes Zeichen geſchehen, auf daß er dir glaube und dich willkommen heiße. Sie haben mich ſieben Jahre hindurch geführt und mir in allen meinen Nöthen und Arbeiten Beiſtand geleiſtet, es vergehet gegenwärtig kein Tag, daß ſie nicht zu mir kommen. Gebeten habe ich ſie um nichts, als für meine Kriegsfahrt und daß Gott den Franzoſen beiſtehen wolle und ihre Städte beſchützen; für mich ſelbſt habe ich keinen andern Lohn verlangt als das Heil meiner Seele.

Schon das erſtemal, als ich ihre Stimme hörte, gelobte ich Gott von freien Stücken, eine reine Jungfrau an Leib und Seele zu bleiben, wenn es alſo dem Willen Gottes wohlgefällig wäre, und ſie haben mir auch verſprochen mich ins Paradies zu führen, wie ich es von ihnen begehrt habe.«

»Die Heiligen haben mir nicht geboten, ihre Erſcheinungen geheim zu halten, ich fürchtete mich aber ſehr ſie zu offenbaren, aus Angſt, die Burgunder würden meine Reiſe zum König verhindern, und ganz beſonders fürchtete ich meinen Vater, er möchte ſie verbieten. Sonſt ſtellten die Stimmen ſelbſt es mir frei, ob ich es meinen Eltern ſagen wollte oder nicht; ich hätte es aber nicht um die Welt gethan. In allem Übrigen habe ich Vater und Mutter genau gehorcht, daß ich es hierin nicht that und ohne ihr Wiſſen wegging, deßhalb glaube ich mich frei von Schuld, denn ich ging auf Befehl Gottes und da Gott es mir befahl, ſo wäre ich gegangen, hätte ich auch hundert Väter und hundert Mütter gehabt und wäre ich eines Königs Tochter geweſen.«

Das iſt es, was ſie ſelbſt über die wunderbare Weiſe geſagt hat, wie Gebot Gottes an ſie ergangen, das Schwert für ihren König zu erheben, und dieſe Erſcheinungen hat ſie trotz aller Leiden und Drohungen unerſchütterlich behauptet und als ſie ſchon in den Flammen des Scheiterhaufens ſtand, noch laut verkündet. Aber es war eine mühſame ſchwere Bahn, ſie forderte einen höheren gottbegeiſterten und gottergebenen Heldengeiſt, der jeden Spott, mit dem die Welt das unbekannte Mägdlein empfing, jede Zurückweiſung und jeden Druck des Schickſals demüthig und geduldig, wie es einer Gottesbotin geziemte, zu ertragen vermochte, und der kühn wie ein Löwe, Schwerter und Flammen zur Rechten und Linken, das Banner Gottes mitten hindurch trug. Denn wie ſollte ſie, das hülfloſe unbekannte Kind armer Hirten, die ungläubige Welt überzeugen, daß Gottes Barmherzigkeit ſie wunderbarer Weiſe zu ſeiner Geſandtin erwählt und mit ſeiner Macht ausgerüſtet habe? Wie ſollte ſie von den fernſten Gränzen Frankreichs mitten durch die Feinde hindurch zu ihrem Könige gelangen und den Hoffnungsloſen bereden, ihr ſein letztes Heer anzuvertrauen? Und, hatte ſie dieſes von ihren Freunden erreicht, dann begann erſt ihre Bahn in den Schlachten vor den Feinden! Doch der

Geiſt, der dieſe Heldenjungfrau beſeelte, war kein ſchwacher, kein verzagter, ſie beugte ſich tief in Demut vor Gott, vor den Menſchen aber trug ſie kühn und verzagt ſein Banner, und die Augen nach dem Himmel gerichtet, ſchritt ſie feſten Fußes über alle Abgründe, und erreichte ſiegreich das hohe Ziel, zu dem er ſie durch ſeine Heiligen aufgerufen.

4.

Es erlaubt uns der Raum nicht, hier ausführlich zu ſchildern, wie der Kriegessturm ſich immer näher nach Domremy gewälzt, wie die Jungfrau, vom göttlichen Geiſt getrieben, das väterliche Haus verlaſſen, wie ſie ihren Ohm, ihre Eltern und Geſchwiſter, das geſammte Volk von der Wahrheit ihrer Sendung überzeugt, wie aber der Ritter Baudricourt zu Vaucouleurs, der ſie hinſenden ſollte zu ihrem Könige, ſie dreimal abgewieſen, ſtrenge geprüft, unſchlüſſig gezaudert und geharrt, und erſt ſpät, als er ein Schreiben vom Könige erhalten, als er die Geduld, die Beharrlichkeit, den Muth der Jungfrau geſehen, ſie hingeſendet nach Chinon, wo König Karl VII., der Vertriebene, von der eigenen Mutter Verſtoßene, von ſeinem nächſten Sippen, dem Herzoge von Burgund Bekriegte, von der Macht der Engländer, den ſtolzen Herzogen von Bedford und Gloceſter Bedrängte, armſeligen, verfallenden Hof hielt.

Und ſo beſtieg dann Sonntag, den dreizehnten Februar des Jahres 1429, Johanna von Ark, die gottgeweihte Heldin, zu Vaucouleurs ihr Roß, um ihrem Könige, die Hilfe Gottes zu bringen. Rings um ſie her ſtanden ihre Freunde und viel Volkes und verwunderten ſich, wie ein junges Mädchen es wagen möge, einen ſo langen, gefahrvollen Weg von faſt hundert und fünfzig Stunden in ſchlimmer Jahreszeit durch Wälder und über Flüſſe zurück zu legen, da alle Straßen von engliſchen und burgundiſchen Schaaren, von Räubern und Freibeutern beſetzt waren. »Wie könnet ihr, ſprachen ſie, nur ſo fortgehen, das Land iſt ja ringsum von Kriegsleuten in Haufen durchſtreift.« »Ich fürchte nicht die Kriegsleute, rief ſie ihnen mit feſter Stimme zu, ich werde den Weg offen finden; denn wenn Kriegsleute meinen Weg inne haben, ſo habe ich Gott meinen Herrn,

er wird mir meinen Weg bereiten bis zu meinem Herrn dem Dauphin. Dafür bin ich geboren.«

So ritt ſie voll hohen Muthes und feſten Vertrauens ihren Weg voran, denn die Boten Gottes hatten ihr geſagt: ziehe nur kühn deinen Weg und wenn du vor dem König biſt, wird er ein ſchönes Zeichen vernehmen, auf daß er dich wohl aufnimmt und dir glaubt.

Mit ihr ritten Peter von Ark, ihr dritter Bruder, die beiden Edelleute Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, von zwei Knechten begleitet. Endlich ein Bote des Königs und ein Knappe Robert von Baudricourt aber rief ihr noch zweifelnd beim Abſchiede nach: Ziehe hin, mag daraus werden, was da will.

Und ſie zogen hin, ſo weit die Feinde das Land beſetzt, gefährlich, und ſie mußten ſo geheim als möglich ziehen. Fern von den großen Straßen, auf abgelegenen Seitenſtegen, ſchlichen ſie ſich durch die Wälder, ſchwammen über die kalten, winterlichen Ströme und nahmen ihr Nachtlager in kleinen Dörfern, zweimal ritten ſie auch die ganze Nacht durch.

In allen dieſen Gefahren und Mühen war es Johannas einziger Kummer, daß ſie nicht oft genug dem Gottesdienſte beiwohnen konnte.

Nach einem Ritte von eilf Tagen kamen ſie endlich glücklich und wohlbehalten nach Fierbois, das nur mehr ſechs Stunden von Chinon entfernt war. Hier ſtand eine vielbeſuchte Wallfahrtskirche der heiligen Katharina. Johanna, nun am Ziele ihrer Reiſe, überließ ſich ganz der heißen Andacht ihres Herzens und hörte in der Kirche ihrer gnadenvollen Beſchirmerin drei Meſſen an einem Morgen. Dem Könige aber ſchickte ſie einen Brief des Inhalts, daß ſie zu wiſſen wünſche, ob ſie nach Chinon vor ihm kommen dürfte; ſie habe einen Weg von hundert und fünfzig Stunden zurückgelegt, um ihm zu Hilfe zu kommen; ſie wiſſe vielerlei erfreuliche Zeitung für ihn und würde ihn auch unter allen Andern erkennen.

5.

Die Lage Karls und ſeines ganzen armen Landes war damals eine verzweifelte zu nennen. Durch den Vertrag von Troyes, wel-

chen Philipp der Gute von Burgund, aus Rache für den ermordeten Vater, 1420 mit England abgeſchloſſen, war die Selbſtſtändigkeit Frankreichs vernichtet worden. Er übergab mit der Hand der franzöſiſchen Königstochter Katharina die Verwaltung des Königreichs, bei Lebzeiten des kranken Königs, dem Engländer und erklärte ihn als Nachfolger auf dem franzöſiſchen Throne; den rechtmäßigen Erben aber, den Dauphin Karl VII., für aller ſeiner Rechte verluſtig. Der wahnſinnige König und die in ihrem unnatürlichen Haße gegen ihr eigenes Kind noch wahnſinnigere Königin, traten dieſem ſchmählichen Vertrage, der allen getreuen Franzoſen ein Gräuel war, bei, und der enterbte junge Dauphin mußte, ſchon am Tage der Hochzeit ſeiner Schweſter mit König Heinrich V., die vereinte Macht von England und Frankreich gegen ſich ausziehen ſehen, ihn aus den noch getreuen Provinzen zu vertreiben. Das Land wurde ausgemordet, und ausgeplündert und ausgebrannt von Räubern und Mördern aller Gattung: von Franzoſen, Engländern und Burgundern, von Kriegsleuten, Freibeutern, Landleuten und Räubern. Die Felder blieben unbebaut liegen, ganze Strecken wanderten aus, nur feſte Städte und Burgen gewährten noch einige Sicherheit; ſelbſt die Thiere waren ſo ſehr an dieſen Zuſtand gewöhnt, daß die Heerden, ſobald ſie den Klang der Sturmglocke vernahmen, ſogleich den Stadtthoren zuliefen. Den furchtbarſten Anblick aber gewährte Paris, das Volk litt dort ſchrecklich und unaufhörlich an Hungersnoth und Kälte in den ungewöhnlich kalten Wintern, die armen Leute aßen, was den Schweinen zu ſchlecht war, Tag und Nacht liefen Frauen und Kinder in den Straßen herum und ſchrien: ich ſterbe vor Hunger, ich ſterbe vor Kälte; zu zehn und zwanzig fand man die hülfloſen Kinder verhungert und verfroren auf den Miſthaufen. In den harten Wintern kamen die Wölfe bis auf die Kirchhöfe und fraßen ſelbſt die Leichen auf den Straßen der unglücklichen Stadt.

Indeſſen ſtarb König Heinrich 1422, ohne die Eroberung Frankreichs vollendet zu haben, er hinterließ als Erben ein Kind in der Wiege, das er auf ſeinem Sterbebett ſeinen Brüdern, den Herzogen von Bedford und Gloceſter, mit der Ermahnung empfahl, ja ſich enge mit Burgund verbunden zu halten, ſonſt würde es um das Glück Englands in Frankreich geſchehen ſein. Nur wenige Monate darnach

berief auch Gott den unglücklichen König Karl aus dieſem Elende, das Volk begleitete mit vieler Trauer ſein Leichenbegängniß, denn es gab ihm das Unglück nicht ſchuld und hatte er ja ſelbſt ſo tief den Kelch der bitterſten Leiden leeren müſſen.

Nun rief in der Kirche von St. Denys, der alten franzöſiſchen Königsgruft, der engliſche Herold den jungen Heinrich VI. als König von Frankreich und England aus, alle getreuen Franzoſen dagegen nannten von dieſem Tage an als rechtmäßigen Erben den Dauphin Karl, mit dem Namen: König Karl der Siebente. In einer kleinen armen Kapelle, wo der Vertriebene ſich aufhielt, wurde das Banner des Reichs, deſſen oberſter Führer er nun war, zum erſtenmal erhoben.

Aber es bot der Herzog von Bedford Alles auf, um ihn aus den noch übrigen getreuen Landen des Südens zu vertreiben, und vermählte ſich daher auch, um der Hülfe Burgunds deſto gewißer zu ſein, mit der Schweſter des Herzogs. Doch die Ritter Königs Karl ſtritten muthig, auf vielen Theilen des Reiches wurde ritterlich gefochten, und mit abwechſelndem Glücke die Städte und Veſten bald verloren, bald gewonnen. Allzu ungleich waren aber die Kräfte, und die getreuen Franzoſen erlagen immer mehr unter der Übermacht Englands. Beſonders war die Schlacht von Verneuil ein harter Tag, an dem Karl VII. faſt eben ſo viel verlor, als ſein Vater auf dem blutigen Felde von Azincourt.

(Fortſetzung folgt.)

Miſcellen.

(Das Anagramm — aus dem Franzöſiſchen) Das Anagramm (ἀνα-γραφω) beſteht in der Verſetzung der Buchſtaben irgend eines Wortes oder Satzes dergeſtalt in ein anderes Wort oder in einen andern Satz, daß dieſe neue Zuſammenſetzung in enger womöglich deutungsvoller oder witziger Beziehung mit der vorigen ſteht. Daß dieſe an ſich mehr mechaniſche Arbeit höchſt undankbar ſei, beweiſet uns jener Anagraph, der auf Heinrich den Großen von Frankreich ein paſſendes Anagramm verfaßte, und bei Überreichung deſſelben auch nothgedrungen war, ſich dafür ſogleich eine Belohnung zu er-

bitten. Was iſt eigentlich ihr Geſchäft? fragte ihn der Monarch — ich fertige Annagramme — verſetzte dieſer — Ach! nun befremdet mich ihr Geſuch nicht, antwortete der König, denn ſie üben da ein gar armſeliges Handwerk aus.

Wir können nicht umhin, vielleicht das glücklichſte und treffendſte Anagramm, welches je erſchienen iſt, hier anzuführen. Pilatus fragte nehmlich Jeſum Chriſtum · Quid est veritas? (Was iſt die Wahrheit?) In dieſen drei Worten liegt genau durch gehörige Verſetzung die richtige Antwort: est vir, qui adest. (Es iſt der Mann, der vor dir ſteht.)

Der Mörder König Heinrich III. von Frankreich hieß: Frère Jacques Clement. Die darin befindlichen Buchſtaben geben den treffenden Satz: C'est l'enfér qui m'a ciée (Es iſt die Hölle, die mich dazu berufen.)

Die alten Römer fürchteten ſich vor der Zahl Siebenzehn, wie man heutzutage die Dreizehn ſcheut. Sie glaubten, von Siebzehn, die eine Geſellſchaft bilden, müße deßhalb Einer bald ſterben, weil XVII. anagrammatiſch genommen, VIXI. »ich habe gelebt,« heiße.

Hg.

(Der gelbe Domino.) Auf einem Hofballe zu Verſailles in den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV. drängte ſich zu einem der reich bedienten Buffets faſt ununterbrochen ein gelber Domino und verzehrte die köſtlichſten Speiſen und Getränke in unbegreiflicher Menge. Verſchwand er auch einen Augenblick, ſo war es nur, um ſogleich wiederzukommen, und mit friſchem Apetite von neuem zu beginnen. Die Sache ward endlich ſo auffallend, daß der König ſelbſt befahl, den unfüllbaren gelben Domino zu verfolgen. Nun wies es ſich aus, daß die wachhaltenden Schweizer dieſen Domino gemeinſchaftlich beſaßen und ſucceſſiv anlegten, um einer nach dem andern in derſelben Verkleidung am Buffet erſcheinen zu können. Ludwig lachte herzlich über den Einfall; und es ward nun angeordnet, die ſonſt vergeſſenen und dadurch zu jener Selbſthilfe veranlaßten Schweiger beſonders zu bedienen. — Hg.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 42. Wien, den 16. Juli 1834.

Traumgeſicht von Chr. W. Huber. — Das moderne Album und das Stammbuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert. (Schluß.) — Alte Bäume als Denkmäler von Julius Krone. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Aenigma. — Streckcharade von Wilhelm Turteltaub. — Auflöſung des Räthſels im Bl. 40.

Traumgeſicht.

Süß berauſcht im ſchönen Traume,
Wieget ſich die ſtille Nacht
Auf des Äthers weitem Raume;
Doch an ihres Mantels Saume
Allgemach ein Licht erwacht;
Alle ſchimmerſel'gen Sterne
Kreiſen dort in blauer Ferne.

In der Mitte dieſer Lichtung
Hebt ſich kühn als Wolkenbraut
Eine Burg, in freier Richtung
Auf der Felſen ſteilſter Schichtung
Prächtig, magiſch aufgebaut;
Sanft verſchmelzt in ihrem Plane
Sich zum Heil'gen das Profane.

Sonnig ſtrahlt der Kuppeln Menge,
Und Gemächer ohne Zahl
Ruh'n mit funkelndem Gepränge
Auf kriſtall'ner Säulengänge
Hochaufſtrebendem Spiral, —
Bis die oberſten der Zinnen
In der Lüfte Duft verrinnen.

Schützende Geländer ſchlingen
Sich um der Balkone Rand, —
Wie die Fluten, wo ſie dringen
In die Bucht, mit weiten Ringen
Säumt des Schaumes Silberband, —
Eine Stelle nur läßt ſchauen
Unverwahrt des Abgrunds Grauen.

Durch die Burg mit freiem Schritte
Wallt die hohe Königin;
In der holden Töchter Mitte,
Reich an Schönheit und an Sitte,
Fließt ihr Leben ſelig hin:
Gleich der Sonne Feuerkerne
In dem Kreis der Wandelſterne.

Jeglichem Gedanken geben
Geiſterſchaaren die Geſtalt,
Niegeahnte Wonnen ſtreben
Blüten gleich, ins friſche Leben
Mit entzückender Gewalt,
Und die Seele, freudetrunken,
Liegt im ſüßen Traum verſunken.

Doch der Macht, die oft gelogen,
Den Dämonen traue nicht!
Auf der lauen Lüfte Wogen
Kommen ſpielend ſie gezogen,
Zart gewebt aus Duft und Licht,
Und ſie ziehen ſchmeichelnd, leiſe,
Enger ſtets die Zauberkreiſe.

Die erhabne Tochter ſchreitet
Durch das Haus mit frohem Sinn,
Und die Geiſterſchaar verbreitet
Ringsum neuen Reiz und leitet
Koſend ſie zum Abgrund hin; —
Eh' die Blicke ſich's verſehen,
Iſt das Schreckliche geſchehen.

Doch die Mutter ahnet nimmer
Der geliebten Tochter Loos,
Denn die Geiſter ſcherzen immer,
Fröhlichen erhöhten Schimmer
Schütteln ſie aus ihrem Schooß;
Und ſie ziehen ſchmeichelnd, leiſe,
Enger ſtets die Zauberkreiſe.

Um die lieben Kleinen ſchlingen
Sie ihr ſinnberauſchend Spiel,
Locken ſie mit Schmetterlingen,
Ketten ſie mit Blumenringen,
Bis ſie gaukeln an das Ziel. —
Und es ſinkt im wüſten Schlunde
Eins um's Andere zu Grunde.

Plötzlich wird der Mutter bange,
Düſtre Ahnung ihr erwacht,
Und mit unbewußtem Drange
Eilt ſie zu dem Schreckensgange; —
In des Abgrunds tiefſter Nacht,
Wohin kaum die Blicke reichen,
Sieht ſie ihrer Kinder — Leichen!

Wie vernichtet, außer Sinnen,
Sinkt die Königin zurück;
Doch die Zauber neu beginnen,
Licht und Dunkel ſanft verrinnen
In ein märchenhaftes Glück; —
An die Trauernde verſchwenden
Nun die Geiſter alle Spenden.

Und ſie kann nicht widerſtreben,
Ob auch eiſig ſtarrt ihr Blut,
Muß mit luſterſticktem Beben
Süßen Reizen ſich ergeben,
Angehaucht von Lebensglut; —
W o n n i g mit g e b r o c h n e m Herzen
Wiegt ſie ſich in ew'gen Schmerzen. —

Unſrer Wünſche Pfade bahnet
Tückiſch der Dämonen Macht,
Doppelt ſchwer im Glücke mahnet
Uns der Schmerz, den Keiner ahnet,
Der im Kummer oft gewacht: —
Wer das höchſte Glück empfunden,
Fühlt am tiefſten Schmerzeswunden,

Chr. W. Huber.

Das moderne Album und das Stammbuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Es war ein mäßiger, gut conſervirter Oktavband, in rothes Leder gebunden, mit matten Überreſten eines ehemaligen Goldſchnittes, den der Antiquar hervorzog. *)

»Dieſes Buch, ſprach derſelbe, iſt mir von hochverehrter Hand auf einige Tage anvertraut worden, und hat mir in der That einen ſeltenen Feſtgenuß gewährt. Es iſt ein Zeuge des frommen ſinnigen Gemütes, ein Spiegel der edlen, biederen Denkungsweiſe gar vieler durch die Geburt hochgeſtellter Perſonen im ſechzehnten Jahrhunderte. Überdieß verleihet das hiſtoriſche Intereſſe dieſer Reliquie einen unſchätzbaren Werth. Über den urſprünglichen Beſitzer dieſes Denkbuches habe ich ſechs Hypotheſen aufgeſtellt, von denen jede ſo tiefſinnig und gründlich iſt, daß der Gedanke, nur Eine davon ſei die richtige, mich in der That verzweifeln macht. Die älteſte darin vorkommende Jahreszahl iſt 1593, die jüngſte 1598; die erlauchten Herrn und Frauen hatten alſo zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges ihre Namenszüge auf dieſe Blätter geſchrieben. Und ſo kommt es, daß hier im ſchönen freundlichen Bunde eine Reihe von Namen erſcheint, welche

*) Das merkwürdige Buch, welches hier mit gewiſſenhafter Genauigkeit beſchrieben wird, beſitzt die Frau Gräfin Marie Eſterhazy geb. Gr. Pletenberg.

ein Jahrzehend ſpäter Deutſchlands Geſchichte in feindlicher Zwietracht einander gegenüber ſtellt. So befindet ſich hier der eigenhändige Namenszug Kaiſer Rudolph II., ſo wie der Erzherzoge Ernſt und Maximilian. Da iſt der Spruch und die Unterſchrift Chriſtian IV. Königs von Dänemark, der ſich zum Vertheidiger der Proteſtanten aufwarf, von Tilly und Wallenſtein aber beſiegt, den deutſchen Boden fliehen mußte; ferner pranget da gar zierlich der Name des Herzogs Max von Baiern, des Hauptes der Liga und Beſiegers Friedrichs V. am weißen Berge; nicht weit von ihm iſt Friedrichs IV. Unterſchrift zu ſchauen, der wenige Jahre ſpäter als Führer der proteſtantiſchen Union auftrat. Hinein ſchrieb ſeinen Namen Chriſtian II. Herzog von Sachſen, der noch vor dem Beginne des verhängnißvollen Kampfes 1611 ſtarb; ferner Johann Georg, Churfürſt von Sachſen, der zu den wenigen Fürſten gehörte, welche die ganze jammervolle Periode des dreißigjährigen Krieges durchlebten; ſodann Chriſtian und Johann Ernſt, jüngere Söhne des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, die nach dem Tode des kinderloſen Georg Friedrich zum Beſitze der Fürſtenthümer Baireuth und Anſpach gelangten. Hier unterfertigte ſich Johann Wilhelm, Herzog von Berg, Cleve und Jülich, deſſen kinderloſes Abſterben die erſte Brandfackel in die furchtbaren Elemente des langwierigen Krieges warf. Da ſind die Schriftzüge Bugſlaw's (Bogiſlaw XIV.) des letzten Sprößlings aus dem ſlaviſchen Regentenſtamme des Herzogtums Pommern. Hier findet man den Namen der meiſten damals lebenden Glieder der Fürſtenhäuſer Brandenburg, Pfalz und Sachſen, und eine lange Reihe Unterſchriften von Fürſten, Grafen und Rittern, unter welchen viele zu wichtigen Rollen auf den blutigen Schauplatz der folgenden Decennien berufen wurden. So wie Bohuslaw Berka von Duba und Lippa, der erſte der dreißig Direktoren, welche die akatholiſchen Stände Böhmens im J. 1618 wählten; ferner Wilhelm Popel von Lobkowitz, ebenfalls einer der dreißig Direktoren, dann der oberſte Kanzler Böhmens, Zdenko von Lobkowitz, der einzige unter den Hochadeligen, der Rudolph II. beſchwor, den verhängnißvollen Majeſtätsbrief nicht zu unterfertigen.

— Auch Namen berühmter Literatoren und Gelehrten glänzen auf dieſen Blättern, ſo wie der des berühmten Henricus Ranzovius, der mit einem ungeheueren Aufwande von Gelehrſamkeit den bekannten **Tractatus astrologicus de genethaliacorum thematum iudiciis**, ſchrieb. Dieſen Ranzovius preiſet Petrus Lindenbergius in einem anmutvollen Epigramme, welches ſo lautet:

Admirandus homo et plane optatissimus heros.
Ac quidem divus, et multisciusque vir es,
Qui summis opibus. — —

Sein Sie barmherzig! unterbrach ich den deklamirenden Antiquar, denn mein Geduldfaden war geriſſen. Sie haben, fuhr ich, nach dem Buche greifend, fort, meine Erwartung ſo hoch geſpannt, daß ich Sie beſchwören muß, dieſelbe ohne Verzug zu befriedigen. Mit triumphirendem Lächeln ſchlug der Doktor das alte Stammbuch auf, und ich begann darin mit geſteigertem Intereſſe zu leſen. Der Mode und Elegance hatten auch ſchon damals, vor 240 Jahren, dieſe Blätter ihren Tribut gezollt, wenige derſelben waren weiß, die meiſten roth, gelb oder blau, einige bunt marmorirt, andere hatten als Waſſerzeichen farbige Blumen und Arabesken, die Mehrzahl derſelben war mit feinen Goldblättchen und Goldſtaub bedeckt. Doch ich will die Geduld des Leſers nicht länger ermüden, und einige der merkwürdigſten Stellen und Deviſen dieſes alten ausgezeichneten Albums anführen.

Regna firmat pietas. 1)
Christianus IV. Rex Daniae et Norwegiae.
Initium sapientiae timor Domini. 2)
Wolfgangus Archiepisc. Mogunt.
Pro lege et pro grege. 3)
Joh. Sigismundt Markgraff zu Brandenburg, zu Preußen.
Militemus! 4)
Maximilianus. (Archidux)

---

1) Die Reiche befeſtigt Frömmigkeit.
2) Der Anfang der Weisheit Gottes Furcht.
3) Für Geſetz und Volk.
4) Zum Streite!

Dein Wort, mein Hort.

Anna geb. Markgräfin zu Brandenburg, und Herzogin in Preußen.

Consensus fidei sicut arctissimum amicitiae vinculum, ita dissensus religionis certissimum inimicitiae malum parit. 5)

Mauritius.

Constantia et pietas custodiunt regnum et iustitia stabilitur omnis potentia. 6)

Bugslaff Herz, zu Pommern.

Auf Gott hoffe ich, ſeiner Gnade, Hülfe und Zuſage tröſt ich mich.

Clara zu Pommern.

Alle mein Trübſal und Herzeleid
Stell ich heim der heiligen Dreifaltigkeit.

Sophia Churfürſtin zu Sachſen, Witwe.

Vivit post funera virtus. 7)

J. Adolphus Dux Holsatiae.

Dominus virtutum nobiscum. 8)

Maximilianus, Bavariae Dux.

Justitia stabilitur thronus. 9)

Friedrich Pfalzgrawe.

Scopus vitae meae Christus. 10)

Joannes Georgius, Dux Saxoniae.

In Gott meine Hoffnung.

Anna Maria Herzogin zu Sachſen, geb. Pfalzgräfin.

Aut mors aut vita decora. 11)

Christianus Wilhelmus. Marchio Brandenburg.

---

5) Glaubenseinheit das engſte Freundſchaftsband, Verſchiedenheit der Religion die Mutter gewiſſer Feindſchaft.

6) Feſter Sinn und frommer Glaube bewahren das Reich, durch Gerechtigkeit wird jede Macht gefeſtigt.

7) Das Verdienſt ſtirbt mit dem Menſchen nicht.

8) Der Herr der Tugenden ſei mit uns.

9) Gerechtigkeit iſt die Stütze des Thrones.

10) Das Ziel meines Lebens Chriſtus.

11) Tod oder Leben, doch ehrenvoll.

In domino ſperans non infirmabor. 12)

Wolfg. Archiep. Saliſb.

Zu ſeyn Chriſt, Fürſt, Freund, mein Vorſatz iſt,
Dazu helfe mir Herr Jeſu Chriſt.
Ein Chriſt zu ſeyn, nach Gottes Wort,
Ein Fürſt zu ſein, an meinem Ort,
Ein Freund zu ſeyn in dieſer Welt —
Alles dieß, was Gott gefällt.

Johannes Pfalzgrawe.

Gottes Huld, Geſundheit und Ehr
Hier zeitlich, nichts mehr ich begehr,

memento mori.

Wilhelm der Virdte, Grave des Reichs zu Schwarzburg ꝛc.

Maledictus, qui juventutis florem diabolo, ſenectutis feces Deo conſecraverit. 13)

Conrad Grav zu Tübingen.

In ſola virtute nobilitas. 14)

Joh. Alb. a Wolfſtein.

Dominus providebit. 15)

Joſt Graff zu Lymburk.

Des zeitlichen Lebens Ausgang,
Iſt des ewigen ein Anfang.

Henr. Ranzovius.

Deus bene vertat! 16)

Eraſmus a Stahremberg.

Ce que je ſouhaite n'eſt pas mortel.

J. Lud. Turrianus et Valleſaſinenſis, Comes.

Cnoſt prawà urozenoſt 17)

Ladiſl. Baro Zerotinus.

---

12) Ich hoffe auf Gott und werde nicht geſchwächt werden.

13) Verflucht, der die Blüte der Jugend dem Teufel, die Hefe des Alters der Gottheit weiht.

14) Nur in der Tugend der Adel.

15) Der Herr wird fürſehen.

16) Gott lenke zum Guten.

17) Die Tugend iſt der ächte Adel.

Gott iſt mein Hoffnung allein.

Hans Panowsky von Tyßaw.

Dum spiro, spero. 18)

Lud. Comes in Löwenstein.

Fide et Constantia. 19)

Ludwig v. Hoyos.

Non minor est virtus, quam quaerere, parta tueri. 20)

Erasm. Herr zu Limpurk, des heil. Röm. Reichs Erbſchenkh.

Fides et bona constantia margaritae meae. 21)

Ludow. junior Comes a Wittgenstein et Homburg.

Après la mort la vie èternelle. 22)

Joan. Georg. Sylvarum Rhenique Comes.

Gott allein mein Troſt.

Margaretha Freilein zu Solms.

Xenoph.

Ego vero nullas opes viro, ac praesentim principi, pulcheriores honestioresque censeo, quam virtutem et justitiam. 23)

Fabian Burggraff und Herr von Dhona Obriſter.

Felice, chi misura ogni passo. 24)

Ernestus Holsatiae Schawenbergi et Sternbergae Comes.

In nomine Domini 25)

Paulus Syrt v. Trautſohn.

Ich führe aus der großen Anzahl ſchöner und kraftvoller Sprüche, von denen einige nur mühſam zu leſen ſind, bloß dieſe an, und füge die Verſicherung hinzu, daß alle übrigen darin vorkommenden Stellen dieſelbe innige Glaubenseinfalt, dieſelbe edle Richtung des Herzens und des Geiſtes ausſprechen. — In der Kürze

18) So lange ich athme, hoffe ich.

19) Mit Treue und Beſtändigkeit.

20) Rühmlich, gleich neuem Erwerb, iſt alten Gutes Bewahrung.

21) Treue und wohlgeſinnte Beſtändigkeit ſind meine Perlen.

22) Nach dem Tode ein ewiges Leben.

23) Ich halte keinen Vorzug dem Manne und insbeſondere dem Fürſten ſchöner und rühmlicher als: Starkmuth und Gerechtigkeit.

24) Glücklich, der jeden Schritt erwägt.

25) In des Herrn Namen.

deute ich noch einige ausgezeichnete Unterſchriften, die dieſe Blätter enthalten, an:

Albrecht Graf zu Fürſtenberg; Adam der ältere, Herr von Waldſtein; Theobald Schwihofsky, Herr von Rieſenburg; Ladislaus Berka de Duba et Lippa. Wilhelm Popel Herr von Lobkowitz auf Biſchoftain und Czeczowitz; Zdenko Popel von Lobkowitz; Ferdinand Chriſtoph von Kinſky; Georg Sigmundt von Lamberg; Antonius v. Függer; Hugo v. Landenberg, Landeskomenthur in Elſaß; Gottfried Graf zu Ötting; Louis Gynter, Comte de Nassau; Barbara Gräfin zu Ötting, geborene Pfalzgräfin; Ernſt Graf zu Solms; Antonius Comes Lodron; Johann Wild- und Rheingraf, Graf zu Solm; Bruno, Graf und Herr zu Mansfeldt; Wolf Graf zu Schönburg; Heinrich Reuß, Herr zu Plauen. Johann Ludw. Graf zu Lainingen, Herr zu Weſtenburg und Schaumburg. Franz Graf zu Waldeck; Walther Graf von Heiſter, des Ritterlichen St. Johanns Ordens Meiſter; ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nachdem ich das letzte Blatt des merkwürdigen Buches umgewendet, ertönte aus dem Nebenzimmer Beethoven's großartige Symphonie in D, die eine Meiſterhand mit Kunſt und innigem Gefühle vortrug. Und während die ergreifenden elegiſchen Klänge an meine Bruſt ſchlugen, und die Bilder der Vergangenheit immer lebendiger herüberdrängen in das Gebiet der Phantaſie, da kam es mir vor, als ſehe ich die hohen ritterlichen Geſtalten, wie ſie da ſaßen vor dem Buche und mit ſchwergeübter Hand mühſam ihre frommen Deviſen und Freundſchaftsſprüche hineinſchrieben, und die edlen Frauen und Fräulein, die um ihre Namenszüge anſpruchloſe Zieraten, Blümchen und Herzen malten. — Wohl ſind die Farben abgeſtorben, und die Dinte gar bleich und grau geworden — doch die Worte ſind noch geblieben, um den ſpäten Enkeln Zeugniß zu geben von der frommen, treuen Sitte der Ahnen, deren Gebeine in eingeſunkenen Grüften ſchon längſt in Aſche zerfielen.

»Wollen Sie nun einen Vergleich zwiſchen den beiden Stammbüchern anſtellen?« fragte jetzt der Antiquar, der mit ſtillem Lächeln einige Zeit meine innere Regung bemerkte. Er hielt in der einen Hand das elegante, Gold und Flitter funkelnde Album vom Jahre 1834, in der anderen das unanſehnliche, vom Alter geſchwärzte Denkbuch

von 1590. Ich konnte nicht antworten — denn eben hatte der Virtuoſe die Symphonie geſchloſſen, und das ſtürmiſche Händeklatſchen und Bravorufen würde jede Anſtrengung meiner Zunge vergeblich gemacht haben. Da es mir ſchien, als ob das Beifallgetöſe kein Ende nehmen würde, ſo zog ich das empfangene Stammbuchblättchen hervor, ergriff die Feder, und ſchrieb folgendes Diſtichon darauf:

Gerne wollte die Hand, du goldumrändertes Blättchen,
Schreiben einfach und klar, was ſich im Herzen mir regt;
Doch die Mode ruft ernſt: Fi donc, die alte Methode!
Fahre doch nicht, mein Kind, aus dem Geleiſ' der Cultur;
Einſtens trug man Gefühle, Gedanken wohl auch zu Papiere,
Damals hatte die Welt kein Surrogat noch gekannt.
Jetzt doch hat man Cichorie, Maſchinen, Dampf, blaue Dünſte,
Und wir haben Gefühl-, Herzſurrogate ſogar,
Freundſchaftsverſe-Erzeuger, poetiſche Knittelmaſchinen,
Sparend des Herzens Schlag, klug zu reellem Genuß.
Nimm nur Wölkchen ſo blau und Lüftchen gar laulich, und pflanze
Auf die elyſiſche Flur Lilienſtängel von Gold,
Schlangen der Ewigkeit und praſſelnde Weltenruinen,
Tauche in mondigen Schein leiſe den flötenden Wald;
Schiebe dann kühn, mein Sohn, in dieſes Bombaſt-Eldorado
Deiner Freundſchaft Bau rodomontirend hinein;
Und ſo haſt du erfüllt, was dir die Mode gebietet,
Sparend des Herzens Schlag, klug zu reellem Genuß!

J. E. Wocel.

Alte Bäume als Denkmäler.

Die alten Gallier betrachteten alte Bäume als würdige Zeugen der Erinnerung an Heldenthaten und Unglücksfälle. Sie galten für beſtimmte Sammelplätze des Volkes und ſeiner Obern, wo dieſe Gericht hielten *), die Steuern einnahmen und Verhandlun-

*) Der heilige Ludwig ſoll, nach Joinville's Chronik, nach der Meſſe zu Vincennes jedem ſeiner Unterthanen den Zutritt zu ihm bei einer alten nächſt der Stadt gelegenen Eiche erlaubt haben.

gen mit benachbarten Fürſten pflogen. Vaſallen ſchworen den Lehenseid, Könige und Feldherrn ſchloßen Frieden und Verträge unter dem alle umfaſſenden Schatten *), und an den Ort, wo man die Berathſchlagungen über Annahme oder Verwerfung eines Krieges hielt, wurden auch die Früchte desſelben, die errungenen feindlichen Feldzeichen und Beuten, hingebracht, ohne daß eine frevelhafte Hand den geheiligten Ort ſeiner Zierden zu berauben gewagt hätte **).

Gegenwärtig verlegt noch der ſpäte Nachkomme jener Alten die Zeichen ſeiner Andacht, Trauer und wehmüthigen Erinnerung dahin, und vertraut dem Schutze ihres heiligen Schattens ein Marienbild, ein Kruzifix oder den Patron der andächtigen Umgegend; der einſame Wandrer wird durch die Wohlthat ſeiner erquickenden Kühle zum Gebete geführt. Noch jetzt ſieht man beſonders in den öſtlichen Provinzen Frankreichs am Fuße ſolcher heiligen Bäume kleine Kreuze gepflanzt, welcher Gebrauch aus der Verehrung der dortigen Landleute gegen die Bilder alles Heiligen entſpringt. Bringt man einen Leichnam zur Beerdigung, ſo macht der Zug Halt vor dieſen Veteranen, und Jeder, der daran Theil nimmt, ſteckt am Fuße der ländlichen Kapelle das Zeichen ſeiner Trauer, worauf ein Gebet für die ewige Ruhe des Verſtorbenen darüber geſprochen wird. So bemerkt der Reiſende auf der linken Seite der großen Landſtraße von Mirecourt nach Nancy, gegenüber vom Dorfe Lüders, eine große Menge kleiner in die Erde gepflanzter aus Spänen roh verfertigter Kreuze, und zwar innerhalb des Raumes einer franzöſiſchen Quadratmeile; Landleute, die mit ihm denſelben Weg einſchlagen, vergeſſen nicht die alte Gewohnheit zu üben. Dieſer Gebrauch findet hier ſchon ſeit mehr als ſiebzig Jahren

*) Wie ſehr die alten Gallier der Verehrung alter Eichen, Wäldee und Quellen ergeben waeen, und wie ſchwer es hielt, die Voruetheile in Betreff derſelben bei dem Volke auszueotten, eehellt aus den Veehandlungen zu Arles, Toues, Nantes und Rouen. Auch die Belgiee, beſonders die Genter, hatten eine ähnliche Achtung voe den Wäldern und beteten alle Bäume ohne Unteeſchied an; die meiſten veeeheten die Eichen dergeſtalt, daß ſie ſich den Donnergott unter der Geſtalt einer hohen Eiche vorſtellten.

**) Dasſelbe war bei den Angelſachſen der Fall.

Statt zum Andenken eines i. J. 1757, wie die Sage geht, ungerecht verurtheilten Pfarrers des kleinen Ortes Lüders; ſeitdem wurde die Stelle ſeines Todes ein Ort der Verehrung für die Gegend.

Auch der Aberglaube ſpielt hier ſeine Rolle. Denn nur unter ſolchen alten Bäumen wandeln in dunkler Nacht die weiße Dame und der Wehrwolf. Auch ſind ſie der Ort der Teufelsbeſchwörungen, der Hexen und Zauberer *).

Zu allen Zeiten und faſt bei allen Völkern der Erde finden ſich Spuren, welche die Verehrung der Bäume anzeigen. Eine merkwürdige Thatſache dieſer Art wird in den **Monuments Celtiques**, T. IV. S. 314 fgd. erwähnt. »Auf dem Jura oder vielmehr Jorat, eine Meile unterhalb der kleinen Stadt Lütri, zwiſchen Lauſanne und Vevay in der Nähe der Ortſchaft Ganterag, ſtand ſeit unbekannter Zeit eine Eiche von ſolch ungeheuerem Umfange, daß man in dem hohlen Inneren derſelben einen Tiſch und neun Stühle angebracht hatte. Die Äſte der Eiche waren nach und nach in Stücke zerfallen; ſie ſelbſt lebte nur mehr durch die Rinde, die jedes Jahr einige ſchwache Zweige trieb. Endlich wurde ſie vor ungefähr fünfzehn Jahren **) vom Blitze getroffen und bald darauf vom Sturme gebrochen. Einige Zeit hatte man des Stumpfes geſchont aber zuletzt zur Benutzung des Bodens auch ihn umgehaut. Man war aber nicht wenig erſtaunt bei Durchwühlung der Erde zwiſchen den Wurzeln Überreſte von vielen zum Theil werthvollen metallnen Gefäßen, Meſſern und Opfergeräthſchaften zu entdecken; aus den Unterſuchungen der Alterthümler ergab ſich, daß Druiden, wahrſcheinlich zur Zeit ihrer Vertreibung, die in das fünfte Jahrhundert unſrer Zeitrechnung fällt, ihre heiligen Werkzeuge hier mögen vergraben haben. Das Alter der Eiche mag daher gegen tauſend fünf hundert Jahre ſein. Ein Theil der gefundenen Altertümer wird im Schloße Daillans gegen zwei Stunden von Lauſanne, gegen Iverdun zu, aufbewahrt.« —

---

*) Zu derlei Betrügereien wählte man beſonders Eichen, Ulmen oder Linden.

**) Dieſe Bemerkung war i. J. 1809 gemacht worden.

Übrigens trifft man dieſelben Spuren in England, bei den ſkandinaviſchen Völkerſchaften, ſo wie auch bei den Finnen an, welche letztere den Gegenſtand ihrer Verehrung in Volkslieder verwebten, von denen noch ein großer Theil exiſtirt.

Julius Krone.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

9. Juli 1701 geb. zu St. Leonhard, einem Flecken bei Melk, Martin Kropf, deſſen Verdienſte um die vaterländiſche Literaturgeſchichte um ſo wichtiger ſind, je weniger vor ihm in dieſem Zweige der Hiſtorie geleiſtet worden. Er legte am 1. Jänner 1722 in dem berühmten Stifte Melk die Ordensgelübde ab, wurde hierauf Profeſſor am dortigen Gymnaſium, dann Bibliothekar der Stiftsbibliothek, und verſah dieſe Stelle mit ſeltener Thätigkeit bis zu ſeinem Todestage — den 27 Jänner 1779.

10. Juli 1807 ſtirbt zu Wien Anton Piringer, Doktor der Philoſophie, der Metropolitankirche zu St. Stephan Rektor, wie auch Cur- und Chormeiſter, und Feldpater der löblichen Bürgermiliz. Er war den 11. Februar 1748 zu Wien geboren, ſtudierte unter den Jeſuiten mit Auszeichnung und gewann ſich durch würdevolle Haltung in ſeinem Berufe die perſönliche Zuneigung des Cardinal-Erzbiſchofes Migazzi. Als Volksredner hat er ſich bei mehreren Gelegenheiten bewährt; ſeine Verdienſte um die Bildung des jüngeren Clerus ſind ausgezeichnet.

11. Juli 1746 geb. zu Grätz Matthias Winkhler, Doktor der Theologie, Domcuſtos zu Grätz ꝛc. und Verfaſſer vieler einzelnen Reden und liturgiſchen Schriften. Er ward 1769 zum Prieſter geweiht, und ſtieg in kurzer Zeit zu bedeutenden Ehrenſtellen auf. Der 20. Dezember 1810 iſt der Tag ſeines Todes.

12. Juli 1787 wird in Ofen die allerhöchſte Entſchließung bekannt gemacht, vermöge der in allen ungariſchen Gymnaſien der

Unterricht in der deutſchen Sprache mit dem Anfange des nächſten Schuljahres ohne Ausnahme begonnen hat.

13. Juli 1690 geb. zu München Placidus Böckhe, tüchtiger Rechtslehrer an der hohen Schule zu Salzburg, wo er Mitglied des Benediktiner Stiftes zu St. Peter war. Durch volle 12 Jahre trug er canoniſches Recht vor, und während dieſer Zeit übergab er mehrere werthvolle Abhandlungen daraus dem Drucke. Zuletzt Superior an dem Wallfahrtsorte Plain unweit Salzburg, ſtarb er ebenda am 9. Februar 1752.

14. Juli 1807 ſtirbt zu Prag Karl Ungar, kaiſerl. Rath, Domherr zu Altbunzlau, Bibliothekar und Direktor der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Von Saatz gebürtig, machte er ſich durch die kritiſch commentirte Bohemia docta Balbin's und mehrere andere hiſtoriſche Abhandlungen in den Akten der königl. böhmiſchen Geſellſchaft ſehr vortheilhaft in der literariſchen Welt bekannt. Größere Verdienſte aber erwarb er ſich als Lehrer und Freund der Studierenden, und insbeſonders als Vorſteher der Bibliothek, deren jetzige vorzügliche Einrichtung ſein Werk iſt.

15. Juli 1530 ſtirbt zu Wien Sebaſtian Bunderl, einer der ausgezeichnetſten Redner ſeiner Zeit, wie es viele Druckſtücke Wiens bezeugen. So begrüßte er 1514 die Erzherzogin Maria, Braut Ludwigs von Ungarn, im Namen der Univerſität mit einer Rede, welche durch Reinheit der Sprache und Gedankenfülle den Beſten aller Zeiten an die Seite geſetzt werden kann.

Aenigma.

Intrant bis seni sub tecta adaperta recepti,
Turba ruit foribus, per quas intraverat, omnis,
Excepto quodam, septum qui clauditur intra
Emittique nequit, si non sit janua clausa;
Namque per ille fores non egredietur apertas;
Evolat, objicias si dura repagula tecto.

Streckcharade.

Dreiſilbig.

Die Erſte.

Mich findeſt du bei Menſchen und Thieren, obwohl nicht bei allen doch bei den meiſten. — Mich wirſt Du nur durch mich gewahr. — Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß Du, indem Du dieſes lieſt, mich haſt. — Meine Wirkung iſt augenblicklich. — Verbindeſt Du mich mit meiner Wirkung, ſo iſt, indem Du dieſes thuſt, das Verbundene längſt dahin, denn Du haſt dann ein Etwas, das augenblicklich verſchwindet. — Setzeſt Du mir ein von Dir ſchon öfters zerfleiſchtes Thier, vielfach genommen, vor, ſo verurſache ich dir Schmerzen, die du durch Eitelkeit vielleicht Dir ſelber zugezogen haſt. — Kurz ich will, um nicht langweilig zu werden, Dich nicht mehr plagen, ſondern Dich blos aufmerkſam machen, daß ich in dieſen Zeilen ſchon erwähnt wurde. — Nun? Erräthſt Du mich noch nicht?

Die beiden Letzten.

Weil Naturſchönheit nach und nach vergeht, daher auch unſerer Schönheit, und leider öfters zu ſchnell, gleiches Loos zu Theil wird, ſo ahmt man uns, aus fremden Stoffen, der Natur treu, nach, um ſich durch längere Zeit an unſerer Schönheit zu weiden. — Nicht nur im natürlichen Zuſtande, ſondern auch gut zubereitet, dienen wir Dir als Leckerbiſſen. — Wir waren Urſache eines großen Krieges, und ſeltſam genug, durch uns iſt ein Volk von einem Tyrannen befreit worden. — Mehr können wir, um uns nicht vollends zu verrathen, nicht ſagen! —

Das Ganze.

Im Erſten findeſt Du auch ſicher mich, denn ich ſpiele daſelbſt eine der größten Rollen; daher gilt das von meinem Erſten bereits Geſagte zum Theil auch von mir. —

Wilhelm Turteltaub.

Auflöſung des Räthſels im Blatte 40.

Ehe.

Glückliche Löſer: Auguſte Weikersheim, Nina und Eugenie Zurhelle, Karoline Kolinsky, Amalia Willner, Karl Ritter v. Suttner, Albrecht Hoſtein, Bernh. Fritzer. Emmerich v. Markhót.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

᾿
Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 42.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Bitte an edle Menſchenfreunde.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

6.

Seit Paris in die Hände der Feinde gefallen, war Orleans das Haupt der übrigen Getreuen. Sie war das Thor, das nach dem Süden des Reiches führte; war ſie gewonnen, dann ſtand den Feinden der Zugang in das Herz des Landes offen und um die Freiheit von Frankreich war es geſchehen. Die Franzoſen erkannten wohl, daß ihr Schickſal hier auf die Spitze des Schwerdtes geſtellt ſei, und darum boten ſie bereitwillig die letzten geringen Kräfte, die ihnen nach ſo vielem Unglück geblieben, auf, um dieſem tödtlichen Streiche zu begegnen.

Die Stadt ſelbſt war treu und muthig geſinnt und ihre Bürger bereit, Gut und Blut für das gemeine Beſte des Vaterlandes und für ihren bedrängten König hinzugeben.

Auch die anderen guten Städte des Reiches ſchickten ihnen Geld und Lebensmittel zur Unterſtützung, und ſo ſehr erkannte man allgemein die Wichtigkeit dieſes Kampfes, daß ſelbſt die Stände des Reiches ſich deßhalb eine Steuer auflegten. Auch ſchloß König Karl mit ſeinem alten Bundesgenoſſen, dem Könige von Schottland, einen engeren Bund, um ein neues Schottenheer von ihm zu erhalten. Zu verwundern war es darum nicht, daß die edelſten und tapferſten franzöſiſchen Ritter von allen Seiten der bedrohten Stadt zugeritten kamen, um nach ritterlicher Pflicht in gutem Kampfe wider die Feinde des Landes zu ſtreiten und Preis und Ehre zu gewinnen. Aber auch deſſen, von dem allein aller Sieg kömmt, wurde unter den großen Zurü-

ſtungen nicht vergeſſen, und weil man wohl wußte, wie der Krieg, wenn die Zucht auch noch ſo ſtreng gehandhabt wird, doch den Laſtern gottloſer Menſchen Thor und Thüre öffnet, ſo verordneten die Herren des Kapitels zum heiligen Kreuz feierliche Prozeſſionen, um die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, damit er nicht die Kränkungen, die ſein heiliger Name und ſeine Religion in dem wilden Sturme des Krieges erfahren würde, die gute Stadt Orleans wolle entgelten laſſen.

Allein alle dieſe Bemühung ſchien vergeblich, mit gewaltigen Schaaren rückte der ſtolze Heerführer der Britten, Graf von Salesbury, vor die Stadt, das errichtete Bollwerk der Brücke ward genommen, und ſelbſt daß ein glücklicher Pfeil den feindlichen Feldherrn des Lebens beraubte, gewährte nur ſchwachen vorübergehenden Troſt. Immer enger ward die Stadt umringt, Zwietracht entſpann ſich unter den Rittern Frankreichs, ein unglücklicher Kampf ward bei Rouvray gekämpft, viele der Vertheidiger verließen die Stadt, kaum hielt noch Dunois aus, der von ihr den Namen führte. Endlich ſank auch den Bürgern der Muth und ſie ſandten Boten aus zu dem Herzoge von Burgund: er möge die Feſte in Obhut nehmen, bis der Streit über die franzöſiſche Krone entſchieden worden. — Doch ſelbſt dieſe Boten kehrten unverrichteter Dinge zurück, die Engländer wollten dem Burgunder die reiche Beute nicht gönnen und in offenem Rathe, mit ſchnöden Worten, ward ihm die Annahme des Antrags unterſagt.

Die entkräftete athemloſe Stadt lag gebunden vor ihren Feinden. Aber in dieſem Augenblicke wo, wie ein Advokat des König Karl bezeugt, Alles verzweifelte und Orleans und Frankreich keine andere Rettung vor ſich ſahen, als in der Barmherzigkeit Gottes, und wo König Karl, den ſeine Feinde nur ſpottweiſe den kleinen König von Bourges nannten, nach dem Zeugniße der Frau ſeines Schatzmeiſters, nur noch vier Thaler, die ihm und dem Schatzmeiſter gemeinſam gehörten, in dem Schatze hatte: in dieſem Augenblicke griff die unſichtbare Hand von oben ſichtbar in den Lauf der Begebenheiten ein. Am 15. Februar hatte die Stadt ihre Abgeordneten zum Herzog von Burgund geſandt, ſchon am 24. deſſelben Monats ſchickte Johanna dem Könige jenen Brief, worin ſie ihm kund that, wie ſie einen

Weg von hundert fünfzig Stunden geritten ſei, um ihm Gottes Hilfe zu bringen.

7.

Die große Noth hatte allen Muth gebrochen, ſelbſt die Getreuen waren in Verzweiflung, die lachenden Verſprechungen der Jungfrau mußten ihnen wie der Hohn einer Verrückten erſcheinen. Unglaublich ſchien es, daß das Schickſal des ſtolzeſten Reiches der Chriſtenheit in ſo gar verächtliche Hände ſollte gelegt ſein, daß der ſchwache Arm eines unbekannten und unwiſſenden Mädchens vollbringen würde, wofür die klugſten Rathgeber der Krone keinen Rath wußten, und die beſten Ritter in vielen Schlachten vergeblich ſich verblutet hatten.

Hart wurde im Rathe geſtritten, ob es der Würde des Königs gezieme und erlaubt ſei, die unbekannte Prophetin anzuhören, und erſt als die Biſchöfe ſie über ihre Sendung vorläufig befragt, ward ihr der Zutritt geſtattet.

Es war Abend, als die Jungfrau, geführt von dem Grafen von Vendome, eintrat. Fünfzig Fackeln erleuchteten den Saal. Der ganze Hof, mehr als dreihundert Ritter, Männer aus den edelſten Geſchlechtern Frankreichs, die höchſten Würdeträger der Krone ſtanden da umher in reichem Gewande. Der König hatte ſich in einfachem Kleide, fern von den Übrigen, auf die Seite geſtellt. Denn ſo wollte er die Jungfrau verſuchen, ob ſie auch Den kennen würde, an den ſie, nach ihrem Vorgeben, eine Sendung von Gott habe.

Die Jungfrau ging ruhig und unerſchrocken durch alle dieſe Pracht auf den König zu. Sie hatte ja das leuchtende Antlitz der Himmelsfürſten geſehen und kam jetzt, der gedemüthigten und zerbrochenen einer weltlichen Macht Hilfe zu bringen.

Johanna war damals ſiebenzehn Jahre alt. Ihre Geſtalt war ſchön und wohlgebaut und groß für ihr Geſchlecht; ihre Farbe weiß, das Auge dunkel, das Haar nach damaliger Ritterſitte kurz und rund geſchnitten. Sie war lebhaft und von ausnehmender Leibesſtärke, kühn und gewandt in den Waffen, wie der beſte Ritter. Einfach und züchtig war ſie und von wenigen Worten, aber galt es ihre göttliche

Sendung, dann floß ihre Rede reich, begeiſtert und gewaltig, wie die einer Prophetin. Ihr Geſicht war fein und trug den Ausdruck der Milde und gottergebenen Frömmigkeit. Aus ihrer ganzen Erſcheinung aber leuchtetete, nach dem wörtlichen Ausdrucke eines Augenzeugen, etwas wahrhaft Göttliches hervor.

So in ritterlicher Kleidung vortretend, grüßte ſie demüthig den König, ließ ſich vor ihm, dem Gebrauche gemäß, nieder und ſprach, ſeine Knie umfaſſend, mit ihrer ſanften, wohlklingenden Stimme: »Gott verleihe Euch ein glückliches Leben, edler König!«

König Karl erwiederte: »ich bin nicht der König, dort ſteht der König,« indem er ihr einen der Umſtehenden zeigte.

»Im Namen Gottes, erwiederte die Jungfrau, »Ihr ſeyd es und kein Andrer.«

Auf des Königs weitere Frage über Namen und Vorhaben antwortete ſie: »Ich heiße Johanna die Jungfrau und bin daher geſandt von Seite Gottes, Euch wohlgeborner Herr und dem Reiche Hülfe zu bringen, und der König des Himmels entbietet Euch durch mich, daß Ihr ſollt geweiht und gekrönt werden zu Rheims in der Stadt, und ſollt werden ein Statthalter des Königs der Himmel, der da iſt der wahre König von Frankreich.«

Der König nahm ſie hierauf auf Seite und ſprach leiſe mit ihr, viel waren ſeine Fragen und groß die Freude über ihre Antworten, wie die Umſtehenden deutlich aus ſeinem frohen Antlitze wahrnahmen, ohne jedoch zu verſtehen, wovon zwiſchen beiden die Rede war. Und hier iſt in Erfüllung gegangen, was die heiligen Stimmen der Jungfrau vorausgeſagt, ſie ſolle nur getroſten Muthes gehen, denn ein ſchönes Zeichen würde vor dem König geſchehen, auf daß er ihren Worten glaube. Mit dieſem Zeichen hat es aber folgende Bewandtniß, wie uns v. Sala berichtet, der es aus dem Munde eines ſichern Gouffier Herrn von Boiſſis, eines Freundes Königs Karl VII., erfahren haben will: »Zur Zeit als der König Karl ſo dicht von ſeinen Feinden ein»geſchloſſen war und dachte, daß es bald mit ihm aus ſein würde, »trat er eines Morgens ganz allein in ſeine Betſtube; und da richtete »er in ſeinem Herzen ein Gebet an unſern Herrn, ohne daß er es »mit den Lippen ausgeſprochen hätte; er bat ihn darum demüthig, »daß wenn er wirklich der wahre Erbe, entſproſſen aus dem edlen

»Hauſe von Frankreich wäre und das Reich von Rechtswegen ihm »zugehörte, daß Gott es ihm dann bewahren und beſchirmen möge, »oder ihm doch im ſchlimmſten Falle die Gnade angedeihen laſſen wolle, »daß er nicht im Gefängniß ſtürbe, ſondern glücklich nach Spanien »oder Schottland entkäme, wo die alten Waffenbrüder und Verbün»deten der Könige von Frankreich wohnten und die er ſich darum auch »zur Zuflucht auserſehen hatte.«

Auf dieſes geheime Gebet alſo, auf dieſen im Innern ſeines Herzens geäußerten Zweifel über die Rechtmäßigkeit ſeiner Geburt waren jene Worte eine Antwort, die die Jungfrau ihm ſprach: »Ich ſage dir von Seite meines Herren, daß du der wahre Erbe von Frankreich und der Sohn des Königs biſt!«

8.

Auf Befehl des Königs wurde nun die Jungfrau aufs Neue von einer ehrwürdigen Verſammlung, der unter andern vier Biſchöfe und auch der Herzog von Alencon beiwohnten, über ihr Vorhaben gefragt. Sie antwortete ihnen wieder, wie ſie von Seiten Gottes käme und himmliſche Stimmen ihr offenbarten, was ſie zu thun hätte, um den Befehl Gottes zu erfüllen.

Es ſcheint, daß alle dieſe Männer ſich keine Entſcheidung in einer ſo wichtigen Sache zutrauten, ſie fürchteten den Spott der Feinde, und beſonders wollte der Erzbiſchof von Rheims ihren Verheißungen nicht glauben. Es wurde alſo der Beſchluß gefaßt, die Jungfrau nach Poitiers zu bringen. Dort hatte, ſeit Paris in Feindes Hand war, ein Parlament und eine berühmte Univerſität mit vielen Gelehrten, Doctoren und Meiſtern ihren Sitz. Von dieſen ſollte ſie abermals geprüft und ausgefragt werden.

Alſo wurde zu Poitiers unter dem Vorſitze des Erzbiſchofes von Rheims, als Kanzler des Reiches, auf Geheiß des königlichen Rathes, eine große und feierliche Verſammlung von Doctoren, Profeſſoren und Baccalaureen, kundig der heiligen Schrift und des weltlichen nnd geiſtlichen Rechts, zuſammenberufen, um zu unterſuchen, wie die Lehren und der Glaube dieſes Mädchens beſchaffen ſei, das vorgebe von Gott geſandt zu ſein, um dem Könige wieder zu ſeinem Reiche zu verhelfen.

Die Jungfrau gab ihnen auf alle Gründe, Fragen und Spitzfindigkeiten ſo gute und ſchöne Antworten, daß die Profeſſoren und Doktoren den Kopf ſchüttelten und meinten, ein gelehrter Doktor könne nicht beſſer antworten. Und wenn ſie dann auf ihre göttliche Sendung zu reden kam, und ihnen erzählte, wie die Engel und die Heiligen ihr daheim bei den Heerden erſchienen und ihr von der großen Barmherzigkeit Gottes mit Frankreich geſprochen; wie ſie darüber hätte weinen müſſen und die Heiligen ihr dann geboten, nach Vaucouleurs zum Hauptmanne zu gehen, und ihr verſprochen, ſie glücklich den gefahrvollen Weg zum Könige zu geleiten; wenn ſie von dem Allen ſprach, dann geſchah es mit ſolcher Begeiſterung und in ſo erhabner, würdiger Weiſe, daß die Gelehrten ſehr erſtaunten, wie doch ein ſonſt gar unwiſſendes, einfältiges Hirtenmädchen, ſo wunderbare, große und ſchöne Dinge zu verkünden wiſſe, und ſo klug und weiſe alle Fragen und Zweifel zu beantworten verſtünde.

Sie ſagte ihnen auch bei dieſer Unterſuchung vier Dinge voraus: des erſten, daß die Macht der Engländer würde zerbrochen und Orleans befreit werden, um dieſes aber zu vollführen, müßte der König ihr gewappnete Leute mitgeben, doch müſſe ſie vorher die Engländer auffordern, gutwillig abzuziehen. Zum zweiten ſagte ſie ihnen voraus, wie der König zu Rheims würde geſalbt werden, und drittens, daß Paris wieder würde unter ſeine Botmäßigkeit kommen und viertens endlich, daß der Herzog von Orleans wieder aus ſeiner Gefangenſchaft in England heimkehren würde.

Obſchon nun dieſe vier merkwürdigen Vorausſagungen, wie die Jungfrau ſie damals zu Poitiers verkündet, eingetroffen ſind, ſo kamen ſelbe doch den Profeſſoren und Doktoren, ehe ſie eingetroffen waren, überaus unwahrſcheinlich vor, wenn ſie bedachten, wie rückſichtlich der Krönung des Königs alle Wege und Orte, von Orleans bis nach Rheims der Krönungsſtadt, in den Händen der Feinde ſeien. Sie machten ihr daher allerlei Einwendungen: »Johanna, fing z. B. Einer an, Ihr verlangt gewappnete Kriegsleute vom König und ſagt doch ſelbſt, es wäre Gottes Wille, daß die Engländer aus dieſem Lande abzögen. Wenn dem aber alſo iſt, dann bedarf es ja keiner gewappneten Kriegsleute, denn der Wille Gottes allein kann ja ihre Macht vernichten und ſie zum Abzuge zwingen.«

»Bei meinem Gott, erwiederte Johanna, die Kriegsleute

werden kämpfen, und Gott ihnen den Sieg verleihen, wenn es ihrer auch noch ſo wenige ſind.«

Mit dieſer Antwort war Der nun zufrieden, alsbald fing ein Anderer, der Bruder Seguin, deſſen eigene gerichtliche Ausſagen wir über dieſe Verhöre beſitzen, alſo an: »Gott will nicht haben, daß man Euren Worten glaubet, wenn ihr kein Zeichen verrichtet, wodurch es offenbar wird, daß man Euch glauben ſoll, und darum werden wir auch dem König nicht rathen, ſeine Kriegsleute Euch, auf Euer bloßes Wort, anzuvertrauen, auf daß ihr ſie hintennach in Gefahr brächtet; ihr müßtet uns denn eines Andern berichten.«

Das war einmal eine Einwendung, die auch manchen Andern ſehr einleuchtete; denn hätte die Jungfrau vor ihren Augen Waſſer in Wein verwandelt oder einen Todten ins Leben gerufen, ſo wäre das freilich die kürzeſte Weiſe geweſen, ihre Bedenklichkeiten zu löſen. Sie baten darum inſtändig mit dem Bruder Seguin, Johanna möge ihre Sendung durch Wunder beglaubigen.

»Bei meinem Gott, erwiederte ihnen aber die Jungfrau, ich bin nicht nach Poitiers gekommen, um Zeichen zu verrichten und Gott zu verſuchen; geleitet mich nach Orleans, dort will ich Euch Zeichen verrichten, um derentwillen ich geſandt bin. Der König gebe mir nur Kriegsleute, ſo viel oder ſo wenig er will, und ich gehe dahin.«

Wie vorſichtig aber und bedenklich König Karl in dieſer Sache zu Werke ging, und wie wenig leicht man den Ausſagen der Jungfrau über ihre göttliche Sendung glaubte, iſt daraus abzunehmen, daß ihm die langen Unterſuchungen der Gelehrten und berühmten Doktoren zu Poitiers nicht einmal genügten, ſondern er noch andere angeſehene Männer und Prälaten, ja ſelbſt die Königin von Sicilien und andere ehrbare Frauen zu Rathe zog, ehe er ſich zum Glauben an ihre Worte entſchied.

(Fortſetzung folgt.)

Bitte an edle Menſchenfreunde.

Der achte Juni 1834 war ein Tag des Schreckens und Verderbens für die Bewohner des Ortes Stranzendorf in Unteröſterreich, im Kreiſe Untermanhartsberg, zur Herrſchaft Schönborn gehörig. An jenem Tage, einem Sonntage, brach dort gegen drei Uhr Nachmittags eine Feuersbrunſt aus, welche faſt den ganzen Ort zerſtörte und namenloſes Unglück verurſachte. Nichts vermochte der Gewalt des Elementes bei dem fürchterlichen Winde Einhalt zu thun;

in kurzer Zeit lagen neun und fünfzig Häuſer, drei und dreißig Scheunen und drei und dreißig Preßhäuſer in der Aſche. Da es ein Sonntag war, wo das Vieh um drei Uhr Nachmittags ſchon in den Ställen war, ging der größte Theil desſelben ſammt allen Habſeligkeiten zu Grunde, daher auch die Feuer-Aſſekuranz, in welcher mehrere abgebrannte Hauseigenthümer ſtanden, nur einen ſchwachen und ungenügenden Erſatz leiſten kann. Der Ortsrichter Sebaſtian Kreitmayer, ein beinahe achtzigjähriger Greis, der das Richteramt in Stranzendorf beinahe vierzig Jahre ausübt, ein ſowohl von der Herrſchaft als von der Gemeinde allgemein geachteter Mann, verlor im ſtrengſten Sinne des Wortes ſein ganzes Eigenthum, ſeine Pferde, ſein Hornvieh, ſeine Schweine, Schafe und Geflügel, alle ſeine Obſtbäume gingen zu Grunde, ja ſogar ſein Keller und ſeine Fäſſer verbrannten. Überhaupt beſteht der unerſetzliche Verluſt darin, daß über zwei tauſend der edelſten Obſtbäume, die Quelle eines dieſer ohnehin unvermögenden Gemeinde ſo dringend nöthigen jährlichen Einkommens einiger tauſend Gulden, ein Raub des wüthenden Elements wurden, und der Schaden in vielen Jahren nicht zu erſetzen iſt. Dieſe faſt gänzliche Vernichtung eines bedeutenden Dorfes macht es begreiflich, wie ſich der laut Protokoll erhobene Schade auf die enorme Summe von 35,390 fl. 30 kr. C. M. belaufen könne. In dieſer bedauernswürdigen Lage richten die unglücklichen Bewohner von Stranzendorf ihre Blicke auf ihre edlen Mitbürger, und hoffen von dieſen Hilfe und Unterſtützung in ihrem verzweiflungsvollen Zuſtande.

Auch der Unterzeichnet, der bei mehreren ähnlichen Anläſſen ſo glücklich war, durch Bekanntmachung in ſeinen Blättern ein reges Mitgefühl zu erwecken, bittet um Beiträge für dieſe Abgebrannten. Diejenigen Leſer des Jugendfreundes, welche dieſem Aufrufe zur Wohlthätigkeit, der ja in den edlen Herzen der Bewohner der Kaiſerſtadt nie ungehört verhallt iſt, zu entſprechen gedenken, belieben ihre Beiträge entweder in dem Comptoir des Wanderers (Dorotheergaſſe Nr. 1108) oder in der Wohnung des Unterzeichneten (Neue Wieden, Hauptſtraße Nr. 767, im erſten Stocke) oder bei Herrn Wilhelm Schwarz, Kaffehhaus-Inhaber in der Joſephſtadt, Kaiſergaſſe Nr. 120, abgeben zu laſſen. An allen dieſen Orten wird auf Verlangen quittirt. Sollte die Unterſtützung irgend eines einzelnen Verunglückten beabſichtigt werden, ſo beliebe man beizuſetzen. Die Namen oder Namens-Chiffern der edlen Geber und Geberinnen (denn das zartfühlende Geſchlecht wird dieſem Aufrufe gewiß nicht fremd bleiben) werden in dem Wanderer abgedruckt erſcheinen und die eingegangenen Beiträge an das löbliche Kreisamt Korneuburg, an den Herrn Anton Freiherrn von Erben, k. k. N. Öſt. Regierungsrath und Kreishauptmann, eingeſendet werden.

Joſeph Ritter von Seyfried.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 43. Wien, den 23. Juli 1834.

Der Stock im Eiſen. Ein Kinderlied von A. P. — Der Plantagenet. Erzählung von M. Enk. — Verskünſteleien. (Zum Theile nach Leſſing.) von H. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Charade von Auguſt Schilling.

Der Stock im Eiſen.

Ein Kinderlied.

O lieber Stock im Eiſen,
Du warſt ein Baum einmal
Und unter deinen Zweigen
Weilten die Bürger all.

Gleich unſern müden Greiſen
Lehnſt du an dem Geſtein,
O lieber Stock im Eiſen,
Wo haſt die Zweige dein? —

Der Städter mißt den Frieden
In hoher Häuſer Nacht,
Seit dich hier anzuſchmieden
Der Schloſſer war bedacht.

Es ſchaut der Mond herunter,
Der Stern auf Wolken hängt,
Das Nachtgeſpenſt iſt munter,
Der Menſch in Schlaf verſenkt.

Da legt es an die Zweige
Die Axt rothglühend an.

»O!« ſpricht der Stock im Eiſen,
»Was hab' ich dir gethan?« —

»Der Vogel auf den Zweigen
»Gott unſern Herrn pries!« —
Der Dunkle heißt ihn ſchweigen
Und ſchmiedet das Gebiß.

Der Städter liegt im Flaume,
Kein Stern herunter guckt;
Der Schmerz von jenem Baume
Durch alle Gaſſen ſpuckt.

Und die vorüber reiſen
Die ſchlagen Nägel ein.
O lieber Stock im Eiſen,
Iſt das die Rinde dein?

Es ſchau'n den Stock im Traume
Die kleinen Junker an:
»Wer zog, wer zog dem Baume
Die ſchwarze Rüſtung an?«

Die Rüſtung mußt' er nehmen,
Kein Nagel wird geſpart:
Er will ſich nimmer ſchämen,
Er iſt wie ihr ſo hart! —

A. P.

Der Plantagenet.

Erzählung von M. Enk.

Im Frühling des Jahres 1503 begann Sir Thomas Moyle im Kirchſpiel Eaſtville den Bau eines neuen Schloſſes. Da er den Bau ſchnell zu fördern wünſchte, ſo hatte er nicht nur eine große Anzahl von Arbeitern zuſammengebracht, ſondern auch den Entſchluß gefaßt, in Perſon über ſie die Aufſicht zu führen. Wenn ſie nun um die Mittagsſtunde ihre Werkzeuge weglegten, und ſich in einzelne Gruppen auflösten, um ihre Mahlzeit zu ſich zu nehmen,

bemerkte Sir **Thomas**, daß Einer von ihnen gewöhnlich von den Übrigen ſich abzuſondern, an eine abgelegene Stelle ſich hinzuſetzen, und, während er ſein ſparſames Mahl verzehrte, in einem kleinen Buch, das er dann aus dem Buſen zog, eifrig zu leſen pflegte. Sir **Thomas**, neugierig das Buch kennen zu lernen, welches jenen Arbeiter, der ihm ſchon ſonſt durch ſein ernſtes, zuſammengenommenes Weſen aufgefallen war, ſo angelegenheitlich beſchäftigte, machte mehr als einen Verſuch, ihn bei ſeiner Lectüre zu überraſchen; allein lange Zeit blieb ſein Bemühen erfolglos. Endlich gelang es ihm eines Tages, dem Einſamen ſich ganz unbemerkt zu nähern. Eilig erhebt ſich der Überraſchte von ſeinem Sitz, um ihn zu begrüßen; das Buch entfällt ihm; ſchnell hebt es Sir Thomas auf, öffnet es, und findet — eine lateiniſche Ausgabe der Werke des Horaz.

Natürlich wurde dadurch das Intereſſe des Sir an ſeinem räthſelhaften Arbeiter nicht wenig geſteigert; er zog ihn in ſein Haus, und ſpäter hin ſogar an ſeinen Tiſch; er vertraute ihm die Aufſicht über einen Theil der übrigen Arbeiter, und hörte mehr als einmal auf ſeine Vorſchläge über die Führung des Baues, die meiſtens eben ſo ſehr von Geſchmack, als von Einſicht und richtiger Beurtheilung zeigten. Inzwiſchen dauerte es noch lange, eh' die Verſchloſſenheit des Unbekannten von dem beharrlichen Antheil und Wohlwollen ſeines Gönners ſich überwinden ließ.

»Ich will es Ihnen nicht länger verbergen,« ſagte er endlich eines Tages zu Sir **Thomas**, »ich war vom Schickſal anfangs nicht dazu beſtimmt, das zu ſein, als was ſie mich kennen gelernt haben. Meine Vorfahren bauten Städte und Schlößer: ich baue um Lohn an einem fremden Hauſe; ſie wohnten in ſtolzen Palläſten: ich wohne in einer niedrigen Hütte; ſie herrſchten über zahlloſe Tauſende: mein Loos iſt es, zu den zahlloſen Tauſenden zu gehören, welche beſtimmt ſind zu gehorchen. Ob ſie glücklicher waren, als ich; ob ich glücklicher geweſen wäre, wenn ich nach der Höhe geſtrebt hätte, auf welche ich durch meine Geburt berufen war, wenn ich dieſe Höhe erreicht hätte — ich weiß es nicht; aber ich muß es bezweifeln.

Bis gegen das Ende meines ſechzehnten Jahres wurde ich auf einem kleinen Pfarrſitz im ſüdweſtlichen Theil der Grafſchaft **Warwick** erzogen. Die Erinnerung an dieſe Jahre wird immer die theuer-

ſie meines Lebens bleiben, denn ſie waren die glücklichſten, welche mir zu Theile geworden. Daß ich, trotz meiner Jugend und Unerfahrenheit, nach dem Looſe griff, welches ich wählte; daß ich mit dieſem Loos bis auf die gegenwärtige Stunde glücklich und zufrieden gelebt habe, und daß ich das Gleiche auch für die Zukunft von mir ſelbſt erwarten darf: das habe ich nur jener Zeit, und nur dem Manne zu danken, unter deſſen Führung ich ſie hinbrachte. Es gibt Menſchen, die von der Natur eine ſo glückliche Organiſation erhalten haben, und deren Anlagen, Bedürfniſſe und Neigungen ſie ſo ſorgfältig abgewogen, und in eine ſo harmoniſche Übereinſtimmung gebracht hat, daß es ihnen faſt unmöglich iſt, anders, als ſanft, gütig, menſchlich und weiſe zu ſein. Mein Erzieher gehörte zu dieſen glücklichen Naturen, und die heitere Ruhe, welche ihr neidenswerthes Erbtheil iſt, die ſtets ſich gleiche Milde ſeines Gemüthes, konnte nur wohlthätig auf mich einwirken. Allein ein noch weit höherer und ſeltnerer Vorzug, welchen die meiſten Menſchen nur mit Mühe und meiſtens nur um den Preis ſchwerer Kämpfe und ſchmerzlicher Erfahrungen erringen, ſchien ihm, als die feſteſte Grundlage jener Tugenden, nicht minder wie dieſe ſelbſt, als ein Geſchenk der Natur angeboren zu ſein; ich meine jene höchſte Klarheit und Entſchiedenheit des Geiſtes, die das Rechte und Wahre überall mit Sicherheit erkennt, und ohne durch irgend eine von den Rückſichten und Beſtrebungen, welche uns davon ablenken, irre geleitet zu werden, es unbedingt ergreift und feſthält. Das Erkennen und das Handeln ſchien bei ihm einer innern Nothwendigkeit nach ſo ganz Eins zu ſein, daß er ſie nicht zu trennen vermochte; und es kam ihm eben ſo wenig in den Sinn, etwas zu wünſchen, was mit ſeinen Pflichten im Widerſpruch geſtanden wäre, oder was der Ruhe ſeiner Gemüthes hätte gefährlich werden können, als es ihm hätte einfallen können, ſeine Hand nach einen Gifttrank auszuſtrecken, um ſeinen Durſt zu ſtillen. Auf den Grundſatz, daß wie unſre Tugend, ſo auch unſer Lebensglück, einzig von der Übereinſtimmung unſers Strebens und Handelns mit unſerm beſſeren Erkennen abhänge, ruhte daher ſeine ganze Erziehungsweiſe; ein Grundſatz, für welchen auch das jugendliche Alter, wenn er ihm auf die rechte Art geboten wird, hinreichende Empfänglichkeit beſitzt, um ſich ihn ſpäterhin vollkommner anzueignen, wenn er gleich an

ſich ſelbſt als die am ſpäteſten reifende Blüte und als der letzte Abſchluß aller Lebensweisheit betrachtet werden kann.

Ich ſtand am Schluße meines ſechzehnten Lebensjahres, als eines Tages ein ältlicher, reichgekleideter Herr in unſerm Hauſe erſchien, der mich bat, ihm zu folgen. Er ließ mich ein koſtbar ausgerüſtetes Pferd beſteigen, und brachte mich nach London vor die Pforten eines hohen Pallaſtes, wo wir abſtiegen.

Nachdem er mich durch eine lange Reihe prächtiger Gemächer geführt hatte, öffnete er eines, das prunkender, als alle übrigen ausgeſchmückt war, und hieß mich in demſelben verweilen, während er ſelbſt ſich entfernte. Ich hatte nicht lange gewartet, als ein Mann von ungefähr fünf- bis ſechs und dreißig Jahren eintrat, der mit Diamanten bedeckt, von Geſicht und Geſtalt aber ſo häßlich war, daß ich mich von ſeinem Anblick unwillkührlich überraſcht fühlte. Glücklicherweiſe bemerkte er dieſes nicht; er ging auf mich zu, umarmte mich auf das zärtlichſte, und ſtellte eine Menge Fragen an mich, die ich ſo gut beantwortete, als ich es vermochte. Er ſchien mit meinen Antworten zufrieden zu ſein, und nachdem er ſich ungefähr eine Stunde mit mir unterhalten hatte, ſchloß er mich noch einmal lange in ſeine Arme, gab mir eine reich mit Gold gefüllte Börſe, und entfernte ſich. Ohne Verzug brachte mich darauf mein Führer nach meinem vorigen Aufenthalt zurück.

Der ganze Vorfall ſchien mir ein Traum zu ſein. Ich verſuchte es, mit meinem Lehrer davon zu ſprechen; allein der Ausdruck von Bekümmerniß, der auf ſeinem Geſichte lag, während er meinen Fragen auswich, benahm mir bald den Muth dazu. Ich fand dieſen Ausdruck ſeit jener Zeit noch vielmals in ſeinen Zügen, und oft ruhte ſein Auge lange mit ſtiller Trauer auf mir, wenn er unbemerkt zu ſein glaubte. Unverkennbar wurde ſein Beſtreben noch angelegenheitlicher, als vorher, meinem Geiſt die Wahrheiten einzuprägen, welche uns die Kraft geben, die Güter des Glückes mit Gleichgültigkeit anzuſehen, weil wir im Gefühl unſrer innern Freiheit ihrer entbehren können! und nichts wählte er jetzt öfter zum Gegenſtande ſeiner Belehrungen, als Beiſpiele ſolcher Menſchen, die es durch ihr Leben bewieſen haben, daß jene Wahrheiten einen Grad von Klarheit und Überlegungskraft in unſerm Geiſt zu

gewinnen vermögen, der hinreichend iſt, uns über das Streben und ſelbſt über das Verlangen nach jenen Gütern wegzuheben, die wir oft nur durch Verbrechen, ſelten ohne peinliche Anſtrengungen erringen, und noch ſeltner mit ungetrübter Seelenruhe beſitzen können.

So waren mehrere Monate vorbeigegangen, als jener Abgeſandte eines Tages von neuem ſich einfand, um mich abzuholen. Mein Pflegevater mochte von ſeiner Ankunft, ſo wie von dem Gang der letzten Ereigniſſe in England, ſchon früher unterrichtet ſein; denn ſeine Stirne war ſeit einiger Zeit ſichtbar umwölkt, und ſein Benehmen gegen mich noch milder und weicher, als es ſonſt zu ſein pflegte. Es war an einem ſchönen Sommerabend gegen das Ende des Auguſts, als der Abgeſandte mich abzuholen kam, und ich ſaß mit meinem Lehrer in ſeinem Studierſtübchen und las mit ihm den Curtius. Er bat den Eingetretenen, nachdem er ein von demſelben mitgebrachtes Schreiben nicht ohne eine mühſam unterdrückte ſchmerzliche Bewegung durchleſen hatte, das angefangene Stück unſrer Lectüre mit mir beendigen zu dürfen. Es war die Erzählung des Curtius von jenem Sprößling des ſidoniſchen Königsgeſchlechtes, der zur Armut herabgeſunken, mit ſeinen Händen einen Garten baute, um ſich den Lebensunterhalt zu gewinnen, und als er von Alexander auf den Thron berufen und gefragt wurde, wie er die Niedrigkeit ſeines bisherigen Standes habe ertragen können, ihm zur Antwort gab: »Möge es der Wille der Götter ſein, daß ich meinen neuen Stand mit gleich heiterem Muthe ertrage. Dieſe Hände verſchafften mir, was ich bedurfte; und da ich nicht mehr verlangte, ſo fehlte mir nichts.«

Er ſchloß das Buch, und ſtand auf. »Nun geh' mein Sohn,« ſagte er mit weicher, aber dennoch feſter Stimme, »geh hin, wohin dich dein Schickſal ruft, und vergiß nicht dieſer letzten Stunde unſers Zuſammenſeins; denn es wird wohl die letzte ſein, die uns gegönnt war. Wäre die Erzählung, welche du eben geleſen haſt, auch ein Märchen; ſie könnte wahr ſein. Der Menſch kann frei und glücklich ſein, wenn er Kraft und Entſchiedenheit genug beſitzt, um nur wenig zu bedürfen, und nur das zu wollen, was ihm erlaubt iſt. Daß der Menſch ſich dieſer Kraft, als einer ſeiner Natur innwohnenden,

meiſtens erſt dann bewußt wird, wenn er ſie bereits verloren hat, iſt das traurigſte Blatt in der Geſchichte der Menſchheit. Leb wohl, mein Sohn! und gebe dir Gott ruhige Beſonnenheit des Geiſtes genug, um dieſer Wahrheit dir immer bewußt zu bleiben, und die Kraft, ſie in jedem Verhältniß des Lebens zur einzigen Richtſchnur deiner Wahl zu machen.«

Mit dieſen Worten legte er ſegnend ſeine Hand auf meinen Scheitel, weinend ſank ich in ſeine Arme. Mein Führer drängte; ich riß mich los von meinem theuren Lehrer, den ich nie wieder ſehen ſollte, und beſtieg das Pferd, welches jener für mich mitgebracht hatte.

Nicht nach London brachte mich dießmal mein Führer, ſondern in nordöſtlicher Richtung zog ſich der Weg hin, welchen wir einſchlugen. Am Abende des zweiten Tages erreichten wir Bosworth, das durch die unglückliche Schlacht, in welcher mein Vater, Englands dritter Richard, Krone und Leben verlor, eine traurige Berühmtheit erhielt. In unüberſehbarer Ausdehnung breiteten ſich, bei einbrechender Nacht von tauſend Wachfeuern erhellt, die beiden Lager hin, deren Anblick wenig geſchickt war, die Befangenheit zu zerſtreuen, welche der Abſchied von meinem Lehrer, und die ungewiſſe Zukunft, der ich entgegenging, in mir erregt hatten. Man brachte mich in das Gezelt des Königs. Hatte ſein Anblick mich früher überraſcht, ſo flößte er mir jetzt Entſetzen ein. Er war eben beſchäftigt, mit ſeinen Unterfeldherrn für den folgenden Morgen die Anordnungen zur Schlacht zu treffen. Sein rollendes Auge, ſeine jetzt laut hervorbrechenden, jetzt zurückgepreßten Verwünſchungen, und die Unruhe, die ſich in allen ſeinen Bewegungen ausdrückte, verriethen die Heftigkeit ſeiner innern Aufregung. Als jene ſich entfernt hatten, ſtarrte er lange bewegungslos vor ſich hin, und ſchien meine Gegenwart gänzlich vergeſſen zu haben. Endlich erwachte er aus ſeinem Traume, und wurde mich gewahr. Er ging auf mich zu und preßte mich heftig an ſeine Bruſt. »Du biſt zu einer großen Entſcheidung gekommen, mein Sohn,« ſagte er; »der morgige Tag gewinnt oder verliert dir, wie mir, eine Krone. — Morgen, ſo Gott will« — ſetzte er hinzu — — Gott — will« wiederhohlte er langſam vor ſich hin, indem einen Augenblick lang ein Lächeln bitteren Hohn's ſeinen Mund verzerrte, und er gleich darauf, wie von einem plötzlichen übermächtigen Gedan-

ken ergriffen, unwillkührlich zuſammen ſchauderte. Bald inzwiſchen faßte er ſich. »Morgen,« ſagte er, »werde ich kämpfen, und ſiegen; ich! — Du ſollſt Zeuge dieſes Kampfes ſein, der über deine Rechte entſcheidet. Jetzt geh, mein Sohn, und laß mich allein.«

Ich ging. Schlaflos brachte ich die Nacht hin; das Bild meines Vaters ſcheuchte jede Anwandlung des Schlummers von meinem Lager; nicht das Bild ſeiner Größe, ſondern — — Ich hatte einen Blick in ſeine Bruſt gethan, und ich ſchauderte! — Als der Morgen anbrach, führte mich mein bisheriger Begleiter auf einen Hügel, von welchem ich das Schlachtfeld überſehen konnte. Laſſen Sie mich ſchnell über die Erinnerung an dieſe Tage wegeilen. Ich ſah die faſt übermenſchlichen Anſtrengungen, welche mein Vater machte, um ſeinem Gegner den Sieg zu entreißen; ich ſah ihn auf der Flucht vom Pferde ſtürzen, eines andern Pferdes ſich bemächtigen, und ins dichteſte Gewühl der Schlacht zurück fliegen. Ich ſah ihn an den Fuß des Hügels, auf welchem ich mich befand, zurückgedrängt, mit der Wuth der Verzweiflung gegen eine Schaar feindlicher Reiter kämpfen, und unter ihren Streichen zu Boden ſinken. Bewußtlos ſank ich ſelbſt zur Erde, und erſt der kalte Nachtthau weckte mich wieder zur Beſinnung. Ich raffte mich auf; mein Führer hatte mich verlaſſen, ohne ſich weiter um mich zu kümmern. Wie ich den Weg über das Schlachtfeld und durch die Trümmer des geſchlagenen, durch die Schaaren des ſiegenden Heeres gefunden, iſt mir noch heute ein Räthſel. Ich wollte zu dem einzigen Freunde zurückkehren, deſſen ich ſicher war. Bei einbrechender Nacht langte ich an, und ſah ſchon ferne die Außenſeite des Hauſes vom Schimmer vieler Fackeln erleuchtet. Keine Ahnung fiel in meine Bruſt; mit jener dumpfen Gleichgültigkeit, in welcher ich den ganzen Weg zurückgelegt hatte, nahte ich mich der Schwelle in dem Augenblick, in welchem man den Sarg meines theuren Lehrers über ſie heraustrug. Ohne Thräne begleitete ich ihn zu Grabe, und kehrte dann ſchweigend in das Haus zurück. Man überlieferte mir ein verſiegeltes Päckchen, das der Sterbende, bei ſeinem durch einen plötzlichen Zufall verurſachten Tode, für mich hinterlaſſen hatte. Ich nahm es, und verließ das Haus. Als ich in's Freie heraustrat, überfiel mich zum erſtenmahl das Gefühl meiner gänzlichen Verlaſſenheit. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus mei-

nen Augen. Mechaniſch wandte ich den Schritt nach dem Grab meines Lehrers zurück. Dort ſaß ich bis zum Morgen. Erſchöpft von Thränen löſte ich jetzt das Siegel. Ich fand die Documente meiner Geburt! oben auf lag ein herausgeriſſenes Blatt aus dem Curtius, die obenerwähnte Erzählung. In ſeinen letzten Stunden des Gebrauches der Sprache, wie der Hand beraubt, hatte mein verewigter Freund nur dieſes Mittel gehabt, ſich mir zu verſtändigen. Ich verſtand ihn. Die Erinnerung an die Verzweiflung und an die letzten Stunden meines unglücklichen Vaters, an die gräßlichen Scenen des Kampfes der Parteiwut, von welchem ich Zeuge geweſen war, erfüllte mich mit Entſetzen; und jene an die heitre Ruhe meines zweiten Vaters mit dem Mut, die Documente meiner Abkunft zu vernichten, von dem ich nicht weiß, ob ich ſagen ſoll, daß er über meine Jahre hinausging, oder daß vielleicht nur dieſe Jahre ſeiner fähig ſind. Das weiß ich, daß ich mir in jenem Augenblick deſſen, was ich that, und des Entſchlußes, mein Glück nur in mir ſelbſt und in meiner inneren Freiheit zu ſuchen, klar bewußt war. Auch habe ich es bis auf dieſe Stunde nicht bereut, der Aufforderung meines Innern, ſo zu handeln, gefolgt zu ſein.

Nachdem ich den Lehren des Verewigten dieſes Todtenopfer gebracht hatte, verließ ich ſein Grab, und richtete meinen Weg nach London. Noch eh' ich es erreichte, ward ich auf der Straße von einigen herumſchweifenden Soldaten angefallen, die mich rein ausplünderten. Ohne alle Mittel zu meinem Fortkommen, als das wenige Geld, welches durch Zufall dem Nachſuchen der Räuber entgangen war, langte ich in der Stadt an.

In der Taverne, in welcher ich ein Nachtlager ſuchte, hatten ſich einige Maurermeiſter zu einem Abendmale verſammelt. Ich erregte ihre Aufmerkſamkeit; ſie fragten mich, wo ich herkomme, und ich erzählte ihnen, ich ſei aus der Gegend von Bosworth, meine Eltern ſeien bei der letzten Schlacht vertrieben, ihr Haus niedergebrannt worden. Als ich mein Märchen geendigt hatte, machte mir Einer von ihnen den Vorſchlag, mich in die Lehre zu nehmen. Ich willigte ein. Mein Lehrherr war ein wackrer Mann; nach ſechs Jahren wurde ich ſein Schwiegerſohn, und nach ſeinem Tode ſein Erbe. Mit meiner Gattin hab' ich in einer beneidenswerth glücklichen Ehe

gelebt. Mein Fleiß erwarb mir einen nicht unbedeutenden Wohlſtand. Das Mißgeſchick nahm mir wieder, was mein Fleiß mir erworben hatte, ohne daß es mir meine innere Zufriedenheit hatte nehmen können. Der Tod entriß mir vor drei Jahren binnen wenigen Wochen meine Gattin und zwei hoffnungsvolle Söhne; ich habe auch dieſen Schmerz ertragen. Eines hab' ich mir bewahrt und gerettet: die Überzeugung, daß es von mir, und von mir allein abhängt, glücklich oder elend, frei oder ein Sklave zu ſein; und mit dieſer Überzeugung kann ich heiteren Muthes mich in Ihrem Dienſte finden, ohne daß es mir eine Minute verkümmerte, daß ich geboren war, nicht für Taglohn an der Erbauung eines Pallaſtes zu arbeiten, ſondern in einem ſolchen zu herrſchen.

Hier endigte der ſonderbare Lohnarbeiter ſeine Erzählung, die Sir *Moyle* im Tagebuch ſeiner Familienbegebenheiten aufzeichnete. Jener ſcheint inzwiſchen ein ſehr hohes Alter erreicht zu haben, denn im Kirchbuch von Eaſtville findet ſich die Angabe: *Richard Plantagenet, beerdigt am 12. December 1550.*

Verskünſteleien.

(Zum Theile nach Leſſing.)

Von jeher hat es Menſchen und Zeiten gegeben, die mit der einfach herzlichen Sprache der Empfindung und Begeiſterung unzufrieden, der Poeſie noch irgend eine äußere Hülle, einen Reifrock und eine Perücke ſchenken zu müſſen glaubten; ſo ſind die *Akroſticha* und *Chronoſticha*, in denen die Buchſtaben eines Namens oder die Zahl eines Jahres vorkommen müſſen, und ſo ſind viele andere ſonderbare Künſteleien entſtanden, von denen wir einige der merkwürdigeren unſern Leſern mittheilen wollen; ſie wahrlich nicht zur Nachahmung hinſtellend, ſondern um zu zeigen, in welchen ſonderbaren Spielen ſich manchmal der menſchliche Scharfſinn gefallen hat.

1. **Versus tautogrammi**; Verſe, worin alle Worte mit einem und demſelben Buchſtaben anfangen z. B. der bekannte Vers des Ennius:

O Tite, tute, Tati, tibi tanta, Tyranne, tulisti
(Straflos haſt du, Tyrann Titus Tatius, ſolches genommen.)

So befindet ſich in der griechiſchen Anthologie ein Gedicht zu Ehren Bachus aus 25 Verſen, wo alle Worte des zweiten Verſes mit einem α, die des dritten mit einem β und ſofort mit den Buchſtaben des griechiſchen Alphabeths beginnen z. B.

μέλπωμεν βασιλῆα φιλευνιον, ειραφιώτην,
αβροκόμην, ἀγρὄικον, ἀοιδιμον, ἀγλαομορφον,
βοιωτον, βρόμιον, βακχευτερα, βοτρυοχαιτην u. ſ. w.

2. **Versus lipogrammatici**, Verſe, in denen ein Buchſtab des Alphabets nie erſcheint; ſo ſchrieb Thryphiodorus ein Gedicht über den trojaniſchen Krieg in 24 Geſängen, den erſten ohne α, den zweiten ohne β u. ſ. f. So gibt es ein Gedicht von Cardano il R sbandita, ſo ſchrieben die fünf großen ſpaniſchen Novelliſten fünf Novellen, wo in jeder ein anderer Vocal fehlt; ſo kennen wir endlich auch im Deutſchen den Roman ohne R von Dr. Franz Rittler u. dgl. m.

3. **Versus rhopalici** (von ῥοπαλον, die Keule), die mit einem einſilbigen Worte beginnen und wo jedes folgende Wort um eine Silbe wächſt z. B.

Rem tibi confeci, doctissime, dulcisonoram.
Dir werde, Theuerer, dargereichet Schellengeklimper.

4. **Versus retrogradi**, die Buchſtabe für Buchſtabe rückwärts geleſen denſelben Sinn geben, z. B. das bekannte Wort des Teufels gegen den Teufelsbanner: **Signa te, signa, temere me tangis et angis** oder das räthſelhafte, um deſſen Überſetzung ich die geſchickten Leſer des Jugendfreundes angehe:

Et necat eger amor, non Roma rege tacente,
Roma reges una non anus eger amor.

5. **Versus palindromi**, wo jedes einzelne Wort vor- und rückwärts geleſen gleich bleibt z. B. **Odo tenet mulum, mappam madidam tenet Anna.**

6. **Versus bilingues**, die in zwei Sprachen geleſen, einen befriedigenden Sinn gegeben, z. B. folgendes ſchöne Sonnet, das ein eben ſo gutes Italieniſch als Latein enthält, höchſtens die Rechtſchreibung abgerechnet:

Vivo in acerba pena, in mesto horrore,
Quando non amo te, non in te spero,

Purissima Maria, et in sincero
Te non adoro et in beato ardore.

Et oh vita et anni et hore (ae)
Quando, contra me armato odio severo
Superato Averno, in te gaudio vero
Vivere spero ardendo in vivo amore.

Non amo te, regina augusta, quando
Non vivo in pace et in silentio fido,
Non amo quando te non vivo amando.

In te sola, o Maria, in te confido,
In tua materna cura respirando,
Quasi columba in suo beato nido.

7. **Versus maccaronici.** Ein Gemengſel von Wörtern verſchiedener Sprachen; der Urheber derſelben war Trofilo Folingo, der ſeine Gedichte unter dem Namen Merlinus Cocajus herausgab, ſtarb 1544. In Frankreich machte ihm dieſe Art von Verſen ein gewißer Antoine Arena nach, von dem einiges 1537 zu Avignon mit gothiſchen Lettern iſt gedruckt worden. Dieſer Arena ſtarb in eben dem Jahre, in welchem Folingo ſtarb.

Unter des Folingo Nachahmern in Italien iſt auch Cäsar Ursinus, gebürtig von Ponzano im Genueſiſchen, der zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte, und bei dem Kardinal Bevilacqua Secretär war. Er gab ſeine Gedichte unter dem Namen: Magistri Stopini Capriccia Maccaronica heraus.

Auch die Deutſchen haben ſich in der maccaroniſchen Poeſie verſucht.' Eines von dergleichen Gedichten iſt die Floïa, welche zu Ende des 15. und in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſehr oft iſt gedruckt worden. Die erſte Ausgabe, die ich kenne, iſt von 1593 in 4. und der vollſtändige Titel heißt: **Floïa, cantum versicale de flois schwartibus, illis deiriculis, quae omnes fere Minschos, Nonas, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis schnaflis stickere et bitere solent; autore Gripholdo Knickknakio ex Floilandia.** Der Anfang heißt:

Angla floosque canam, qui wassunt pulvere swarto
Ex watroque simul fleitenti et blaside dicko,
Multipedes deiri, qui possunt huppere longe,
Non aliter, quam si floglos natura dedisset.

Illis sunt equidem, sunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille eregunt menschis mantrasque plagasque etc.

Die maccaroniſche Poeſie hat ihren Namen wohl ohne Zweifel von den maccaroni, der bekannten Lieblingsſpeiſe der Italiener, erhalten, weil auch hier verſchiedenerlei Ingredienzien gleichſam in einen Teig verknetet ſind. Ferrari (Origg. linga. Hal. p. 189.) leitet dieß Wort entweder von maccare, zerreiben, oder von dem griechiſchen μαζα, massa, offa, her.

Crescembini bemerkt in ſeiner Istoria della volgar Poesia, daß man ſchon ſehr frühzeitig andre Sprachen in die italieniſche Poeſie gemiſcht habe, und daß dieß, wie L. I. p. 14 zeigt, bei den Provenzalen nicht ungewöhnlich geweſen ſei. Im fünfzehnten Jahrhundert ward die Einmiſchung des Lateiniſchen ſo ſehr gewöhnlich, daß ſelbſt die Proſaiſten im Italieniſchen lateiniſch, und im Lateiniſchen italieniſch ſchrieben. Unter mehrern Beiſpielen führt er folgendes an ſich ſchöne Sonett von dem ältern Lorenzo de Medici auf das Rad der Glücksgöttin an, woran vier Menſchen geſchmiedet ſind:

Amico, mira ben questa figura,
Et in arcano mentis reponatur,
Ut magnus inde fructus extrahatur,
Considerando ben la sua natura.

Amico, questa è ruota di ventura,
Quae in eodem statu non firmatur,
Sed casibus adversis variatur,
E qual abbassa, e qual pone in altura.

Mira, che l'uno in cima è già montato,
Et alter est expositus ruinae,
E'l terzo è in fondo d'ogni ben privato,
Quartus asecndit jam. Nec quisquam sine
Ragion 'di quel, che oprando ha meritato,
Secundum legis ordinem divinae.

Der tollſte Miſchmaſch dieſer Art iſt der von einem Ercole Bottnigaro, der ſogar Hebräiſch unter ſeine italieniſchen Verſe mengte. Ein andrer, Antonino Lenio Solentino, ſchrieb ein Gedicht in Ottava Rima, wo immer ein lateiniſcher Pentameter mit den gewöhnlichen eilfſilbigen italieniſchen Verſen abwechſelt. Andre miſchten die verſchiedenen Mundarten dieſer letztern Sprache unter einander.

Von andrer Art iſt die ſogenannte Poesia Pedantesca, die übrigens der gewöhnlichen toskaniſchen völlig gleich iſt, außer in den latiniſirenden Wörtern. Bei den Dichtern des fünfzehnten Jahrhunderts findet man öfter Proben davon, die doch mehr eine Frucht der Unwiſſenheit und einer gewagten Dreiſtigkeit ſind.

Unter denen aber, die von dieſer Poeſie abſichtlichen und komiſchen Gebrauch machten, rühmt er am meiſten den Camillo Scrofa, von dem man auch ein Sonett dieſer Art in eben dem erſten Bande des Crescemb. S. 73 zur Probe nachſehen kann.

Als eine Tochter dieſer Miſchung nun betrachtet er die maccaroniſche Poeſie, in welcher man ganz nach lateiniſcher Art ſich ausdrückt, nur daß die darin angebrachte Latinität wahres Küchenlatein, und ſo entſtellt, oder vielmehr italiſirt iſt, daß man oft nicht weiß, ob ein Wort lateiniſch oder italieniſch ſei, weil es im Grunde keines von beiden, ſondern Gemiſch aus beiden iſt. In dieſer Manier iſt allerdings der oben erwähnte Don Trofilo de' Folenghi, ein Benediktinermönch, aus Mantua gebürtig, am berühmteſten und wird als ihr eigentlicher Erfinder angeſehen.

Von einer ſolchen ſeltſamen Miſchung der Lateiniſchen in Deutſche Gedichte wie dieß, wovon zuerſt die Rede war, nämlich von der Einſchaltung ganzer lateiniſcher Zeilen finden ſich ſchon ſehr alte Beiſpiele. Wir erinnern nur an einige alte Kirchenlieder, z. B. In dulci jubilo; Puer natus in Bethlehem, u. dgl. und an die Verſe dieſer Art von dem Jeſuiten Jakob Balde, beſonders an ſein Gedicht de vanitate mundi. (Vergl. Flügels Geſch. d. kom. Lit. Thl. III. S. 422 ff.) — Auch kennt man ein ſcherzhaftes Trinklied dieſer Art von Hagedorn:

Der Weintrunk erhält,
Das lehrten die Welt
Druiden und Barden und Magi;
Sie hatten auch Recht,
Das findet, wer zecht,
Recubans sub tegmine fagi.

Übrigens hoffe ich nicht, daß man das Horaziſche: **Turpe est, dificiles habere nugas**, welches von dieſer ganzen Gattung poetiſcher Poſſen gelten mag, auch auf die Länge dieſes Aufſatzes anwenden werde. Wenn es, wie Voltaire ſehr wahr ſagte, keine

Digitized by Google

verächtliche Dichtungsart gibt, als die langweilige, ſo verdienen jene Scherze immer einige, wenigſtens hiſtoriſche Aufmerkſamkeit; um ſo mehr, da ihre Geſchichte unter uns, ſo viel ich weiß, noch nicht hinlänglich erörtert iſt. H.

Erinnerungen
aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

16. Juli 1683, zwei Tage nach Ankunft der Türken vor Wien, ſtellen ſich zwei Compagnien Studenten unter Anführung des n. ö. Regierungsrathes Freiherrn von Wels und des Profeſſors Paul v. Sorbait bewaffnet auf den Ravelinen zwiſchen dem Kärntner-, Stuben- und Neuthor zur Vertheidigung der Stadt auf; die dritte ſtand auf dem Univerſitätsplatze, auf weiteren Befehl harrend. Mit welchem Muthe ſie bis zum Erſatze Wiens gefochten, bezeugen die Tagebücher der Belagerung!

17. Juli 1738 geb. zu Prag der als Kupferſtecher allgemein bekannte Johann Ernſt Mannsfeld. Kaum 16 Jahre alt kam er nach Wien, beſuchte die k. k. Akademie der bildenden Künſte und zeichnete ſich bald durch einige wohlgelungene größere Blätter aus. Es hat eine Zeit gegeben, wo alle Vignetten und Titelkupfer von ſeiner Hand ſein mußten: indeſſen kann man nicht läugnen, daß ſeine etwas zu ſteife Manier unangenehm wirkt und daher mit Recht wieder verbannt wurde.

18. Juli 1807 ſtirbt zu Kecskemét in Ungarn Samuel Vegh, reformiter Superintendent in dem Bezirke diesſeits der Donau, zugleich reformirter Prediger in Kecskemét, und Verfaſſer einiger Leichenpredigten in ungariſcher Sprache.

19. Juli 1728 geb. zu Bruck an der Leytha Xyſtus Schier. Er trat, nachdem er in Preßburg die niederen Schulen gehört hatte, zu Wien in den Auguſtinerorden, und wurde 1750 zum Prieſter geweiht. Ganz ſeinem Wunſche entſprechend ernannten ihn ſeine Oberen zum Bibliothekar, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ausſchließend ſeinem wiſſenſchäftlichen Hange zu leben. Wie er dieſes Amt benützt, beweiſen ſeine vielen theils gedruckten theils ungedruckten hiſtoriſchen Unterſuchungen, die ihm die Achtung aller Gelehrten erwarben. Der unermüdete Forſcher ſtarb, 36 Jahre alt, am 15. März

1772, zu früh für die Wiſſenſchaften, welche mit Recht von ihm Bereicherung hofften.

20. Juli 1634 gründet Sigismund Geißler, Doktor der Medicin und im Jahre 1639 geweſener Rektor der Univerſität, Stipendien für arme Studierende, die zunächſt aus ſeiner Verwandtſchaft oder in Schleſien geboren ſein ſollen.

21. Juli 1619 werden nach Aufhebung der Belagerung Wiens durch den Grafen v. Thurn, die Schulen wieder eröffnet, und K. Ferdinand dankte in einem öffentlichen Programme vor dem verſammelten akademiſchen Senate für die thätige Theilname der Univerſität. 500 Studierende unter der Anführung des Grafen v. Althann und des Magiſters der Philoſophie Felix Frey mit einer Fahne. welche die Inſchrift Literis et armis führte, hatten gegen die Feinde des Vaterlandes mit Auszeichnung gekämpft! —

22. Juli 1726 geb. zu Linz Hieronymus Beſange aus einem freiherrlichen Geſchlechte. Er legte im Benediktinerſtifte zu Kremsmünſter 1744 die Ordensgelübde ab, und lebte von nun an durch Wort und Schrift den Studien. Außer vielen aſcetiſchen Schriften, ſchrieb er Lebensbeſchreibungen ſeiner Ordensbrüder, die wohl nur theilweiſe dem Leſer Intereſſe abgewinnen mögen. —

Charade.

Mein Erſtes iſt auf Ehr'! ein Wort,
Dem Viele Worte gleichen,
Doch wird es bald zum ſchönem Ort,
Nimmſt du ihm nur ein Zeichen;
Und während es dein Mund ſchon ſpricht,
Errätheſt du es dennoch nicht!

Das Zweite eint in Luſt und Scherz
Die Kinder wie die Großen,
Es hebt die Seele himmelwärts
Und ſtreut uns goldne Roſen;
Das Ganze iſt das Erſte, und
Es gibt ſich durch das Ganze kund.

August Schilling.

Auflöſung der Charade und des Aenigma im Bl. 41.

Fernrohr. — Bos, os.

Glückliche Löſer: Amalia Willner, Auguſte Weikersheim, Karoline Kolinsky, Nina und Eugenie Zurhelle, Karl Ritter v. Guttner, Bernh. Fritzer.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 43.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Miscelle. (Maler-Schnelligkeit.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

9.

Jetzt, nachdem ſie erprobt worden, erhielt der Herzog von Alençon von dem König den Auftrag, vor der Jungfrau voraus nach Blois aufzubrechen, und dort einen Zug mit Lebensmitteln für Orleans und die nöthige Kriegsmannſchaft zur Bedeckung desſelben aufzubringen. Dieſen Zug ſollte dann die Jungfrau nach Orleans führen. Während dieſen Vorbereitungen wurde ſie ſelbſt ausgerüſtet, ihre Rüſtung und ihren Hofſtaat, wie er in damaliger Zeit einem Heerführer zukam, erhielt ſie von ihrem König, von Gott aber erhielt ſie ihr Schwert und ihr Banner.

Das waren nämlich ihre Heiligen, die ihr verkündigten, wie in der Kirche der heiligen Katharina von Fierbois ein Schwert für ſie bei dem Altare vergraben liege. Sie ließ daher an die Prieſter dieſer Kirche einen Brief ſchreiben, worin ſie um dieſes Schwerdt bat. Ein Waffenſchmidt von Tours erhielt den Auftrag, bei dem Altare nachzugraben, und man fand in geringer Tiefe ein mit fünf Kreuzen bezeichnetes Schwert.

Sie ließ ſich nun noch ein Banner dazu machen, das ihr die heilige Katharina und Margaretha mit folgenden Worten gezeigt hatten: »Nimm dieſes Banner im Namen des Himmelsköniges und führe es unverzagten Muthes.« Nach dem Befehle der Heiligen war es gemacht aus weißem Linnen, mit Lilien überſät. Der Erlöſer der Menſchen war darauf abgebildet, wie er in den Wolken des Himmels, über einem Regenbogen, auf ſeinem Richterſtuhle zu Gerichte ſitzet,

die Weltkugel in den Händen haltend. Zu ſeinen Füßen, zur Rechten und Linken, knieten anbetend zwei Engel. Der eine hielt eine Lilie, das Wappen Frankreichs, in der Hand, und Gott ſprach ſeinen heiligen Segen darüber; als Wahlſpruch ſtanden auf der Seite die Namen: Jeſus Maria. Sonſt hatte das Banner die Geſtalt von dem eines gemeinen Edelmannes, und auf dem Fahnenſchweif, der dieſen niedern Bannern eigen war, ſah man die Verkündigung Mariä abgebildet, ein Engel ſtand vor der heiligen Jungfrau und reichte ihr eine Lilie dar.

Nachdem die Rüſtungen des Herzogs von Alençon beinahe fertig waren, und mancher tapfere Ritter ſich um ihn geſammelt, erhob die Jungfrau ihr Banner und brach am 21. April von Tours nach Blois auf, begleitet von dem Erzbiſchof von Rheims und dem Großmeiſter des königlichen Hauſes und einer kleinen Schaar von Bewaffneten.

Die Kriegsleute aber hatten anfänglich gar wenig Vertrauen auf ſie, und wenn ſie von der frommen Jungfrau hörten, wie ſie ihre ganze Hoffnung nicht auf ein ſcharfes Schwert, ſondern den Segen Gottes ſetze, ſo mochte das die verwilderten Gemüter nicht eben zu großem Glauben bewegen. Wie denn auch der Johanna das gottloſe Leben jener in allen Verbrechen endloſer Kriege aufgewachſenen Seelen ein Gräuel war, dem ſie vor Allem ein Ende zu machen ſuchte.

Doch bevor ſie von Blois aufbrach, ſandte ſie den Engliſchen, nach dem Geheiße der Heiligen, ihre Aufforderung, im Namen Gottes aus Frankreich abzuziehen. Der Brief führte die Überſchrift: »Vernehmt die Botſchaft von Gott und der Jungfrau! dem Herzoge von Bedford, der ſich einen Reichsverweſer von Frankreich nennet für den König von England.« Er lautete alſo:

† Jeſus Maria †

»König von England, und Ihr, Herzog zu Bedford, der Ihr »Euch nennet Verweſer des franzöſiſchen Königreiches, Ihr Wil»helm de la Poule, Graf zu Suffolk, Ihr Johann Herr zu Talbot »und Ihr Thomas Herr von Scales, die Ihr Euch nennet einen »Statthalter des Herzogs von Bedford: gebet ſein Recht dem himm-

»liſchen Könige und ſtellet zurück an König Karl die Schlüſſel »aller der guten Städte, die Ihr in Frankreich genommen und ge»ſchädiget habet. Die Jungfrau iſt daher gekommen von Gotteswegen »den königlichen Stamm Frankreichs zurückzufordern.«

»Zum Frieden iſt ſie ganz bereit, wenn ihr von Euch die Ge»rechtigkeit zu Theil wird, daß Ihr von Frankreich abſtehet und Ent»ſchädigung dafür gewährt, daß Ihr es inne gehabt habet.

»König von England! thuet Ihr dem nicht alſo, ſo ſag' ich »Euch, an welchem Ende von Frankreich ich Eure Leute finde, da»will ich ſie hinweggehen machen, es ſei ihnen lieb oder leid. Und »wollen ſie nicht gehorſam ſein, ſo will ich ſie alle ſterben machen.«

»Und ſeid nicht des Glaubens, daß Gott, der König des Him»mels, der Sohn der reinen Magd Maria, Euch das Königreich be»wahren werde; denn allein König Karl, der wahre Erbe, der ſoll »es behalten; dieweil Gott der König des Himmels es alſo will, und »es ihm auch durch die Jungfrau verkündigt hat, und er wird ein»ziehen, der König, in Paris mit guter Begleitung.«

»Wollt Ihr die Botſchaft von Gott und der Jungfrau nicht glauben, an welchem Ende wir Euch mit der Schärfe des Schwertes »treffen, daſelbſt ſoll ſich ein ſo großes Jagdgeſchrei erheben, als »in tauſend Jahren nie ein alſo großes in Frankreich gehört ward, »wenn ihr Euch nicht zum Rechte verſtehet. Und glaubet ſicherlich, »daß der König vom Himmel der Jungfrau mehr Macht ſenden wird, »als Ihr von allen Städten, die Ihr berennet, gegen ſie werdet »führen können, gegen ſie und gegen ihre guten Schwertgenoſſen; »und wenn die gewaltigen Schwertesſchläge fallen, dann ſoll man »ſehen, weſſen das beſſere Recht iſt von Gott vom Himmel.«

»Geſchrieben des Samſtags in der heiligen Woche, da man »zählte nach Chriſti Geburt tauſend vierhundert und XXIX Jahre.«

10.

Am ſieben nnd zwanzigſten April brach der Zug von Blois gen Orleans auf, und zwar gebot die Jungfrau, als die, der im Namen des Königs der oberſte Befehl über das Heer zuſtand, man ſolle ſo ziehen, daß ſie auf der rechten Seite der Loire vor die Stadt kämen. Gerade auf dieſer Seite ſtand der Graf von Suffolk mit der engliſchen

Hauptmacht und hier ſperrten die feſteſten Thürme und die ſtärkſten Bollwerke allen Zugang.

Voran dem Zuge gingen die Prieſter mit dem heiligen Banner des Gekreuzigten, hinter ihnen folgte die Jungfrau mit den Marſchällen von Sainte Severe und Rayz, dem Admiral von Culan, dem Obriſthofmeiſter von Gaucourt, dem tapferen La Hire, und vielen anderen muthigen Rittern, die um der Jungfrau willen nach Blois geeilt; dann kam das Heer, eine Schaar von 4 bis 5 tauſend Mann, zur Deckung der Viehheerden und der Wagen und Vorräthe.

Die Prieſter an der Spitze des Zuges ſangen mit lauter Stimme im Chore die heiligen alten Kirchenlieder, und vor andern erſcholl das hohe Lied: »Veni Creator Spiritus« hinauf zu dem flammenden Lichtgeiſte der ewigen Weisheit und flehte ſeine Gnade auf das Heer hernieder.

Es war eben die liebliche Maienzeit, wo in Feld und Wald die Vögel ſingen, und auf Bäumen und Wieſen die Blumen blühen, und alles was Leben hat ſich der milden Sonne erfreuet. Zwei Tage ging ſo der feierliche Zug durch die lachenden Gefilde der Loire, die man ihrer blühenden Auen wegen den Garten Frankreichs nennt.

Das Herr mit den ſingenden Prieſtern glich mehr einer friedlichen Pilgerfahrt, denn einem Kriegszuge, und mehr und mehr ſtieg bei den wilden Kriegsleuten die Ehrfurcht vor ihrer heiligen Führerin. Sie ermahnte ſie unabläſſig zur Buße und zum Vertrauen auf Gott und ſeine unergründliche Barmherzigkeit, er würde ihnen gewiß den Sieg verleihen, wenn ſie im Stande der Gnade ſeien. Sie ſelbſt empfing in ihrer Mitte unter freiem Himmel mit großer Feierlichkeit das Abendmal und ſo entzündete der Geiſt, der in ihrem Herzen brannte, auch bald die Übrigen. Die Meiſten von ihnen gingen zur Beichte, alle ſchlechten Weiber mußten auf Befehl der Jungfrau das Heer verlaſſen und ſie ſelbſt beobachtete die Zucht ſo ſtreng, daß ſie in der erſten Nacht in voller Rüſtung ſchlief, wovon ihr aber unwohl ward.

Am dritten Tage kamen ſie vor Orleans, die treugeſinnte Stadt, nach der die Jungfrau ſich ſchon ſo lange geſehnt; aber wie ſehr ward die Freude ihr verbittert, als ſie von der Höhe herab gewahrte, wie die Ritter, voll Beſorgniſſe vor der Macht der Feinde, ſie hintergangen

hatten, und das Heer nun der Stadt gegenüber auf dem linken Ufer des Fluſſes ſtand.

Es zeigten ſich auch alſobald die ſchlimmen Folgen, daß man, der augenſcheinlichen Gefahr wegen, in dem Vertrauen auf die Jungfrau gewankt hatte, und lieber menſchlicher Klugheit gefolgt war. Der ganze Zug befand ſich in der allermißlichſten Lage, weit und breit war keine Brücke und der Fluß bei der Stadt ſo ſeicht, daß man nur an einer einzigen Stelle die Wagen mit den Vorräthen in die Schiffe hätte abladen können. An dieſer Stelle aber ſtand eine engliſche Veſte und jeden Augenblick war von der geſammten engliſchen Macht ein Angriff zu befürchten.

Die Feldherren, die es früher hatten beſſer wiſſen wollen, als die Jungfrau, ſtanden jetzt rathlos da, und wußten nicht was anfangen, ſie aber in der Kraft Gottes ſtets unerſchrocken, rieth ihnen jene Veſte mit Sturm anzugreifen. Doch dazu dünkte den ſorglicheren Rittern ihre Macht viel zu gering.

Zuletzt wurde beſchloſſen mit den Schiffen und dem Heere zwei Stunden den Fluß aufwärts zurück zu gehen nach dem Schloße Chezy, wo eine franzöſiſche Beſatzung lag und die Überfahrt leichter war. Aber nicht einmal dieſes ſchien möglich, das Wetter war ſtürmiſch, der Regen floß in Strömen herab, der Tag war ſchon weit vorgerückt, die Schiffe konnten nicht von der Stelle gebracht werden, wegen dem widrigſten Winde. Doch die Jungfrau ſagte voraus, der Wind würde ſich ändern. »Wartet nur ein weniges, ſprach ſie, denn mit meinem Gott wird Alles hinüber kommen.« Kaum hatte ſie es geſagt, ſo geſchah es auch, ja nach der Ausſage eines Augenzeugen, ſchien das Waſſer augenſcheinlich zu wachſen. Die Schiffe fuhren mit vollen Segeln dicht an den Kanonen der Engländer vorüber, ohne daß dieſe ſie mit ihren Kugeln begrüßt hätten, was gar ſehr zu verwundern war. Immer mehr aber wuchs nun bei den Franzoſen der Muth und das Vertrauen zu ihrer wunderbaren Führerin. An der verabredeten Stelle wurden die Lebensmittel ohne Hinderniß ans jenſeitige Ufer gebracht. Für das Heer aber reichten die Schiffe nicht hin, es wurde darum beſchloſſen, daß es wieder zurück nach Blois, dort über die Brücke gehen und mit neuen Verſtärkungen auf dem jenſeitigen Ufer, wie die Jungfrau es anfänglich gewollt, nach Or-

leans zurückkehren ſollte. Die Jungfrau aber wurde gebeten zur Stunde in die Stadt einzuziehen, deren Bürger ſie ſo ſehnlich erwarteten.

Sie wartete mit ihrem Gefolg, um den großen Zuſammenlauf des Volkes zu vermeiden, an der Stelle, wo ſie gelandet, bis zum Abende. Es war halb ſieben Uhr, als ſie mit zwei hundert Lanzen, die als Begleitung von dem Heere bei ihr geblieben, von dort aufbrach. Obſchon der Zug auf Bogenſchußnähe an den Engländern vorüber zog, ſo zuckten doch dieſe kein Schwert gegen die Gottgeſandte, und rührten ſich nicht, als ob ein Schlag von Gott ihren tapferen Arm gelähmt hätte.

Um acht Uhr ritt ſie in die treue Stadt ein, vom Haupt bis zur Sohle ganz gewappnet in Stahl, ſaß ſie auf einem weißen, reich gezierten Ehrenroße. Vor ihr her wurde ihr heiliges Banner mit dem Bilde des Erlöſers und den Engeln mit der Lilie getragen. Zu ihrer Linken ritt auf reichgezäumtem Roße, in prachtvollem Waffenſchmucke, der edle Dünois, der ihr entgegengeritten, gefolgt von vielen muthigen Rittern, Schildknappen und Kriegsknechten. Die Bürger, die Frauen und die Kinder der Stadt, ſammt den Rittern uud Kriegsleuten aus der Beſatzung, kamen ihr unter dem Scheine vieler Fackeln entgegen. »Sie hatten ſo große Freude ob ihrer Ankunft, ſchrieb ein Bürger von Orleans damals in ſein Tagbuch, das uns noch erhalten iſt, als ob Gott ſelbſt vom Himmel zu ihnen herabgekommen wäre; und das nicht ohne Urſache, denn ſie hatten ſieben Monate lang von dem Geſchütz und Sturmzeug der Engliſchen, ihren ſechzig Thürmen und Veſten, vielen Jammer, Angſt und Mühe ausgeſtanden, uud was das Schlimmſte war, ſie hegten großen Zweifel, ob ihnen je Hülfe würde zu Theil werden und ſie nicht mit Leib und Gut zu Grunde gehen müßten. Und da war es ihnen denn jetzt, als ſei ihnen ſchon geholfen und ſie von ihren Feinden befreit, durch die göttliche Tugend dieſer demüthigen Jungfrau, von der man ihnen erzählt und die ſie mit ſo inniger Liebe anſchauten, alle insgeſammt Männer und Frauen und kleine Kinder. Und war da ein erſtaunliches Gedräng und ein Jeder wollte ſie und ihr Pferd, auf dem ſie ritt, berühren, dergeſtalt, daß Einer von denen, die die Fackeln trugen, ihrer Fahne ſo nahe kam, daß ſie Feuer fieng. Da trieb ſie ihr Roß ſo gewandt und anmuthig mit den Spornen zu der Fahne hin und löſchte das Feuer, als ob ſie von

Kindheit an den Kriegen beigewohnt hätte, was die Kriegsleute überaus Wunder nahm und die Bürger von Orleans deßgleichen. Sie begleiteten ſie auch mit großer Freude und Luſt durch die Stadt.«

Obſchon die Jungfrau von Morgen bis zum Abend nichts gegeſſen und nichts getrunken, und auch nicht aus der ſchweren Rüſtung vom Roße gekommen war und wohl der Ruhe bedürfen mochte, ſo ritt ſie doch vor allem Übrigen gerade in die Domkirche, um Gott ſeiner Gnaden zu danken. Das Volk aber folgte ihr ſtets mit großer Ehrfurcht, wie einem heiligen Engel, und wenn es in der Freude ſeines Herzens ſie mit frohem Rufe begrüßte, dann ſprach ſie freundlich und milde ihm zu und ermahnte Alle auf Gott zu vertrauen und verhieß ihm, wenn es einen rechten Glauben und eine wahre Hoffnung auf ihn hätte, dann würden ſie ſicherlich ihren Leiden entrinnen.

Aus dem Dome wurde ſie in feſtlichem Zuge nach dem Hauſe eines der angeſehenſten Bürger der Stadt, der eine gar ehrſame und tugendhafte Frau hatte, geführt, und jetzt erſt legte ſie ihre Waffen ab. Man hatte ihr hier ein herrliches Mahl zubereitet, allein ſie hieß in eine ſilberne Schale etwas Wein und Waſſer gießen, damit befeuchtete ſie fünf Schnittlein Brod, und weiter aß und trank ſie an dieſem Abend nichts.

Die Nacht brachte ſie dann in dem Zimmer ihrer Hauswirthin neben der Tochter des Hauſes zu.

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

Unter den Kunſtfertigkeiten des Malers wird auch die Schnelligkeit gerühmt, und es werden mancherlei Beiſpiele von ausgezeichneten Talenten dieſer Art erzählt, denen — in Folge freundlichen Anſuchens — hiemit folgendes angereiht werden ſoll.

In einem heiteren Abendkreiſe auf der Fürſt Lichtenſteiniſchen Herrſchaft Eiſenberg, Olmützer Kreiſes in Mähren, hatte ſich über ein eben erzähltes Beiſpiel ſolcher außergewöhnlichen Schnelligkeit Streit erhoben und die Glaubwürdigkeit der Thatſache wurde vielfach bezweifelt.

Thomas Ringelhan, Maler in Landskron, ein Glied der Geſellſchaft, ſucht die Zweifel zu widerlegen, wagt zu erinnern, daß er ſelbſt Ähnliches zu leiſten vemöchte, erfährt Widerſpruch, geräth in Eifer und in ein Paar Augenblicken iſt die Wette beſchloſſen, daß er in Zeit einer Stunde das Bild des heiligen Johannes von Nepomuk, in Öl, in Lebensgröße, wie er gewöhnlich dargeſtellt wird, das Crucifix und den Ölzweig in Händen, zu vollenden habe.

Der Tag der Ausführung wird feſtgeſetzt, die Theilnehmer der Wette verſammeln ſich in der Wohnſtube des Malers, der Rahmen iſt geſpannt, die Leinwand grundirt, die Stunde ſchlägt, und es wird zum Werke geſchritten.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit blicken die Wettenden auf die Leinwand. Flüchtige Striche bezeichnen den Umriß, hie und da taucht eine Farbe auf, Klumpe reiht ſich an Klumpen, ſchwarze, dichte Schatten werden ſichtbar, durch welche der Pinſel von neuem ſich Bahn macht. Allgemach gewinnt das Ganze einfachere Geſtaltung, ſchon treten einzelne Theile bezeichnend heraus, es löſt und gliedert ſich, was früher formlos verſchmolzen, der Gedanke, der Ausdruck, das Leben hat entſprechende Darſtellung gefunden, und noch ſind nicht 58 Minuten verſtrichen, ſo wirft der Künſtler triumphirend den Pinſel weg und ein Gemälde iſt vollendet, das jetzt die Schloßkapelle ziert, und wenn eben kein Werk erſten oder zweiten Ranges, ſo doch ein recht löbliches und ausdrucksvolles Bildniß darſtellt, das den Beſchauer mehrere Augenblicke lang an ſich zu ziehen vermag.

Wenn man bedenkt, daß der Maler ſich nie eines Lehrers und Meiſters zu erfreuen hatte, der ihn auf beſſere Bahn hätte leiten können, ja daß ſeine einzige wiſſenſchaftliche Ausbildung in einem nur wenige Monate dauernden Beſuche des Prager polytechniſchen Inſtitutes beſtand, daß er von Jugend auf mit Mangel zu kämpfen hatte, ſich hauptſächlich mit Zimmermahlen ernähren muß; ſo wird man ſolche Naturgabe noch höher zu ſchätzen wiſſen und vom ganzen Herzen wünſchen, daß Ringelhan einen Gönner finde, der ihn — wenn es noch möglich — auf jene Bahn hinleite, die zu betreten er geſchaffen war.

H.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 44. Wien, den 30. Juli 1834.

Die Lebensuhr von J. Gab. Seidl. — Der Sohn des Goldſchmieds oder Folgen ungezügelter Einbildungskraft. Erzählung von Dr. X. F. Nowotny. — Dem hochwürdigen Herrn Joſ. Gaisberger, k. k. Profeſſor, von einem ſeiner ehemaligen Schüler, Vikt. von Starkenfels. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Grillen vom Prof. Andr. Brecht. — Roſſelſprung von J. B. Jory. — Aufloſung der Streckcharade und des Aenigma im Blatt 42.

Die Lebensuhr.

»Was thatſt du denn um Mitternacht?« —
Da ſchlief ich in ſüßem Behagen.
»Was haſt du denn um Eins gemacht?« —
Das wüßt' ich wohl nimmer zu ſagen.

»Wo warſt du denn darauf um Zwei?« —
Da ſchwebt' ich durch höhere Räume.
»Und was begannſt du denn um Drei?« —
Da lag ich verſunken in Träume.

»Und weißt du nicht, wie's war um Vier?« —
Das hab' ich nicht ſchlagen hören.
»Was aber war's um Fünf mit dir?« —
Da wollte noch Niemand mich ſtören.

»Um Sechs Uhr war's dir doch genug?« —
Da regt' ich mich eben mitunter.
»Und als die Glocke Sieben ſchlug?« —
Da rieb ich die Augen mir munter!

»Wie lang nun triebſt du's, wach, ſodann?« —
Will's Gott! bis Zehn Uhr am Abend!
»Und wenn die zehnte Stund' entrann?« —
Dann ſchläft es ſich wieder ſo labend. — —

»So iſt, o Menſch, dein ganzes Seyn!
»Ein Drittel verträumſt du, wie trunken:
»Der kühligfriſche Morgenſchein,
»Iſt, eh' du erwacheſt, verſunken!

»Dann mühſt du dich tagüber ab,
»Gleich einem Verbrecher in Ketten,
»Um, eh' noch Gott recht Abend gab,
»Dich wieder zur Ruhe zu betten!«

Joh. Gab. Seidl.

Der Sohn des Goldſchmieds,

oder:

Folgen ungezügelter Einbildungskraft.

Erzählung von Dr. X. F. Nowotny.

Holder Knabe, ſpiele heiter
Mit dem Traum der Phantaſie —
Doch du Jüngling blicke weiter,
Nicht als Spiel betrachte ſie.
Um das Leben zu verſchönen,
Als ein Zierrath ward ſie dir;
Dich dem Ernſte zu entwöhnen,
Nimmer doch geſtatt' es ihr.

1.

Ein eben ſo wichtiges als wunderbares Geſchenk ward dem Menſchen in der Einbildungskraft zu Theil. Eine unbegreifliche, einem inneren Zauber ähnliche Kraft, die das raſtlos und leiſe entfliehende Bewußtſein der mannigfaltigſten und zarteſten Lebensregungen feſthält und tauſendfach verjüngt, die der Vergangenheit erbleichende Geſtalten in das ſtrahlende Licht der Gegenwart verſetzt, die dämmernde Zukunft wie mit magiſchen Fernſpiegeln in die Nähe herbeizieht, und den Geiſt im Wachen und im Schlafe mit gaukelnden Gebilden umflattert. Ihr Blick gießt glühende Kühnheit dem ſchüchternen Willen ein, und ihr Flügel trägt ihn zu den höchſten Zielen, frei und leicht durch jede Sphäre und über jedes Hinderniß. Ihr Walten entzündet die Empfindung zur glühenden Luſt, ihr

Athem weht ſelbſt den Unglücklichſten mildernd an, und gießt ihm in die Gluten des Schmerzes kühlenden Troſt.

Einer der ärmſten unter den Menſchen iſt gewiß jener, der dieſe freundliche Begleiterinn übermüthig von ſich geſcheucht, oder den ſie unter dem Drange und Ernſte des Lebens mißmuthig verlaſſen hat. Aber — der unglücklichſte iſt gewiß, wer ſich unbeſonnen und leichtſinnig ganz ihrer Leitung überlaſſen, der, von ihren Schmeicheleien gekirrt, von ihrem Mohnblüthenduft berauſcht, ſich ihren Schwingen vertraut, ohne ſie früher durch den ſicheren Zaum des Verſtandes gefeſſelt zu haben. Denn je höher ihr zügelloſer Flug ihn emporgetragen, deſto tiefer und ſchmerzlicher läßt ſie ihn früher oder ſpäter zur grundloſen Tiefe ſinken. Weh dir, armer Jüngling, weh dir, wenn dieſer ſonſt heitere Genius dir eine furchtbare Furie geworden, die dich raſtlos mit ihren Geſpenſterbildern verfolgt, jedem Ernſte dich entzieht, und endlich, unbezwingbar geworden, dich in die Arme eines noch gräßlicheren Wahnes ſchleudert!

Des Goldſchmiedes Urban einziger Sohn, Ludwig, war ſchon in ſeiner zarteſten Jugend ein ſehr lebhaftes, wißbegieriges und witziges Kind, und deßhalb nicht nur der Liebling und die Freude der Ältern, ſondern auch ſeiner ganzen Umgebung. Mit zunehmendem Alter wuchs auch die Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft. Man begnügte ſich nicht damit, ſeine kindiſchen Einfälle, ſeine oft recht poſſierliche Tändelei mit Nachſicht und Beifall aufzunehmen; ſondern ſuchte ihn auch in dieſer Stimmung zu erhalten, und ſie ſo häufig als möglich anzuregen. Welch ein glücklicher Sanguiniker wird der Burſche einſt werden, rief oft der Vater, wenn Ludwigs Poſſen ſeine Blicke von der Werkſtatt und Arbeit weglockten. Welch ein liebenswürdiger Menſch wird er ſein, ſetzte die frohe Mutter hinzu, der das Herzſöhnchen bereits zum wichtigſten Gegenſtand der Eitelkeit geworden war. Welch ein Wunderkind iſt er doch, ſprach die einfältige Anne, ſeine Pflegerin, dazwiſchen, und begleitete den Nachſatz mit bedächtlicher Miene — ſolche Kinder halten ſelten aus, man darf ihn, liebe Frau Meiſterin, gar nicht ſtrenge halten! .. Und das that die Frau Meiſterin auch wirklich nicht. — Ludwig durfte Alles wünſchen, was nur in der Ältern Vermögen lag, Alles thun-

was nur einem Kinde einfallen kann, wenn es nur mit einigem Anſtrich kindiſcher Poſſierlichkeit und Phantaſterei geſchah.

Vier Jahre der holden Kindheit waren bereits an ihm, gleich einem ununterbrochenem Mainachtstraume, vorübergeſchwebt, ſein Kopf hatte ſchon eine zahlloſe bunt verworrene Menge von Bildern inne, und manche ſchaurige Geſpenſter= und Märchengeſtalt ſpuckte ſchon in ſeinem Gehirn.

Ältern und Erzieher meinen gewöhnlich, die erſten Jahre der Kindheit ſeien für das übrige Leben unbedeutend und ohne Einfluß; aber der gründlichere und tiefere Kenner der menſchlichen Natur und ihrer Entwicklung muß darüber ein anderes Urtheil aufſtellen. Wohl iſt es wahr, daß bei einem Kinde, auf welches in ſpäteren, reiferen Jugendjahren zweckmäßig eingewirkt wird, die Spuren der Kindheit oft ganz bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht werden; aber auch da nicht immer, und noch weniger iſt es der Fall bei ſolchen, die ſich ſelbſt, dem Zufall, oder der Natur überlaſſen werden. Wie mancher Mann könnte wohl die erſte Anregung zu ſeiner Standeswahl in ſeinen Jugendſpielen entdecken, wie mancher den Grund ſeines Charakters in gewiſſen, während den Träumen der Kindheit in ihm angeregten Empfindungen und Neigungen — wie mancher irgend eine oder die andere ihm mangelnde Geiſteskraft erſtickt unter dem Schutt aufſpüren, den man in ſeinen erſten Jahren unbedächtig darüber geworfen! Urban und ſeine Frau waren auch der obigen ziemlich herrſchenden Meinung; ſie hielten dafür, der ſo biegſame, wißbegierige und lebhafte Knabe werde ſich auch leicht ihrem Willen fügen, wenn die Zeit des Ernſtes gekommen ſein würde. Aber deſſen ungeachtet verführte die Liebe der Ältern und zum Theile ihre Eitelkeit ſie ſchon itzt zu manchem übereilten Wunſche. Nach des Vaters Abſicht ſollte Ludwig der geſchickteſte Goldſchmied im ganzen Lande, nach der Mutter Wunſche der gelehrteſte Mann werden, und hohe Ehrenſtellen einſtens bekleiden. Darin kamen beide ziemlich überein, daß ſie ihm eine möglichſt ſorgfältige Bildung verſchaffen wollten; denn Urban war wohlhabend und Ludwig ſein einziges Kind.

Seine ſcheinbar günſtigen Anlagen, die hier und da in ſeiner Wißbegierde und ſeinen Einfällen ſich verriethen, veranlaßten die Ältern, mit dem Ende des fünften Lebensjahres ſeinen erſten Unterricht zu

beginnen. Nachſicht und möglichſte Zwangloſigkeit wurden dabei zum Grundſatz genommen. Ein nettes Abcbüchlein, voll farbiger Bilder, wurde ihm zum nächſten Geburtsfeſte geſchenkt, und ein Lehrer ins Haus gebracht. Überzuckerte, überbackene Buchſtabenfiguranten wurden bald und häufig dem Bilderbüchlein zur Unterſtützung beigefügt, aber nach einem halben Jahre wußte Ludwig kaum drei derſelben recht zu unterſcheiden. Der Lehrer mußte mit ihm tändeln, die Mutter ihn loben, Anna ihm erzählen, Ludwigs Laune und Zügelloſigkeit beherrſchte bald alle, und ſeine Einbildungskraft ward von Tag zu Tag an Einfällen und Wünſchen unerſchöpflicher. Der Vater lachte oft gutmüthig, wenn er von ſeinem Arbeitsſtuhl der Mühſeligkeit zuſah, mit der Ludwig an einem bauchigen oder gehörnten Buchſtaben, wie er ſie kindiſch charakteriſirte, ſich abmühte und ungeduldig von ſeinem Büchlein zu einem nahe gelegenen Spielzeug hinwegſprang! »Liebe Frau, wir haben mit unſerem Ludwig etwas zu früh und zu ſtraff angefangen; in ſeinem Kopfe ſpuckt's noch immer nur vom Spiele; doch mit der Zeit kommt Rath, und mit den Jahren kommen Zähne, Bart und Vernunft!« ſo ſprach er dann, kehrte zu ſeinem Geſchäfte und überließ unbeſorgt den Knaben ſeinen endloſen Träumereien.

2.

Ohne bedeutende Veränderungen im Betragen und Fortſchritte im Unterricht hatte Ludwig bereits das achte Jahr erreicht. Jetzt ſollte er eine öffentliche Schule beſuchen, wo die erſten Grundſätze ſeiner Mutterſprache vorgetragen wurden, und wo er die nöthige Vorbereitung zu den höheren Studien erhalten ſollte. Die ängſtliche Mutter ſträubte ſich dagegen, und nahm hiebei Ludwigs Zartheit und Schüchternheit, den Ernſt und die nachſichtsloſe Pünktlichkeit der Lehrer, die Gefahr ſchlechter Beiſpiele und manches Ähnliche zum Vorwand, doch der Vater hatte es ſich vorgenommen, und beſtand ſtreng darauf. »Es kann doch nicht immer beim Spiel und Getändel bleiben, Einmal muß es zum Ernſt kommen. Böſe Beiſpiele wird er häufig genug ſehen; beſſer für ihn, wenn er ſie frühe kennen lernt, wo er ſich ſelbſt noch leicht zum Guten leiten läßt. Und ich hoffe zu Gott, daß er auch *gute* Beiſpiele findet, daß er fleißige, ordnungs-

liebende, beſcheidene Jungen kennen lernen wird, die er ſich zum Muſter nehmen kann, die ihn zur Nachahmung aufregen werden. Was die Strenge und den Ernſt der Lehrer betrifft, ſo ſind ſie gerade das, was ihm zu Hauſe fehlt. Und bei Gott, ich ſchäme mich ſelbſt vor mir, das ich ihm bis jetzt noch keine feſtere Zügel angelegt. Daran haſt du wohl auch deinen guten Theil .... doch nun muß er hinaus, aus dem Wiegenneſt, aus dem ewigen Puppentanz in die öffentliche Schule.« So ſchloß der Vater, ſtreng und ernſt, und keine Widerrede ward geduldet.

Ludwig hatte von der Veränderung, die ihm bevorſtand, keinen Begriff. Der Beſuch der öffentlichen Schule hatte für ihn ein beſonderes, ſichtbares Intereſſe, die tägliche Entfernung aus dem Vaterhauſe, die Abwechslung der Beſchäftigung, die bunte Menge der Gegenſtände, die ſich ſeiner Schauluſt in den Gaſſen der Stadt darboten, die Bekanntſchaft mit ſo vielen Knaben ſeines Alters, ihre Erzählungen, Neckereien, Tändeleien, Alles war für ihn neu und anziehend. Er war unerſchöpflich in Erzählungen, wenn er nach Hauſe kam, und konnte die Zeit kaum abwarten, die ihn wieder zur Schule rief. Der Bilderſtrom ſeiner Einbildungskraft ſchwoll von Tag zu Tag üppiger an, ſeine Zerſtreutheit fand täglich tauſendfältige Anziehungspunkte; aber deſto ſchlaffer war ſeine Aufmerkſamkeit, deſto ſchwächer ſeine geiſtige Theilnahme an dem Unterricht.

Da ſaß er denn, ſeine Nachbarn neckend, oder mit ſich ſelbſt ſpielend, oder geiſtesabweſend, gedankenlos und blöde vor ſich hin ſchauend, in der Bank, und kehrte ohne Nutzen aus der Schule nach Hauſe. Bald ward ihm die ſtrenge Bewachung der Lehrer zu läſtig, die genaue Abforderung der Aufgaben zu unbequem, und der ganze Schulunterricht zu langweilig. Da blieb er häufig aus, ſchlenderte träumend in der Stadt herum, und kehrte müde und mißmuthig heim. Als das Schuljahr zu Ende war, zeigte es ſich, daß er einer der letzten, der unwiſſendſten ſei, und ſeinen Ältern gingen zum erſtenmal die Augen auf, als ſie ſahen, wie viele andere weniger fähige Knaben es ihm zuvorgethan. Da entſchloß ſich der Vater zur anhaltenden Strenge, zum unnachläßlichen Ernſt, die Mutter und der verwöhnte Ludwig hatten darob viel zu weinen. Die heilſame Wirkung

davon war indeß, daß Ludwig nach vielen Mühen und wenn auch mit kaum halber Vorbereitung in die lateiniſchen Schulen übergehen konnte.

Die neuen Studien führten auch neue Schwierigkeiten mit ſich, und dieſe waren es, was Ludwig am meiſten haßte und vermied. Die an ſich trockenen, und das jugendlich lebhafte Gemüth ermüdenden Anfangsgründe der klaſſiſchen Sprachen ſchreckten ihn gar zeitlich ab, die Geſchichte hatte nur ein flüchtiges Intereſſe für ſeine ungeregelte Neugierde, und vermochte es nicht, ſeinen Fleiß an ſich zu feſſeln. Doch beſuchte er regelmäßig das Collegium, ſchien weniger flatterhaft, ſtiller und ernſter zu ſein. Der Vater ſchrieb freudig dieſe günſtige Veränderung ſeines Sohnes den neuen Studien zu. Aber der Grund davon lag anderswo.

Seit einiger Zeit war in die Werkſtatt des Herrn Urban ein neuer Geſelle eingetreten, ein ſchon ziemlicher bejahrter Menſch, ein Ausländer und vielgereiſt. Er war ein fleißiger geſchickter und erfahrener Arbeiter, und des Meiſters Zufriedenheit und Lob ward ihm in vollem Maße zu Theil. In der Abſicht, ſeine Erkenntlichkeit, Anhänglichkeit an den Tag zu legen, ſuchte er den Sohn des Hauſes an ſich zu ziehen, erzählte ihm auf ſeine Art von fremden Ländern, Völkern und Städten, von ſeinen Schickſalen und Unfällen, und in kurzem hatte er ihn ganz an ſich gefeſſelt. Ludwig drängte ſich an ihn, ſo oft er zu Hauſe war, ſelbſt bei der Werkſtatt, nöthigte ihm Erzählungen ab, hielt ſich nur um ihn auf, ſo bald der Feierabend gekommen, ging nur mit ihm um, ſobald der Sonn- oder Feiertag erſchien. Die Ältern ſchienen damit zufrieden zu ſein, und der Geſelle wies den Zudringlichen nicht von ſich.

Bernhard, ſo hieß der Geſell, liebte es auch, in ſeiner freien Zeit ſich mit Lektüre zu beſchäftigen. Bücher, die er von andern Geſellen, oder von andern Leuten ſeiner Klaſſe auftreiben konnte, alte läppiſche Chroniken, abentheuerliche Erzählungen, gehaltloſe Romane, die ſo ſehr bei Menſchen dieſer Art beliebt ſind, waren der Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung. Ludwig, der faſt überall um ihn war, bekam ſie auch bald zur Hand — und warum ſollte es ihm Bernhard verſagen, nach ſeiner Meinung kamen ja die Bücher von vernünftigen Leuten, und waren beſtimmt, andere zu belehren, und ebenfalls recht vernünftig zu machen! — Ludwig theilte ſie mit ihm, verſchlang

gierig ihren Inhalt; und ſo entſtand unglückſeligerweiſe in ihm zum erſtenmale der Hang zur ungeregelten phantaſtiſchen Lektüre, die ſchon ſo manchen jungen Menſchen um ſeine Arbeitsluſt, um die Ausbildung ſeiner Verſtandeskräfte, ja um den Verſtand ſelbſt gebracht hat!

Da ſaß jetzt oft Ludwig, geſehen oder verborgen, bei ſo einem gedruckten Lappen mit funkelnden Augen, mit ſichtbar geſpannten Muskeln, mit glühendem Gehirn, halb bewußtlos, halb verzückt, ſog den betäubenden Qualm der ſinnverwirrenden und blendenden Abenteuerlichkeiten in ſich, und vergaß ſeine Studien und ſich ſelbſt beinahe völlig darüber. So wirken oft entſcheidend die unbedeutendſten Anregungen auf das leicht entzündbare Jugendgemüth, daß man oft ſchaudernd auf die Folgen zurückſehen muß, die man in der beſten Abſicht veranlaßt, und iſt je Gewiſſenhaftigkeit in unſerem Betragen gegen Andere Pflicht, ſo iſt ſie es im ſtrengſten Sinne des Wortes, ſobald wir dem Kinde gegenüber ſtehen, und vor ihm handeln. —

Der Umgang mit Bernhard und die Lektüre waren alſo die eigentlichen Urſachen der Veränderung in Ludwigs Benehmen. Seine Stille war nur ein tieferes Hinbrüten über ſeine Traumbilder und innigeres Gefeſſeltſein des Geiſtes an ſeine Hirngeſpinnſte; ſeine Ordnungsmäßigkeit ein mechaniſches Hinneigen zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung. Ludwig hatte ſich bald aus den verſchiedenartigſten Händen eine Flut von Büchern zu verſchaffen gewußt. Da lagen einige verſteckt unter ſeinem Kopfkiſſen, andere unter den Studierſchriften, und die ſeltenſten verließen nicht früher ſeine Rocktaſchen, bis er ihren Inhalt in ſich aufgenommen. Er las alles was ihm unter die Hand kam, gleich gierig und theilnamsvoll, nur das, was er ſollte, ſeine Schulbücher — nicht. Die Kollegienzeit war für ihn die bequemſte, wo er in die Hinterbänke verkrochen, ſich großentheils ungehindert ſeiner herrſchenden Neigung und Lieblingsbeſchäftigung hingeben konnte. Oft wurde er darüber vom Lehrer ertappt, und ernſt gemahnt, aber hundertmal wußte er deſſen Aufmerkſamkeit ſich zu entziehen.

Natürlicherweiſe mußte er in den Studien zurückbleiben, er hatte zwei Jahre dieſelbe Klaſſe beſucht, und doch ohne Erfolg. Jetzt war er ſchon vierzehn Jahre alt — der Vater machte ihm bittere

Vorwürfe, aber er wandte ihm die Schwierigkeit der Studien ein, und verſprach ſich zu beſſern; aber er vermochte es nicht mehr, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und als ihm endlich die immerwährenden Vorwürfe des Vaters und ſein ſtrenger Ernſt zu läſtig und ermüdend geworden, erklärte er gerade zu, daß er zu den Studien keine Luſt, und auch nicht hinlängliche Fähigkeiten habe. Das betrübte Vater und Mutter, aber es war nichts mehr mit ihm zu thun, und da er jetzt ſchon in einem Alter war, wo man ſich zu einem Stande vorzubereiten und zu entſchließen pflegt, ſo drangen beide in ihn, eine Wahl zu treffen. Bernhard war noch im Hauſe, Ludwig noch zu ſehr an ſeinen Umgang gefeſſelt; daher wählte er die Kunſt des Vaters zu ſeinem künftigen Standesgeſchäft. »Hab' ich's doch ſo oft prophezeit, daß es mit dem Burſchen endlich auf meine Weiſſagung kommen wird! Und es iſt auch ganz natürlich; der Apfel kann nicht gar weit von dem Baume fallen, und Kinder gehen am ſicherſten, wenn ſie in die Fußſtapfen der Ältern treten. Brav! Ludwig, du wirſt ein Goldſchmied, und der Vater wird ſchon dafür ſorgen, daß aus dir was Rechtes wird!« Mit ſolchem Beifall nahm Meiſter Urban den Entſchluß des Sohnes auf und auch die Mutter ſchien damit ganz einverſtanden zu ſein; denn jetzt behielt ſie ihren Liebling wieder unter den Augen.

Der Anfang der Lehrzeit ging überraſchend günſtig vorüber; Ludwig ſaß den ganzen Tag zur Seite Bernhard's, unter der Aufſicht des Vater; ſeine Unſtättigkeit, ſeine Zerſtreutheit, ſchienen auf immer von ihm gebannt; er war emſig, pünktlich, ſtets aufmerkſam geſpannt, feilte, löthete, hämmerte unermüdet den Tag hindurch, und ſeine freien Stunden verſchwatzte er mit Bernhard, oder verbrütete ſie mit Bücherleſen. Aber dieß dauerte nicht lange; der Vater ſpielte an der Werkſtatt den ſtrengen, gewinnſuchenden Meiſter, und Bernhard den an Geſchicklichkeit ihn übertreffenden Geſellen. Dieß veranlaßte oft unangenehme Berührungen, Ludwig verließ ungeduldig ſeinen Arbeitsſtuhl, beklagte ſich vor der Mutter und wurde von ihr meiſtens in ſeinem Sinne geſtärkt. Sie zürnte den beiden ſtrengen Lehrmeiſtern, ſie grollte vorzüglich dem Geſellen, und meinte, einen ſo zarten Jungen dürfe man nicht ſo ſtraff und ſtreng, wie einen gemeinen Lehrburſchen halten.

Oft erneuerte Mißhelligkeiten zwangen Bernhard im Kurzen die Werkſtatt zu verlaſſen, aber mit ihm war auch Ludwigs Neigung zur Goldſchmiedskunſt davongegangen. Jetzt hatte der Vater mit ihm täglichen vielfältigen Verdruß. Seine Unvorſichtigkeit und ſein Leichtſinn verdarben manche Arbeit, ſeine Zerſtreutheit verſäumte manches Geſchäft, und ſeine ſichtbar zunehmende Abneigung zu dem ſelbſt gewählten Stande machte jedes Fortſchreiten in der Ausbildung unmöglich. Unruhig, unſtätt hatte er wieder Ausdauer bei der Arbeit, noch Ruhe und Bleiben zu Hauſe. Oft fehlte es ihm an Büchern, oft hatten die vorhandenen nicht genug Intereſſe für ihn und er mußte nach Zerſtreuung außer Hauſe ſich umſehen.

3.

Ludwig ſuchte Geſellſchaft, und fand dergleichen bald und leicht. Er war bereits ſechszehn Jahre alt, wohlgebaut, von angenehmen Geſichtzügen, im Betragen jugendlich lebhaft und unterhaltend. Viele Jungen ſeines Alters und ſeiner Art ſchloſſen ſich an ihn; denn da gab es immer Tollheiten, luſtige Späße und Einfälle im Überfluß. Eines Sonntags Nachmittag, als er voll Verdruß und Mißmuth das Haus verlaſſen, weil ihm beide Ältern bei Tiſche über die Flatterhaftigkeit ſeines Charakters ernſte und bittere Vorwürfe gemacht hatten, begegnete ihm eine Truppe wohl bekannter Burſchen, die voll übermüthiger Luſt eine beſtimmte Bahn verfolgt zu haben ſchienen. Ludwig war allen ein willkommener Kamerad. Jetzt erfuhr er, daß ſie in die Vorſtadt, zu einem abſeitigen Wirthshauſe zögen, wo ſie einen recht wackeren und luſtigen Invaliden zu finden hofften, deſſen Bekanntſchaft ſie vor wenigen Tagen daſelbſt gemacht hatten. »Camerad! das iſt dir ein Kerl, der es ſelbſt mit dem Gott ſei bei uns aufnehmen würde, wenn ihm dieſer nur erſcheinen wollte!«

Durch ſolche und ähnliche Reden hatten ſie Ludwigs Neugierde gereizt, und deſſen Phantaſterei geweckt. Er ging mit in die Vorſtadt, wo der Invalide ſie ſchon erwartete. Dieſer empfing ſie mit einer derben Begrüßung, und ließ ſich von jedem die Hand drücken, bis auf Ludwig, der ihm noch fremd war. »Was der Teufel, da kömmt ja auch noch ein ganz friſcher blanker Hecht, ein nettes Mutterſöhn-

chen!« — »»Ein wackerer Burſche, Herr Sergeant, der es ſonſt mit jedem, außer mit Euch im Erzählen aufnimmt! Ich wünſcht', ich hätte ſo viele Bücher geſehen, als er ſchon verſchluckt!«« —

»Ei was erzählen hin, erzählen her! Was kann ſo ein ſüßer Gelbſchnabel wiſſen? Man muß gelebt haben, wenn man erzählen will! doch laßt euch nieder, wackere Burſche! Was bringt ihr Neues aus der Stadt?« — So eröffnete ſich die ziemlich plumpe und gemeine Unterhaltung. Bald wurde man vertrauter, trank, rauchte und ſchwatzte um die Wette. Im Vorbeigehen geſagt, unſerem Ludwig behagte die Scene nicht ſonderlich; doch ſo leicht war keine Befreiung daraus möglich, und ſich zum Gegenſtande des Spottes der Kameraden machen, wollte er auch nicht. Doch bald wurde ihm die Geſellſchaft angenehmer, denn der derbe Invalide begann ſeine Erzählungen mit ausdrucksvollen Grimaſſen und Geſten. Jetzt beſchrieb er die Ungebundenheit des Soldatenlebens, das Genußreiche der Märſche durch fremde Länder und Städte, die Reichtümer und Schätze, die man bei Plünderungen mit vollen Händen nur aufzuheben braucht; aber Muth, eiſernen Muth muß man auch haben, Unerſchrockenheit vor jeder Gefahr und ſelbſt vor dem Tod! dafür aber iſt der Soldat Herr, überall Herr, und ſicher einer prompten Bedienung. Da zieht jeder bleichſüchtige Städter die ſchäbige Schweißkappe vor ihm flink herab, und dieß um ſo mehr, wenn ihm ſo was Funkelndes auf der Bruſt glänzt! Hierbei machte er ſeinen Mantel auf, und ſchlug ſich derb auf die Bruſt!

Seine Reden und ſein ganzes Benehmen ſchienen darauf berechnet zu ſein, die Empfindungen und die Phantaſie der Jünglinge zu entflammen. Die Einen hüpften vor Freuden auf ihren Stühlen, die Anderen rieben ſich die Hände vor Begeiſterung, und aller Blicke und Antlitz verriethen unläugbar, was in ihrem Inneren vorging. Am ruhigſten unter allen verhielt ſich Ludwig, weil er vieles nicht wußte, was ſchon früher zwiſchen ſeinen Kameraden und dem rüſtigen Invaliden vorgegangen war. »Ha Bürſchchen, heute gilts oder nimmer!« rief dieſer auffordernd den Begeiſterten oder eigentlich den Betäubten zu. Keine beſtimmte Antwort erfolgte, man unterhielt ſich noch lange auf gleiche Art, bis man ſchied. Ludwig hatte am Rückwege viel zu fragen über den ſchnurbärtigen Redner; die Freunde theilten ihm doch

nur Unbedeutendes mit, und ſchienen bedächtig ein Geheimniß zu verwahren. Das reizte ihn unausſprechlich, und mit einem Kopf voll flimmernder Bilder kehrte er nach Hauſe. Nach einigen Tagen vernahm er, daß einige ſeiner ſonntägigen Luſtgenoſſen Soldaten geworden waren, und zwar auf Zureden jenes Wirthshaushelden, der als Werber auf ſolche Bürſchchen Jagd machte.

Dieſe Nachricht hatte ſein Gehirn, wie ein ſtechender Sonnenſtrahl berührt, und in Flammen verſetzt. In Kurzem war er entſchloſſen, auch Soldat zu werden. »Das iſt doch für einen thatluſtigen Menſchen ein herrliches, günſtiges, regungsvolles Leben! da gibts doch Abwechslung in Geſchäft und Luſt, — ein geſelliges fröhliches Leben! — Da iſt doch was zu hoffen und zu gewinnen! — Soldat werde ich oder nichts anderes, mög' es den Ältern gefallen oder nicht. Weiß ich doch, daß ſie mein Glück wollen, und hier, hier kann es mir ja nicht entgehen.« Noch wagte er es nicht, dieſen Entſchluß den Ältern mitzutheilen; ohngeachtet ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit hielt ihn eine geheime Furcht davon ab, ſie zu kränken. Endlich nahte der Entſchluß ſeiner Reife, das Haus war ihm zu eng, die Beſchäftigung eckelhaft, die Aufſicht und vorſichtsvolle Leitung der Ältern unerträglich.... Samſtags ſchlief er noch den letzten Schlaf im Vaterhauſe, einen kurzen unruhigen Schlaf; denn er hatte bis zur Mitternacht geſchrieben, einen Abſchiedsbrief an die Ältern, und früh ging er von dannen, der unbeſonnene Streich war ausgeführt! Er ließ ſich anwerben, und Montags wurde er in eine entfernte Landſtadt zu einem Regimente abgeführt.

(Schluß folgt.)

Dem hochwürdigen Herrn Joſ. Gaisberger,

k. k. Profeſſor, von einem ſeiner ehmaligen Schüler.*)

Wenn von dem Heimatland der Wandrer ziehet,
Wie klopft ſein Herz ſo froh und laut,

*) Mit Beziehung auf die in Bl. 40 und 41 eingerückte Inauguralrede des würdigen Herrn Profeſſors.

Wenn in der Fremde ihm ein Blümlein blühet,
Wie's in der Heimat er geſchaut.
Wie lauſcht er gern dem Lied der Nachtigallen,
Und ihrer Stimme frohem Klang:
Denn alſo glaubt er, mochte es erſchallen,
Wenn's in der theuren Heimat ſang. —
So war es mir, als ich Dein Wort vernommen,
Wie Du ſo oft es mich gelehrt;
Die Zeiten ſchienen mir zurückgekommen,
Wo ich Dir ganz noch angehört.
Und all' die guten frohen Tage ſtanden
Mit neuer Luſt vor meinem Sinn,
Und was Verſtand und Herz dort Gutes fanden,
Ich ſah es früchtereich erblüh'n:
Denn, wie Du ſagſt, die Werke jener Alten,
Sie wecken mächtig Geiſt und Herz,
Sie tragen uns, je mehr ſie ſich entfalten,
Mit kräft'gen Schwingen himmelwärts;
Doch wird die höchſte Luſt durch ſie nur jenen,
Die Du auf dieſe Bahn gelenkt,
Und jeder wird ſich dankbar nach Dir ſehnen,
Wenn er der alten Meiſter denkt.
Auch meines Wirkens erſte Jugendblüte,
Ich dank' ſie Dir, nur Dir allein,
Drum will ich auch mit kindlichem Gemüte
Dir Dankbarkeit und Liebe weihn.
Die Gottheit ſelber bringe Dir die Krone,
Die ſie für Ewigkeiten flicht,
Dort, wo an ihrem klaren Weltenthrone,
Ihr Strahl durch dunkle Wolken bricht.

Victor v. Starkenfels.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

23. Juli 1693 ſtirbt zu Regenſpurg Franz Mathias May, einer der vorzüglichſten Juriſten ſeines Jahrhunderts. Er war zu Neumarkt geboren, erlangte 1651 zu Ingolſtadt die juridiſche Doktorswürde, und wurde noch im nämlichen Jahre Profeſſor der Inſtitutionen an der hohen Schule zu Salzburg. In der Folge wurde

er kaiſerlicher Reichshofrath in Wien und endlich kaiſerlicher Konkommiſſarius auf dem Reichstage zu Regenſpurg. Wir haben 14 kleinere und größere Abhandlungen von ihm; alle zeigen von Talent und gründlichen Studien. —

24. Juli 1733 geb. zu Wien Joſeph Anton Paradis, Verfaſſer einiger Flugſchriften, die ſich jedoch nur über das Mittelmäßige erhoben haben. Mehr Verdienſt erwarb er ſich um das Archiv der Erbſteuerhofkomiſſion, daß er mit vielem Fleiße bearbeitete und in Ordnung brachte.

25. Juli 1787, Verordnung, daß in Zukunft kein Arzt des Königreichs Ungarn eine Anſtellung erhalten ſoll, der nicht die Vorleſungen aus der Thierarzneiwiſſenſchaft auf der Univerſität zu Ofen mit gehörigem Erfolge beſucht hat.

26. Juli 1733 geb. zu Wien Johann Mathias Schröckh, Profeſſor zu Wittenberg, und durch ſeine Kirchengeſchichte mit Recht von europäiſchem Rufe; wenn ſie gleich nicht ganz vom Parteigeiſte frei geblieben. In ſeiner akademiſchen Stellung war er von Allen innig geliebt; dieß bezeugte, da er am 1. Auguſt 1808 ſtarb, die allgemeine Trauer ſeiner Umgebung.

27. Juli 1375 ſtirbt zu Prag Benes Krabice von Weitmül, Domherr und Geſchichtsſchreiber der Böhmen. Von ſeinen Lebensumſtänden gibt es wenige Nachrichten; er leitete den Bau der Metropolitankirche durch volle 20 Jahre, und 1373 erhielt er als Domherr den Titel eines Archidiacons des Saazer Kreiſes. Er gehört zu den Fortſetzern des Cosmas und wird, wo er als Zeitgenoſſe erzählt, höchſt eigenthümlich und anziehend. Seine hiſtoriſche Treue beurkundet er vorzugsweiſe, indem er gegen ſeine ausgeſprochene Anſicht, nie, was Rüge verdient und ſeinem geliebten Vaterlande zur Laſt fällt, übergeht oder verſchleiert. —

28. Juli 1811 ſtirbt zu Wien Heinrich Joſ. Edler von Collin, k. k. Hofrath bei der geheimen Credits-Hofcommiſſion. Dieſer als Staatsbürger und dramatiſcher Schriftſteller gleich unvergeßliche Mann wurde am 21. Dezember 1772 zu Wien geboren. Seine erſte Bildung erhielt er im Löwenburgiſchen Convicte. Die Rechte ſtudierte er an der Univerſität. Die Stellen, die er auf ſeiner po-

litiſchen Laufbahn bekleidete, verrathen in allen Fällen ein höheres Streben nach Vollendung und Talente von ſeltner Tüchtigkeit; nicht minder treten dieſe aus allen ſeinen literariſchen Arbeiten hervor. Wie ſehr ihn das Vaterland ſchätzte, beweiſt das ſchöne Denkmal in der Karlskirche! —

29. Juli 1760 geb. zu Wien Joh. Georg Laſchenzky, geſchickter Architect. Er beſuchte die Akademie der bildenden Künſte und machte ſich das Praktiſche unter dem berühmten Baumeiſter Algo eigen. Hierauf verließ er ſeine Vaterſtadt, durchreiſte Böhmen, Tirol, Italien u. ſ. w. und ließ ſich mit vielen Erfahrungen bereichert 1786 zu Salzburg nieder, wo viele Gebäude von ſeinem tüchtigen Talente Zeugniß geben.

29. Jnli 1593 ward geb. zu Trient Alberto Alberti, ein Edelmann; er wurde Jeſuit und lehrte 14 Jahre Mathematik, Rhetorik und Theologie in Mailand. Er ſtarb den 3. Mai 1676. Berühmt ſind ſeine Streitſchriften gegen den Kritiker Scioppo. ſo wie ſeine Paradona moralia de ornatu mulierum communia. Mediolani. 1650. 4.

Grillen,

vom Prof. And. Brecht in Mediás.

Es iſt nicht nöthig, daß wir, wie der heilige Jgnatius für ſeine Ordensbrüder that, Gott bitten, daß er es uns nie an Leiden fehlen laſſen möge, denn wie tragen leider ſelbſt zu viel Sorge dafür.

Es wäre der Mühe werth, ſich den Namen eines Helden zu erwerben, wenn man ſeine Thaten durch einen Robertſon, Hume, oder durch einen Müller, Luden oder Leo der Nachwelt überliefert im Voraus wiſſen könnte.

Nicht jeder iſt gelehrt, der etwas weiß, wohl aber, der viel Nützliches weiß.

An Ernſt Schulze's Grabe blüht die Roſe, auch wenn ſie der Winter von andern Gräbern geraubt hat.

Der Tondichter ſteht über den andern Dichtern, er iſt das größte Genie, denn er überſetzt die Anſchauungen der höheren Welt in die allgemeine verſtändliche Herzensſprache der Menſchen.

Röſſelſprung.

I.					II.				
H	Z	R	H	U	D	L	I	K	N
I	I	T	R	F	L	T	U	S	CH
U	O	E	M	U	A	L	I	D	Ö
G'	N	E	D	E	S	T	U	E	G
H	N	H	R	R	T	R	E	S	C

J. B. Jory. *)

Auflöſung der Streckcharade und des Aenigma im Blatt 42.
Augapfel.

Sex et quinque notae, quas dicimus ordine primo,
Os simul intrarunt, patefacta fauce reverti.
Consuerunt, quare obducto nil ore sonabis:
M tantum clauso profertur litera rictu.

Glückliche Löſer: die Fräulein: Auguſte Weikersheim, Amalia Willner, Nina und Eugenie Zurhelle, Karoline Kolinsky, und die Herren: Anton Polzer, Ed. Korn, Albert Hoſtein, Carl Ritter v. Suttner, Bernh. Jritzer, Ant. Warmuth.

*) Der junge wackere Mann iſt nahe am Ziele ſeiner Laufbahn der Erde entriſſen worden.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 44.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Miscellen. (Die Phanſegars in Decan. Theaterpolizei am Ende des 18. Jahrhunderts. Der Ramaſan zu Konſtantinopel im Jahre 1832. Gegen Verweſung.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

II.

Immer größer wurde in Orleans der freudige Muth der Bürger und höher und höher ſtieg ihr Vertrauen zu der gottgeſandten Jungfrau. Im Rathe der Feldherrn that ſie es an Muth, an Erfahrung und raſchem Blicke den beſten Rittern zuvor und lebte im Übrigen ſo demüthig, ſo fromm und mäßig und züchtig, wie eine Heilige, die der Welt entſagt. Vor ihrer Hoheit, wenn ſie Gottes Güte und Herrlichkeit pries, vor ihrer Demuth, wenn ſie von ſich ſelbſt ſprach, mußten ſich Alle beugen, und ihre Milde und Freundlichkeit bezwang ſelbſt die wildeſten Herzen. Die Worte, die ſie ſtets wiederhohlte: »Gott hat mich hieher geſandt, habt nur feſtes Vertrauen auf ihn, ſo wird er Euch ſicher befreien;« drangen bald durch alle Herzen. Mit Staunen und Rührung ſah das Volk ihre glühende Andacht, wie bei der Meſſe, wenn der Prieſter das Opfer zur Anbetung erhob, ihr die heißen Thränen aus den Augen ſtrömten, wie ſie immer nur von Gott und der heiligen Jungfrau ſprach und Alle zu einer rechten und wahren Buße ermahnte.

Großen Kummer machte der frommen Jungfrau das wilde Leben der Kriegsleute. Bald ermahnte ſie ſie in Milde, bald mit einem unerbittlichen Ernſt, der Staunen an einem ſo jungen Mädchen erregte, ihr ſündiges, ausgelaſſenes Leben zu beſſern und des Heiles ihrer unſterblichen Seele vor Gott eingedenk zu ſein. Sie redete mit ſo ſtrengem, ſtrafendem Ernſte, daß manches erſtorbene Herz wieder zum Leben erwachte.

Vor anderen machte ihr der gute Ritter La Hire große Sorgen, das war ein kühner, kecker Geſell, der einen feſten, ehrlichen Glauben zu Gott hatte und ſeinem König mit Leib und Seele ergeben war, im Übrigen es aber nicht ſo genau nehmen mochte, nach der Weiſe damaliger Kriegsleute, und ſo hatte er auch die böſe Gewohnheit, daß er ganz entſetzlich fluchte. Da gab ſich denn die Jungfrau alle erdenkliche Mühe, dem ehrlichen Ritter dieß abzugewöhnen. La Hire hatte auch den beſten Willen, er ging auf ihre Mahnung zur Beichte, aber mit dem Fluchen wollte es gar nicht gehen. Da rieth ihm zuletzt die Jungfrau, weil er denn doch einmal ſchwören müſſe, ſo möge er lieber ſtatt Gott zu verläugnen und den Teufel anzurufen, bei ſeinem Stocke ſchwören und das that auch der Ritter, wenigſtens ſo oft ſie zugegen war.

Was die Leute vor Allem wunderte, war, wo ſie nur für ihre ſo außerordentliche Arbeit und Anſtrengung ihre Kräfte hernähme, denn von Morgen bis zum Abend auf dem Roſſe und in den Waffen, aß ſie manchmal den ganzen Tag nichts, als ein Stück Brod und trank auch nichts, als ein wenig Wein mit Waſſer vermiſcht.

Die guten Leute von Orleans wußten ſich, nach ſo langer harter Noth, über all die neuen Wunder gar nicht in ihrer Freude zu faſſen, das Volk rannte faſt die Thüren ihres Hauſes ein, und als Johanna, nachdem ſie den Abzug Dünois nach Blois dem Entſatzheere entgegen gedeckt hatte, wieder in die Mauern zurückkehrte, baten ſie ſie ſo lange, bis ſie durch die ganze Stadt ritt. Die Straßen waren ſo gedrängt voll, daß man kaum durch konnte. Die armen Leute konnten ſich gar nicht ſatt an ihrer Retterin ſehen und wunderten ſich höchlich, wie ſie ſo gewandt und ſchön zu Roße ſaß. »Ja wahrlich, ſchrieb jener Bürger von Orleans in ſein Tagbuch, die Jungfrau ſaß ſo ſtattlich zu Roße, daß man hätte meinen ſollen, ſie hätte von Kindheit an verſtanden einen Kriegsmann vorzuſtellen.«

Des folgenden Tags ritt die Jungfrau vor die Stadt hinaus, die feindlichen Werke in Augenſchein zu nehmen. Viel Volkes folgte ihr und ſie ritt an den Thürmen und Bollwerken vorüber, von einem Ende der Stadt bis zum anderen, und die Engländer ſchoßen keinen Pfeil gegen ſie ab und erhoben kein Schwert. Ruhig kehrte ſie dann wieder zurück und hörte in der Kirche zum heiligen Kreuz die Veſper.

Aber ein Tag nach dem anderen verging, und weder der Dünois noch das Heer wollte zurückkehren. Die in der Stadt geriethen darüber in Sorgen und fürchteten auch für den Marſchall von Sainte Severe, der gleichfalls dem Heere entgegen geritten war. Johanna aber ſprach: »der Marſchall kömmt, ich weiß gewiß, es wird ihm kein Leid geſchehen.« Bald darauf wurde auch wirklich das Nahen des Heeres angekündigt. Zur Stunde ritt die Jungfrau mit La Hire, d'Illiers und vielen Rittern ihm entgegen, um Beiſtand zu leiſten wider die Engländer bei ſeinem Einzuge. Allein dieſe ſtanden auf ihren Bollwerken und Thürmen in unzählbarer Menge und ſahen ſchweigend und unbeweglich, als wären ſie vom Donner gerührt, zu, wie der Dünois mit dem Heere in feierlicher Weiſe herangezogen kam. Der Bruder Pasquerel, gefolgt von den Prieſtern, trug das heilige Banner voran, und ſo zogen ſie unter heiligen Geſängen ohne Schwertſtreich in die Stadt ein.

Dieſelbe Nacht geſchah ein wunderbares Ereigniß, das uns die Augenzeugen ſelbſt berichten. D'Aulon, der Schildknappe der Jungfrau, hatte ſich müde und abgemattet in der Mitternachtsſtunde auf ein Bett gelegt, um auszuruhen, und Johanna mit ihrer Hauswirthin deßgleichen. Kaum war der Ritter in Schlaf verſunken, als plötzlich die Jungfrau von ihrem Lager auffuhr und ihn mit lautem Rufe weckte. »Im Namen Gottes, rief ſie, mein Rath hat mir geſagt, ich ſollte mich aufmachen wider die Engliſchen; aber ich weiß nicht, ob ich ihre Schanzen oder den Faſtolf angreifen ſoll.« Während ſie dieſes ſagte, trat Bruder Pasquerel und noch mehrere Prieſter ein und hörten ſie rufen: »wo ſind meine Wappner? Das Blut der Unſeren fließt auf der Erde. Bei meinem Gott, das iſt übel gethan, warum hat man mich nicht früher aufgeweckt? Unſere Leute ſind in großer Noth vor einem Thurme, es ſind ihrer ſchon verwundet. Meine Waffen! ſo bringt mir doch meine Waffen und führt mein Roß vor!«

Man ſieht offenbar, daß ſie dieſes in einem Augenblicke der Verzückung ſprach, der Thurm, der Kampf und das Blut der Ihrigen, Alles ſtand vor den Augen ihres Geiſtes, der auch bei leiblichem Schlafe wachte über die, die ihr von Gott anvertraut waren.

Nun verlangte ſie nach ihrem Roß, ſprang hinauf, ließ ſich

rüſten und d'Aulon war noch nicht damit fertig, als es ſchon in den Straßen unruhig ward und man Lärm hörte.

Und nun ſpornte ſie ihr Roß und ſprengte, das Banner in der Hand, raſch durch die Straßen, daß die Funken aus den Steinen aufſprangen, geraden Weges dem Burgunderthore zu. Es wunderten ſich die Leute ſehr darüber, wie ſie nur ſo den geraden Weg fand, weil ſie noch nie da geweſen.

Der Edelknabe war in Beſtürzung zurückgeblieben, die Hausfrau ſagte ihm, er müſſe ſeiner Herrin folgen und ſo ritt er ihr mit dem Ritter d'Aulon nach. Schon bei dem Thore war der Weg durch den Andrang der flüchtigen Franzoſen geſperrt. Es hatte nämlich am Morgen eine Schaar franzöſiſcher Kriegsleute, ohne den Dünois oder die Jungfrau zu fragen, einen Sturm auf die engliſche Verſchanzung bei der St. Lupuskirche unternommen. Anfangs gelang ihnen der Streich, dann aber wurden ſie in die Flucht geworfen.

Als die Jungfrau einen der Verwundeten ſah, ſprach ſie: »Noch nie ſah ich franzöſiſches Blut fließen, ohne daß ſich meine Haare ſträubten;« und damit trieb ſie immer eifriger ihr Roß vorwärts durch die Flüchtigen hindurch, gerade auf die Verſchanzung los, nur von einigen Rittern begleitet. Mit freudigem Rufe begrüßten die Ihren die Kommende, und wandten ihr Geſicht wieder dem Feinde zu. Sie aber, ihres Sieges gewiß, begann damit, das ſie vor Allem verkünden ließ, kein Kriegsmann ſolle wagen, irgend etwas aus der Kirche des heiligen Lupus, die mitten in den feindlichen Schanzen ſtand, zu entwenden; jetzt erſt gab ſie den Befehl zum Sturme. Auch Talbot ließ aus mehreren anderen Werken ſeine Schaaren ausrücken, das angegriffene Werk zu verſtärken, aber von Orleans kamen gleichfalls mit dem Marſchall Bouſſac und dem Baron Coulonges ſechshundert Ritter und Kriegsleute und verſperrten Jenen den Weg, während die ſiegreiche Jungfrau die Schanze nach dreiſtündigem Kampfe erſtürmte. Wer ſich nicht ergab, den ließen die Franzoſen ſterben, 114 Engländer blieben todt, 40 wurden gefangen und 200 retteten ſich durch die Flucht. Einige von ihnen hatten in der Sankt Lupuskirche die heiligen Meßgewänder angelegt. Sie wurden aber von den Franzoſen ergriffen und da wollten die Einen ſie niedermachen, die Anderen aber ſprachen, man müſſe ſie verſchonen, der heiligen Klei-

dung halber. Der Streit kam vor die Jungfrau, die milde Johanna behandelte ſie, als ob ſie Geiſtliche ſeien, ſie gebot ihnen kein Leid zuzufügen, ſie litt nicht einmal, daß man ſie ausplünderte, und zu ihrer größeren Sicherheit ließ ſie ſie ſtets unter ihren Augen in ihre eigene Wohnung führen. Denn die von Orleans hatten in ihrem Grimme über all die erlittene Noth die anderen Gefangenen hinter ihrem Rücken ermordet. Die Jungfrau dagegen weinte mit bekümmertem Herzen, daß ſo viele der Feinde auf dem blutigen Felde geſtorben, und milderte das Unglück des Krieges ſo viel ſie konnte. Sie ſelbſt wollte augenblicklich beichten, denn es war ſtets ihre Gewohnheit, nur mit reinem Herzen vor Gott den Kampf für ihren König zu ſtreiten, dieſesmal aber war ſie aus dem Schlafe aufgeſprungen und hatte noch nicht die Zeit gehabt. Darum wollte ſie es jetzt thun, und gebot allen denen, die an dem Kampfe Theil genommen, das Gleiche zu thun und Gott für ihren Sieg zu danken: »denn er würde ſonſt nicht mehr mit ihnen ſein im Kampfe, ſondern die Undankbaren verlaſſen.«

Es wurde hierauf die erſtürmte Schanze in Brand geſteckt und der Erde gleichgemacht. Und als nun die Jungfrau mit den Herren und Rittern in die Stadt einzog, da verkündeten alle Glocken ihren erſten Sieg und mit Singen und Beten wurde in den Kirchen Gott ſeiner Gnade gedankt, die er der guten Stadt Orleans in ihrer großen Noth erwieſen. Den Engländern aber war das ein böſer Klang, denn ſie hatten an dieſem Tage viel an Macht und Muth verloren.

Am Abend erklärte die Jungfrau, ſie würde Morgen als am Himmelfahrtstage nicht in den Kampf ziehen, ja ſie würde um der Heiligkeit des hohen Feſtes willen, keine Waffe anlegen, ſie wolle an dieſem, zu Ehre Gottes beſtimmten Tage, beichten und zum Abendmahle gehen.

Jedoch am Tage nach der Himmelfahrt wurde auch die Auguſtinerveſte nach hartem Kampfe genommen. Mitten in dem Wagniſſe und Gefahren der Schlacht war Johanna ſiegreich verharrt; eine Lanze hatte ſie geritzt, aber ihr Muth war derſelbe geblieben, und als nach geendetem Kampfe die Feldherrn Frankreichs die Botſchaft ſandten, ſie wären nicht der Meinung, daß das Kriegsvolk in der Stadt Morgen auszöge zu neuem Kampfe, indem ſie das nun

nicht nöthig hätten, da die Stadt mit Lebensmitteln wohlverſehen ſei, und neue Hilfe vom König zu erwarten ſtünde, erwiederte die Jungfrau in der Kraft ihrer höheren Sendung alſo: »Ihr ſeid in Eurem Rathe geweſen, und ich in dem meinem; aber ſeid deß verſichert, daß der Rath meines Herren Stand halten und ſich erfüllen wird, der Rath des Menſchen aber zu nichte werden wird.« Dann wandte ſie ſich zu ihrem Beichtvater und gebot ihm, Morgen noch früher als heute auf zu ſein: »denn ich werde Morgen viel zu thun haben, und mehr als ich bis jetzt gethan; Morgen wird Blut aus meinem Leibe fließen, oberhalb meiner Bruſt; vor der Brückenburg werde ich verwundet werden.«

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

(Die Phanſegars in Decan.) So nennt man eine Caſte in dieſem Lande, deren angeerbte Neigung Raub und Mord zu ſein ſcheint. Selbſt die Frauen thun es nicht nur in Grauſamkeit den Männern gleich, ſondern übertreffen ſie noch oft und ſetzen ihre Ehre in Vollbringung ſolch' blutiger Werke. Eine gewöhnliche Liſt dieſer Wegelagerer iſt, daß ſich eine Frau an einen einſamen Ort ſetzt und den vorüberziehenden Reiſenden durch eine traurige Geſchichte erdichteten Elends zu erweichen und ihn dahin zu bringen ſucht, ſie hinter ſich auf das Pferd zu nehmen. Sobald ſie dieß erreicht, ſchlingt ſie eine Schnur um den Hals ihres Wohlthäters, wirft ihn zur Erde und ſchleift ihn nach; nun eilen ihre Helfershelfer aus dem Hinterhalte herbei und machen dem Opfer den Garaus.

Dieſer Stamm wählt natürlich die einſamſten und wildeſten Gegenden zum Schauplatz ſeiner Thaten. Oft verfolgen die Mörder ihr Opfer mit eben ſo viel Liſt als Beharrlichkeit mehrere Wochen lang, bis ſie es erreichen; die Art des Mordes iſt gemeiniglich, die Überwältigten zu erdroſſeln.

(Theaterpolizei am Ende des 18. Jahrhunderts.) In den Memoiren eines deutſchen Staatsmannes wird erzählt, daß

der Verfaſſer auf einer Reiſe durch Pommern in Schwedt das Schauſpiel beſucht habe. Im Parterre hielt der Gerichtsdiener, mit einer weitreichenden Hetzpeitſche bewaffnet, auf Ordnung, und wurden die Kunſtliebhaber zu laut, ſo ſchwang er die Peitſche mit dem Zurufe: »Setzt euch — oder« — Hg.

(Der Ramaſan zu Konſtantinopel im Jahre 1832.) In dem ganzen Theile der Stadt, den man eigentlich unter dem Namen Konſtantinopel begreift, und der vorzugsweiſe von Moslemin bewohnt wird, herrſcht während des Ramaſans am Tage die tiefſte Stille, und erſt mit Einbruch der Nacht wird Alles lebendig. Die Minarets der Moſcheen prangen in guirlandenförmig geordneter Beleuchtung, und die ſtärker als gewöhnlich erhellten Buden verkünden, daß durch nächtlichen Verkehr das während der Ruhe des Tages Verſäumte nachgeholt werden ſoll. Tauſende von Laternen, von den Spaziergängern, die auf den Hauptſammelplätzen umhergehen, getragen, bilden eine Art von öffentlicher Beleuchtung und erſetzen die regelmäßige Straßenbeleuchtung anderer Länder, deren Nothwendigkeit hier noch nicht fühlbar geworden iſt, da die einheimiſche Bevölkerung ſich nach den Arbeitsſtunden in ihre Wohnung begibt, und ſie nur am andern Morgen wieder verläßt, um ihren Geſchäften nachzugehen. Während des Ramaſans dagegen iſt die Nacht der Zeitpunkt, wo Geſchäfte abgemacht, und die Häuſer der vornehmſten Beamten von Leuten belagert werden, die etwas zu ſuchen haben und die den Tag über nicht vorkommen können. Die Stadt bietet einen maleriſchen, belebten Anblick; doch hat das Ganze den ernſten ſchweigſamen Charakter, der die Moslemin auszeichnet. Die Straßen ſind voller Menſchen, voll Bewegung, aber geräuſchlos; es herrſcht noch die Ruhe der Nacht, doch ohne die Dunkelheit, ohne den allgemeinen Schlaf, die ſich gewöhnlich ſchon früh über dieſe ruhigen Theile der Stadt verbreiten. Der Sultan beſucht während der Dauer des Ramaſans faſt jeden Tag das ſchöne Stadtviertel Eski-Serai, das ſeit dieſer Zeit der Hauptſammelplatz einer zahlloſen Menſchenmenge wird, die, von der Gegenwart des Herrſchers herbeigezogen, ſich ohne Zwang auf dem großen Platze des Sultan Bajazeth und in den benachbarten

breiten Straßen bewegt. Der Sultan ſetzte ſich (1832) abwechſelnd in den drei Buden nieder und ließ ſich Bericht erſtatten über die Lage der Stadt, den Preis der Lebensmittel, die Vorräthe der Märkte, und über Alles, was die Bevölkerung und beſonders die Armen betraf. Der Sultan geht ohne Wache aus, nur von einer Anzahl ſeiner Hausoffiziere begleitet, an deren Spitze er auf einem herrlichen arabiſchen Pferde reitet. So oft der Sultan einer ſeiner gewöhnlichen Plätze in dem neuen Stadtviertel einnahm, fuhren lange Reihen von Wagen mit Frauen beſetzt, die ſchon vor ſeiner Ankunft längs der Straße, die man von den drei Buden aus überblickt, hingefahren waren, in Ordnung hin und zurück, an ihm vorüber, ſo daß dieſe Frauen mit Muße die Züge des Mannes betrachten konnten, deſſen Kühnheit und Entſchloſſenheit ihnen Bewunderung einflößte. Jede ſchien ihn mit einer Miſchung von Neugier und Achtung, von Enthuſiasmus und Furcht zu betrachten.

Gegen Ende des Ramaſans blieb der Sultan ſtundenlang unter dem Volke, das einen Monat hindurch mit gleichem Eifer um ihn ſich ſammelte. Um zehn Uhr Abends nahm er immer an dem niedern Fenſter des Tabakgewölbes Platz, den er erſt um 2 Uhr Morgens verließ.

(Gegen Verweſung.) Zwei franzöſiſche Chemiker, Capron und Boniface, wollen eine neue Methode, Leichname vor der Verweſung zu ſchützen, erfunden haben, wodurch nicht nur das Äußere vollkommen erhalten wird, ſondern auch die Eingeweide, das Gehirn u. ſ. w. in ihrer natürlichen Lage bleiben. Die Geſichtszüge der Verſtorbenen unterliegen nicht der mindeſten Veränderung, und es iſt gleichviel, ob ein ſo behandelter Leichnam in der Erde, in einem Gewölbe oder in der freien Luft, und ſitzend oder liegend aufbewahrt wird. Die Erfinder nennen ihre Kunſt Mumifikation. Einige Tage reichen hin, einen Leichnam darnach zuzubereiten.

Hg.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

// Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 45. Wien, den 6. Auguſt 1834.

Kehrſeiten, von Ch. W. Huber. — Der Sohn des Goldſchmieds oder Folgen ungezügelter Einbildungskraft, Erzählung von Dr. X. F. Nowotny. (Schluß.) — Mein Erbe, von J. N. Vogl. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Charade von Ant. Polzer. — Aenigmata. — Auflöſung der Charade im Blatt 43.

Kehrſeiten.

Iſt nicht der Sturm, der kalt und dröhnend,
Herold der Nacht, den Klang verhöhnend
In's Leben greift, ein Sohn der Luft,
Die liebevoll auf tauſend Wellen
Der Töne zauberhaftes Schwellen
Harmoniſch in die Ferne ruft?

Iſt nicht der Nacht verhüllend Grauen,
Wenn Sterne düſter niederſchauen,
Vom Abendbild der Hintergrund,
Der hebend ſich aus Dämmerungen,
Zur Pauſe märchenhaft verklungen,
Lichtahnung gibt dem Auge kund?

Iſt nicht das Meer mit ſeinen Wogen,
D'rauf kommt der Tod wie Fluch gezogen,
Ein reger Quell voll Perlenſchaum,
D'rein, wenn er ruht, in Sonnenbildern
Verklärungen ſich wonnig ſchildern,
Hinzitternd wie ein ſüßer Traum?

Iſt nicht das Herz, ſelbſt in Vernichtung,
Ein Abglanz himmliſchreiner Lichtung
Auf wildverworr'ner Schauerbahn?

Iſt nicht des wüſten Sinns Umnachtung,
Die niederrollt in Weltverachtung,
Blitzſtrahl, — und wär's auch nur der Wahn?!

Ch. W. Huber.

Der Sohn des Goldſchmieds
oder:
Folgen ungezügelter Einbildungskraft.
Erzählung von Dr. X. F. Nowotny.

(Schluß.)

4.

Ungeduldig warteten Vater und Mutter Mittags auf den abweſenden Sohn; endlich ſetzten ſie ſich zu Tiſche, der Vater verdrießlich kopfſchüttelnd, und die Mutter ängſtlich den Liebling entſchuldigend. Der Nachmittag ſchleppte ſich langweilig vorüber, endlich brach auch der noch langweiligere Abend herein — und Ludwig kam nicht. Unruhig und kummervoll legten ſich beide zu Bette, und hofften, Ludwig werde ſie am Morgen überraſchen. Der Morgen kam, aber Ludwig nicht. Da ahnte der Vater ein Unglück, verließ bangend das Haus, und lief raſtlos in der Stadt von einem Bekannten zum andern, um Ludwigs Spur aufzufinden; aber alles war vergeblich, und troſtlos kehrte er nach Hauſe: Die Mutter war indeſſen ſchmerzenvoll und einer Verzweifelndeu gleich in der Wohnung hin und hergerannt, ging in Ludwigs Zimmer, und kehrte betrübter zurück, ging wieder und wieder hin, unterſuchte darin jeden Winkel, bis ſie endlich auf ſeinem Schreibtiſch den offenen Abſchiedsbrief entdeckte, und in ein Paar Augenblicken den ſchweren Inhalt ihres Unglückes erfuhr.

Bei ſeiner Rückkehr fand ſie der angſtgequälte Gatte in ihrem Lehnſeſſel ohnmächtig nnd vor ihr den unſeligen Brief. Mehrere martervolle Tage waren dahingeſchwunden, man erwartete von dem Verlornen nähere Nachrichten, über ſeine neuen Verhältniſſe und ſeinen gegenwärtigen Aufenthaltsort; aber umſonſt. Da raffte ſich der Vater zuerſt von den niederdrückenden Schmerzen auf. »Mag der Burſche jetzt aufzehren, was er ſich ſelbſt zubereitet; und heilt ihn dieß nicht,

ſo iſt er auf immer verloren. Wird er ein braver Soldat, iſt's auch recht. Aber aushalten muß er dießmal; denn er hat ſich ſelbſt die Schlinge recht feſt umgebunden.« — So dauerte es mehrere Wochen, und die Mutter wurde durch den nagenden Schmerz einer gefährlichen Krankheit nahe gebracht. Da kam endlich ein Brief von Ludwig. Ein Monat war bereits ſeit ſeiner Abweſenheit verfloſſen, und jetzt erſt hatte er ſich entſchloſſen, an die Ältern zu ſchreiben. Der Brief war ein gluthauchender Abdruck ſeiner gereizten Einbildungskraft; voll herzlicher Abbitte an die gekränkten Ältern, voll Zufriedenheit über ſeinen Zuſtand und ſein vermeintes Glück, voll der übertriebenſten Pläne und Verſprechungen für die Zukunft. Bei dieſer erſten Nachricht hätte die Mutter zu ihrem Liebling hinfliegen mögen; ſie hatte ihm augenblicklich Alles vergeben, hatte jede Kränkung vergeſſen. Auch der Vater wurde ruhiger, doch hielt er die Mutter von jedem Beſuche des Sohnes zurück. Er ſchrieb zwei Briefe, einen an Ludwig und den andern an ſeinen Kompagnie-Kommandanten. Der erſte enthielt außer einigen ſanften Vorwürfen, über die leichtſinnige Kränkung der Ältern, ernſte Mahnung und Aufforderung zur Ausdauer in dem neuen Stande, und der andere väterlich dringende Bitten um wohlwollende Aufſicht über den Sohn, und ſtrenges Anhalten zu ſeinen Berufsgeſchäften.

Ein halbes Jahr verſchwand unbemerkt, Ludwig ſchrieb oft an die Ältern, und erhielt häufig Briefe von ihnen, nebſt mancher Unterſtützung an Geld und anderen Nothwendigkeiten. Der Vater begann Gutes zu hoffen, die Mutter wurde ruhiger; doch beide täuſchten ſich abermals. Ludwigs Briefe wurden nach und nach lau, matt, ja ſogar trübſelig. Eine gewiſſe Unruhe, zurückgehaltene Unzufriedenheit und dumpfe Schmerzesſchwärmerei drückten ſich darin aus. Aber noch immer klagte er nicht, auch war ſein Vorgeſetzter mit ihm zufrieden. Endlich blieben ſeine Briefe mehrere Wochen aus. Die guten Ältern entſchuldigten ihn, und fürchteten nichts Schlimmes. Da erſchien ein Brief von ſeinem Hauptmann, deſſen Inhalt kurz berichtete, mit Ludwig ſeien bedeutende Veränderungen vorgegangen, er ſei ſeit einiger Zeit ſtiller und zurückgezogener als ſonſt geworden, habe nur Einſamkeit geſucht, und dieſe mit ſchweigendem Hinbrüten verbracht; überhaupt habe ſich ſeiner eine finſtere Melancholie bemächtiget, und

jeẞt liege er an einem gefährlichen Nervenfieber darnieder. Die Ältern ſollten ſich alſo beeilen, zu ihm zu kommen, falls ſie nicht verſäumen wollten, noch einmal ihr Kind am Leben zu ſehen.

Welch' ein erſchütternder Schlag für die guten Menſchen! Die Mutter lag beinahe vernichtet unter der Schmerzenlaſt, und ſelbſt der Vater fühlte ſich im Innerſten ſchmerzhaft zerknirſcht, und ſein alterndes ernſtes Auge vergoß bittere Thränen. Mühſam rafften ſich beide auf, und eilten zu dem einzigen, vielleicht ſchon mit dem Tode ringenden Sohne. Als ſie ankamen, war Ludwig bereits außer Gefahr; aber ſein Zuſtand und ſein Ausſehen waren bemitleidenswerth. Bleich und hager, hohlen Blicks, und im ganzen Organismus geſchwächt, lag er auf dem Krankenbette, mehr einem Geſpenſt oder einer Leiche, als einem lebenden Menſchen ähnlich. Eine längere ſorgſame Pflege war zu ſeiner völligen Wiederherſtellung nöthig, und wo konnte er ſie beſſer, ſicherer finden, als in den Liebesarmen der Ältern, als von den Händen der zärtlichen Mutter.

Auf beſondere Verwendung erhielt man vom Regimente die Bewilligung, ihn auf eine unbeſtimmte, doch nur zu ſeiner Heilung nöthige Zeit nach Hauſe zu nehmen. Unter ſo traurigen Umſtänden kam Ludwig wieder ins Vaterhaus, das er bei ſeiner Entfernung nicht früher, nicht anders wieder ſehen und betreten wollte, als bis er im Ehrenſchmuck eines Helden aus grauſen Feldzügen rückgekehrt ſein würde. — Der Sorgfalt der Ältern war es in kurzem gelungen, ſeine zerrüttete Geſundheit herzuſtellen; doch jeẞt — ſollte er ſie wieder verlaſſen? Niemand ſchauderte mehr davor zurück als Ludwig. Seine Luſt am Soldatenleben war ſchon längſt verraucht, und jeder Gedanke daran war ihm ſo verhaßt, daß er bei der Erinnerung daran drohte, früher ſich das Leben zu nehmen, als zum Regiment rückkehren zu wollen. Jeẞt zog es ihn wieder zur Werkſtatt, zu dem ſtillen Geſchäfte des Vaters. Die noch immer auf ernſte Beſſerung des Sohnes hoffenden Ältern kauften ihn nach vielen Schwierigkeiten los, und Ludwig wurde zum zweitenmale Goldſchmiedslehrling.

5.

Ohngeachtet ſeiner Geneſung waren an Ludwig doch gewiſſe tiefeingegrabene Spuren der überſtandenen Nervenzerrüttung zurück-

geblieben. Eine gewiſſe Ängſtlichkeit im Betragen, häufig rückkehrende Körperſchwäche und eine ſtill ihn durchglühende und leiſe beſchleichende Melancholie waren an ihm unverkennbar. Man fürchtete eine Rückkehr der Krankheit, und berieth ſich mit Ärzten, dieſe empfahlen für das Frühjahr einen längeren Genuß reiner Landluft, anſtrengungsloſe freie Gemütserholung, und den Gebrauch gewiſſer Bäder. In Begleitung der Mutter fuhr alſo Ludwig mit anbrechendem Sommer in den beſtimmten Badeort, beobachtete die ärztlichen Vorſchriften und Rathſchläge genau, überließ ſich frei und mit vollem Herzen dem Genuß der ſchönen ihn mit tauſendfältigen Reizen umwebenden Natur, nahm Antheil an allen öffentlichen Ergötzlichkeiten, Spaziergängen, muſikaliſchen Unterhaltungen, am Theater und vielem Andern. Die Nebel ſeiner Melancholie ſchienen ſich zu zerſtreuen, ſein Geiſt verrieth wieder nach und nach mehr Spannung, Regſamkeit und Energie.

Unter allen Vergnügungen aber, welche der Badeort ſo mannigfaltig darbot, nahm unſeren Ludwig das Schauſpielhaus am meiſten in Anſpruch; doch nicht deßhalb, als hätte er hier erſt mit der Poeſie und Schauſpielkunſt Bekanntſchaft gemacht; die erſtere liebte er ſchon ſeit ſeinen erſten Jünglingsjahren ausnehmend, und die letztere hatte er häufig genug in ſeiner Vaterſtadt geſehen und bewundert. Aber ſei es, daß die reinere und häufigere Anregung ſeines Gemüts durch die um ihn reichlich verbreiteten Naturſchönheiten ihn dafür empfänglicher machten, oder daß die heimſtädtiſchen Schauſpieler durch die Höhe ihrer Kunſtausbildung und eine gewiſſe Klaſſizität, ihn bloß in einer nüchternen Bewunderung und Entfernung von ſich hielten und ihn keineswegs perſönlich intereſſirten: kurz die Bühne des Badeortes, ohngeachtet ſie in Bezug auf die Kunſtleiſtung ſehr unbedeutend, ja für die höhere und gebildetere Klaſſe von Badegäſten ohne beſonderes Intereſſe geweſen war, zog ihn völlig an ſich, und ſein Umgang beſchränkte ſich bald nur auf die Mitglieder derſelben.

Vor Allem zog ihn ein junger wohlgewachſener Menſch an, der gewöhnlich als Held, unglücklicher Liebhaber oder Ähnliches auf der Bühne glänzte. Er war ein Kaufmannsſohn aus Leipzig, der nachdem er auf den ehrlichen Namen ſeines Vaters recht viele Schul-

den gemacht und aufgehäuft, ſich aus dem Staube gemacht hatte, um dem Kerker oder ſonſt einer anderen Strafe zu entgehen. Er hatte ein angenehmes Äußere, Gewandtheit im Umgange, und eine ihn ſtets beherrſchende burſchikoſe Luſtigkeit. Er machte auch manches artige Gedicht, und wußte ſich durch eine muntere einbildungsreiche Redſeligkeit in die Gunſt manchen ſoliden Mannes hineinzuſchwatzen; bei Jungen ſeiner Art hatte er darum ſtets ein leichtes Geſchäft. Auf der Bühne ſpielte er am liebſten Tragiſches, und wußte ſich daſelbſt durch Übertreibungen der Gefühle, phantaſtiſche Darſtellung und hunderterlei kleinliche Kunſtgriffe recht auffallend zu machen. Von dem Geiſte der Kunſt hatte er wenig Ahnung, und kümmerte ſich auch nicht viel darum; ihm war es zu thun, ſein Leben zu friſten und zügellos ſeinen flotten Neigungen nachhängen zu können. Ludwig las mit ihm, ſtudierte mit ihm und begleitete ihn ſogar oft auf die Bühne, kurz er fühlte ſich ganz in die Netze ſeiner liſtigen und eigennützigen Pläne verwickelt. Der Schauſpieler hatte bloß eine ſchmutzige Anhänglichkeit an Ludwigs ſelten ganz leeren Geldbeutel, und bemerkte bald zur Überraſchung, daß dieſer ſich ihm ſelbſt ganz aufgedrungen.

Die Badezeit ging zu Ende, die Gäſte zerſtreuten ſich allmählich, und ſelbſt die Theatertruppe machte ſchon Pläne zum Rückzug in irgend ein vortheilhaftes und bequemes Winterlager. Ludwig hätte ſchon längſt heimkehren können und ſollen, doch hielt ihn etwas, ein geheimer Zauber zurück, den er ſich nicht zu erklären wußte. Er wandte bald Bitten, bald Schmeicheleien an, um die Mutter noch zurückzuhalten, aber jetzt mußte doch ſchon ernſtlich an die Heimkehr gedacht werden. Ludwig wurde unruhig, gegen die Mutter geheimnißvoll, aber deſto mehr hatte er mit ſeinem Freunde zu verhandeln und zu bereden. Eine unſelige Idee hatte ſich jetzt ſeines Inneren ganz bemächtiget, ein Plan, deſſen Aufkommen und Reifen er unwillkührlich in ſich ſelbſt verurſachte und beförderte. Er wollte ein Schauſpieler werden, ein Nachahmer, ein Nebenbuhler ſeines Freundes, und in genußvoller, ſeliger Nähe desſelben. Die Truppe war abgezogen und nach einigen Tagen ſollte auch Ludwig mit der Mutter heimkehren. Doch am Vorabend des Abfahrtstages packte er ſeine nöthigſten Bedürfniſſe und alles ihm zugängliche

Geld zuſammen, und verſchwand, ehe es tagte und die Mutter erwachte, um ihren Schmerz zu erfahren.

6.

Welch eine ſchreckliche Überraſchung, welch eine beſchämende Verlegenheit für die Mutter, als ſie morgens voll Zurüſtungen zur Abreiſe ihren Sohn vermißte, ihm öffentlich nachfragen, ihn öffentlich aufſuchen laſſen mußte. Solche Fluchtgeſchichten waren in dem ſo zahlreich beſuchten Badorte etwas ziemlich Gewöhnliches; daher machte es wenig Aufſehen, verſchaffte aber auch dem tiefgerührten Mutterherzen wenig Sympathie. Sie wartete noch einige Tage bangend und beinahe verzweifelnd, — aber umſonſt. Ludwig war zum zweitenmale entflohen, und dießmal ließ er auch nicht einmal einen Brief zurück, um ſeine Flucht zu erklären. Mit ſchwerem tief erſchüttertem Herzen kehrte ſie heim; ihr Gatte hatte die Trauernachricht ſchon früher durch andere rückkehrende Badegäſte erfahren, und empfing ſie mit finſterem Ernſte, einer theilnamloſen Gleichgültigkeit, und einer ihm ſonſt fremden Bitterkeit in Wort und Betragen. Es ſchien, als hätte er alle Liebe, alles Vatergefühl für den mißrathenen Sohn aus ſeinem Herzen verbannt. Er fragte weder nach ihm, noch wollte er einen Verſuch machen, um ſeinen Aufenthalt zu erfahren, ja er wurde mürriſch, mißtrauiſch, ſogar hart und auffahrend, wenn der Mutter Schmerz oder eines Andern Unvorſichtigkeit ihn an den Sohn erinnerte.

Das aber kränkte das weiche Mutterherz noch mehr. Wechſelſeitige Vorwürfe, unfreundliche Zwiſtigkeiten waren jetzt häufig und beinahe an der Tagesordnung, und ſchienen die Gatten immer mehr von einander zu entfernen. Der Schmerz nagte wie ein giftiger Wurm raſtlos an dem Herzen und Leben der Mutter. — Nach einem Monate brachte der Briefträger ein Schreiben — ein Schreiben von Ludwig. Ärgerlich bezahlte der Vater das Porto, und warf ihn finſter der Mutter zu, ohne ihn ſelbſt angeſehen zu haben. Aber die kränkliche, um das einzige Kind ſehnſüchtig bangende Mutter erbrach ihn haſtig, und durchflog ihn noch haſtiger. Wie beſänftigt durch den Inhalt reichte ſie ihn thränenleuchtend dem Vater hin, der ſcheinbar unwillig denſelben zu leſen begann. Und

auch ihr, liebe Leſer, ſollt ihn leſen, wäre es auch nur darum, daß ihr aus ihm bemerket, welche Verwirruug bereits in dem inneren Vorſtellen Ludwigs eingeriſſen, wie zügellos ſeine Einbildungskraft, wie geblendet ſein Verſtand, wie gefeſſelt ſein Wille bereits geworden! — — — — — — Hier folgt er:

Theuerſte Ältern!

Empfanget meinen aufrichtigſten Dank für euere Wohlthaten, für euere Sorgfalt, Pflege und Liebe, die Ihr ſeit der zarteſten Kindheit mir erwieſen. Nie werde ich im Stande ſein, meine Schuld an Euch abzutragen, nie die Kränkungen, die ich Euch verurſacht, zu vergüten. Gott iſt Zeuge, wie ich unendlich euere Liebe ſchätze und würdige, und das dankbarſte Andenken an Euch ſoll mich als ein ſchützender Engel auf allen Pfaden des Lebens geleiten. Ich bin zu ſehr überzeugt, daß Ihr nur mein Beſtes, daß Ihr nur mein Glück bei eueren Beſtrebungen zum Ziele hattet; und deßwegen hege ich auch die tröſtende Hoffnung, daß Ihr meine Entfernung, meine Flucht, die zu ſehr den Schein einer Verſündigung an euerer Liebe hatte, mit Nachſicht beurtheilen werdet, wenn ich Euch geſtehe, daß ich mich in meinem Stande für den glücklichſten unter der Sonne halte. O! freuet euch mit mir, Ihr Theueren, jubelt mit mir, daß ich das Ziel endlich gefunden, nach dem meine glühende Seele ſo lange gerungen, daß ich den Gegenſtand meiner Sehnſucht gefunden, der mir lange unerkannt vorgeſchwebt, den ich nur in leiſen Ahnungen, wie ein nebelumhülltes Sternbild, mich umflattern fühlte! Ich bin ein Schauſpieler! Wie ſoll ich euch beſchreiben; was mich in dieſem Bewußtſein durchglüht, und meine tiefſten Lebenskräfte ſpannt! Wer kann ſagen, daß er mehr iſt, als ich, der geweihte Prieſter der Kunſt, ein Theilnehmer der höchſten heiligſten Myſterien, die eines Menſchen Seele umfaſſen und begehen kann! O was iſt all das bettelhafte Ringen und Streben der Menſchen nach Gewinn, Genuß, Ehre und Glanz, gegen den hehren Dienſt der Kunſt! Hier iſt Alles vereinigt, hier ſprudelt der Hauptquell alles Glückes, aller Seligkeit! Aber man muß ſie ſo mit der innigſten Seele fühlen, mit aller Lebensglut umfangen wie ich! Heute bin ich ein König, ein großer volkbeglückender König, nur hohe Empfindungen, große Thaten beſchäftigen meine Seele. Morgen bin ich

ein unanſehnlicher Bettler, aber ein Schickſalsheld, der Kronen und Welttheile für das Bewußtſein ſeiner Gewiſſenreinheit nicht tauſchte. Übermorgen bin ich der glücklichſte Komiker, der heiterſte Humoriſt, der jeden Schickſalsſturm mit einem Lachen zerſtreut, das Glück ſelbſt wie einen Kinderball behandelt. Ich bin Alles und Nichts, mein iſt die Seligkeit Aller und Aller Schmerz, der doch ſelbſt als Abwechslung zum Glücke gehört. O! das war's, was meine bangende Seele ſeit der zarteſten Jugend ſo unruhig, ſo ſehnſüchtig geſucht . . . . .

Hier wollen wir abbrechen. Es genügt, um einzuſehn, wie weit es mit dem armen Ludwig gekommen, wie er von ſeiner überſpannten Einbildungskraft, wie ein losgeriſſenes Baumblatt vom geſetzloſen Sturme. in den Wirbel war geſchleudert worden, wie er mit ſchaaler Selbſttäuſchung ſich ſelbſt herumhetzte! Der übrige Theil des Briefes enthielt eine ebenfalls phantaſtiſch übertriebene Beſchreibung ſeines geſelligen Lebens mit den übrigen Kunſtgenoſſen, und ſeine Pläne uud Ausſichten für die Zukunft. Er wollte Deutſchland, Europa, ja die Welt durchreiſen. Und dieſer Punkt war es vorzüglich, der den Vater in die bangſte Kümmerniß ſetzte. Übrigens war dieſer Brief weder datirt, noch ſein Aufenthaltsort darin angegeben; abſichtlich oder aus Zerſtreuung, dieß wäre wohl ſchwer zu entſcheiden geweſen. —

»Barmherziger Himmel, ſolch' ein Unglück haſt du für meine grauen Haare aufgeſpart! ſolch einen Schmerz meinem alternden Herzen vorbehalten! Jetzt fehlt ſchon nichts mehr, als daß ich meinen Ludwig in einem Narrenhauſe zur Miethe unterbringe! Doch! weh' mir, weh — das bleibt wohl ſchwerlich aus!« — So klagte der unglückliche Vater, und raufte ſich das ſchlichte graue Haar, von der Wut des Schmerzes empört, während die Mutter, immer noch geneigter die Schwäche des Sohnes zu entſchuldigen, durch die erhaltene Nachricht beinahe getröſtet zu ſein ſchien.

Dieſem Briefe folgte lange, lange keiner nach, die Schmerzenswut in der Bruſt der Ältern ließ allmählich nach, und der Vater meinte ſchon oft, Ludwig möge vielleicht gar ſchon todt ſein. Er ſprach ſelten von ihm, doch häufiger die Mutter, die doch bei je-

der Erinnerung in Thränen zerſchmolz, und durch die anhaltende Trauer beinahe an einer ſchleichenden Abzehrung zu leiden ſchien.

7.

Indeſſen fühlte ſich Ludwig in ſeinem Künſtlerleben ſo glücklich, als nur die übertriebenſte Selbſttäuſchung gehen kann. Er las und ſtudierte alle dramatiſche Werke mit einem Heißhunger, oder, wie er es nannte, mit Begeiſterung und ſtellte ſie dar, wie es von einem Menſchen von ſeiner Bildung und Beſchaffenheit möglich war, nämlich mit der ſeltſamſten Übertreibung. Zwar ſein Freund wurde ihm treulos, ſobald er in ſeinem Geldbeutel Ebbe und keinen beſonderen Zufluß bemerkte; doch wußte er ſich darüber zu erheben. Bei ſeiner noch geringen Brauchbarkeit für die Bühne erhielt er vom Direktor nur ſehr kargen Lohn, und wenn dieſer, was oft genug geſchah, wenig oder keinen Erwerb hatte, mußte er kümmerlich mit ihm darben, und das war dem Verzärtelten ziemlich unbequem; doch fand er in ſeiner Begeiſterung noch immer Mut genug, um ſich über die Nichtbefriedigung gemeiner Bedürfniſſe zu vertröſten. Manche unangenehme, zwiſchen ihm und ſeinen Kunſtgenoſſen vorgefallene Mißhelligkeiten beſtimmten ihn endlich, im Frühjahre die Truppe zu verlaſſen und bei einer anderen einzutreten. Der Sommer war für ihn günſtiger, und hiemit wuchs ſein Mut und ſein Kunſtenthuſiasmus. Die ihn beherrſchende Selbſttäuſchung hatte ihm ſogar ſo viel Vertrauen zu ſeinem Talent und ſeiner Kunſtausbildung eingeflößt, daß er ſich für den kommenden Winter entſchloß, nicht mehr bei einer ſo unbedeutenden herumziehenden Truppe zu bleiben; ſondern eine Kunſtreiſe und ein ſelbſtſtändigeres Leben zu unternehmen. Er hatte es wirklich gewagt, auf einigen bedeutenden Stadttheatern aufzutreten, aber ohne Erfolg, ja ſogar bis zur kränkenden Beſchämung.

Bald fehlte es ihm an den nöthigſten Mitteln zur Selbſterhaltung, und eine herbe Entbehrung war ſeine beſtändige Begleiterin. Aber noch immer hielt ſich ſein Mut aufrecht; und noch konnte er nicht dahin gebracht werden, an die Ältern zu ſchreiben, ihnen ſeine Noth zu geſtehen und ſie um Hilfe zu bitten. So eben ſchickte er ſich wieder zu einer Reiſe in eine entferntere Provinzialhauptſtadt an, wo man ihm die Hoffnung gemacht hatte, in einigen Gaſtrol-

len aufzutreten. Seine Zubereitungen fielen freilich ſehr ſpärlich aus. Zu Fuß, kaum mit den nöthigſten Kleidungsſtücken bedeckt, und äußerſt wenigem Gelde verſehen, begab er ſich ohngeachtet der Rauhigkeit des Winters dahin, die Taſchen voll Kunſt und den Kopf voll Begeiſterung.

– In einigen Tagen war er dahin gebracht, daß er kaum noch ſo viel Geld hatte, um ſich das zum Mittagmal nöthige Brot ehrlich anzuſchaffen.

Als er Nachmittags das Wirthshaus, wo er geruhet hatte, verließ, bemächtigte ſich die Vorſtellung des Elendes, in dem er ſich befand, recht ernſthaft ſeines Gemütes. »Man ſollte einen ätheriſchen oder gar keinen Leib haben, wenn man ſich dem Dienſte der Kunſt widmen will, daß man von ſo ſchmutzigen Bedürfniſſen als das Eſſen, Trinken und ähnliches iſt, gar nicht abhängig wäre!« So philoſophirte er mit ſich ſelbſt, und ſchritt raſtlos fort! Die Kälte nahm zu, der nüchterne Magen ließ von Zeit zu Zeit quälende Mahnungen ergehen, und forderte wenigſtens ein ernſtes Nachdenken, wie ihm Abends eine Befriedigung zu Theil werden ſollte.

Dieß Alles, und noch mehr die Einſamkeit und widerliche Einförmigkeit der Gegend, die in ihm unwillkührlich Reflexionen über die Vergangenheit weckten, ſpannten ſeinen Geiſt zu einer ſolchen Höhe und ſeine Phantaſie zu ſo einer überreizten Thätigkeit, daß er ſchon den Wahnſinn mit dem furchtbaren Meduſenantlitz um ſich grinzen ſah, und leider auch allzubald darauf in deſſen ſcheußliche Arme, an Geiſt und Körper ermattet ſank.

Der Abend war ſchon herangerückt, und er befand ſich noch auf der offenen Straße, in der Nähe eines Landſtädtchens; doch ohne es zu wiſſen. Da ſaß der troſtloſe Unglückliche auf einem Steinhaufen mit Selbſtgeſprächen voll Verworrenheit und offenbarer Geiſteszerrüttung beſchäftiget. Der Mond war ſchon aufgegangen, ſtill und ſchaurig war ringsum die Gegend, keine Lebensſpur weit und breit um ihn, und der Froſt nahm furchtbar zu. Endlich ließ ſich das Praſſeln und Kniſtern eines über den hartgefrornen Schnee rollenden Wagens vernehmen, bald war er in Ludwigs Nähe, und der Fuhrmann hätte ihn gewiß gar nicht bemerkt, hätte ihn nicht deſſen

Selbſtgeſpräch zur Aufmerkſamkeit und zum Stehen gebracht. Ludwig ſchritt jetzt einige Schritte näher in den Weg, und dem Wagen zu, indem er gravitätiſch deklamirte: »So recht Freund, recht, daß du kömmſt, doch warum biſt du ſo ſpät ausgeblieben? Siehſt du den Mond, den närriſchen Mond, wie er mit den Sternen liebäugelt, — hörſt du, wie die Nachtigall im Waldgrün lockt? — Sonſt, ſonſt hätte ich dich mit Kronen für deine Treue gelohnt, aber jetzt — ſieh nur, wie die ſtahlgepanzerten Reiter ſchwenken, wie ſie hinter mir ſtürmen. Kommt, kommt, reißt das brechende Vaterherz mir heraus, ich habe euch ja nichts zu Leide gethan, — doch fort, fort o Freund, meine Zeit iſt noch nicht gekommen. — Hier will ich meinen Hamlet probiren, welch ein herrlicher Ort dazu — aber ruhig mußt du bleiben, ruhig mußt du bleiben, ruhig du armes Herz — ich ſehe ja den Vater, die Mutter nie mehr, nimmermehr!«

So hätte der Arme noch lange phantaſirt, hätte ihn nicht der gutmüthige Landmann unterbrochen, der auf dem Wagen zuſammengekauert ſaß, und in dem Unglücklichen einen Wahnſinnigen erkannte. Er lud ihn freundlich zu ſich auf den Wagen, und als er forttobend ſich weigerte, zwang er ihn mitleidig dazu; denn ſein Untergang war unvermeidlich, wenn er ihn dort gelaſſen hätte. So wurde Ludwig in das Städtchen gebracht, und bald auf ein Strohlager gelegt, auf dem er morgens wieder in ſeinem Wahnſinn träumend erwachte, noch furchtbarer, gräßlicher, als zuvor. Der Landmann übergab ihn den Stadtvorſtehern, und dieſe ließen ihn in ein Spital bringen. Niemand kannte ihn, man wartete ruhigere Augenblicke ab, um von ihm einige Auskünfte über ſeine Perſönlichkeit zu erfahren. Aber ſobald man ihn über ſeine Ältern und ſeine Heimat fragte, kehrte ſein Wahnſinn in aller Wildheit zurück; — Man unterſuchte ſeine Sachen, die er in den Kleidertaſchen eingepackt hatte, und hier fand man endlich einen halbzeriſſenen, völlig verſudelten Brief von ſeinem Vater. Man ſchrieb an dieſen, und ſo erhielten die unglücklichen Ältern nach anderthalb Jahren wieder eine Nachricht über ihren Sohn, über ihr einziges Kind, die für ſie ſchrecklicher ſein mußte, als ſelbſt der Ruf des Todes.

Ludwig war jetzt zwei und zwanzig Jahre alt, und die hoffnungsreiche Blüte ſeines Lebens war auf immer vernichtet, von der Flam-

menwut des Wahnſinnes tödtlich verſengt. Er wurde bald in ſeine Vaterſtadt abgeführt, und auf Koſten des Vaters in einem Spital auf immer untergebracht. Ach! die troſtloſen Ältern mußten zur Vollendung ihres Unglückes ihn noch ſehen, ihre einſtige einzige Hoffnung in einem ſo ſchrecklichen Zuſtande ſehen, ohne von ihm erkannt zu werden. Die Mutter überlebte dieſen Schlag nicht lange, der Vater begrub nach einigen Jahren auch noch den Sohn, und blieb, das Herz voll bitterer Schwermuth, als ein ſchwacher, ſchmerzgebeugter Greis, allein gelaſſen im Leben!

Mein Erbe.

Was der Vater nachgelaſſen
Hatte wenig Goldeswerth,
Denn es war mein ganzes Erbe
Nur ein Becher und ein Schwert.

Hat wohl in manch frohen Stunden
Ausgeleert den Weinpokal,
Und an ſeiner Seite klirrte
Recht zu Schutz und Trutz der Stahl.

Doch wie auch gering' mein Erbe,
Liegt ihm tiefer Sinn zu Grund',
Und mir iſt, als ſpreche mahnend
Jetzt zu mir des Vaters Mund:

Laß den Becher hell erklingen
In den Stunden froher Luſt,
Denn der Frohſinn iſt alleine
Recht daheim in deutſcher Bruſt.

Wohl bewehret ſteh' den Stürmen,
Was dich immer auch bedroht,
Mutig durch des Lebens Wellen,
Unverzagt in Zeit der Noth.

Und den Becher und den Degen
Will ich wahren treu und gut,
Und Gefährte ſei durch's Leben
Mir der Frohſinn und der Mut.

Und hab' ich den Lebensbecher
Bis zur Heſe ausgeleert,
Sei noch meines Sohnes Erbe,
Dieſer Becher, dieſes Schwert.

J. N. Vogl.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

30. Juli 1813 wird durch eine allerhöchſte Entſchließung die Anzahl der Mädchen im Civil-Penſionate zu Wien auf 30 Stiftlinge und eben ſo viele Koſtzöglinge beſchränkt; zugleich werden alle dahin zielenden Verordnungen wieder erneuert.

31. Juli 1726 geb. zu Znaim Maximilian Meixner, ein fleißiger Sammler der Obderennſiſchen Landesgeſetze. Minder glücklich waren ſeine »Anmerkungen über die öſterreichiſche Staatsökonomie;« eine gewiſſe Oberflächlichkeit verräth beinahe jede Seite.

1. Auguſt 1590 ſtirbt zu Grätz Michael Kardaneus, Jeſuit und muthiger Bekämpfer des Proteſtantismus durch Wort und Schrift. Er war zu Naumburg in Thüringen geboren, trat 1571 zu Prag in die Geſellſchaft Jeſu, und verſah viele Jahre in Wien das Predigeramt. Von hier ging er nach Nikolsburg und brachte es durch die Kraft ſeiner Rede in dieſem alten Sitze der Wiedertäufer bald dahin, daß die Meiſten im Jahre 1583 zum katholiſchen Glauben zurückkehrten. Gleiches that er iu Regenſpurg und Grätz, wo ihn nicht ſelten ſein großer Eifer in Lebensgefahr verſetzte.

2. Auguſt 1717 geb. zu Grätz Joſeph Ludwig Maister, aus dem Orden der Geſellſchaft Jeſu, und Prediger in ſeiner Vaterſtadt, wo er auch 1773 ſtarb. Wir haben von ihm außer einigen deutſchen Predigten: Veteres et novi Heroes Hungariae, ein Werk, das nicht ohne Verdienſte iſt.

3. Auguſt 1758 ſtirbt zu Salzburg Joſeph Anton Pfaffinger, Bildhauer und Schüler des berühmten Weißkirchner. Er war im Jahre 1682 zu Laufen geboren; zu ſeinen vorzüglichſten Ar-

beiten gehören: Neptun und die Tritonen in dem Kapitelbaſſin; das Portal der Kavallerieſtallung zu Salzburg, die Hirſche zn Kleßheim u. ſ. w. durchgehends Meiſterwerke!

4. Auguſt 1762 geb. im Schloße Obermayrhofen des Grätzer Kreiſes Cajetan Wanggo, Juſtiziär und Verfaſſer mehrerer Abhandlungen über juridiſche Praxis, wodurch er des Guten manches geſtiftet haben mag.

5. Auguſt 1572 geb. zu Egenburg in Österreich unter der Enns Wilhelm Rechperger, Doktor der Medicin und einſt nicht unglücklicher lateiniſcher Dichter. Er war ſchon 1596 Profeſſor der Mathematik, begleitetete die erſten Würden der Wiener-Univerſität, und ſtarb im Mai 1667.

Charade.

Erſte Silbe.

Wenn ich munter, wie des Baches Welle,
Wandle meine Roſenbahn,
Hüpfſt du froh, wie die Gazelle,
Und dein Aug blickt himmelan;
Doch beſieget mich des Froſtes Grauen,
Wird kein Lenz mein eiſig Band mehr thauen,
So ſchläfſt du, von jedem Gram geſtillt,
Regungslos ins Leichentuch gehüllt.

Zweite und dritte Silbe.

Wenn die Zweite, die ſo ſehr erhaben,
Mit der endlos Dritten hold ſich paart;
Gibts ein Feſt, das uns mit ſeinen Gaben
Gottes Segen reichlich aufbewahrt.

Das Ganze.

Dunkle Nacht deckt ſchweigende Gefilde
Und umſchleiert Frankreichs Mordaltar.
Sie begünſtigt, weh! der Rach' Gebilde
Und die fluchbedeckte Söldnerſchaar:

Tauſende verbluten in der Stunde,
Die vom Thurme dumpf zur Angriffskunde
Niedertönt. — Wer kennet nicht die Nacht,
Die einſt Schmach hat Frankreichs Thron gebracht.'

Anton Polzer.

Aenigmatae.

1.

Cellula parva jacet splendens candore nivali:
Huc aditum praebet janua nulla tibi;
Nulla fenestra patet, teres atque rotunda videtur,
Marmoreo cincta est aggere tota domus.
Attamen et vivum quiddam generatur in illa,
Cui verum corpus redditur atque caro.
Provenit et quaestus multis uberrimus inde,
Hinc quoque non pauci, quo satientur, habent.

2.

Candidior cygni plumis sum filia brumae;
Dura minus glacie, sed non minus algida: fungo
rarior, ac fluidum in laticem tabesco tepore.
Signo novem, fuerit si litera prima recisa,
Cor mihi si praecat, me avis haud est atrior ulla.

Auflöſung der Charade im Blatte 43.

Wortſpiel.

Glückliche Löſer: die Fräulein: Nina und Eugenie Zurhelle, Auguſte Weikersheim, Amalia Willner, Karoline Kolinsky, und die Herren: Albert Hoſtein, Bernh. Iritzer, Carl Ritter v. Suttner.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 45.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Miscelle. (Die Franzoſen nach alten und neuen Zeugniſſen.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

12.

Die Nacht war nicht minder unruhig wie der Tag geweſen, die Engländer brannten noch einen Thurm jenſeits ab, und zogen ihre Beſatzung daraus im Dunkel der Nacht über den Fluß zur Hauptmacht. Die Sorge, es möchten die Ihren überfallen werden, ließ darum Johanna die Nacht über gar keine Ruhe, denn ſie wußte nicht, was jene geheimen Bewegungen der Feinde zu bedeuten hätten.

Früh vor Tages Anbruch feierte ſie den Gottesdienſt und legte ihre Rüſtung an. Als ſie eben aus dem Hauſe treten wollte, kam ein Mann mit einem friſch gefangenen Fiſche. Sie hatte noch nichts gegeſſen und die Hausfrau ſagte: »Johanna laßt uns dieſen Fiſch, bevor ihr gehet, eſſen.« »Verwahrt ihn, erwiederte die Jungfrau, bis zum Abend, denn ich werde Euch dieſen Abend einen Englichen zu Gaſt bringen, der wird über die Brücke kommen, wenn wir die Burg genommen, und ſeinen Theil davon eſſen.« Alle die dieß hörten, nahm die Verheißung großes Wunder, denn ſie wußten wohl, daß Niemand über die Brücke kommen könne, denn es waren einige Bogen davon geſprengt.

Eben ging die Sonne auf, als Johanna über den Fluß fuhr; die Feldherrn verſammelten ſich und beſchloßen nun, ihre ganze Macht zum Sturme der Brückenburg zu vereinen. Denn die war ringsum von Bollwerken und tiefen Waſſergräben umgeben und ſo wohl verſchanzt, daß man ſie kaum ſehen konnte. Dazu war ſie oben mit furchtbarem

Geſchütz gekrönt und von dem Schmuck und der Kraft der engliſchen Ritterſchaft beſetzt.

Johanna, auf die vor allen Andern das feindliche Geſchütz gerichtet war, führte unerſchrocken die Ihren mit wunderbarer Einſicht an, ſie ermuthigte die Weichenden, entflammte Alle mit ihrem feſten Vertrauen auf Gott und ſeine Verheißungen: »habe Jeder nur guten Muth und eine gerechte Hoffnung auf Gott, ſo rief ſie den Streitenden, heute iſt der Tag, wo die Macht der Engländer zu nichte wird, und Alles zu gutem Ende geht.«

Doch ihren kühnen Thaten und Worten zum Trotze mußte ſie ſehen, wie den Ihren der Muth allmählig ſank, ſchon war es Ein Uhr Mittag, ſchon lagen Viele in den Gräben erſchlagen, die Andern waren müde und hoffnungslos, da ſprang ſie ſelbſt in den Graben, hob eine Leiter auf und ſetzte ſie an ein Bollwerk an. In dieſem Augenblick aber kam der Pfeil, von dem ſie vorausgeſagt, ihr zwiſchen Hals und Nacken geflogen, und ſie ſank beinahe beſinnungslos nieder. Die Engländer drangen auf ſie ein und nur mit Mühe wehrte ſie ſich noch mit dem Schwert. Da hieb ſich Johann von Gamache, derſelbe, mit dem ſie einige Tage zuvor einen Streit in dem Kriegsrathe gehabt, mit ſeiner Axt rechts und links einen Weg zu ihr durch die Feinde, und bot ihr ſein Pferd mit den Worten an: »nehmt dieſe Gabe, tapfere Ritterin. Kein Groll mehr, ich ſehe nun mein Unrecht ein, als ich ſchlimm von Euch dachte.« Johanna erwiederte: »Großes Unrecht hätte ich, wollt ich Euch Groll nachtragen, denn nie ſah ich einen beſſeren Ritter.«

Sie wollte aber durchaus im Graben bleiben, man mußte ſie beinahe mit Gewalt hinwegtragen, fern vom Kampfe ſetzte man ſie ins Gras und entkleidete ſie ihrer Waffen. Um ſie her ſtanden ihr Beichtvater, Dünois und die andern Feldherrn. Der Pfeil war ihr beinahe einen Schuh lang durch den Hals gefahren. Anfänglich weinte ſie, dann aber, durch ihre himmliſchen Erſcheinungen ermuthigt, ſagte ſie, ſie ſei getröſtet und zog ſich ſelbſt den Pfeil aus der Wunde. Mehrere Kriegsleute traten hinzu, die Wunde, aus der das Blut gewaltſam empor ſchoß, mit allerlei Zauberworten zu beſprechen. Johanna wies ſie unwillig zurück. Ich will lieber ſterben, als etwas Sündhaftes wider Gottes Willen thun. Auf die Frage, ob ſie an

der Wunde ſterben würde, gab ſie zur Antwort: »Ich weiß wohl, daß ich eines Tages ſterben muß, aber ich weiß nicht wo, noch wann, noch wie, noch zu welcher Stunde; wenn ihr darum ohne Sünde ein Heilmittel für die Wunde zu bereiten verſteht, ſo möchte ich wohl geheilt werden.« Nachdem man ihr hierauf einen Verband angelegt, hieß ſie die Umſtehenden bei Seite gehen, und beichtete unter ſtrömenden Thränen dem Bruder Pasquerel.

Das Unglück der Jungfrau hatte dem entmuthigten Heere die letzte Hoffnung genommen, vergeblich ſuchte ſie, das verwundete Mägdlein, die kleinmüthigen Männer durch hohe, kühne Worte ihres unerſchrockenen Herzens wieder aufzurichten, ſie mußte hören, wie Dünois den Befehl ertheilte, zum Rückzuge zu blaſen und wie die Stürmenden von den Schanzen zurückwichen.

In dieſer Stunde, wo wohl Niemand mehr an die Worte, die ſie ſo zuverſichtlich am Morgen beim Auszuge von dem großen Siege geſprochen, glauben mochte, wo Alle verzweifelten, ſprach ſie neugeſtärkt zum Dünois: »Bei meinem Gott, in ganz kurzer Friſt werdet ihr einrücken, habet deß keinen Zweifel. Wenn ihr mein Banner nach der Seite der Brückenburg hin wehen ſeht, dann greift wieder zu Eueren Waffen und ſie wird Euer ſein. Deßwegen ruhet Euch ein wenig aus und ſtärkt Euch durch Speiſe und Trank.« Nach dieſen Worten gab ſie einem ihrer Leute das Banner zu halten, ſchwang ſich ſo leicht auf ihr Roß, als wenn ſie weder müde noch verwundet wäre, und ritt, begleitet von einem Edelmann, nach einem Weinberge, der ein wenig von dem wildem Getümmel des Kampfes entfernt lag. Dort ſtieg ſie vom Roße nieder, befahl dem Edelmanne ſtehen zu bleiben und auf das Banner Acht zu haben, ob die Spitze nach der Burg hinwehe und ging noch einige Schritte weiter. Dort fieng ſie an, allein zu beten. Es währte nicht lange, ſo rief ihr der Edelmann zu, wie die Fahne nach der Burg hinwehe. Mit den Worten: »Alles iſt Euer, zieht nur hinein!« ſchwang ſie ſich wieder auf's Roß, nahm ihr Banner und ſprengte auf die Veſte los.

In dieſem Augenblicke befiel Furcht und Schrecken die Engliſchen, der Sturm begann von Neuem. Die größten Ritter und Feldherrn der Franzoſen erzählten ſpäter, nachdem die Jungfrau jene Worte geſprochen, ſeien ſie das Bollwerk ſo leicht hinaufgeſtiegen, als

ob es über eine Treppe ginge, ſie wußten ſich es nicht anders zu erklären, als daß es ein Wunder und Werk Gottes geweſen.

Doch wurde noch hart und heiß geſtritten und als die von der Stadt den neuen Kampf ſahen, liefen die Alten und die Schwachen, die Frauen und die Kinder in die Kirchen und beteten vor den Altären um Sieg; die Jungen und die Rüſtigen aber und die Kriegsleute eilten auf die Brücke, wo das Bollwerk bei dem ſchönen Kreuze ſtand. Sie ſchleppten Balken herbei, und legten ſie hinüber nach der Brückenburg und es war Nikolaus von Giresme, Comthur der Kreuzesritter von Sankt Johann von Jeruſalem, der in ſeinem Ordenskleide, eine Axt in der Rechten, das leuchtende Schild in der Linken, der Erſte über die zitternden Balken, durch die feindlichen Waffen hindurch, auf das Bollwerk ſprang, von Vielen der Seinen gefolgt, Zu gleicher Zeit hatte Johanna von der anderen Seite das Bollwerk erſtiegen, und ließ ihr ſiegreiches Banner oben wehen.

Die engliſchen Gefangenen erzählten ſpäter, es ſei ihnen damals geweſen, als ob Alles und Alles mit Volk rings bedeckt ſei, ja in der Luft hätten ſie Jünglinge von ſtrahlender Schönheit auf weißen Roßen geſehen. Es war ihnen, als ob der Erzengel Michael die Franzöſiſchen über die Brücke hinüberführe.

Von der Höhe des Bollwerkes rief die Jungfrau mit ihrem ſiegreichen Banner: »Glacidas! ergib dich, ergib dich dem König des Himmels; du haſt mich eine feile Dirne genannt, ich habe großes Mitleiden mit dir und deiner Seele.« Schrecken ergriff da auch das wilde Herz des Trotzigen, er wollte ſich mit den Seinen in die Burg retten, aber die Brücke, von einer Bombe zerriſſen, brach unter dem Drange ein und mit lautem Schreckensruf ſtürzten er und die Anderen in den Strom, der ſie unter der Laſt der ſchweren Rüſtung verſchlang, auf daß erfüllt würde, was die Jungfrau am erſten Tage ihm und den Seinen warnend zugerufen: die Engliſchen müßten abziehen, Er aber und Viele ſeiner Dienerſchaft würden es nimmer ſehen.

So fiel Glacidas, der gefürchtete Held, Er, der die Jungfrau ſo verächtlich geſchmäht und einſt zornig gedroht, komme er in die Stadt, dann wolle er Alles niedermachen, Männer, Frauen und Kinder. Erfüllt war jetzt, was die Jungfrau am Morgen verkündet, ſieg-

reich zog die Verwundete, gefolgt von ihrem tapferen Kampfgenoſſen Dünois und begrüßt ringsum von dem Freudenrufe des Volkes, über die geſprengte Brücke in die Stadt. Und wieder verkündeten alle Glocken und Freudenfeuer nahe und fern den herrlichen Sieg des Königs und Johanna's der Jungfrau.

Aber noch in der Nacht hielten die Engländer in großer Beſtürzung Kriegsrath und beſchloßen die Belagerung aufzuheben. Vor Sonnenaufgang, es war der ſiebente Mai, ſtellte das engliſche Heer ſich in zwei Abtheilungen vor den Schanzen und dem Lager, zum Abzuge bereit, in Schlachtordnung auf. Die franzöſiſchen Ritter, in der Meinung, die Stadt ſollte angegriffen werden, eilten hinaus. Johanna ſprang von ihrem Lager und ſtellte ſie in geringer Entfernung von dem Feinde in Schlachtordnung auf. Sie trug an dieſem Tage wegen ihrer Wunde nur ein leichtes Panzerhemd von Eiſenringen. Sie verbot Allen, um der Ehre und Liebe des heiligen Sonntags willen, die Feinde ja nicht zuerſt anzugreifen, noch irgend etwas von ihnen zu verlangen: »denn ſprach ſie, das iſt der Wille Gottes, daß man ſie ziehen läßt, wenn ſie ziehen wollen. Wenn ſie Euch aber angreifen, dann wehrt Euch tapfer und männlich und ſeid unverzagt; denn ihr werdet ſiegen.«

Auf freiem Felde ließ ſie ſodann einen Altar erbauen, und ſie und das ganze Heer und die Bürger von Orleans fielen auf ihre Knie nieder und es wurden vor dem Angeſichte der Feinde in der tiefſten Stille zwei Meſſen gefeiert, und ſelbſt die Engländer wagten es nicht, die heilige Ruhe des Gottesdienſtes zu ſtören. Als die zweite Meſſe zu Ende war, gebot die Jungfrau, immer noch auf ihren Knieen liegend, man ſolle Acht haben, ob die Feinde mit ihrem Geſichte gegen die Franzoſen gekehrt ſtünden. Als man ihr berichtete, ſie ſtünden gegen Meun gekehrt, rief ſie: »Bei meinem Gott, ſie ziehen ab, laßt ſie ziehen, und uns Gott dafür danken. Wir wollen ſie nicht weiter verfolgen, den es iſt heute Sonntag.«

So zogen die Engländer nach einem Verluſte von ſechs bis acht tauſend ihrer Kämpfer ab, die Verſchanzungen mit vielen Kriegsvorräthen und ſchwerem Geſchütze fielen in die Hände der Franzoſen und wurden niedergebrannt und zerſtört.

Die Jungfrau und die Herren und Ritter zogen nun wieder in

die Stadt zurück und brachten mit den Prieſtern und dem Volke Gott ihren Dank dar. Die Prieſter ſprachen chriſtliche Ermahnungen zu dem Volke von den Predigtſtühlen und zogen dann in feierlicher Proceſſion durch die Straßen und über die Wällen der befreiten Stadt und ein ſchöner und feierlicher Gottesdienſt für die Seelen der Umgekommenen wurde gehalten. Dieſe Prozeſſion, der Gottesdienſt und die Predigt, die am achten Mai des Jahres 1429 zum erſtenmal von der Jungfrau, den edelſten Rittern Frankreichs, den Prieſtern und Bürgern von Orleans begangen wurde, ward noch alljährlich an demſelben Tage bis zum Jahre 1830 in Orleans abgehalten, zum feierlichen Gedächtniß, daß an dieſem Tage die Stadt in ihrer größten Noth, durch ein achtzehnjähriges Mädchen, in ſieben Tagen, von einer ſiebenmonatlichen Belagerung, befreit worden, nachdem Alle an jeder menſchlichen Hilfe verzweifelt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

(Die Franzoſen nach alten und neuen Zeugniſſen.) Merkwürdig in der That iſt die Einſtimmigkeit, mit welcher die Schriftſteller der älteſten, wie der neueſten Zeit, ja aller Jahrhunderte, den Charakter des galliſchen Volkes in Leichtſinn, Eitelkeit und Unſtetigkeit ſetzen. — Schon Julius Cäſar ſchreibt ihnen Unſtetigkeit und Leichtſinn zu (»De bello Gall.«, II., 1: »qui mobilitate et levitate animi novis imperiis studebant«), ſchon er ſagt, in Gallien ſeien nicht allein in allen Städten, auf allen Dörfern, ja in allen Dorfvierteln, ſondern ſogar beinahe in jedem Hauſe Factionen und Factionshäupter (ibid. VI., 11: »In Gallia non solum in omnibus civitatibus atque pagis partibusque, sed paene etiam in singulis domibus factiones sunt; earumque factionum sunt principes, qui summam auctoritatem eorum judicio habere existimantur«), während er an den Germanen den hohen ſittlichen Ernſt, die Ausdauer in der Arbeit und in Ertragung des Ungemachs des Lebens rühmt (ibid., VI., 21: »Germani multum ab hac consuetudine differunt; .... a parvulis labori ac duritiae student,« etc.) und ſie an männlicher Kraft und Tapferkeit unvergleichlich höher ſtellt, als die Gallier (ibid. VI., 24: »Galli ne se quidem ipsi cum illis virtute comparant«). Daſſelbe Urtheil fällt noch-

mals Tacitus, der große Herold des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Welt, indem er er ſogar erzählt, die Trevirer und Nervier hätten eine beſondere Ehre darin geſetzt, zu dem Stamme der Deutſchen gerechnet zu werden, um durch dieſe ehrenvolle Herkunft von den eiteln und charakterloſen Galliern unterſchieden zu ſein (»De German. mor.,« c. 28: »Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt; tamquam per hanc gloriam sanguinis e similitudine et inertia Gallorum separentur«), ja er braucht von ihnen ſelbſt den Ausdruck: »leichtſinnig und tollkühn« (ibid. c. 29: »Levissimus quisque Gallorum et inopia audax«) Schreiten wir weiter in der Geſchichte, ſo finden wir in der chriſtlichen Zeit und im Mittelalter dasſelbe Urtheil wieder. — Dante in ſeiner »Divina comedia« hat folgende Stelle:

Zum Dichter ſagt' ich: Sprich, ob man im Leben
So eitles Volk, wie die Saneſen fand?
Selbſt die Franzoſen ſind ja nichts daneben. (»L'inferno«, canto XXIX, v. 121 sq.)

Wie häufig ferner Shakeſpeare den franzöſiſchen Charakter zum Stichblatte ſeines Humors macht, bedarf kaum einer Erwähnung; und eine Menge Stellen können angeführet werden, wie die im »Kaufmann von Venedig,« wo Portia von dem Franzoſen, der ſich ihr als Freier anbietet, ſagt: »Gott ſchuf ihn, und deßhalb mag er für einen Mann gelten; wenn eine Droſſel ſingt, fällt er zur Erde wie ein Luftſpringer, er ficht mit ſeinem eigenen Schatten; — wenn ich heirathete, würde ich zwanzig Ehemänner heirathen.« Ein ſpäteres, höchſt intereſſantes Urtheil iſt das des großen Samuel Puffendorf in deſſen »Einleitung zu der Hiſtorie der vornehmſten Reiche und Staaten« (Frankfurt a. M., 1683), Cap. V. §. 25. »Die franzöſiſche Nation,« ſagt er, »liebet und aeſtimiret ihren König ſehr, und ſo lange er ſeine Autorität behaupten kann, ſetzet ſie gerne Gut und Blut bei ihm auf (wie treffend!). Sie iſt auch hurtig, munter, fröhlich und zu allen Dingen geſchickt, und ſonderlich in dem äußerlichen Weſen artig, ſo, daß den Franzoſen Alles wohl anſtehet, was ſie in Kleidern, Gebehrden und anderen Sachen vornehmen. Welches, wann es andere Nationen, die von Natur zur Gravität geneigt ſind, nachthun wollen, oftmals gar lächerlich und ungereimt, auch verdrießlich herauskömmt, nachdemmal ſogar großer Unterſchied iſt zwi-

ſchen dem, was natürlich, und was affectirt iſt. Sie ſind auch faſt zu allen Künſten und Sachen geſchickt und unverdroſſen, es mögen Studia, oder Kaufmannsſchaft, oder Manufakturen ſein, ſonderlich die mehr auf Geſchwindigkeit des Verſtandes und der Hände, als auf ſchwere Arbeit ankommen. Hingegen will man an dieſer Nation die Leichtſinnigkeit tadeln, welche ſich ſonderlich bei den jungen und unerfahrenen Leuten mit großem Verdruße anderer Nationen herausläſſet, auch daß viele unter ihnen gleichſam Glorie von der Unzucht machen und ſich deren bisweilen auch ohne die That rühmen; daß auch unter dem Scheine der Freiheit ſich allerhand dissolut Weſen mit einſchleichet.« Die Naivität und die Wahrheit iſt in dieſem Urtheile gleich groß. Auch die neueſte Zeit ſtimmt in dieſe Anſicht vom franzöſiſchen Charakter vollkommen mit ein. Der geiſtreiche Lemontey ſelbſt, in ſeinem Werke: »Über die Staatsverfaſſung unter Ludwig XIV. (überſetzt von Ruiz), ſchildert als die Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Nationalcharakters die ungemeſſenſte Ehrſucht, die unbezwingbarſte Eitelkeit und die unerſchöpflichſte Geſelligkeitsluſt. Dieſer Schriftſteller, ſelbſt Franzoſe, ſpricht über ſein Volk das ſtrenge Urtheil aus, daß bei demſelben gar nichts Dauerndes gefunden werde, als das Allerveränderlichſte — die Mode. — Und dieß letzte Urtheil fällt auch der, für franzöſiſches Weſen ſonſt ſo begeiſterte Bonſtetten in ſeiner Schrift: »L'homme du midi et l'homme du nord« (Genf, 1824), S. 53, wo er ſagt: »In Frankreich iſt nichts dauernd, als die Veränderung der Moden und der Manieren zu glänzen.« Wie ſehr ſtimmt endlich hiermit überein, was unſere großen Geiſter, Schiller und Göthe, ſo häufig ausgeſprochen haben, indem Erſterer in dem Gedichte »An Göthe« vor der »eiteln Aftergröße, vor des falſchen Anſtandsprunkenden Geberden« und vor dem Mangel an »lebendigem Geiſt« in der franzöſiſchen Kunſt warnt, auch in dem Gedichte: »Die Antiken zu Paris,« ſogar ſagt: »ewig werden ſie ihm (dem Franken) ſchweigen;«

Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen;
Dem Vandalen ſind ſie Stein;

Letzterer aber nicht nur im »Fauſt« das Bekannte:

Ein deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden.

ſondern auch in einem ſeiner neueſten Gedichte ausſpricht, eine Vergleichung zwiſchen den Franzoſen und den Deutſchen wolle er gerne zugeben; denn:

Da müſſen wir gewinnen!

Wenn nun die Einſtimmigkeit ſo vieler Zeiten und Völker in Beurtheilung des franzöſiſchen Charakters merkwürdig iſt, ſo iſt es in der That noch merkwürdiger, daß wir Deutſche noch immer — die Affen einer ſolchen Nation ſind!

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 46. Wien, den 13. Auguſt 1834.

Das Zigeunerkind. Erzählung von Joh. Em. Veith. — Ave Maria, von Anna Mora. — Bilder aus der Levante. Nach Originalſkizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden. — Erinnerungen aus der Kulturgeſchichte Oeſterreichs. — Auflöſung der Röſſelſprünge im Blatte Nr. 44.

Das Zigeunerkind.

Erzählung von Joh. Em. Veith.*)

1.

Von jenem räthſelhaften Volke, welches in früheren Jahrhunderten, unſtät und flüchtig, verachtet und gefürchtet, in den europäiſchen Landen umherzog, und welches man, unter den Sterngruppen der Völker, den Kometen vergleichen kann, war einſt (zu Anfang des 17. Jahrhunderts) ein Trupp in einem Marktflecken der Champagne angelangt, um daſelbſt eine Herberge zu ſuchen, und hatte bei ſeinem Abzuge ein ſchwer krankes Weib zurückgelaſſen, welches, erſt kürzlich entbunden, dem heimatloſen Zuge nicht mehr nachzufolgen im Stande war, und daſs ſie auch ſonſt, wie es ſchien, nur mit Unwillen in ihren Reihen geduldet hatten. Seufzend lag ſie in einem Winkel der letzten Herberge des Ortes, und betrachtete mit weinen-

*) Mein hochwürdiger Freund hat mir die Erlaubniß gegeben, das Manuſcript dieſer ſchon ſeit langem ausgearbeiteten, urſprünglich zu anderem Zwecke beſtimmten Erzählung, nach dem Bedürfniſſe meines Blattes umzuarbeiten. Ich habe zwar dieſe Ermächtigung nur ſelten zu benützen gewagt, denn ich fürchtete, den weiſe angelegten Organismus durch ungelenke Behandlung zu verletzen; allein am Anfange und Schluſſe mußte ich dennoch Einiges ändern und verſchieben. Es wird übrigens, wie ich befürchten muß, das geſunde Urtheil meiner Leſer nur gar zu bald die Interpolation vom Texte, die Spreu vom Weizen, zu ſondern wiſſen. Hock.

den Augen ihr freundliches Kindlein. Wer wird einer armen, zerlumpten Zigeunerin ſich annehmen? wer wird ſich der Leidenden und ihres Kindes erbarmen, da ſie zu einer Menſchenfamilie gehört, vor der man nur Ekel und Grauen hat? Zwar iſt ſie minder dürftig, als verlaſſen, denn in ihren abgetragenen Gewanden verwahrt ſie eine Summe von hundert Goldſtücken; aber wenn ſie auch nur eines derſelben vorzeigt, wer wird ihr glauben, daß es nicht geſtohlen ſei? O mit bitteren Thränen erworbenes, mit ängſtlicher Sorgfalt bisher verwahrtes Gold, rechtmäßig gehörſt du deiner Beſitzerin, und dennoch vermagſt du nicht, ihrer Dürftigkeit abzuhelfen, ja nicht einmal, ihrer höchſten Noth zu ſteuern! — —

Was ihr Gold nicht vermochte, das vermochte die Kraft der heiligen Nächſtenliebe, das einzige Gold, das vor dem Schöpfer des Goldes als echtes Gold ſich bewährt. Die edle Beſitzerin des Marktfleckens, Madame d'Avoye, hatte von der Verlaſſenen kaum Nachricht bekommen, als ſie ſchon alle Anſtalten traf, ihrer und ihres Töchterleins ſorglich zu pflegen. Je weniger aber die leibliche Pflege bei der Kranken zu verſprechen ſchien, indem ihre Leiden täglich ſich verſchlimmerten, deſto eifriger nahm die weiſe Wohlthäterin auch ihrer Seele ſich an. Thamaris, ſprach ſie zu ihr: du wirſt ſchwerlich geſund werden, und fühlſt es ſelber, daß der Tod nicht lange mehr zögert. Es iſt alſo Zeit, daß du den Aberglauben deiner Sippſchaft, die böſen Künſte, die dämoniſchen Blendwerke und all den abſcheulichen Götzendienſt aufgibſt, und dich zu dem wahren Gott, deinem Erlöſer bekehreſt, damit du nicht verloren geheſt. Du wirſt doch in dieſem ruchloſen Zigeunerleben nicht bis in den Tod verharren? Werden deine Zauberſtückchen dir jetzt noch helfen? Thamaris weinte bitterlich und verſicherte, ſie wäre chriſtlicher Ältern Kind und chriſtlich erzogen, wünſchte auch, außer der Verſorgung ihrer kleinen Olivia, nichts ſehnlicher, als chriſtlich zu ſterben. Da ward nun der Geiſtliche des Ortes zu ihr geſendet, und der fand ſie wohlbewandert in den Lehren der Kirche, voll treuen, reuigen Gemütes und gab ehrendes Zeugniß, wie ernſtlich ſie ihre letzten Tage anwende, um durch das Todespförtlein ins Reich des Lebens einzugehen.

Als dieſe letzte Wanderung endlich ihr bevorſtand, die ſie, nicht als Zigeunerin mehr, ſondern als eine chriſtliche Pilgerin zu vollen-

den hoffte, dankte ſie ihrer zweifachen Wohlthäterin mit tief gerührtem Herzen, wollte aber als eine dreifache Wohlthäterin ſie verehren, welche, wie für ihren kranken Leib und ihre noch kränkere Seele, nun auch für ihr armes verlaſſenes Kind Sorge tragen möchte. Sie verhehlte ihr nicht, daß ſie, noch in ihrer Jugendblüte, ihren Ältern entführt und endlich mit einem unglücklichen Abenteurer verehlicht worden ſei, der nach einem zerrütteten, gewaltthätigen Leben, von allen Seiten ausgewieſen und zurückgeſtoßen, um unerkannt und ungeſtraft zu bleiben, ſich endlich unter eine Zigeunerhorde begeben habe, aber nach Kurzem ſei er verſchwunden, und ſie habe nie etwas von ihm gehört. Doch ehe er geſchieden, habe er ihr hundert Kronen übergeben, die er dereinſt von ſeinem Eigentume mit ſich genommen. Sie händigte der Frau v. Avoye den Beutel ein, in welchem ſie dieſes Gold verwahrt hielt, und bat ſie, es ihrer kleinen Tochter Olivia bis zu ihrer Großjährigkeit zur Ausſteuer aufzubewahren.

Die Edle von Avoye tröſtete die Sterbende mit dem feierlichen Verſprechen, ihre Bitte in allen Stücken zu erfüllen, ſie übernahm den Beutel mit den hundert Kronen ſammt der jungen Eigenthümerin, das kleine Kapital verwahrte ſie in ihrem Schatzkaſten, damit es unvermindert und unverſehrt ſich daſelbſt erhielte, das Kind aber ließ ſie, unter ihrer Aufſicht, ſorgfältig erziehen, damit es, zunehmend und gedeihend, durch den Glanz der reinen Sitte alle Dunkelheit ſeiner Herkunft überſtrahle.

2.

Die arme Waiſe übertraf alle Erwartungen ihrer Wohlthäterin, indem ſie von Jahr zu Jahr ſchönere Gaben des Geiſtes entfaltete; daher ſie auch, als ſie dem Kindesalter entwachſen war, von ihr ins Haus genommen, und unter ihre Dienerinnen gezählt wurde. Olivia verband mit einer zierlichen Geſtalt und einem ſchönen Angeſichte eine ſo pünktliche Sorgfalt im Dienſte, und eine ſo beſcheidene, züchtig. edle Sitte, daß ſie der Edelfrau bald das Vertrauen abgewann, und vor allen übrigen Dienern des Hauſes durch ihre Gunſt ausgezeichnet wurde. Um ſo ſicherer mußte Herr Neidhardt, der fahle und ſcheele Geſell, der bekanntlich nirgend ausbleibt, wo menſchliche

Wohnungen gebaut ſind, und nirgend mehr zu thun hat, als wo er am meiſten wegbleiben ſollte, auch hier für ſeine Nagezähne Arbeit vollauf finden.

Die Diener des Hauſes, von der Kammerzofe bis hinab zur Viehmagd, und vom Kammerdiener bis zum Pferdknecht, waren, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie, gegen die arme Olivia in gemeinſames Complott verwickelt; und hatten ſie, gegen das ausdrückliche Verbot der Edelfrau, von Anfang her ſie das Zigeunerkind geſcholten, ſo durfte ſie nun vollends nicht anders als die Zigeunerin heißen.

Dieß war aber bei weitem nicht die volle Entladung ihrer Bosheit. Wie dann, ſagte die Zofe, ſo ein Herenkind ſoll bei einer vornehmen Herrſchaft als Stubenmädchen, und mit der Zeit noch als Kammerjungfer dienen? Seht nur, wie ſie ſich ſchniegelt, biegelt und pflänzelt! eine wahre Schmeichelkatze, die ſich ſelber immer leckt, und ihre Nächſten kratzt, und eine grauſame Hoffart obendrein. Habt ihr den jungen Herrn Etienne nicht beobachtet? Was gilt die Wette, ſie kocht Zauber- und Liebestränkchen und ſympatetiſche Gifttinte, wie ſie's nennen, um damit gefährliche pathetiſche Briefchen zu ſchreiben, die den jungen Gelbſchnabel, den Etienne, zum Narren machen, daß er ſich zu ſeiner Zeit das Leben nimmt? — Mag wohl ſein, ſagte die Stallmagd, es iſt ſchon das zweitemal, daß unſre beſte Kuh, die Grimmige, blaue Milch gegeben, das hat ſicherlich die Olivengrüne gethan, denn um nichts und wieder nichts hat ſie nicht neulich in den Stall hineingeſehen, und hat mich zur geſtrengen Frau gerufen. Der Knecht wußte auch Wunders zu erzählen, wie es dem Handpferd plötzlich in den linken Fuß geſchoſſen ſei, daß es ganz ſteif gegangen; der Schmied habe bedenklich den Kopf geſchüttelt, und habe ihm auch aufs Wahre geholfen, daß es nämlich nicht ganz richtig zugehe im Hauſe. Kein Unfall im Schloſſe, im Garten, im Markte, kein Zank, kein Augenweh, kein Ohrenſauſen, keine verſalzene Suppe, kein Fall über Stiege oder Schwelle, keine Feuersbrunſt, kein Sturm, kein Hundegekläff, kein Katzengeſchrei, kein Eulenſolo, woran nicht die gute Olivia ſchuld ſein mußte, ja ſelbſt jeder Verluſt, jeder Bruch eines Topfes und jeder Diebſtahl wurde ihr allein zugerechnet, bloß um ſie bei der Gebieterin anzuſchwärzen.

Da inzwiſchen alle dieſe Verläumdungen ihren Zweck nicht erreichten, ſo mußten ihnen allerhand Thatſachen zu Hülfe kommen. Da mußte denn das arme Mädchen bald dieſen, bald jenen Spuck in ihrem Zimmer oder Kaſten finden; einmal die ſchauerliche Mandragora oder Alrunenwurzel, mit Haupt, Händen und Füßen, von welcher, vor und nach Plinius, bei Chriſten und Heiden, ſo unerhörte Bosheiten erzählet werden, daß ſie ſchlechterdings ins Unglaubliche gehen; ein andres Mal die Peſtilenzwurzel, das Saracenenkraut, das Hexenkraut, den Schachtelhalm, den Stechapfel, auch wohl Eulenfedern, Fledermausfittige, Schlangenköpfe, oder Zettel von Pergament mit ſeltſamen Buchſtaben und Zeichen beſchrieben. Nicht ſelten gewann ſie ihren Widerſachern die Zeit ab, um ihrer Gebieterin ſelber eins oder das andere dieſer unheimlichen Dinge zu zeigen, und für ihren Gram in freundlichen Troſtworten Linderung zu finden; doch gereichte es ihr auch nicht zum Nachtheil, wenn die Boshaften ihr zuvor kamen, und die edle Frau in Olivia's Zimmer führten, um ihr das artige Handwerksgeräth zu zeigen, das die Verhaßte, aus angebornem Kunſttriebe, für ihr Zigeunerwerk zubereitet habe; denn ſie wurden von der zürnenden Gebieterin mit aller Schärfe zurecht gewieſen, wodurch dann freilich ihr Grimm immer giftiger entbrannte.

3.

Inzwiſchen hatte die Zofe doch nicht dermaßen gelogen, daß nicht in ihre Bemerkungen ein Schatten der Wahrheit eingeſchlichen wäre, wie dann dieſes auch der große Unterſchied iſt zwiſchen Unwahrheit und Lüge, daß die Unwahrheit die Wahrheit ausſchließt, als reine Negation, die Lüge aber ein betrüglicher Anſtrich einer Wahrheit iſt. Zu ſolchen Lügen gehört denn auch eine gewiſſe Art von ſehr natürlicher Magie, welche billig in die weiße und in die ſchwarze unterſchieden wird. Die *weiße* Magie gibt ſchwarzen oder fahlen Geſichtern einen weißen und rothen Anſtrich, der gemeinhin auch Schminke genannt wird; hier iſt alſo keine Unwahrheit, denn das angeſtrichene Geſicht iſt doch immer ein wirkliches Geſicht; es iſt folglich eine bloße Lüge. Die *ſchwarze* Magie gibt weißen und reinen Seelen oder Handlungen einen ſchwarzen Anſtrich, und ſetzt alſo eben-

falls etwas Wahres voraus, als ein anzuſchwärzendes. In beiden Künſten wohlerfahren, bediente ſich die alte Kammerzofe der weißen Magie für ihren eigenen Gebrauch, der ſchwarzen aber für ihre Nächſten, und ganz beſonders für Olivia, die unglücklicherweiſe ſo wenig von einer Zigeunerfarbe an ſich bemerken ließ, daß ſie der weißen Magie nicht im mindeſten bedurfte.

Niemand ſchien von dieſer Wahrheit mehr durchdrungen zu ſein, als der junge Herr Etienne, der einzige Sohn der Frau von Avoye; und dieß eben war den Beobachtungen der weißgemalten Anſchwärzerin nicht entgangen. Der leichtfertige Jüngling war ſeit einigen Monaten bei ſeiner Mutter zum Beſuche; und da er, auf den lockern Grundſtein bauend, daß Jugend keine Tugend habe, weder von chriſtlicher Aſcetik, noch von heidniſcher Stoa ſich beherrſchen laſſen wollte, ſo fiel es ihm ſo wenig ein, ſeine Flammenaugen zu hüten, daß er vielmehr ſeine Seele hart an dieſe Fenſter poſtirte, um durch dieſelben jene gefährlichen Pfeile auszuſenden und aufzunehmen, welche die heidniſche Vorzeit dem Erzzigeunerknaben Eros in den Köcher legte. Kaum hatte er die Unbefangene und Argloſe zum erſtenmal, (wie wohl ohne Lorgnetten, als welche damals noch nicht im Schwange), mit ſeinen Augen verſchlungen, als er ſchon — wer ſiehet da nicht die Zauberei? — ſich in einen Poeten verwandelt fühlte, ſo daß Olivia mit Befremden unter den eingeſchwärzten Alrunen- und Hieroglyphen-Zetteln wohl auch manchmal ein zartes Brieflein fand, mit zierlichen Verslein und Sprüchen beſchrieben.

»O Blättlein, fliege zu ſothanem Engel hin;
Alraunen, wollet ihr ins Ohr es flüſternd raunen:
O weiße Lilie und nicht Zigeunerin,
Etienne verzehret ſich in ſeinen Schwermutslaunen.
Geſchmolzen iſt ſein Herz, wie an der Glut das Zinn,
Mach' mit ihm, was du willſt, o edle Zauberin,
Damit es nicht zuletzt zu Aſche ganz verbrenne,
So ſeufzet für und für der Junker Etienne!«

Olivia war jedoch allzu gottesfürchtig und ſtrenge, als daß nicht die wahre und reine Poeſie ihres chriſtlichen Wandels alle unartige Poeterei vereiteln mußte, wie dann überhaupt das edle, ge-

diegene, und als ſolches allein herrſchende Chriſtentum weit davon entfernt iſt, ſo romantiſch, oder gar romanhaft zu ſein, als es in den Romanen verarbeitet wird. Sie warf das eitle Brieflein mit eben der Verachtung ins Feuer, wie die Mandragora und den übrigen Spuck. Allein Etienne, der nun einmal ein Dichter geworden, machte bald neue Fortſchritte zum Troubadour und Improviſatore, und als die zarten und ſüßen Schmeichelreden von der Geängſtigten mit dürrer Verachtung abgewieſen wurden, verließ er endlich die gebundene Redeform, und wählte dafür die ungebundene und ungeſtüme Form der Frechheit, ſo daß Olivia kein andres Mittel mehr ſah, dem Auflauern dieſes Geiers zu entgehen, als daß ſie ſeiner Mutter nicht länger verhehlte, was der frommen Dame nicht anders als höchſt ſchmerzlich und kränkend ſein konnte.

Frau von Avoye ſäumte nicht, den ſtolzen Etienne vor ihren mütterlichen Richterthron zu berufen, und ihm, in möglichſter Schärfe, eine ergiebige Straf- und Verweisrede zu halten; der Trotzige aber bat mit herben Worten, für einige Wochen nach Paris reiſen zu dürfen, was ihm auch gern geſtattet ward, um ihn fürs erſte aus dem Hauſe zu entfernen. Die wenigen Tage über, da er noch im Schloſſe umher rumorte, verbarg ſich Olivia unter der Obhut der Edelfrau, Etienne aber ſchien ſich deßhalb nicht zu grämen, er war vielmehr tobend luſtig, und ſprach endlich, da er Abſchied nahm, zu ſeiner Mutter: Sperren Sie die Zauberin ein, wie feſt Sie wollen, deßwegen zaubert ſie doch. Alle Welt gibt Zeugniß, nur in Ihren Augen iſt ſie eine Tugendheldin. Fürwahr, eine lobwürdige Sache, daß ein fremdes Zigeunerkind den Samen der Zwietracht ausſtreut zwiſchen Mutter und Sohn, und daß ihre Verläumdung mehr Glauben findet, als des Sohnes ehrlich Wort und Ritterehre! — Avoye ſah den Jüngling an mit zweifelnden Augen; er ſtand wie in edler Indignation vor ihr, mit zorngeröthetem Angeſicht, dann küßte er ihre Hand, ſchwang ſich aufs Pferd, und ſprengte zum Hofe hinaus; unter der Einfahrt ſtürzte das Pferd, alſo daß er's mit Gewalt wieder in die Höhe reißen mußte, und der alte Stallwärter brummte: Das hat ihm ſicherlich wieder die Zigeunerin angethan.

(Schluß folgt.)

Ave Maria.

Nach einem Manuſcripte aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. *)

Glöcklein vom Kloſterthurm,
Töneſt hin durch den Sturm,
Wenn iſt der Abend da:
Ave Maria.

Heiliger Brüderchor
Schallte zu dir empor,
Mutter den Sündern nah!
Ave Maria.

Staunend ein Rittersmann
Hörte den Lobſang an,
Traurig zum Himmel ſah:
Ave Maria.

Tauſchte ſein Goldgeſchmeid
Gegen des Büßers Kleid,
Solch Heil durch dich geſchah:
Ave Maria.

Wollt ihm ein Brudertreu
Lehren die Litanei,
Pater und Regina,
Ave Maria.

Harten Sinn's lernt' er ſie
Mittlerweil dennoch nie;
Nur die zwei Wörtlein da:
Ave Maria.

---

*) Da war ein Edelritter, das begab ſich in einen Orden. Der Ritter er konde kein Paternoſter noch anderhande Gebet. Da wart im ein Meiſter gegeben, das ym ſin Gebet lernen ſollt. Da hatte der Ritter alſo harten Synen, daß er nit an gelaren erkunde, da daß zwey Worte Ave Maria. Die ſprach er zu allen Zyden, und hielt das all ſein lebe tag mit großer Innigkeit, das er doit es begraben was, da was uß ſin Grab ein ſchön Lilie gewaſſen und uff iglichen blade ſtand mit golden Buchſtaben geſchrieben: Ave Maria. — Do verwonderte ſich der Broder ſuhr was das beduden mogte, und gruben das Grab uf und funden, daß die Wurzel was gewaſſen uß ſeine Munde; da ſprach ſin Meiſter, daß er anders kein Gebet gelernen erkunde, da dieſe zwei Worte Ave Maria.

Sprach nur ſein Lebezeit
Mit großer Herzigkeit,
Bis daß ſein Stündlein da:
Ave Maria.

Als nun ins ſtille Grab
Endlich er ſank hinab,
Tönte das Glöcklein nah:
Ave Maria.

Aus ſeinem Grabe drauf
Schoß eine Lilie auf,
Blume der Jungfrau ja,
Ave Maria.

Jegliches weiße Blatt
Güldene Lettern hat,
Dort man geſchrieben ſah:
Ave Maria.

Gruben das Grab darauf
Staunend die Brüder auf,
Sangen voll Jubel da:
Ave Maria.

Denn aus dem Munde gar
Wuchſen der Wurzeln Paar,
Auf deren Blum' man ſah
Ave Maria.

Aber ſein Meiſter ſprach:
Er konnt ſein Lebetag
Nur die zwei Wörtlein ja:
Ave Maria. —

Mutter erbarme dich
Meiner auch gnädiglich,
Bet' ich wie dieſer da:
Ave Maria!

Anna Mora.

Bilder aus der Levante.

Nach Originalſcizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden.

Trieſt den 31. December 1833.

Die Luft weht lau, man fühlt, ſie habe eben die Küſten Griechenlands verlaſſen. Welch ein großer Anblick, die See, wie ſie eben hinter den Fenſtern der Locanda grande emporſteigt! Das dehnt ſich endlos bis an den Horizont hinaus, trotz dem, daß vielfältiges Gedränge den Vordergrund füllt und ſo die Ferne zu verkürzen und zu verdecken droht. Auf geraume Zeit lebe wohl, mein Vaterland! Dort wird ſchon das Fahrzeug gerüſtet, das mich von hinnen führt. Meine Frennde, lebt wohl, wenn ich wieder ſchreibe, ſo geſchieht es auf helleniſcher Erde, wo Jahrtauſende lebendig auf den Steinen thronen und die Gegenwart jede Spur einer vereinigenden, erhebenden, begeiſtigenden Exiſtenz nur aus den Trümmern der erſten Ahnen zu ſchöpfen vermag.

Corfu den 19. Jänner 1834.

So eben langen wir in Corfu an. Eine ſo mühſelige Fahrt wie die unſere geweſen, kann den regſten Muth, die geübteſte Seele ermüden. Der Bora fuhr tobend durch die Segel, die See ging hohl und die Manoeuvres wurden nur mit Schwierigkeit von dem raſtlos ſich bemühenden Schiffvolk vollzogen. Langſam zogen die erſten Tage die Überreſte von Pola an uns vorüber; — der Maſtbaum ward beſchädigt und wir mußten in dem Hafen von Liſſa vor Anker gehen. Hafen und Inſel ſind mit Feſtungswerken beſetzt, und mehrere Kriegsfahrzeuge belebten die Öde. Der Major Foscolo, der die k. k. Corvette Imperiale befehligte, war ein liebreicher, gefälliger Mann; aber die Langeweile des Harrens und Wartens konnte alles dieſes nicht beſiegen. Dazu kam der kahle öde Anblick der Inſel, die Armut der Einwohner, die in elenden Barken auf dem Meere ſich einhertrieben, großentheils von den Sardellen lebend, die der Meereszug an ihre Ufer ſchleppt. Drei Klippen lagen vorn vor der Einfahrt des Hafens, mit den unäſthetiſchen Namen toro, vacca. vitello (Stier, Kuh, Kalb) widerwärtigen Anſehens, gefahrdrohender Gewalt der Brandung. Ein günſtiger Wind verſprach beſſere Fahrt, aber nach wenigen Stunden ſchlug er in den entgegengeſetzten um, und dieſer

Digitized by Google

wehte fort und fort, vergebens kämpfte das Schiff mit den widerſpenſtigen Wogen, kaum daß wir am 7. Tag der Fahrt den unbewohnten Hafen dei Corboni an dem weſtlichen Ende der Inſel Curzola erreichten. Ein ſteiler ſteiniger Weg führt von hier nach Blatta hinauf, dem nächſten bewohnten Orte der Inſel, einem ärmlichen Fiſcherdorf, und doch war dieſes die einzige Stätte der Erholung in 4 endlos langen Tagen. Am 11. ward die Weiterreiſe beſchloſſen, aber noch immer erklärte ſich der Himmel gegen uns, von der Höhe von Melitta wurden wir bis zu dem Hafen von Patrera auf der Südſpitze von Curzola zurückgetrieben, und erſt des andern Tages vermochten wir die Reiſe fortzuſetzen, langſam, mühſelig, dem Winde jeden Vorſprung gewaltſam abringend, auf der Höhe von Raguſa abermals zum Laviren gezwungen und die letzte Nacht vor unſerer Ankunft von einem Sturm gepeitſcht, der den Maſt bis zur Erde bog, das Schiff ſeitwärts gegen den Blackbord neigte, und die Möbeln der Cajüte ſchlotternd durcheinander warf.

Corfu den 23. Jänner 1834.

Heute geht es nach Patras. Wenn die Griechen mir nicht mehr behagen, als die Corfioten; ſo ſehne ich mich doppelt nach meinem alten, treuen, biedern, guten Öſterreich zurück. Der Charakter des Jonier iſt ein ſolches ungefüge Gemenge widerwärtiger Elemente, wie ſeine Sprache. Jeder aus ihnen ſpricht griechiſch, engliſch, franzöſiſch, italieniſch; aber ſchlecht, uncorrect, die Idiome gräulich unter einander miſchend. Die lange Unterthänigkeit unter Venedig, die Ausgelaſſenheit des engliſchen Schiffsvolks, die geringe Achtung, welche die Offiziere und ſelbſt die höheren und höchſten Befehlshaber der engliſchen Herrſchaft vor Sitte und Sittlichkeit bezeugen, dient vollends, um jeden guten Keim auszurotten. Selbſt die Stadt bietet ein ähnliches trauriges Gemälde. Da gibt es neu angelegte Feſtungswerke, ein ſchönes Schloß des Lord-Oberkommiſſär Nugent, eine freundliche Esplanade, aber ſonſt überall Schmutz, Schutt, Alter, Morſchheit, Verfall, Ruine! — Für den Fremden keine Bequemlichkeit, *) für den Einheimiſchen kein Ort des geſelligen Vereins,

*) Unter den wenigen, ſchlechten Hotels iſt das italieniſche noch das beſte, die engliſchen Gaſthäuſer ſind ſchlimmer als unſere ſchlimmſten Kneipen.

der öffentlichen Unterhaltung, ein ſchlechtes, kleines Theater, ein elendes Caſino ausgenommen, die etwa im Carneval einen Ort der Vereinigung bieten. Rund um der Stadt italiſch griechiſche Anmut, reizende Thäler, fremdartiger, ſüdlicher Baumſchlag, klarer Himmel, ewiges Meer, Trümmer des Alterthums, und mitten darin — eine Schaar engliſcher Söldlinge, den Unteroffizier zur Seite, der mit dem Zirkel die Gleichmäßigkeit der Schritte, vorn den Offizier, der mit dem Pendel die Gleichförmigkeit das Tempo mißt! — Selbſt die Tracht mißfällt mir, ſie iſt charakterlos, wie der Menſch; am meiſten neigt ſie ſich noch zu dem Modernen, Fränkiſchen, die alten maleriſchen Formen gehen ganz verloren.

Patras den 2. Februar 1834.

Daß ich nun endlich in Griechenland bin! Faſt verzweifelte ich, es je zu erreichen. Immer blies uns der Wind entgegen, wozu man ſonſt Stunden braucht, bedurften wir Tage, erſt am 16. v. M. Abends um 8 Uhr kamen wir auf der hieſigen Rhede an, nachdem wir die letzten 20 Meilen mit Hilfe der Ruder zurückgelegt hatten. Zwar war der Himmel heiter, die See ſtill und wie majeſtätiſche Schwäne hoben ſich die altberühmten Eilande von St. Mauro und Ithaka aus den Fluten empor, und im Zauber der Mondnacht blickten wir am Eingange der Bucht von Patras auf Miſſolunghi hin, das der Muth ſeiner Vertheidiger und ihr unglückliches Ende in neueſter Zeit ſo berühmt gemacht.

Man wandelt hier nur durch Trümmer, aber von geltendem hiſtoriſchem Gepräge, und mitten aus dem Zuſammenſturze erhebt ſich junges, ſprießendes Leben, wenigſtens für die Zukunft von froher Bedeutung. So liegt auch Patras. Antike Denkmäler, venetianiſche Feſtungswerke der Mittelzeit neben Trümmern ſpäterer Jahrhunderte, und mitten darunter beginnende Neubau, erwachende Thätigkeit, durch die Lage des Ortes, die Anmut der Gegend, die Klarheit des Himmels begünſtigt, und den ſicheren Schutz, den die tiefe Bucht dem ermüdeten Fahrzeug gewähret.

Und was war mein erſter Genuß hier auf dem Boden claſſiſchen Altertums? Ein Ball! eine Soirée! fränkiſche Sitten, franzöſiſche, engliſche und italiſche Laute, deutſche Walzer, künſtliche Quadrillen, ein Zuſammenfluß von Charakteren, Genüſſen, Trachten, Geſtalten

der halben Welt, griechiſche Officiere aus deutſchem Stamme, Wünſche, Anſichten, Gedanken der ganzen Welt, zufällig hier zuſammengetragen, ſich befehdend und bekämpfend, und nur durch die Wirbel der Zerſtreuung in einträchtigen Fluß gebracht.

Die nächſten Tage wanderte ich herum in die Umgegend, wilde, herrliche Thäler, der lepontiniſche Meerbuſen weit hinein ſich ziehend durch die Lande, am Eingange zwei Caſtelle erhöht, einſt Rhium und Antirhium, nun die kleinen Dardanellen geheißen, wo ich ſo gerne ſtand und hinaus ſchaute aufs Meer, hinein in die üppigen Gefilde, hinüber in Geſchichte und Altertum, und wo ich gar ſchnell des Balles und der Soirée vergaß, trotz dem, daß der Gaſtherr, der engliſche Conſul, gar artig und geiſtreich geweſen, und ich die neueſten Neuigkeiten erfuhr über den Stand der Dinge in der politiſchen Welt da draußen auf den Inſeln, Bergen und Thälern im Weſten.

Nauplia den 7. Februar 1834.

Ein Paketboot geht heute ab nach Trieſt, ich ſchreibe dir daher gleich bei meiner Ankunft. — Der Weg von Patras bis hieher wird mir im Andenken bleiben. Wären die griechiſchen Pferde nicht flink, gelenk, ſicher, zuverläſſig, irgend ein Abgrund der ſeligen Thäler von Achaja oder Argolis hätte meine Gebeine längſt begraben.

Unſer anfänglicher Entſchluß war geweſen, unſere Reiſe bis Corinth zur See auf einem kleinen Merkantilfahrzeuge fortzuſetzen, und erſt von hier aus den Landweg einſchlagen; aber der conträre Wind nöthigte uns, ſchon in Patras die Pferde zu beſteigen. Der Morgen unſerer Abreiſe war ſchön und kühl, wie ich es auf größeren Reiſen ſo gerne liebe, von den Bergen Arkadiens wehten die labenden Lüfte her, und weithin ſchimmerte das Meer vom Strahl der aufgehenden Sonne. Wir hielten draußen vor der Stadt, bis unſere Caravane ſich geſammelt. Mein Reiſegefährte und ich, die Mäntel um den Leib geſchlagen, unſere Roſſe die Nüſtern hoch in die Wolken hebend, zwei Saumpferde, ſtark bepackt, der Führer und zwei Treiber, ſonnenverbrannte, hagere, unfreundliche Geſtalten, kaum mit ſoviel Lumpen behangen, als zur Bedeckung ihrer Blöße hingereicht hätte.

Der Weg zog ſich immer längs des Meerbuſens hin, über Höhen und Tiefen, die ſteilſten Abhänge entlang, jeden Augenblick

Digitized by Google

durch einen Bach oder Fluß unterbrochen, der durchſchwommen werden mußte, oft hart an dem Meeresrande hin, daß die Wogen ſich brandend an den Klippen brachen. Am erſten Tage ging es noch gut, wir hatten Trank und Speiſe von Patras mitgenommen, waren noch ungeſchwächter Kraft, und Abends nahm uns zu Voſtizza das gaſtfreundliche Haus eines Griechen auf, der ein gutes Abendmal bereiten ließ, und uns wenigſtens ein geräumiges hartgepolſtertes Sopha zur Ruheſtätte anbieten konnte. Aber die andern Tage! Wenn man ſo die langen Stunden hingeritten war auf dem unwegſamen Pfade, und an dem Orte der Raſt nirgends ein erquickendes Mal, eine erträgliche Lagerſtätte fand! Hartes Brot, elendes Waſſer, und höchſtens einige Eier bildeten die Beſtandtheile der Tafel und unſer Nachtlager war ſtets in einem dumpfen, ſtallartigen Zimmer hergerichtet, ohne den Schutz der Fenſter, mit ſchlecht vermachtem Gebälke, daß Wind und Wetter freien Durchzug hatten, und mitten darin die offene Feuerſtelle, deren Rauch erſtickend und beißend die Räume durchzog, das Haus erfüllte. Und dann die Strohdecke, vom Alter benagt und den Einwirkungen der Umſtände, in einem ſchmutzigen Winkel ausgebreitet, wo man die Stätte mit Schwärmen wimmelnder Inſekten theilen, den verpeſteten knoblauchriechenden Athem der Führer und Treiber einſaugen mußte, die neben uns ſich hingeſtreckt. Ja einmal, hinter Corinth, mußten wir unter einem Dache mit 30 eingefangenen Deſerteurs und Straßenräubern übernachten, einem der letzten Reſte jener berichtigten Palikaren, die nun von griechiſchen Gensd'armen hinein nach Nauplia escortirt wurden, über das weitere Geſchick die endliche Beſtimmung zu empfangen.

Doch entſchädigten uns mannigfache Schönheiten der Natur und Erinnerungen der Geſchichte. Zwiſchen Voſtizza und Baſilica ward die Gegend reizend, großartig, und als wir bei Krata vorüberkamen, ſahen wir die Gewäſſer des Styx, die ſich, mit dem Bache vereinigt, das jenem Dorf den Namen gegeben, in die Fluten des Meeres ergießen. Hier erblickten wir auch zuerſt das ſchneebedeckte Haupt des Parnaſſus, der ernſt aus Livadien über den Meerbuſen herüber auf das freie Griechenland ſchaut, und uns, ſo wie der benachbarte Helikon, bis hinab in die Gegend von Corinth ſichtbar blieb. Und endlich auch die alte Feſte ſahen wir, Akrokorinth,

ſeit älteſten Zeiten ein Ziel des Krieges, vielfältigen Beſitzes, dem Lande furchtbar, wer immer ſich ſeiner ſteilen Höhe bemächtiget. — Wie gerne hätte ich ſie geſehen, die Stadt des Pittakus, Timoleon, Mummius, wo Diogenes und Dionys gleichzeitig gelebt und von der Menſchenfreiheit, welche die Natur mißachtet, von der Gottesmacht, welche die Willkühr beugt und ſchlägt, ewige Beiſpiele gegeben! Wie gerne hätte ich ſie geſehen, die alte Korinthos! aber ein mächtigerer Wille als der meinige gebot, und fort gings nach Süden, die Feſte blieb lange ſichtbar hinter unſerem Rücken.

Als wir am letzten Tage unſerer Reiſe einen hohen Bergrücken erklommen hatten, von deſſen Spitze Akrokorinth ſich das letztemal den Blicken darbot, und wir uns nun vorwärts wandten und die letzte Kuppe erreichten, ſiehe da lag eine weite fruchtbare Ebene vor uns ausgebreitet, mit den Überreſten von Mycenä, Argos und vieler anderer Städte und Orte, und am äußerſten Ende, da wo ſchon das Meer den Horizont umſäumte, lag das nächſte Ziel meiner Reiſe — Nauplia! —

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen
aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

6. Auguſt 1766 ſtirbt zu Salzburg Georg Zottwein, einer der größten Kirchenrechtslehrer ſeiner Zeit, deſſen Principia juris ecclesiastici in 4 Bänden ſeltnes Aufſehen erregten. Er war am 20. Oktober 1712 zu Oberviechbach geboren, trat in das Benediktinerſtift Weſſobrunn in Baiern, und erhielt 1749 die Profeſſor des Kirchenrechts an der Univerſität zu Salzburg. Am 2. April 1759 ward er einhellig zum Rektor Magnifikus erwählt, doch ſeine Geſundheitsumſtände, durch vieles Nachwachten verſchlimmert, nahmen bald hierauf einen gefährlichen Charakter an, und ſie beſſerten ſich nicht wieder. —

7. Auguſt 1739 geb. zu Horn Georg Gruber, aus dem Orden der frommen Schulen, Lehrer der Univerſalhiſtorie an der ſavoyiſchen Ritterakademie 1775, am Thereſianum 1781, und endlich an der Wiener Hohen Schule 1785. Sein Syſtem der Diplomatik machte verdientes Aufſehen; im Jahre 1774 ſtellte er das Erzhaus in univerſalhiſtoriſcher Beziehung dar, und 1795 gab er

ſein größeres Handbuch der Diplomatik heraus. Er ſtarb am 20. April 1799.

8. Auguſt 1786 ſtirbt zu Wien, 58 Jahre alt, Joſeph Hauzinger, k. k. Kammermaler und Profeſſor der Akademie der bildenden Künſte. Seine Familiengemälde des Erzhauſes ſind ausgezeichnet; nicht minder macht ihm das im Belvedere befindliche Basrelief beſondere Ehre. Viele vaterländiſche Künſtler verdankten ihm ihre Bildung, und die Akademie verlor an ihm einen ihrer größten Beförderer.

9. Auguſt 1635 Beſtättigung des Vergleichsinſtrumentes zwiſchen dem Biſchof Anton und der Stadt Wien, dem zu Folge dem Biſchofe der mittlere Theil des auf dem Stephansfreithof liegenden Hauſes, darin die Bürgerſchule von Alters hergehalten worden, zur Wohnung der Curaten abgetreten wird.

10. Auguſt 1806 ſtirbt zu Salzburg Michael Haydn, ein Bruder des berühmten Compoſiteurs der Schöpfung, und durch ſeine Arbeiten ein würdiger Nebenbuhler desſelben. Er war im Jahre 1737 in Unteröſterreich geboren, bildete ſich mit ſeinem Bruder zugleich aus, und erhielt 1762 den Ruf als Concertmeiſter nach Salzburg. Hier wirkte er mit einem Erfolge auf junge Talente, der in Erſtaunen ſetzt; ſeinem Andenken widmete die dankbare Mitwelt ein ſchönes Denkmal, das ſich in der Stiftskirche zu St. Peter befindet.

11. Auguſt 1768 wird Gräfin Erneſtine v. Loſymthal, geborne Gräfin v. Fuchs, zum Ehrenmitgliede von der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien ernannt. Sie hatte eine Handzeichnung geliefert, welche durch Idee und Ausführung allgemeinen Beifall errang.

12. Auguſt 1766 geb. zu Salzburg Joachim Fuetſch, ein redlicher Violoncelliſt und Compoſiteur. Er war ein Schüler des berühmten Luigi Zandonatti, den der Erzbiſchof Hieronymus eigens für ihn aus Verona verſchrieb.

Auflöſung der Röſſelſprünge im Blatt 44.

Ein ruhig Herz und froher Muth
Iſt köſtlicher als Geld und Gut.

Glückliche Löſer: das Fräulein: Amalia Willner und die Herren Ed. Korn, Albert Hoſte in.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 46.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Miſcelle.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

13.

Die Jungfrau ritt, von dem Marſchall von Rayz und vielen andern Rittern und Knappen begleitet, aus Orleans, um dem König die frohe Kunde zu bringen und ihn zur Krönung nach Rheims zu begleiten, wie ihr ſolches von Gott war geboten worden. Immer trieb ſie der Gedanke zur Eile, daß ihre Sendung nur von kurzer Dauer ſei und ſchon viel Zeit mit unnützer Zaghaftigkeit verloren gegangen.

Der König empfing ſie gar ehrenvoll und herrlich und deßgleichen thaten alle die Anderen am Hofe, aus Ehrfurcht vor ihrem frommen Lebenswandel und ihren wunderbaren Waffenthaten, durch die ſie ihre Verheißungen bewährt hatte. Doch als ſie von dem König verlangte, daß er ungeſäumt aufbreche zur Krönung nach Rheims, da trat wieder der Zweifel, die Unentſchloſſenheit und die Verzagtheit menſchlicher Klugheit bei dem Könige und ſeinem Rathe ein. Statt auf der Bahn der Siege raſch weiter vorzudringen, wurde wieder hin und her und lang und breit berathſchlagt, obſchon die Jungfrau oft jammernd zum Könige ſprach: »ich werde nur ein Jahr dauern und darüber nicht, darum muß man darauf bedacht ſein, dieſes Jahr wohl anzuwenden.«

Da ihre Worte aber immer nichts vermochten, ſo geſchah es eines Tages, daß der König mit ſeinem Beichtvater, dem Biſchof von Caſtres und mit ſeinem ehemaligen Kanzler, in einem beſonderen Gemache allein waren, da klopfte plötzlich Johanna an die Thüre. Der

Digitized by Google

König befahl ihr einzutreten, ſie ging ganz demüthig zu ihm hin, kniete vor ihm nieder und ſeine Knie umfaſſend, ſprach ſie: »Hochgeborner Dauphin! haltet fürder nicht ſo oft und ſo lange Rath, ſondern ziehet alſobald nach Rheims, eure ehrenreiche Krone zu empfangen.« Als hierauf der Biſchof ſie fragte, ob ſie dieſes auf göttliche Eingebung geſprochen, erwiederte ſie, daß ſie vielfältig und häufig dazu angetrieben würde. »Wollt Ihr uns denn nicht, fuhr darauf der Biſchof fort, hier in Gegenwart des Königs die Weiſe erzählen, wie Euch dieſer Rath zu Theil wird.« — »Ich verſtehe wohl, erwiederte Johanna, was ihr zu wiſſen begehrt und gern will ich Euch es ſagen.« Der König unterbrach ſie hier, ob ſie es auch gern in Gegenwart der Anweſenden thäte, ſie bejahte es, und fuhr dann fort: »Wenn es mir Verdruß macht, daß man an die Dinge nicht glauben will, die ich von Seiten Gottes verkünde, ſo gehe ch an einen einſamen Ort, rufe Gott an und klage es ihm und frage ihn, warum man mir nicht, was ich ſage, glaube. Wenn ich dann mein Gebet verrichtet habe, dann höre ich eine Stimme, die zu mir ſpricht: Kind Gottes gehe! gehe! gehe! gehe; ich werde mit dir ſein, gehe! Und wenn ich dieſe Stimme vernehme, dann fühle ich eine große Freude und ich wünſche, es möchte mir immer ſo ſein.« Der Jungfrau Rede war ſo voll feſter Überzeugung und als ſie die Worte! »gehe! gehe! gehe!« wiederhohlte, ſchien ſie wie in höherer Verzückung zu leuchten, ſo daß ihr Bild den Hörern noch bis ins ſpäte Alter mit ihren verklärten gegen Himmel gerichteten Augen vor der Seele ſtand.

Endlich verſtand ſich der König zum Zuge nach Rheims, unter der Bedingung jedoch, wenn vorher die Veſten an der Loire, ober und unterhalb Orleans, den Engländern wieder abgewonnen ſeien. Er ließ zu dieſer Heerfahrt ein Aufgebot durch ſeine Länder ergehen. Da wurde mancher Helm aufgebunden und manches Roß gezäumt von ſeinen Getreuen und führten die Edlen von Frankreich ihre Dienſtleute dem König von allen Seiten zu, um unter dem heiligen Banner der Jungfrau wider die alten Feinde des Reiches zu ſtreiten.

Nachdem endlich alles zum Zuge bereitet war, wollte der König den Oberfehl des Heeres unter der Leitung der Jungfrau dem Herzoge von Alençon übergeben, Johanna war damit zufrieden, allein die Herzogin wollte ihren Gemal nicht ziehen laſſen: denn lange hatte er

in England gefangen gelegen, erſt kürzlich war ſein ungeheures Löſegeld bezahlt worden, und ſein Vater war von dem blutigen Felde von Azincourt nicht mehr heimgekehrt. Johanna dagegen hieß die Herzogin gutes Muthes ſein und ſagte: »fürchtet nichts gnädige Frau, ich werde ihn Euch geſund und unverſehrt und in gleichem Wohlſein oder in noch beſſerem, als er ſich jetzt befindet, zurückführen.« Die Herzogin vertraute dieſen Worten der Jungfrau und Johanna ſelbſt hat, wie wir hören werden, in der Stunde der Gefahr dieſes Verſprechens nicht vergeſſen. Sie bat auch den König, daß er ihr möge erlauben dieſesmal Gefangene zu machen, denn ſie ſagte voraus, daß der Herzog von Orleans troß der Warnung, die König Heinrich auf ſeinem Todtenbette ſeinen Brüdern gegeben, ihn nie auszulöſen, doch einſt würde freigegeben werden. Die Gefangenen ſollten ihr daher zum Löſegeld dienen.

14.

Johanna führte das Haus vor Jargnau, der feſten Stadt, ſchlug den tapfern Suffolk aus dem Felde und drängte ihn hinein in die Mauern, die er hatte ſchirmen wollen. Das Geſchütz begann zu ſpielen und unter der Leitung der Jungfrau waren in kurzer Stunde die Mauern und Thürme beinahe niedergeſchoſſen, alſo daß ſich alle darüber verwunderten, wie Johanna ſo gar geſchickt das Geſchütz zu leiten verſtünde. Aber was billig noch mehr zu verwundern war, das iſt dem Herzoge von Alençon dabei begegnet, was er ſelbſt gerichtlich bezeugt hat. Während nämlich die in der Stadt mit ihren Mörſern und Kanonen dem Feuer der Jungfrau antworteten, ſtand der Herzog eine Weile ſtille, um die Umgebung des Platzes genau in Augenſchein zu nehmen, da rief ihm plötzlich die Jungfrau zu: »geht auf die Seite oder drüben die Maſchine wird losgehen und Euch tödten.« Kaum hatte der Herzog ihre Warnung befolgt, als der Schuß aus derſelben Maſchine einem Edelmann, gerade an der Stelle, wo der Herzog geſtanden, den Kopf wegriß. Noch viele Jahre ſpäter ſagte der Herzog: es habe ihn damals ein Schauder ergriffen und er ſich hoch verwundert über die Vorausſicht der Jungfrau.

Die Engländer baten um Waffenſtillſtand, doch Johanna bot nichts als das nackte Leben, und ließ die Trompete ihre Klänge er-

tönen, ſetzte den Helm aufs Haupt und rief dem Herzoge von Alençon: »vorwärts edler Herzog, zum Sturme.« Als dieſer aber zögerte, ſprach ſie: »ſo zweifelt doch nicht, die Stunde iſt da, wenn es Gott gefällt; wenn Gott will und wenn er ſelbſt handelt, dann iſt es Zeit zum handeln.« Als jener immer noch zauderte, fuhr ſie fort: Ach fürchteſt du dich edler Herzog? weißt du nicht, was ich deiner Gemalin verſprochen habe, ich würde dich wohl und unverſehrt ihr wieder zu führen!« Mit dieſen Worten eilte ſie zum Sturme. Da wurde länger denn vier Stunden hart und blutig geſtritten und die Engliſchen kämpften wie zornige Löwen. Ihre Fahne in der Hand ſprang die Jungfrau ſelbſt in den Graben vor der Veſte, eben ſtieg ſie eine Leiter hinan, wo der Kampfe am furchtbarſten war, da ſchleuderte Einer von den Feinden, im Grimme der Verzweiflung, einen gewaltigen Stein auf ſie hinab und der Stein traf ihr Banner und ſprang auf ihrem Helme in Stücke. Sie ſelbſt aber ſtürzte die Leiter hinab auf ihre Kniee. Sogleich erſcholl ein Ruf der Freude oben auf der Veſte und ein Ruf des Schreckens unten, ſie aber die Gottgeſandte erhob ſich aufs Neue: »hinauf! hinauf! ihr Genoſſen: ſeid frohen Muthes, unſer Herr hat die Engliſchen verlaſſen; zu dieſer Stunde ſind ſie unſer.«

So rief die Jungfrau, und die Franzoſen drangen vor und Jargnau, das feſte, wohlverwahrte, wurde genommen, am ſieben und dreißigſten Tage nach der Befreiung von Orleans. Als der tapfere Suffolk Alles verloren ſah und die Franzoſen von allen Seiten auf ihn einſtürmten, weil Jeden nach der Ehre eines ſo edlen Gefangenen gelüſtete; da rief der Graf, der ſich nur in ritterliche Hände ergeben wollte, einem jungen Krieger entgegen: »biſt du ein Edelmann? Als jener es mit edler Freimütigkeit verneinte, frug er zum zweiten: biſt du ein Ritter? Jener verneinte wieder, Suffolk aber hieß ihn näher treten nnd gab ihm mit dem flachem Schwerte den Ritterſchlag und übergab es dann in die Hände des neuen Ritters, zum Zeichen ſeiner Ergebung. — —

Immer mehr ſchwoll das königliche Heer der Getreuen zu Orleans an, bis auf ſechs oder ſieben tauſend Streiter an; und weiter zog es vorwärts, nahm die Brücke von Meun mit Sturm, und rückte in Baugency ein, das Talbot verlaſſen hatte, um ſich bei Jen-

ville mit Faſtolf zu vereinigen. Die engliſche Beſatzung von Baugency vertheidigte ſich nur noch in der feſten Burg. Während dieſe beſchoßen wurde, erſchien der Graf Artus, Herzog von Richemont und ehemaliger Connetable von Frankreich, an der Spitze ſeiner Grafen und Edlen mit zwölfhundert Gewappneten und achthundert Bogenſchützen, und ward nach einiger Zögerung, denn er hatte durch ſeinen Stolz die Ungnade des Königs ſich zugezogen — dem Heere zugeſellt. Da kam die Kunde, wie neue Feinde mit ſtarker Macht heranrückten und ihre Vorhut allein an die Tauſende ſtark ſei. Die gefürchtetſten Feldherrn der Engländer führten die Gewalthaufen, Talbot, Scales, Faſtolf. Zwar ſchienen ſie den Kampf zu vermeiden und rückten langſam gen Jenville; aber die Jungfrau trieb die Ihrigen an, im Namen Gottes vorzurücken, ihnen gewiſſen Sieg verkündend. »Streitet nur kühn, ſprach ſie unerſchrocken, ihr werdet einen guten Geleitsmann haben. Bei meinem Gott, hingen ſie in den Wolken, wir würden ſie herunterbekommen; denn Gott hat uns daher geſandt, ſie zu ſtrafen. Der edle König wird heute den größten Sieg gewinnen, der ihm ſeit lange geworden iſt. Mein Rath hat mir geſagt, daß ſie alle unſer ſind.«

Die Ritter ſprengten flüchtig voraus, ganz vorn ritten ſechzig bis achtzig der aller verwegenſten auf den ſchnellſten Roſſen, um den Feind, der unterdeſſen ſchon weit weg war, aufzuſpüren. Fünf Stunden waren ſie ſchon durch die waldbewachſene Ebene einen weiten Weg geſprengt und immer noch konnten ſie der Flüchtigen nicht gewahr werden. Mißmuthig fürchteten ſie ſchon eine falſche Richtung eingeſchlagen zu haben, da ſprang plötzlich ein Hirſch aus einem jungen Schlage auf und rannte vom Nordoſt durch das Holz. Es dauerte nicht lange, ſo hörten ſie in dieſer Richtung ein großes Geſchrei und merkten daraus, daß ſie nahe bei der Nachhut der Engliſchen ſeien, die über den flüchtigen Hirſch geſchrieen hatte. Sie gaben alſo zur Stelle ihrer übrigen Schaar Kunde davon, ſich zum Kampfe gefaßt zu machen, und dieſe ſprengte ſogleich, in guter Ordnung, hart an den Feind heran. Die Engländer, dieſes gewahrend, wichen ſtets zurück, bis ſie bei einem Orte Namens Patay, am Saume eines Waldes und hinter einem befeſtigten Kloſter, eine feſte Stellung zu nehmen beſchloßen. — Der ſtürmiſche La Hire aber ließ ihnen keine Zeit

ſich zu verpaliſadiren, er ſprengte mit ſeinen Reitern in ſolchem Ungeſtüm auf ſie ein, daß ſie von allen Seiten zurückgeworfen wurden und bis gar das Hauptheer unter der Jungfrau auf dem Schlachtfeld ankam, da wurden ſie gänzlich auseinander geſprengt und es begann ein entſetzliches Gemetzel unter den Fliehenden. Faſtolf und viele ſeiner Begleiter flohen auf ihren ſchnellen Roſſen in raſchem Laufe davon und erfuhren wohl, daß die Sporen das beſte Eiſen ſind. Daß Fußvolk aber und die, welche vor dem Kampfe von ihren Roſſen abgeſtiegen, zerſtreuten ſich in die Wälder. Zwei bis drei tauſend Todte deckten das Kampffeld. Talbot, von den Seinen verlaſſen, ſtritt wie ein ritterlicher Held bis er endlich, da Alles verloren, ſich einem Bogenſchützen des Xaintrailles ergab, und mit ihm wurde auch der Herr von Scales, und viele andere tapfere Hauptleute und Barone gefangen. Die Franzoſen verloren bei dieſem großen Sieg, wie Johanna vorausgeſagt, nur einen einzigen Edelmann. Viele von ihnen wurden an dieſem ruhmreichen Tage zum Ritter geſchlagen. Die engliſchen Flüchtlinge wollten ſich nach Jenville retten, die Bürger aber ſchloßen ihnen die Thore und nahmen die nachfolgenden Sieger freudig auf.

»Nicht wahr, Herr Talbot,« ſagte nach dem Sieg der Herzog von Alençon zu dem gefangenen Ritter, »heute Morgen dachtet Ihr an Nichts dergleichen.« »Das iſt das Geſchick des Krieges,« erwiederte jener kalt.

Nachmittags um die zweite Stunde traten die Feldherrn auf dem Schlachtfelde zuſammen, und dankten demüthig, wie uns die Chronik berichtet, und andächtig dem allmächtigen Gott und hatten da große Freude mit einander wegen ihres herrlichen Sieges, den er ihnen verliehen.

Das war die blutige Jagd bei Patay, die Jagd, welche die Jungfrau den Engländern warnend in ihrem Mahnbriefe voraus verkündet hatte. Jene, die die Botſchaft des frommen Mägdleins ſtolz verachtet oder mit Schmachreden ſie beantwortet: Suffolk, Scales, Talbot, Glacidas waren jetzt in ihrer Gewalt oder lagen erſchlagen auf den Feldern ihres Sieges. Und weit und breit in allen Ländern war kein Held ſo berühmt und gefürchtet, als Johanna die Hirtenjungfrau.

Sie ſelbſt aber, die große Siegerin, ſie weinte wieder auf dem Schlachtfelde heiße Thränen über den Tod ſo vieler gefallener Brüder und hatte großes Mitleid mit den Leiden der armen Gefangenen, die von den übermütigen, habſüchtigen Franzoſen mißhandelt wurden, wenn ihre Armuth der Goldgier der Sieger kein glänzendes Löſegeld verſprach. Als auf dieſe Weiſe ein Franzoſe ſeinen Gefangenen im Ärger auf den Kopf ſchlug, und der Unglückliche ſterbend zu Boden ſtürzte, ſtieg die Siegerin des Tages von ihrem Roße nieder, nahm den Sterbenden, wie eine barmherzige Schweſter, in ihre Arme, und als kein Mittel gegen die tödtliche Wunde helfen mochte, ermahnte ſie ihn mit weinenden Augen zur Reue ſeiner Sünden, tröſtete ihn liebreich, und hielt ſeinen Kopf aufrecht, damit er vor dem Prieſter ſeinen Frieden mit Gott mache und ſeine Seele rein hinübergehe, dorthin, wo es keine Schlachten und keine Wunden und Thränen gibt, und der ewige Friede wohnet.

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

Schon öfter wurde die an ſich unwichtige Streitfrage aufgeworfen, ob die Beiſetzung der Ordnungszahl Primus bei einem noch neuen und einzigen Namen eines Regenten jemals gebräuchlich, und recht oder unrecht ſei?

Vom Gebrauche des Primus bei Regenten, welche die erſten und einzigen ihres Namens waren, finden wir mehrere Beiſpiele in der Geſchichte Böhmens. Wir kennen nämlich nur Einen Johann vom Jahre 1311 bis 1346, und doch finden wir auf der Vorderſeite ſeiner Pragergroſchen: JOHANNES ∘ PRIMUS + DEI ∘ GRATIA ∘ REX ∘ BOEMIE + neben JOHES · R · BOEM · auf den böhmiſchen Goldgulden, die er durch die im Jahre 1325 aus Florenz berufenen Münzer nach der damaligen florentiniſchen Art und Form prägen ließ.

So nannte ſich deſſen größerer Sohn und Nachfolger in Böhmen Kaiſer Karl IV, (vom J. 1346 — 1378), ſeines Namens der Erſte in Böhmen, gleichfalls KAROLVS ⁑ PRIMVS. Es gibt freilich nur einen König Karl II. von Böhmen, nämlich Karl VI. als

Kaiſer, der aber meines Wiſſens auf keinem Denkmale die numeriſche Regentenreihe für Böhmen annahm. Ferner erſcheint *Georg Podiebrad*, erſt Statthalter und von 1458 bis 1471 König auf den Groſchen als GEORGIVS * PRIMVS *, ſo *Ludwig*, der letzte Jagellone († 1526 26. Auguſt) als *böhmiſcher König* LUDOUICUS · PRIMUS. So wird K. Ferdinand I. auf ſeinen böhmiſchen Groſchen FERDINANDVS PRIMVS *) genannt. Freilich konnte keiner derſelben wiſſen, *ob* und *wie viele gleichnamige* Nachfolger er zählen werde; aber in der Hoffnung einer lange herrſchenden Nachkommenſchaft nahmen ſie den Titel des Erſten an, oder duldeten wenigſt deſſen Beilegung.

Ob *mit Recht*? Von *ihrer* Zeit aus betrachtet nicht mit vollem Recht, *von unſerer* nicht mit Unrecht oder eigentlich *Richtigkeit* oder *Unrichtigkeit*. Diejenigen Regenten eines Landes, welche ihres Namens die einzigen ſind, bedürfen keiner Numeralunterſcheidung. Nur mehrere *gleichnamige* erfordern ſie, zumal wenn die richtende Mit- oder Nachwelt ihnen keine unterſcheidende Beinamen wegen ihrer phyſiſchen oder moraliſchen Eigenſchaften beilegt, wie es z. B. den Karolingern geſchehen.

Wie will man die achtzehn Ludwige in Frankreich beſſer als durch die fortlaufenden Zahlen unterſcheiden?

Wer merkte ſich alle Herrn, Grafen und Fürſten vom vieläſtigen Hauſe *Reuß*, in welchem ſeit dem eilften Jahrhunderte alle männlichen Perſonen bloß den Namen *Heinrich* führen? Wer fände genug Epitheta! denn ſchon zählt man einen Heinrich LXXIV. Schon im Jahre 1668 wurde in dieſem uralten Hauſe feſtgeſetzt, daß man ſich durch Zahlen unterſcheiden, und zwar jede Hauptlinie für ſich zählen ſollte. Keine Nebenlinie zählt für ſich, ſondern alle männlichen Perſonen einer Hauptlinie werden ſo gezählt, wie ſie nach einander geboren werden. Im Jahre 1700 ſetzte man feſt bis auf hundert zählen zu wollen.

Seine jetzt regierende Majeſtät nannte ſich der *Zweite* ſeines Namens, als römiſch-deutſcher Kaiſer, und ſeit dem J. 1804, 11. Aug. Franz der *Erſte*, als Er in richtiger Ahnung der verhängnißvollen Zukunft ſich zum *Erbkaiſer von Öſterreich* erklärte.

*) Adauctus Voigt in ſeiner Beſchreibung der bisher bekannten böhmiſchen Münzen Thl. II. S. 202 kennt von K. *Sigismund*, dem Einzigen ſeines Stammes, einen ungemein ſeltenen böhmiſchen Groſchen mit der zum Theile verwiſchten Umſchrift in gothiſchen Buchſtaben auf der Vorſeite SI. . . . MVNDVS PRIMVS † DEI GRA. . . REX; BOHEMIE.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 47. Wien, den 20. Auguſt 1834.

Das Zigeuneekind. Erzählung von Joh. Em. Veith. (Schluß.) — Bei dem Anblicke eines Jungen, dee mit einer Stange quer durch eine Thüe gehen wollte. (Nach dem Holländiſchen des Jakob Cats.) Von Ucello. — Bilder aus der Levante. Nach Originalſcizzen eines öſtereeichiſchen Reiſenden. (Fortſetzung.) — Auflöſung der Charade und der Aenigmata im Blatte Nr. 45.

Das Zigeunerkind.

Erzählung von Joh. Em. Veith.

(Schluß.)

4.

Mittlerweile hatte die Kammerzofe ein nicht unweisliches Bedenken, welches die Getünchte gar bald, und dießmal mit Erfolg, vorzutragen wußte. Wie iſt es, ſagte ſie zur edlen Frau, mit dieſer ganzen Geſchichte hergegangen? Es hat ihre geweisten Wege. Die ſchwarze Olivia verſteht ſich auf die Kunſt, ihre angeborne Häßlichkeit unſichtbar zu machen, der Himmel weiß wie. Ich zwar ſehe durch die ganze Imagination mitten durch, und finde an der Perſon kein einzig Flecklein, das mir gefiele, und ſollte es auch nur ein Sommerflecken ſein; denn ſie wäſcht ſich um Lichtmeß mit deſtillirtem Schnee, und läßt Niemand zuſehen, wie ſie den Schnee vorbereitet. Aber es verhalte ſich damit, wie es wolle, dieß bleibt doch immer unverzeihlich, daß der hochedle Junker Etienne in Paris in allem Saus und Braus leben, ein ſchweres Geld verzehren, und fern von ſeiner Mutter ſchmachten und verkümmern muß, bloß deßwegen, damit das Belzebubs-Töchterlein bei der gnädigen Frau im Schloſſe bleiben und die Große ſpielen könne. Iſt das nicht wahrhaftig eine verkehrte Welt, und eine von jenen Täuſchungen, die man Illuſion nennt? Soll man

wohl den Sohn des Hauſes fortjagen, um eine daher gelaufene Magd zu behalten, deren Urgroßältern aus dem Sarazenenlande oder gar aus dem Monde hergekommen?

Frau von Avoye wollte aber den Junker Etienne um ſo geſchwinder nach Hauſe berufen, je geſchwinder er, wie ſie bald erfuhr, in der Hauptſtadt lebte; ja es war ihm ſelber um die Rückkehr zu thun, denn er fühlte nicht allein ſeine Nerven vom flotten Leben zerrüttet, ſondern auch den Nerv des Weltlebens, der bekanntlich in edlem Metalle beſteht, bereits erſchöpft. Die vielgekränkte Frau ſah ſich alſo nun gezwungen, die arme Olivia zu entlaſſen. Sie eröffnete ihr, nicht ohne Thränen, die Nothwendigkeit dieſes Schrittes, rieth ihr, in die nächſte Stadt zu gehen, wohin ſie ihr Empfehlungen mitgab, um daſelbſt einen anſtändigen Dienſt zu finden, und gab ihr, außer den reinlichen Kleidungsſtücken, die ſie ihr zurecht gelegt, auch viele mütterliche Ermahnungen und Lehren. Schluchzend lag Olivia zu ihren Füßen, es ſchien ihr unmöglich, ſich von ihrer Wohlthäterin, von ihrer gütigen Mutter zu trennen, und doch erkannte ſie, daß keine Wahl ihr übrig blieb. Da wollte dieſe ihr noch das Erbgut einhändigen, das ihr die ſterbende Thamaris anvertraut hatte; ſie öffnete den Schatzkaſten, um den Beutel mit den hundert Goldſtücken zu holen, als ſie ihn aber hervornahm, fand ſie, zu ihrem Schrecken, ihn viel zu leicht, und wirklich waren die Goldſtücke daraus verſchwunden, und dürre Birkenblätter lagen an ihrer Stelle.

Frau von Avoye entſetzte ſich dermaßen bei dieſem Funde, daß ſie erblaßte, und der Beutel ihr aus der ſtarren Hand fiel. Weh dir, Olivia, rief ſie, was muß ich entdecken? So gibſt du wirklich mit unheimlichen Dingen dich ab? So war alles dieß, was die Hausleute von dir erzählen, mehr, als bloße Verleumdung? O Unglückskind, was für Künſte haſt du von deiner unſeligen Mutter ererbt? Iſt dieß der Dank für meine zärtliche Sorgfalt? Sind dieß die Früchte deiner chriſtlichen Erziehung? O du gottloſes Kind, wie ſehr haſt du mich betrogen! Was machſt du für Forderungen an mich? rede! bekenne! Dieſe hundert Goldſtücke, die hier verwahrt waren unter Schloß und Riegel, die ich ſeit mehr als zehn Jahren nimmer angeſehen, dieſe haſt du dir bereits durch deine Zauberkünſte heraus geholt, nun begehrſt du noch hundert andere dazu, als dein rechtmäßig

Gut? Nein, Olivia, ſo weit reicht meine Einfalt und meine Güte nicht; dießmal haſt du dich betrogen. Ach, ich hätte meinen treuen Hausleuten glauben ſollen, und nicht dir! Nun verſtehe ich erſt die Worte, die Etienne zu mir geſprochen, nun beklage ich dreifach, daß ich ihn fortreiſen ließ; ſiehe deine Lügen ſind an allem Unglück ſchuld. Umſonſt, umſonſt deine Thränen; ich will deine Worte nicht hören, gehe mir aus den Augen!

Wahrlich umſonſt waren Olivia's ſtrömende Thränen! Viel zu laut und heftig hatte die Edelfrau ihre zürnende Stimme erhoben, bereits waren die meiſten Hausleute in das Zimmer herein geeilt; ſie fielen nun alle über das arme Schlachtopfer her. Olivia, ſprachlos vor Schreck und tödtlicher Kränkung, ward von ihnen zum Zimmer, zum Saale, zur Hausflur hinaus geſtoßen; es erhob ſich das Geſchrei im ganzen Schloſſe und im umliegenden Markte, Jung und Alt lief zuſammen, um mit zu toben. Hinaus mit der Hexe, hieß es, fort mit der Zigeunerin, ſchlagt ſie todt, die Zauberin! Wie Karaiben und Irokeſen ihren Kriegsgefangenen vor ſich herjagen, um ſich an ſeiner Angſt zu ergötzen, ſo liefen die Fanatiker, Bediente und Bauern, mit Knitteln und Steinen und bellenden Hunden hinter Olivia her. Sie mochte noch das nahe Wäldchen zu erreichen hoffen, ſo ſehr beflügelte ſie ihre Schritte, aber ſchon von manchem Steinwurf beſchädigt, von der unſäglichen Schmach und Angſt gefoltert und von der Anſtrengung erſchöpft, wendete ſie ſich um, warf ſich auf die Knie, und breitete flehend ihre Arme zu den Raſenden aus, die ſie verfolgten. Da fiel ein ſolcher Hagel von Steinen über ſie herab, daß ſie zu Boden ſank, und, laut die Namen Jeſus und Maria anrufend, ihr Leben aufgab; es ſei nun, daß die Steine ſie ſo tödtlich verletzten, oder daß, wie mit größerem Grunde anzunehmen war, bei dieſer allzu plötzlichen Wendung ihres Schickſals die Gewalt des Entſetzens ihr den Tod brachte.

5.

Nach ſo wohl verrichteter Sache, und nachdem man die Leiche in eine nahe Grube geworfen, ging Jedermann wieder ruhig zu ſeinem übrigen Tagewerk, und wenn wohl in manchem Herzen eine befremdliche Frage aufſtieg, wer dann befugt geweſen ſei, die Gemiß-

handelte ſo raſch zu richten und hinzurichten? ſo fand ſich gleich die dreiſte Antwort auf der Zunge: es iſt ihr recht geſchehen; warum trieb ſie auch ſo arges Spiel! Ja, um den Strafgeiſt des Gewiſſens zu bannen, mußte bald auch manch ein Geſpenſt über der Grube ſich blicken laſſen, das von der Ruheloſigkeit der dort Begrabenen ein tröſtliches Zeugniß gab.

Nicht ſo leicht konnte Frau von Avoye ſich tröſten. Die Freude war von ihrem Herzen gewichen, der Schlummer von ihrem Auge. Sie hatte ſo ſchreckliche Folgen ihrer übereilten Heftigkeit nicht erwartet; Olivia war ihrem Herzen nothwendiger und lieber geworden, als ſie je ſich deutlich bewußt war; nun konnte ſie das holdſelige Kindesangeſicht, aus welchem die Unſchuld ſo unverkennbar glänzte, nicht von ihrem geiſtigen Auge entfernen. Bald meinte ſie die Arme vor ſich zu ſehen, wie ſie flehend und ſtaunend ihr Auge zu ihr erhob; bald wieder, wie ſie von Hunden gepackt, von Steinen getroffen, blutend zu Boden ſank; ſo ſchlich die leidende Frau in großer Betrübniß umher, und konnte auch damals keinen ſonderlichen Troſt finden, als Etienne in's Schloß zurück kam. Er hatte ſich in mancherlei verdrießliche Händel verwickelt, ſah wüſt und hohl aus, und fiel, in Folge der Unordnungen, denen er ſich ergeben, in eine fieberhafte Krankheit, die täglich bedenklicher ſich anließ, bis die Ärzte endlich eine Prognoſe ſtellten, deren Inhalt leichtlich daran zu erkennen war, daß der Seelſorger nunmehr an's Lager trat, um auf dieſe Prognoſe, als gleichſam einen Grund- und Grabſtein, das Gebäude der Ewigkeit aufzuführen. Es war der ehrwürdige Greis, welcher die unglückliche Olivia von Jugend auf unterrichtet und erzogen hatte; er unterließ daher nicht, den Kranken, der ſein Herz ihm aufſchließen ſollte, mit Nachdruck zu ermahnen, daß er die verfänglichen Worte, die er über jene geredet, rechtfertigen oder zurücknehmen müßte. Allein Etienne hatte, abgeſehen von allen übrigen Übeln, ſo er angerichtet, auch gegen Olivia noch ein anderes empörendes Unrecht gut zu machen, ſo viel dieß, nach dem, was geſchehen, noch möglich war. Er berief daher ſeine Mutter und bekannte ihr bebend: der unheimliche Geiſt, der den Schatzkaſten geöffnet, die hundert Goldſtücke aus dem Beutel genommen, und eben ſo viele dürre Blätter hinein gelegt, ſei Niemand geweſen als er ſelbſt. Er habe

dazu, als Sohn und Herr im Hauſe, leichte Gelegenheit gefunden, und die uralten Schlöſſer mit keinen fremden Schlüſſeln eröffnet; indem er ſie aus dem großen Schlüſſelbunde ohne Mühe herausgefunden. Daß Olivias Geld hier verwahret liege, ſei ihm von Jugend auf bewußt geweſen; übrigens ſei ſeine Abſicht nicht ſowohl auf das Stehlen ſelbſt, als vielmehr dahin gegangen, ſich an Olivia für das liebloſe und verächtliche Betragen, das ſie ſeiner Neigung entgegenſetzte, auf eine empfindliche Weiſe zu rächen; doch hätte er nicht gewähnt, daß dieſe leichtfertige Bosheit für die Unſchuldige ſo bittere Folgen haben würde.

Der armen Avoye ging dieß Bekenntniß wie ein dreiſchneidiges Meſſer durch die Seele, eine tiefe und unheilbare Wunde zurücklaſſend. Hatte ſie früher Olivia betrauert, ihre eigene Übereiltheit ſchmerzlich bereuet, doch aber in der gerechten Fügung Gottes, die oft auch den jugendlichen Frevel heimſucht, einigen Troſt gefunden; ſo war nun die peinliche Klage, die ihr Gewiſſen führte, bitterer als je erwacht, immerfort wähnte ſie Olivia bleich, blutend, flehend, die Hände ringend vor ſich zu ſehen und obgleich Etienne dießmal die Vorherſagung ſeiner Ärzte nicht beſtätigte, ſo wollte dieſer unverhoffte Ausgang ſeiner Krankheit ihr doch keine Erheiterung bringen; vielmehr nahte ſie mit eben ſo raſchen Schritten ſich dem Grabe, als er davon ſich entfernte. Sie hatte noch ſo viel Zeit, Olivia's Überreſte in einem mit der Lilien- und Mirtenkrone geſchmückten Sarge und mit großer Feierlichkeit in den Kirchhof übertragen zu laſſen, und eine Summe von hundert Kronen auszumitteln, welche, nebſt anderen Einkünften, eine fromme Stiftung für Olivia's Gedächtniß und für arme verwaiſte Kinder geſtalten ſollten. Der Gram, der ſie verzehrte, beſchleunigte zuſehends ihre Leiden, und ſie mochte ſchlummern oder irre reden, ſo war gewöhnlich der Name Olivia auf ihren bleichen Lippen.

6.

In ſtumpfer Betrübniß ſtanden ihre Hausleute umher, ſie konnten ſichs nicht verhehlen, was dieſer Name ihnen vorwarf. Laut heulend warfen ſie ſich über die Leiche der geliebten Gebieterin her, küßten ihre Hände und Füße, und bejammerten den allzu zeitigen Ver-

luſt einer ſo edlen Frau, dergleichen keine mehr auf Erden zu finden. Sie hatten auch allen Grund zur Wehklage, denn Etienne ſchaffte faſt Alle aus dem Schloſſe fort. Sie rächten ſich zwar nach ihrer Weiſe, und nannten ihn einen Muttermörder; denn, ſagten ſie, (wie die Kammerzofe es ſcharfſinnig ausgedacht), Herr Etienne hat Olivia, und durch den Gram um Olivia auch ſeine Mutter in die Ewigkeit geſendet. Die Leute hatten zwar Recht, nur vergaßen ſie nach menſchlicher Weiſe des argen Spieles, das ſie ſelber getrieben, und ſo ward ihnen auch wie gewöhnlich die göttliche Gerechtigkeit nicht klar, welche ſie ſämmtlich aus einem Hauſe trieb, worin ſie die Schuldloſe nicht hatten dulden wollen.

Etienne, nachdem er ſeine Mutter begraben und von ſeiner Krankheit ſich gänzlich erholt hatte, gewann mit der früheren Leibesſtärke auch die ganze Schwäche ſeines Herzens wieder. Er ließ den letzten Willen ſeiner Mutter auf ſich beruhen, weil er des vorfindigen Geldes zu viel für die Lebenden brauchte, als daß er Mittel gefunden hätte, für die Verſtorbenen Sorge zu tragen; und nach den Ausſprüchen ſeiner Moraltheologie war keine Wiedererſtattung des geraubten Gutes nöthig, weil die rechtmäßige Beſitzerin der irdiſchen Güter nicht mehr bedurfte. Es war ihm aber nicht ſo viel Zeit gegönnt, um das ganze mütterliche Vermögen ſammt den zu den Birkenblättern deponirten hundert Goldſtücken zu vergeuden. Da er eben damit umging, die Tochter eines benachbarten Edelmannes in ſeine Fallſtricke zu locken, ward er von dieſem (nach damaliger Sitte oder Unſitte) zum Zweikampf herausgefordert und gleich im erſten Gange getödtet.

Da iſt nun (wie die betagte Kammerzofe ſich darüber verlauten ließ), der Junker Etienne in allen ſeinen Sünden unverſehens dahin geſtorben; und hierin hat der Himmel ſeine Gerechtigkeit offenbaren wollen, inmaßen der junge Menſch die göttliche Gnade nicht benützte, die in ſeiner ſchweren und faſt tödtlichen Krankheit ihm reichlich iſt verliehen worden. Daran nehme ſich eine boshafte Jugend ein ernſtes Beiſpiel!

Dieſe Kammerzofe war, da ſie ſolches geſprochen, plötzlich ſehr alt geworden, denn ſie hatte der weißen Magie Abſchied gegeben, und aller Welt ihre erdfahle Farbe und ihre nahmhaften Runzeln

ſehen laſſen. Was nicht der Gram und die Kränkung macht, ſagte ſie, wenn ein Chriſtengemüth von ſo großen Unglücksfällen heimgeſucht wird! Mein ganzer Teint iſt darüber zu Grunde gegangen, und ich ſehe mich in meinen jungen Tagen ſchon dahin altern! Ich weiß auch nicht, über wen ein tieferes Bedauerniß zu fühlen, über die gnädige Frau oder über Olivia? Dieſe war ein unſchuldig Blut, nur etwas eitel, ſie wollte die Schönſte ſeyn, und ſolch ein Übel geht mit den Jahren in's Weite; ohne Zweifel hat ſie auch deßhalb je eher je lieber ſterben müſſen; denn in's Grab folgen alle die ſchönen Bänder, Spitzen und Schnabelſchuhe nicht nach. Kein größeres Gut als die liebe Unſchuld nebſt einem guten Gewiſſen. Wer das beſitzt, mag immerhin in der Blüte ſeiner Jahre in's Gras beißen; ſo kommt er doch mit heiler Haut aus dieſer zeitlichen Sinnlichkeit heraus; und, dem Himmel ſei Dank, ich bin alle Tage bereit zu ſterben, ſollte es auch ſchon in etlichen Jahren ſeyn. Um wen mir aber bange und leid iſt, das iſt die gnädige Frau, die Frau von Avoye. Wer ſollte denken, eine ſo vornehme Frau, ſo vornehm erzogen, würde von ſo ordinärem, deſpektirlichem Aberglauben ſich hinreißen laſſen? Glauben iſt eine gute Sache und macht ſelig, aber Aberglauben führt ein garſtiges Aber mit ſich, und hat einen Bruder, mit Namen Aberwitz.

Aber, vortreffliche Exkammerzofe, wer hat denn die Glut geſchürt, wer hat die Intrigue gelenkt, wer hat die Verläumdung genährt? Ohne Schminke! war das nicht Dein Werk? — Aber ſie weiß nichts davon, und kann ſich deſſen ſchlechterdings nicht erinnern.

7.

Nachträgliche Reflexion und Berichterſtattung des Verfaſſers.

Mein werther Freund, der Antiquar, hatte mir den weſenhaften Inhalt vorſtehender wohlverbürgter Geſchichte auf dritthalb Oktodezblättchen gedruckt, aus G. Ph. Harsdörffer's Schauplatz 2c. Hamburg 1650 mitgetheilt, zu dem wohl bemeſſenen Ende, dieſelbe renovirt in dieſem Jahre einer chriſtlichen Leſewelt darzuſtellen. Sodann wollte der Vielbeleſene und Scharfſinnige mir einige Mittel und Methoden an die Hand geben, wie dieſelbe ſowohl in der

Amplification oder Entbreitung, als auch in der Exornation oder Verzierung zweckmäßig behandelt, in mehrere Druckbogen ausgedehnt, zu intereſſanten Spannungen geſteigert, mit frappanten Characterſchilderungen und Naturſcenen ausgemahlt, und mit manchen durchs Naturdunkel fahrenden, blitzblauen Lichtfunken lehrreich gemacht werden könnte.

Zu dieſem Behufe, fuhr der Antiquar fort, ließen ſich verſchiedene Wege einſchlagen. *Erſtlich* müßte man in irgend einem hiſtoriſchen Werke nachblättern, um etwa einiges von den Annalen der Zigeuner aufzufinden. Hier wäre dann eine reiche Quelle, der Novelle mit hiſtoriſchen Zügen Grandioſität zu verleihen, und ſchon von dieſer Seite den Begriffen des Leſers einen erfreulichen Zuwachs an Umfang zu geben. *Zweitens* müßte das, auch in unſern aufgeklärten Zeiten noch immer intereſſante, ja höchſt intereſſante Feld, genannt Magie der Natur, mit ſchönblühendem Unkraut bebauet werden. Hieher gehören die Ahnungen, die Träume, die Anzeichen oder Omina, die rothen Lichter einer grellen Morgenröthe, die Mondſcheinſchatten, die Polarität der Seelen, die Catalepſie, die Haymonskinder, die Nebelkappe, der Spiritus Familiaris, die Hieroglyphen, der Siderismus, die Desorganiſation im eilften Grade, und hundert andere Dinge, in welchen die Zuſtände des Schlafes, des Traumes, der Extaſe und des Deliriums ſo bunt als toll durch einander geflochten werden. — *Drittens* müßte keineswegs verſäumt werden, die Heldin des Stückes zeitweiſe von irgend einem erhaben denkenden Zigeuner heimſuchen, und zur Rückkehr zu ihren vermeintlichen Brüdern überreden zu laſſen. — *Viertens*, und dieß zwar iſt eine Hauptſache, dürfte jener Gentilhomme, der als ein bereits verſtorbener Vater der Olivia erwähnt wird, keineswegs ſo unbenutzt unter der Erde bleiben; er müßte vielmehr zur rechten Zeit (es ſei nun zu früh oder zu ſpät in der Cataſtrophe), ſich einfinden, und zwar müßte ſich dabei eine wichtige, herzzerreißende Wiederfindungsſcene geſtalten. Wie ſchauerlich z. B. würde dieß ſich machen, wenn der Gentilhomme von Frau von Avoye als leiblicher Bruder erkannt würde, zu einer Zeit, da Olivia ſchon der Bosheit zum Opfer geworden! Oder wenn beſagter Edelherr nun käme mitten in der Nacht, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, der hinanreichte bis über die

Naſe, und hinträte vor das Bett des vielerwähnten Junkers und Rechenſchaft begehrte ob der hingemordeten Tochter! — Fünftens müßten die Zauberſtückchen, die man der Olivia aufbürdet, ſo künſtlich eingeleitet und erzählt werden, daß der Leſer ſelbſt in die Täuſchung verſetzt würde, und mit Olivia's Feinden gemeinſchaftliche Sache machen müßte, ſo leid es ihm übrigens um die zierliche Perſon wäre. — Sechstens müßte der ehrwürdige alte Seelſorger, ein Mann in Silberhaaren, und der kühne Etienne, ein Jüngling mit braunen oder aber ſchwarzen Locken, in jeder Beziehung fleißig gezeichnet und ausgemahlt werden; wobei es dem Etienne nicht an Sonetten, Canzonen u. dgl. mangeln darf, denn dieß bringt die Natur der Sache mit ſich.

Siebentens, wollte er fortfahren; ich bat ihn aber, des Guten nicht zu viel auf einmal zu thun, ging mit gutem Rath beladen fort, ſchien aber nicht viel davon begriffen zu haben; denn als ich dem Polyhiſtor meine Arbeit zur Anſicht brachte, wiegte er bedenklich den Kopf und ſagte endlich: Das heißt nichts! Wie die Sache da liegt, fehlen ihr alle Eigenſchaften einer guten Novelle. So ſey's dann, rief ich: wenigſtens bleibt der Vortheil, daß im Weſentlichen die wahre Begebenheit ungekränkt geblieben.

Wie Sie das nehmen! brummte der Antiquar. Man will etwas Intereſſantes leſen; ob wahr oder unwahr, dieß läuft neben bei. Wenn aber das Intereſſe mangelt, und die Piece langweilig iſt, ſo fordert man unausbleiblich, daß ſie lehrreich ſei; denn lehrreich und langweilig ſind durch Aſſociation der Gefühle ſynonyme Worte geworden. Was iſt aber an der ganzen Geſchichte lehrreich? — »Beſter Antiquar, das ſagt ſchon die Kammerzofe; deßhalb führt ſie den Epilog.«

O Verfaſſer, das haſt du ſehr unglücklich ausgeſonnen. Denn erſtlich verdirbſt du den geſammten tragiſch wehmüthigen Eindruck, den der Ausgang der Dinge zurücklaſſen ſoll, indem du hinterher noch eine ſo alberne Figur auf die Scene führſt; zweitens legſt du deine Moralitäten und Lehrſtücke eben dieſer Figur in den Mund, die gar nicht moraliſch iſt; endlich redeſt du gar ſelber mit ihr, als ob das deinen groben Fehlern aufhelfen könnte. — »Aber, Freund, ſoll ich dir nicht einen Vorſchlag machen? Setze dich ſelbſt an den Stoff, arbeite ihn aus, erfreue das Publikum.« —

O Verfaſſer, was redeſt du da? Stelle kein ſolches Anſinnen an mich! Meinſt du, es ſei ſo leicht, neue Bücher zu ſchreiben? — »So ſpende wenigſtens, was du haſt, ſei freigebig: ſetze du den Epilog dazu, verbreite dich in einer triftigen Nutzanwendung.

Freund! du verlangſt Unerhörtes von mir. Zwar iſt es Sitte geworden, daß große Herren Vorreden zu kleinen Büchern ſchreiben; aber von obſcuren Antiquaren, die Epiloge machen, iſt bis jetzt in der literariſchen Welt nichts geſehen worden. Doch will ich dir willfahren, weil es das Letzte iſt, was ich dir thun kann in dieſem Jahre, und will mich zuſammennehmen und ernſthaft ſein und ſublim, wie ich es auf dieſem närriſchen Planeten lange nicht geweſen. — Die ganze Erzählung, ſage ich hiemit, iſt nichts als eine Allegorie, das muß ſchon das beweiſen, daß ſie ſo wenig Stoffliches enthält. Olivia iſt der Glaube, der jungfräuliche, reine, der im Dunklen geboren wird, ſtets etwas wunderbares und zauberhaftes an ſich hat, und nur geliebt oder gehaßt werden kann, ein Drittes nicht. Die Menſchenliebe und feine Sitte nimmt ihn auf in das herrſchaftliche Schloß des reinen Herzens, zieht ihn groß und gut und bei ihr iſt der Schatz aufgehoben, den er, wenn er groß geworden, einſt erben und erhalten ſoll; aber da kommt die Gemeinheit, der Neid, die Heuchelei, der Aberglaube, die böſe Luſt, die ſchlechte Begierde, und drängt ihn fort aus ſeinem Aſyle, machen ihn verhaßt, verächtlich, weiß ſeine Vorzüge als eben ſo viele Mängel erſcheinen zu machen, und iſt er einmal draußen in der großen Welt, der rauhen, unempfindlichen, iſt einmal die Läſterung erwacht und der böſe Wille; ſo raſtet die Schaar nicht eher, als bis er geſteinigt und getödtet iſt und verſcharrt in der Grube ruht. Zwar ſtirbt das Herz in Kurzem ab, unter Angſt und Reue, und das böſe weltliche Regiment beginnt, das die Liebe nicht kennt; aber der Glaube iſt nun einmal dahin und kehrt nicht wieder, und der ſchlechten Zeit hält die alte hinterliſtige Kammerjungfer den Leichenſermon, ein Prediger auf eigene Fauſt, der keine Sendung von oben erhalten. — Was poetiſch begonnen, endet gemein und proſaiſch. Dixi.

Bei dem Anblicke eines Jungen, der mit einer Stange quer durch eine Thüre gehen wollte.

(Nach dem Holländiſchen des Jakob Cats.)

Ein Kind noch in dem langen Rock
Das ſtand und ſpielte mit einem Stock,
Es wollte hinein zu einer Thür',
Doch konnte es nicht und blieb dafür.
Denn ſeht, der Stock war viel zu lang,
Auch nahm das Kind gar ſchlechten Gang,
Es hatte den Stock nach der Quer gericht't,
Da nützte ihm all' ſeine Mühe nicht,
Und was es that, ſo war am Schluß
Es nicht gefördert um einen Fuß.
Das machte dem Jungen nun großen Gram,
Daß es mit dem Stock' nicht zu Rechte kam.
Doch einer, der klüger als wie das Kind,
Der ſah's und kam herzu geſchwind,
Und nahm den Stock in ſeine Hand
Und drehte ihn ſachte nach dem Rand
Und trug ihn gerad zur Thür hinein,
Da hatte das Kind den Willen fein,
Und was ihm ein Hinderniß früher gemacht,
Ward nun ganz leicht aus dem Weg gebracht.

So oftmals wohl auch in der Stadt
Eine Sache übel begonnen hat,
Doch kommt dazu ein kund'ger Mann,
Der ſchlimmen Weg verbeſſern kann
Und nur eine kleine Änderung macht,
Geht alles gut, eh' man's gedacht.
Da ſeht wie aus geringem Rath
Die Welt oft großen Vortheil hat.
Ein einzig Körnlein von gutem Verſtand
Kann nütze ſein für ein ganzes Land.

Uccello.

Bilder aus der Levante.

Nach Originalſkizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden.
(Fortſetzung.)

Nauplia den 19. Februar 1834.

Meinen herzlichen Dank für deine Briefe. Ein Bote aus der Heimat iſt wie ein kühler Oſt in der Stunde des Mittags, erquickend

und erfriſchend und neuen Muth für fernere Beſchwerden reichend. O glaubt ja nicht, daß die Eindrücke dieſer Gegenden das Angedenken an Euch, meine Vielgeliebten, oder meine Anhänglichkeit an unſer altes, feſtes, gottgeſegnetes Öſterreich nur im Geringſten beeinträchtigen könne. Es iſt wahr, das junge Leben auf den alten Ruinen, die friſche Rebe, die um die wankende Säule des Corinthers rankt, übt eine eigene Gewalt auf das Gemüth, es freut uns, das Werden, die Zukunft, die Vergangenheit mit einem Blicke zu überſchauen; aber jenes wohlthätigen Gefühles einer beruhigten Gegenwart, eines in ſich geordneten, weiſe abgewogenen Staatshaushaltes, einer behaglichen, freudigen, mittheilenden Volksmenge, das bei uns in der Heimat die Herzen mit tauſend und aber tauſend Feſſeln zuſammenhält, deſſen wird man ſo leicht nicht ledig.

Auch was du von Mühſeligkeiten, Beſchwerden, fremdartigen Begebenheiten ſchreibſt, iſt, in der Nähe geſehen, nicht von ſo großem Belange. Wir bewohnen, durch die gütige Vermittlung unſers Conſuls, Herrn *Gropius*, zwei recht artige Zimmer, wenn auch ärmlich eingerichtet, ſo doch mit guten Betten verſehen, was in Griechenland ſchon etwas ſagen will, und ſehen von dem Balkone unſerer Wohnung auf den Hafen hinaus mit ſeinen hundert Wimpeln und Flaggen, bis nach Argos hinüber, wo einſt Agamemnon gethront, auf die nemeiſche Ebene und die Berge in Süden, die einſt Argolis von Lakedämon geſchieden. Die Stadt ſelbſt hat bereits europäiſches Anſehen gewonnen, einen freien Platz, gerade, reinliche, wenn auch nicht eben breite Straßen, junge, 2—3jährige Häuſer, zierlich und nett, im italieniſchen Geſchmacke, und wenigſtens von außen ehrbarlich anzuſehen. Die Berge *Itſchkale* und *Palamide* mit ihren Feſtungswerken dienen als Schutz und Schirm oder auch zum Gefängniſſe gefährlicher Verbrecher, wie eben in gegenwärtigem Augenblicke, und die proviſoriſche Reſidenz des Königs iſt ebenfalls mit Ringmauern umgeben; denn die Bewegungen einer ſtürmiſchen und aufgeregten Nation ſcheinen nicht ſo weit unterdrückt, um das geheiligte Haupt dem erſten Anfalle bloßzuſtellen.

Die Volkstracht verliert von Tag zu Tag ihre Eigentümlichkeit, das fränkiſche Gewand wird das herrſchende. Nur ſelten bemerkt man mehr die maleriſche *Fuſtanella*, jenen weißperkalenen Rock

mit ſeinen unzähligen Falten, der von der Hüfte bis zur Wade reicht, und der, wenn er kunſtvoll und werth ſeyn ſollte, den Leib eines Elegants zu umfangen, nicht ſelten 100 griechiſche Ellen an Zeug verſchlang. Der Charakter der Nation hat mir nicht mißfallen, der Grieche des Pelopones gleicht nicht jenem entarteten Menſchenſchlage, der in den italiäniſchen Seeſtädten oder in den Häuſern des Phanars dieſen Namen trägt, er iſt der Begeiſterung, der Vaterlandsliebe, kurz jeden edlen Gefühles der Menſchheit fähig. Eher würde mir eine große Zahl der Fremden mißfallen, die gegenwärtig durch die Straßen ſtreifen, Glücksritter und Abenteurer, die in dem neuen Reiche bei den gewaltſam ſich verändernden Verhältniſſen ein Loos zu finden hoffen, das ihnen die ruhige, allenthalben dicht beſetzte Heimat nicht gewähren kann.

Vergnügungen und Vergnügensorte ſind freilich hier dünne geſäet. Die Kaffeh- und Gaſthäuſer ſind mittelmäßig, Theater gibt es keines, ja nicht einmal Spaziergänge bietet die Umgegend dar, indem ſie flach und kahl, ohne Bäume und Geſträuche iſt. Den einzigen Erſatz bietet das rege geſellſchaftliche Leben. Faſt jeden Abend iſt bei einem oder dem andern einheimiſchen oder auswärtigen Miniſter Soirée, am glänzendſten und ungezwungenſten ſind dieſe Unterhaltungen bei Sr. Excellenz, dem Grafen Armannsperg, wo auch ſtets Se. Majeſtät der junge König Otto gegenwärtig iſt. Ein edler, liebenswürdiger Jüngling, heiter und unbefangen, freudig hinein in das Leben ſchauend, das doch ſo manche Klippe und Wetterwolke ihm zu bieten droht. Doch die Liebe ſeines Volkes, die er in ungemeinem Maße genießt, wird ihn hoffentlich wohl behalten durch alle Gefahren leiten! Bei Armannsperg ſah ich auch Maurocordato, Coletti, Canaris, Gordon, und wie die andern Männer heißen, die um Griechenlands Freiheit ſich verdient gemacht.

Der Carneval ſcheint hier keinen beſondern Anlaß zu Luſtbarkeiten zu bieten, wenigſtens verhielt ſich die einheimiſche Bevölkerung ruhig und ſtill, und nur in den letzten Tagen liefen einige Masken über die Straße. Was dieſe alten Saturnalien hier mitfeierte, waren faſt durchaus Fremde. In kleinen Gemächern, auf gedieltem Boden, ward getanzt, Cotillon, Galoppe und auch häufig die franzöſiſche Quadrille. Innerhalb der Mauern einer ehemaligen Moſchee gaben

die Officiere zwei hübſche Bälle, und ſelbſt die Unter-Officiere der Miliz, meiſtens Deutſche, in Baiern geworben, eine zwar ſchwache, aber gut geſchulte und equipirte Schaar — wollten ihr eigenes Feſt, ihr eigenes Tänzchen haben.

Nauplia den 10. März 1834.

Erſt Morgen ſegeln wir ab. Die Geſchäfte zogen ſich endlos hin, es war, als ob Lauheit, Mißverſtand, Intrigue, Neid und die tauſend andern Kobolde der Menſchenbruſt ſich gegen uns und unſere Aufgabe verſchworen hätten; und ſelbſt jetzt noch weht ein träger, böswilliger Wind, der uns eben keine günſtige Fahrt verſpricht.

Lange wollte ich in Nauplia nicht weilen! Die lernäiſchen Sümpfe, wo einſt die Hydra gehauſt, ſcheinen nach faſt dreitauſend Jahren noch nicht ausgetrocknet, und die Luft, die von Argos her weht, veranlaßt dem Fremden manches Übel. Höchſtens konnten mich einige Ausflüge tröſten, die ich in die Umgegend unternahm. Ich ſah Argos, jetzt ein Dorf, wo die Honoratioren Nauplia's ſich Landhäuſer bauen, eine neue Cavallerie-Kaſerne ſich erhebt, der Reſt eines Amphitheaters zu ſehen iſt, und ein Pfad nach Mycene hinüber führt, wo man Agamemnons Grabmal zeigt, und das Löwenthor, in deſſen Nähe eines der Stadtthore der alten Heldenſtadt geſtanden ſeyn ſoll. Das Grabmal beſteht aus zwei Gewölben, die in das Innere eines Hügels hineingebaut ſind, und wovon das erſte durch das Gefüge unglaublich großer Steine das Anſehen eines Schneckenhauſes gewinnt und nur durch eine Öffnung an der Decke, die bis zur Spitze des Hügels reicht, beleuchtet wird. Auf dem Rückwege nach Nauplia ſieht man die Überreſte der ogygiſchen Tyrinthos, ungeheure Steinmaſſen, cyklopiſche Mauern, auch die Wiege des Herkules genannt.

Smyrna den 26. März 1834.

Endlich wieder am feſten Lande! Dieſes Wort hat für euch öſterreichiſche Phäaken gar keinen Sinn; erſt derjenige, der von Wind, Sturm, Wetter, Klippen, Brandung das Nöthige ausgeſtanden, faßt dieſen Begriff in ſeiner Schärfe und Bedeutung auf. Feſtes Land! Der ruhige, ſichere, eingewurzelte, gerade, platte

Boden, nicht mehr das wankende, ſchreckende, hin und her gepeitſchte, hohl gehende, wogende Meer mit Sturmgeſauſe und ſchäumenden Wellenbergen!

Wir hatten böſe Fahrt. Schon am zweiten Tage unſerer Abreiſe, nachdem wir Spezzia und Hydra vorbeigeſegelt, dieſe beiden Felſeninſeln, an die der Handel, die Induſtrie und die Schifffahrt Griechenlands ſich feſtgeklammert, trat ein heftiger Gegenwind ein und wir mußten bei der Inſel Poros vor Anker legen, ebenfalls einem Felſenriffe inmitten der freien See, das außer dem griechiſchen Arſenal und der Schiffswerfte nichts Erwähnenswerthes darbietet. Am 14. erhob ſich zwar bei Anbruch des Tages ein günſtigeres Lüftchen, aber kaum konnten wir dasſelbe den Vormittag über benützen, den Nachmittag mußte das Schiff mit aller Anſtrengung durchs Laviren weiter gebracht werden, und erſt des Abends um 6 Uhr, nachdem wir ſehr nahe der Inſel Ägina vorbeigeſegelt und die Inſel Koluri, die alte Salamis, und die Meerenge neben ihr geſehen hatten, wo Themiſtokles einſt Xerxes Flotte geſchlagen und Europa für zweitauſend Jahre von Aſiatiſcher Zwangsherrſchaft bewahrt hatte, *) erreichten wir den Porto Leone von Athen, und warfen; ermattet wie wir waren, den ruhegewährenden Anker aus.

Der Hafen hat ſeinen Namen von zwei ehernen Löwen, die einſt ſeinen Eingang bewacht haben, aber ſchon ſeit den Siegen der Lateiner über das alte verfallende Griechenland nach Venedig gebracht worden ſind. Von hier zählt man noch eine Stunde Weges nach der Stadt.

Demjenigen, welchem das Herz nicht höher pocht, wenn er das Pferd beſteigt, um vom Piräus die Trümmer der langen Mauer vorbei ſich hinein nach Athen zu begeben, während die Morgenſonne den nahen Hymettus vergoldet, in langen blendenden Streifen über das Meer

---

*) Der Tag in den catalauniſchen Feldern, die Schlacht Karl Mortels bei Tours, die Tage am Lech und bei Regen-ſpurg, die Kämpfe der böhmiſchen und öſterreichiſchen Ritter gegen die Tataren, die Seeſchlacht bei Lepanto, die Befreiung Wiens durch Karl v. Lothringen und Joh. Sobieſky, ſind ähnliche welthiſtoriſche Zeugen von der Obermacht der geiſtigen Kraft Europas gegen die phyſiſche Maſſenhaftigkeit Aſiens.

hin gleitet, die Schatten der alten Athener aus den Gräbern zu ſteigen und die Straßen mit den tauſend grotesken Geſtalten des alten Demos ſich zu füllen ſcheinen, Freund! wer da nicht mitempfindet, dem könnte ich nie gewogen werden! Er wäre der Freundſchaft und der Treue ſo wenig, wie jedes anderen hohen und kräftigen Gefühles fähig.

Gegen das Meer zu iſt die Gegend unfreundlich, feucht, verſumpft, aber ſpäter erhebt ſie ſich, ein freundlicher Olivenwald, der die Spuren hohen Alters trägt, bedeckt die Landſchaft und nach und nach kommen die wenigen Überreſte des alten, die geringen Anfänge des heutigen Athens zum Vorſchein. Es gleicht mehr einem Dorfe, als einer Stadt, die Häuſer, mit Ausnahme derjenigen, die Fremden angehören, ſind klein und unanſehnlich, und durch weite Strecken von Trümmern, zerſtreuten Überreſten, Baumpflanzungen, Gärten, von einander getrennt. Nur heute hatte die Stadt ein Feſtgewand angethan, und ein freudiges lebhaftes Gepränge rauſchte durch die Straßen, denn der junge König war eingezogen in ſeine künftige Reſidenz und die ganze Bevölkerung war von frohen Plänen für die Zukunft beſeelt.

Wir ſtiegen die Cecropia hinan, auf dem einzigen Pfade, der jetzt wie einſt zur ſtolzen Akropolis führt. Die Trümmer der Propyläen ſtanden als Führer zu beiden Seiten des Weges. Auf der Höhe werden die ſchon ſtark beſchädigten Tempel des Neptun und des Erechtheus gezeigt, und das Parthenon, dieſes Ideal aller griechiſchen Baukunſt, deſſen Gipfel einſt das coloſſale Standbild der Pallas von Phidias Meiſterhand ſchmückte, deren Helmbuſch weit hinaus am Meere ſichtbar war, den Schiffern ein frohes Zeichen, daß die geſegnete Heimat nahe. *)

(Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade und der Aenigmata im Blatte Nr. 45:
Bluthochzeit — ovum — nix.

Glückliche Löſer: die Fräulein: Amalia Willner, Kar. Kolinsky, die Herren: J. G. Gieſel, Ed. Korn, A. Hoſtein.

*) Die Erinnerungen aus der Culturgeſchichte Öſterreichs werden im Blatte 48 nachfolgen.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 47.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Miscellen von E. W. von Schlieben.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

15.

Die Kunde von dem unglücklichen Tage bei Patay erfüllte die Herzen der Engländer und ihrer Anhänger in Frankreich mit Schrecken und Beſtürzung. Der jammervolle Untergang ſo vieler ihrer Ritter und der Schimpf ihrer ehedem ſo ſiegreichen Waffen war ihnen ſo ungewohnt und ſchmerzlich, daß bei der erſten Nachricht davon ſie zu Paris in dem offenen königlichen Rathe ſich nicht der Thränen erwehren konnten. Die Pariſer Bürger wurden aufgeboten, mit dem Herzoge von Burgund das Bündniß erneuet, auch nach England ſchrieb der Reichsverweſer um dringende Hilfe; aber der Rath des Königs wußte für den Augenblick kein anderes Mittel, als daß er einen ſchmählichen Vertrag mit dem Großonkel des Königs, dem Kardinal von Winchester ſchloß, wonach dieſer um eine Summe Geldes das Kreuzheer, das er in England gegen die Huſſiten geſammelt, ſchändlicher Weiſe zur Verfügung für den franzöſiſchen Krieg überließ.

Während ſich ſo die Engliſchen aus allen Kräften rüſteten, blieb auch Johanna nicht müßig. Es war zu verwundern, mit welchem Eifer die Jungfrau in dieſer Zeit, bald zu Orleans, bald zu Sully bei dem König, die Rüſtungen zu der Rheimſer Königsfahrt betrieb. Sie ging den herbeiziehenden Kriegsleuten entgegen, beſchleunigte ihr Aufgebot, ſorgte für ihre Bedürfniſſe und ſcheute keine Mühe. Der leichter geſinnte König, der ſich ſeine Krone lange nicht ſo viel Mühe koſten ließ, erzählte ſpäter öfters, wie er ſie eines Tages von ihren übergroßen Anſtrengungen ſo ermüdet geſehen habe, daß es

ihn erbarmt, und er ihr auszuruhen befohlen. Die Jungfrau weinte hierauf, und ſprach zu ihm, der, wie es ſcheint, immer noch an ihrer göttlichen Sendung zweifelte, er möge nur keinen Zweifel hegen, er würde ſein ganzes Reich wieder gewinnen und in kurzer Friſt gekrönt werden. Sie ſagte ihm auch, er würde Leute genug bekommen, eine große Menge würde ihm folgen, er ſolle darum nur guten Muthes ſein. »Streitet kühn, ermahnte ſie die Ihren, ihr werdet ein gutes Geleit haben.«

Mittwoch den 23ten Juli endlich brach die Jungfrau mit ihren beiden Brüdern und einer eigenen Schaar auf, dem übrigen Heere voraus. Es lag bis Rheims ein weiter Weg von faſt achtzig Meilen vor ihr, alle feſten Plätze, alle Brücken, Straßen und Städte hielt der Feind beſetzt, das Heer hatte keine Lebensmittel, eine einzige Stadt konnte vor ihren Thoren den ganzen Zug aufhalten, ein einziges Unglück konnte ihm den Rückzug abſchneiden und es vernichten. Aber die Jungfrau zog voran, auf die Hilfe deſſen vertrauend, der ſie ſchon einmal mitten durch die Feinde geleitet und ſie ſeitdem in keiner Noth verlaſſen hatte. Am folgenden Tage folgte ihr der König mit den Helden von Orleans, mit vielen Herzogen, Marſchällen, Grafen und Edlen und einem Heere von ohngefähr zwölf tauſend Mann, alles tapfere, kühne, ſtarke und muthige Männer, wie ſie es vorher und jetzt und nachher durch ihre Thaten bewieſen.

Die erſte große und feſte Stadt, vor die ſie kamen, war Auxerre. Die Stadt ſtand ganz auf Engliſcher und Burgundiſcher Seite und ſchloß dem Heere ihre Thore. Johanna und mehrere Andere riethen darum, ſie zu beſtürmen und ſtanden für einen glücklichen Erfolg gut. Der König dagegen und ſeine Räthe zogen vor, mit der empörten Stadt zu unterhandeln und wurden mit ihr eins, an ihren Mauern vorüberzuziehen, unter der Bedingung, daß ſie dem Heere Lebensmittel gewähre und dem König gleichen Gehorſam verſpräche, den die übrigen Städte dieſes Weges, Troyes, Chalons und Rheims leiſten würden. Johanna und mehrere andere ſprachen über dieſen unrühmlichen Vergleich ihren Unwillen aus; da es ſich geziemt hätte, daß ſie entweder ihrem rechtmäßigen König ihre Thore geöffnet oder der König ſie mit ſtürmender Hand geſprengt hätte.

Weiter ging nun der Zug und immer mehr wuchſen die Schaaren, denn wo die Siegerin von Orleans ihr Banner wehen ließ, da ſchloßen Alle ſich an, die die Waffen tragen konnten; die Stadt Saint Florentin unterwarf ſich freiwillig, Troyes dagegen ſchloß wieder ſeine Thore und wies den Herold des Königs ab. Die Bürger machten ſogar einen Ausfall auf die Vorhut des Heeres und erſt nach einem harten Kampfe wichen ſie in ihre wohlbefeſtigte Stadt zurück.

Gerade dieſes Troyes, in dem vor acht Jahren der engliſche Eroberer ſeine Vermählung mit König Karls Schweſter, Katharina von Frankreich, gefeiert und worin jener ſchmähliche Vertrag war geſchloſſen worden, der die Freiheit Frankreichs vernichtete und ſeinen angeſtammten König für erb- und rechtlos erklärte, es ſchien auch jetzt dazu beſtimmt, den Zug für die Wiedergewinnung ſeiner Krone zu nichte zu machen.

Die feſte, mit allen Vorräthen wohl verſehene Stadt gab keiner Aufforderung Gehör, dem Heere fehlt es an Belagerungsgeſchütz, und bald wurde die Noth ſo groß, das fünf bis ſechstauſend Menſchen während acht Tagen kein Stück Brot zu eſſen bekamen, nur die reichen Barone konnten mit Mühe ſich Weniges um hohen Preis kaufen, die Armen mußten ihren bitteren Hunger mit grünen, zerriebenen Ähren von den Feldern ſtillen.

Aber nicht lange, ſo waren auch ſie aufgezehrt, das Heer begann in der ſteigenden Noth muthlos und mißvergnügt zu werden. Die Beſatzung und die Bürger der Stadt hörten auf keine Aufforderung des Königs, und um mit ihnen nach Kriegsweiſe zu ſprechen, fehlte es ihm an Geſchütz. Alſo berief König Karl wieder nach ſeiner Gewohnheit die Herzoge, Grafen und Herren und alle ſeine Räthe zum Rathen zuſammen. Aber der gute Rath war vor Troyes ſo theuer, wie das Brot, obſchon es an vielen und langen Reden gar nicht fehlte. Zum Erſten fing da der Erzbiſchof von Rheims, als Kanzler des Reiches, eine ausführliche Rede vor den Verſammelten an und darin that er ihnen dar, wie der König und ſein Heer ſich hier nicht mehr länger halten könnten, und zwar aus mehreren Gründen, die er des Weiteren in ſeiner wohlgeſetzten Rede angab.

Hierüber befahl ihm der König die Stimmen aller Gegenwär-

tigen zu ſammeln, auf daß er wiſſe, was er zu thun habe. Da fing denn der Kanzler an die Stimmen zu ſammeln, mit der Ermahnung, daß ein Jeder dem König in dieſer Sache treuen und aufrichtigen Rathe ertheile. Und es waren faſt alle Gegenwärtigen einhellig in der Meinung: daß in Betracht der angeführten Gründe und ferner in Erwägung, daß ſchon die Stadt Auxerre dem König den Einzug verweigert habe, die doch gar nicht ſo feſt wie die Stadt Troyes ſei; in Erwägung dieſer und anderer Gründe alſo, die jeder nach ſeinem Verſtande oder Unverſtande vorbrachte, ſei es das Gerathenſte, daß der König und ſein Heer wieder umwende, dieweil nichts Anderes vorauszuſehen ſei, als deſſen gänzliches Verderben, wenn es länger vor Troyes bleiben, oder noch weiter die Straße gen Rheims die Krönungsſtadt ziehen würde.

So ſtand nun wieder das große Werk der Jungfrau trotz aller Thaten, die ſie verrichtet, im Begriffe, an der Kleingläubigkeit und der Verzagtheit klüger ſich dünkender Menſchen zu ſcheitern; denn es waren nur wenige, die jetzt noch ſo viel Muth behielten, als ſie vor Auxerre bewieſen, und zum weiteren Zuge gen Rheims riethen, da ja das Land auf dem Wege dorthin reich war, und ſie Lebensmittel genug gefunden hätten. Von Gott und ſeinem Beiſtande, den die Jungfrau verheißen, war wenig mehr die Rede. Denn Wunder laſſen ſich die Menſchen wohl gefallen, wenn ſie nichts dabei zu thun haben, als den Wein zu trinken, den er aus Waſſer verwandelt, wenn ſie aber ſelbſt dabei durch ihren Glauben mit helfen, und ihre Hand in das brennende Feuer legen ſollen, dann fürchten die Meiſten ſich zu verbrennen, und ziehen zurück.

Aber Gott wollte, daß es doch anders kommen ſollte, als die weiſen Rathgeber es in der großen Verſammlung vor Troyes zu halten gedachten, denn als der Kanzler bei der Abſtimmung zu Robert le Maſſon, Herren von Treves, kam, einem alten, einſichtsvollen Manne, der vordem Kanzler des Reiches geweſen und ſeit lange als ein weiſer und getreuer Rathgeber dem Könige diente, da ſprach dieſer, wie es ſeine Meinung ſei, daß man Johanna die Jungfrau herbeirufe: denn als der König aufgebrochen und zum Erſten dieſe Heerfahrt unternommen, da habe er es nicht gethan im Vertrauen auf ſeine große Heeresmacht, deren er damals keine ge-

habt, er habe es auch nicht gethan, um ſeiner Schätze willen, deren er keine zum Unterhalte ſeines Heeres beſeſſen, noch auch darum, weil ihm dieſer Zug irgend möglich geweſen oder ſo geſchienen hätte; ſondern einzig und allein auf die Ermahnung dieſer Jungfrau habe er die Fahrt unternommen, die ihm ſtets zugerufen: er möge vorwärts gehen zu ſeiner Krönung nach Rheims, wenig Widerſtand werde er da finden, denn das ſei der Beſchluß und der Wille Gottes. Dieſe Jungfrau alſo ſei es, von der man Rathes begehren müſſe und die allein aus dieſer Noth würde zu helfen wiſſen. Wäre das aber nicht der Fall und würde auch ſie nichts anders vorbringen, als was ſchon in dieſem Rathe ſei geſagt worden, dann werde auch er der gemeinen Meinung beiſtimmen, daß nämlich der König und ſein Heer dahin zurückkehre, woher ſie gekommen.

Während man in dieſer Weiſe hin und her ſtritt, ſiehe da klopfte Jemand ſehr vernehmlich an die Thüre des Saales und als man öffnete, da war es Johanna, die Jungfrau, die hereintrat.

Nachdem ſie ehrfurchtsvoll den König gegrüßt, wandte der Kanzler ſich an ſie und ſprach alſo: »Johanna, der König und ſein Rath befinden ſich in großer Verlegenheit und wiſſen nicht, was nun thun.« Dann ſetzte er ihr ausführlich die ganze Berathſchlagung auseinander und forderte ſie auf, was ſie davon dächte, dem König kund zu thun. Die Jungfrau wandte ſich an den König mit der Frage, ob er ihren Worten glauben würde. Der König erwiederte: daß er das nicht voraus wiſſen könne; wenn ſie Dinge vorbrächte, die vernünftig und nützlich ſeien, ſo würde er ihr gern glauben. Sie aber fragte zum zweitenmal: »wird man meinen Worten glauben?« und der König wiederhohlte: »je nachdem die Rede iſt.« »Edler Herr, hob darauf die Jungfrau an, gebietet Eurem Heere vorzurücken, um Troyes die Stadt zu belagern und haltet ferner nicht mehr ſo lange Berathungen. Denn im Namen Gottes, ehe drei Tage vergangen, werde ich Euch hineinführen in die Stadt Troyes, ſeis durch Güte, ſeis durch Gewalt.« Johanna, erwiederte darauf der zweifelnde Kanzler, wären wir gewiß, daß die Stadt in ſechs Tagen unſer wäre, wir wollten gern warten, aber ich weiß nicht, ob ihr Wahrheit geſprochen.« Darüber hegt keinen Zweifel, entgegnete ihm unwillig die Jungfrau, Morgen werdet Ihr Herr der Stadt ſein.«

Dieſe Prophezeihung, geſprochen in ſo großer Noth, mußte ihre Wahrheit oder Falſchheit ſo bald bewähren, daß man der Jungfrau nicht vorwerfen konnte, ſie hätte ſich kluger Weiſe Zeit genommen, daß die verheißene Sache auch natürlicher Weiſe in Erfüllung gehen konnte; daß Johanna ſie aber wirklich vor den verſammelten Feldherren gethan hat, das wird nicht allein von den Chroniken erzählt, ſondern auch von den gerichtlichen Zeugen bezeugt.

Die Jungfrau beſtieg nach geendigter Berathung ihr Roß, nahm ihr Banner in die Hand und führte das Heer zu den Gräben der empörten Stadt. Die Ritter, die Knappen und Bogenſchützen, die Hohen wie die Niedern, Alle mußten Reisbündel, Balken, Thüren, Fenſter und was ſie ſonſt irgend im Lager und der Umgegend auffinden konnten, herbeiſchleppen, um die Gräben zu füllen und die Schutzdächer und Schanzen zum Sturme aufzurichten. Die ganze Nacht durch betrieb ſie dieſe Zurüſtungen ſo unermüdet, ſo klug und gewandt, daß ſelbſt der kriegserfahrene Dünois ihr ſpäter das Zeugniß gab: zwei oder drei der kriegsgeübteſten Männer hätten ſolches zu thun nicht vermocht. So war alles im Verlaufe der Nacht zum Sturme gerüſtet.

Als der Morgen, wo ihre Verheißung ſich erfüllen ſollte, gekommen, ließ ſie zur Berennung aufblaſen, ſie ſelbſt führte das Heer zu den Gräben und gebot ſie zu füllen. Da aber, als die ungetreuen Bürger von Troyes die gottgeſandte Jungfrau mit dem heiligen Banner in der Kraft ihres Gottes vor ihren Mauern erblickten, da fiel ihnen ſchwer ihre Treuloſigkeit gegen ihren rechtmäßigen König aufs Herz, angſtvoll bedachten ſie, wie ſo wunderbar die Jungfrau Orleans, das treue, befreit, und wie hart ihr Schwert die Feinde und abtrünnigen Franzoſen getroffen. Aller Muth zum Kampfe entſank ihnen, ſie konnten ihren Anblick nicht ertragen, und das Volk ſchrie nach Frieden. Die Bürger von Troyes erzählten ſpäter ſelbſt, ſchon in jenem Augenblicke, wo Johanna den König zum Sturme aufgefordert, habe eine unbegreifliche Angſt ſie ergriffen, ſchaarenweiſe hätte das Volk ſich die ganze Nacht hindurch in die Kirchen gedrängt, und auf ſeinen Knien Gottes Barmherzigkeit angefleht. Es war ihnen auch am Morgen, wo der Sturm angehen ſollte, als ſähen ſie

eine Menge weißer Schmetterlinge ihr Banner umfliegen, und das hielten ſie in ihrer Angſt für ein neues wunderbares Zeichen.

Es begaben ſich demgemäß der Biſchof der Stadt, mehrere ihrer Kriegsoberſten und die angeſehenſten Bürger, in großer Furcht, in das Lager vor ihren ſo ſchwer gekränkten König. »Denn es war, ſagt eine alte Chronik, als ob ihnen Gott plötzlich ihr Herz bewegt, und ihnen einen guten Willen eingegeben hätte.« Der König nahm die Reumüthigen überaus gütig auf, und es wurde zwiſchen ihnen beiden ein Vertrag geſchloſſen, worin die Stadt Troyes mit aller Ehrerbietung unter die Botmäßigkeit ihres rechtmäßigen Herren und Königs zurückkehrte, und die Bürger ihm angelobten, ferner ſeine getreuen und guten Unterthanen zu ſein, der König dagegen ihren Bitten Vergeſſen und Vergeben alles Geſchehenen zuſicherte, und den Engländern und Burgundern die Erlaubniß ertheilte, ſammt ihrem Gute frei abzuziehen.

Nun betrat die Jungfrau zuerſt die Stadt, um die Bogenſchützen die Straßen entlang, von dem Thore bis zur Kirche, zum feſtlichen Einzuge des Königs aufzuſtellen. Die Bürger der Stadt ſandten ihr den Bruder Richard entgegen, einen berühmten Prediger, auf deſſen Zureden die Pariſer erſt neuerlich aller Liederlichkeit, böſem Spiel und eitlem Putz entſagt haben, und dieſer, noch nicht recht mit ſich einig, ob ſie nicht von Gott, ſodnern vielleicht von dem Böſen beſeſſen ſei, machte behutſam vor ihr das Zeichen des heiligen Kreuzes und beſprengte ſie mit Weihwaſſer. »Tretet nur ohne Scheu heran, ſprach lächelnd die Jungfrau, ich werde Euch nicht wie eine Hexe davon fliegen.« Und der Bruder trat zu ihr heran und folgte ihr ſeitdem im Heereszuge mit großer Anhänglichkeit nach, allenthalben das Volk zur Treue unter ſeinen König zu mahnen. Die Pariſer aber, als ſie hievon Kunde bekamen, wurden über den Bruder ſo erzürnt, daß ſie ihm zum Trotze wieder zu ihrer Liederlichkeit, ihren Karten und Würfeln und ihrem eitlen Putze griffen.

Nachdem Alles zum Empfange bereitet, kehrte Johanna wieder zum König zurück. Dieſer ritt nun in feierlichem Zuge durch die Stadt in die Kirche und neben ihm ritt die Jungfrau mit ihrem Banner, dann folgten die Fürſten, die Marſchälle und Heerführer, alle in reichen Gewanden, auf ſtolzen Roßen, herrlich zu ſchauen.

Nach gehaltenem Gottesdienſt empfing der König in der Kirche den Huldigungs-Eid und ließ alsdann in den Straßen verkünden: »Niemand ſolle es wagen, ſei er noch ſo vornehm oder gering, ſeine treuen Bürger von Troyes wegen des Geſchehenen mit ſchimpflichen Reden zu kränken.«

Alſo war in Erfüllung gegangen, was die Jungfrau im Rathe der entmuthigten Feldherrn am Tage zuvor ihrem König und ſeinem Kanzler vorausgeſagt: »Morgen werdet ihr Herr der Stadt ſein.«

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

Von C. W. v. Schlieben.

(Luc-Noi-Nam, oder das ſchwimmende Kind. — Aus dem Singapore Chronicle.) Luc-Noi-Nam iſt ein kleines Mädchen, drei Jahr alt, das ſchon als es ein Jahr alt war ſchwimmen konnte und nur dann glücklich zu ſein ſcheint, wenn es ſich im Waſſer befindet. Wenn es hinein kommt, ſo macht es mehrere Schwenkungen, aber ſchwimmt nicht, wie andere menſchliche Weſen, ſondern wälzt ſich rund und rings herum und zwar wie es ſcheint, ohne die mindeſte Anſtrengung ſich flott zu erhalten, ſo leicht wie ein Stück Kork. Kommt es aus dem Waſſer heraus, ſo iſt es ganz unglücklich, ſchreit, und will mit Gewalt wiederum hinein. Es kann weder ſprechen noch gehen; der einzige Laut, den es von ſich gibt, iſt ein gurgelnder Ton in der Kehle, wie Jemand, der dem Erſticken nahe iſt, hören läßt. Die Mutter des Mädchens iſt eine Frau von ſchönem Anſehen und hat vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen gehabt, die erſteren ſind geſtorben. Das älteſte Mädchen iſt jetzt ſieben bis acht Jahr alt. Das ſchwimmende Kind mangelt auch des Augenlichtes und hat bisher keine andere Nahrung genoſſen als ſeiner Mutter Milch.

Verbeſſerungen: S. 1090 Z. 2 v. u. nach: beſſere Fahrt iſt einzuſchalten: und wir ſegelten ab; S. 1091 Z. 3 ſt. Corboni l. Carboni; Z. 6 ſt. Fiſcherdorf l. Dorf; Z. 9 ſt. Melitta l. Meleda; ſt. Patrera l. Petrera; Z. 15 ſt. zur Erde bog l. in die Fluthen tauchte; S. 1092 Z. 8 ſt. das Tempo l. des Tempo; Z. 19 ſt. St. Mauro l. St. Maura; S. 1093 ſt. lepontiniſche l. lepantiniſche; S. 1094 Z. 1 ſt. durchſchwommen l. durchritten; Z. 24 ſt. berichtigten l. berüchtigten.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 48. Wien, den 27. Auguſt 1834.

Chriſtophorus, Legende von Anna Mora. — Bilder aus der Levante. Nach Originalſcizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden. (Fortſetzung.) — Erinnerungen aus der Culturgeſchichte Öſterreichs. — Miscellen. (Die Hunde des Sultans. Das Tauchboot. Linnäiſche Naturhiſtoriſche Schule in Japan.) — Charade von Anton Polzer.

Chriſtophorus.

Legende von Anna Mora.

»Sieh, Fürſt, hier dieſen kräft'gen Arm,
»Sieh dieſen rieſ'gen Bau.
»Das Blut rinnt innen friſch und warm,
»Wenn gleich der Bart ſchon grau.
»Dieß beut zum Dienſt dir und zum Gruß
»Dein treuer Knecht Chriſtophorus;
»Denn furchtlos rühmt die Welt dich ferne,
»Und ſolchem Herren dient' ich gerne.«

»»Sei mir willkommen,«« ſpricht der Fürſt,
»»In meiner Diener Schaar!
»»Wenn dich nach Ruhm und Thaten dürſt't,
»»Und ſpricht dein Wort mir wahr;
»»So zieh' mit mir in Feindesland
»»Und ſei mir mutig ſtets zur Hand;
»»Ich werd es königlich dir lohnen,
»»Auch kannſt du hinfort bei mir wohnen.««

Und neidiſch ſieht der Diener Troß
Den neuen Günſtling an,
»Ihn hol' des Satanas Geſchoß!«
Ruft fluchend Jedermann.

Digitized by Google

Und als der König ſolches hört
Ihm Schrecken durch die Glieder fährt;
Denn daß der Heiland hat bezwungen
Den Feind, nicht war's zu ihm gedrungen.

»Wie?« ſpricht Chriſtophorus, »auch du
»Kennſt niedrer Schrecken Pein?
»Iſt noch wer mächtiger als du? —
»Dem will ich dienſtbar ſein!«
Und weiter wandert er zur Stund,
Streift hin und her am Erdenrund,
Zieht längs des Meeres Felſenküſte
Bis tief in des Arabers Wüſte.

Und vor den Satan tritt er hin,
Reicht freundlich ihm die Hand:
»Zum Dienſt ich dir gekommen bin,
»Wenn Furcht du nie gekannt.«
»»Schön,«« ſpricht der Satan, »»folge mir,
»»Ich theile Herz und Reich mit dir;
»»Denn von den Menſchenkindern allen
»»Hat keiner mir, wie du, gefallen.«

Und fort ſie ſchreiten Hand in Hand,
In traulichem Geſpräch,
Zum unterird'ſchen Höllenland
Den großen breiten Weg.
Doch plötzlich bleibt der Satan ſteh'n,
Will einen kleinen Fußſteig geh'n.
»Was ſoll,« ruft jener, »dieß bedeuten?
»Was blickſt du ſcheu nach allen Seiten?«

Und Satan ſpricht, verlegen — roth:
»»Mein Freund! Es irrt dein Sinn,
»»Es iſt nur meine große Noth,
»»Das ich weichherzig bin.
»»Am Holze dort, der Welt zum Hohn,
»»Hängt eines Zimmermannes Sohn,
»»Und ſolch ein Schauſpiel könnt' dich rühren,
»»Drum will ich dich ſeitabwärts führen.«

Doch jener ſieht verachtungsvoll
Den Satan ſpöttiſch an,

»Du lügſt!« ruft er mit edlem Groll,
»Dir — ich nicht dienen kann!« —
Zieht weiter ſeines Weges fort
Bis zu des Kreuzes ſtillem Ort,
Betrachtend es von nah und weiten,
Von hinten, vorn und allen Seiten.

Und vor dem Kreuze andächtig
Ein frommer Vater kniet;
Da bittet er Belehrung ſich
Von ihm: »Wie? — Satan flieht
»Das nackte Holz — den Menſchenſohn,
»Empfangend den verdienten Lohn
»Für Sünden und für Miſſethaten,
»Wie Tod und Wunden es verrathen?«

»»Wie?«« ſpricht der Mönch, »»du kennſt ihn nicht?
»»Den, der die Welt erlöſt? —
»»Fall nieder auf dein Angeſicht! —
»»Sieh, wie ſein Leib entblößt! —
»»Für dich auch floß ſein köſtlich Blut,
»»Für dich trug er des Todes Wuth,
»»Um deine Seel' hat er gelitten,
»»Um ſie mit Satanas geſtritten.««

Voll Staunen hört Chriſtophorus
Von Chriſt die frohe Mähr':
»Den — ſelbſt der Satan fürchten muß?
»Doch ſag: Wen fürchtet Er?«—
»»Den Donner und die Blitze nicht,
»»Nicht Höll', nicht Satan, nicht Gericht,
»»Nichts in dem Himmel und auf Erden,
»»Nur — daß du möcht'ſt ihm untreu werden!««

»»Er, des allmächt'gen Vaters Sohn,
»»Er, Herr von Ewigkeit,
»»Verließ des Himmels Strahlenthron,
»»Dir zu begegnen heut.««
Und nieder fällt Chriſtophorus,
Umfaßt des heil'gen Kreuzes Fuß:
»Herr laß den Leib dir und das Leben
»Für ſoviel Huld und Liebe geben!«

»O frommer Vater, lehre mich,
»Was ich für ihn ſoll thun;
»Denn dieſem Herrn ewiglich
»Bin ich ergeben nun.« —
»»So geh und trage durch die Flut
»»Die Pilger ſtets mit kühnem Muth;
»»Denn was dem Kleinſten von den Seinen,
»»Du thuſt, das thuſt du ihm, dem Einen.«« —

Und an des Bergſtroms gähen Fall
Baut' er die Hütte hin,
Trägt Tag und Nacht die Pilger all
Mit demutsvollem Sinn.
(Wenn noch ſo ſehr der Sturmwind ſauſt,
Wenn noch ſo hoch die Welle brauſt,)
Von einem Ufer zu dem andern,
Auf daß ſie hurtig weiter wandern.

Da einſt in einer finſtern Nacht,
Die nicht ein Stern erhellt,
Wo Blitz und Donner ziſcht und kracht
Und Hagel niederfällt;
Ruft es von fern: »Chriſtophorus!
»Komm, komm, trag ſchnell mich durch den Fluß!«
Als juſt er zu dem Herrn flehte
Im andächtigen Nachtgebete.

Er rafft ſich auf, eilt durch den Fluß,
Doch Niemand iſt zu ſeh'n;
Er wohl geirrt ſich haben muß
Im wilden Windesweh'n.
Und kehret durch die Flut zurück,
Als nichts entdeckt ſein Späherblick. —
Doch kaum zum Beten kniet er nieder,
Da ruft »Chriſtophorus!« es wieder.

Er geht auf's neu durch Nacht und Graus,
Doch nichts kann er erſpäh'n;
Es lacht ihn nur der Satan aus,
In alter Eulen Kräh'n.
Indeß — zum dritten Mal erſchallt
Derſelbe Ruf hin durch den Wald,

Wie eine zarte Kindesſtimme
In des Orkanes wildem Grimme.

Er, eifrig in dem Dienſt des Herrn,
Steigt in die Flut hinaus;
Es ruft vom andern Ufer fern
Ein holdes Knäbelein:
»Chriſtophorus, Chriſtophorus,
»Trag' ſchnell mich durch den Fluß.«
Gar lieblich war es anzuſchauen,
Wie Lilienflor und Roſenauen.

»Wie, Knabe, mußt denn zieh'n
»So ſpät noch in der Nacht?
»Doch in dem Kleinſten ehr' ich Ihn,
»Drum ſei es flugs vollbracht.«
Darauf die Schultern, ſtark und breit,
Er willig ihm zum Sitze beut,
Doch — kaum kann das Gewicht er tragen;
Sein Herz erfaſſet mächtig Zagen.

„Sag, Wunderkind, wer biſt du doch?«
Fragt bang der fromme Knecht;
»Ich halte kaum den Körper noch
»Am Stabe grad' und recht.«
Und feierlich der Knabe ſpricht:
»»Du treuer Diener, fürchte nicht,
»»In Freude wandle deine Klagen,
»»Du haſt das Heil der Welt getragen!««

»»Und langeſt du ans Ufer an,
»»Senk deinen Stab ins Land,
»»Umhüllen wird dich Schatten dann
»»Von kühler Blätter Wand.««
Und mit dem Waſſer aus dem Fluß
Tauft ihn der Herr: Chriſtophorus,
Das heißt: der Chriſtum hat getragen,
Mit treuer Lieb und ohne Zagen.

Der Heilige ſinkt müd und matt
Auf felſiges Geſtein,
Dem Stab entſprießet Blatt auf Blatt,
Hüllt ihn in Kühlung ein;

Der Sonne höchſtes Mittagslicht
Durchdringt des Baumes Schatten nicht,
Die Vöglein ſingen Jubellieder,
Chriſtophorus — erwacht nicht wieder.

Bilder aus der Levante.

Nach Originalſkizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden.

(Fortſetzung.)

Stündeſt du jetzt an meiner Seite, daß ich dir die alte Athene zeigte! — Dort außer der Ringmauer der Akropolis, wo du einige Säulen hervorragen ſiehſt, ſtand der Tempel des Bacchus! Die Höhle des Pan liegt nahe dabei, der Thurm der Winde, mit ſeinen acht Flächen und acht Basreliefs, die Winde vorſtellend, iſt noch ziemlich erhalten, ſo wie ein Denkmal, einem verdienten Athener Liliсrates geweiht, heut zu Tage unter dem Namen der Laterne des Diogenes bekannt. In der Stadt ſelbſt gewahrſt du, neben den Überreſten der wilden Römerherrſchaft, die ihre neue Herrlichkeit an die alte Griechengröße zu knüpfen liebte, neben dem Thore und dem Triumphbogen Trajans, die rieſigen Trümmer des Jupitertempels, wo jede der wenigen noch vorhandenen Säulen einen Durchmeſſer von 4′ und eine Höhe von 64′ beſitzt. Dort ſteht auch der Tempel des Theſeus, eines der beſterhaltenſten Denkmäler, der noch alle ſeine Säulen mit ihren Kapitälern gerettet hat. Außer der jetzigen Stadt iſt der Ort, wo der Areopag ſeine Sitzungen hielt, der Pnyx, wo Themiſtocles, Pericles, Alcibiades und Demoſthenes von der Rednerbühne herab die ungeſtüme Volksmenge beherrſchten, und nahe dabei liegen die Felſengrotten, die einſt zu Gefängniſſen gedient, in deren einem Socrates den Giftbecher trank!

Am 17. waren wir in Syra, für den Handel der wichtigſte Punct des Archipelagus, ſo wenig Annehmlichkeiten übrigens der Aufenthalt daſelbſt gewährt. Syra iſt übrigens auch der öſtlichſte Punct des neuen griechiſchen Reiches, dieſes Landes voll junger Hoffnungen, mit kaum 800,000 Einwohnern, unter dem geſegnetſten Himmelsſtriche Europas gelegen, dem fremden Anſiedler ein willkommenes Aſyl, dem fleißigen Landmanne wie dem ämſigen Handwerker

und Künſtler reichliche Ernte, ergiebige Erwerbsquellen, vielfältigen Abſatz, wohlgelegene Marktplätze verſprechend. Möge der Himmel demſelben ſeinen Beiſtand verleihen, und die deutſche Kraft, welche jetzt über demſelben waltet, mit der nöthigen Einſicht, Gewandtheit und practiſchen Fertigkeit begaben, wie ſie zum Ordnen gewaltſam verwirrter Verhältniſſe, zur Beruhigung aufgeregter Gemüther, eingewurzelten Familienhaſſes, ehrgeiziger Erwartungen, zur Erweckung eines Jahrhunderte lang in ſchmachvoller Knechtſchaft oder räuberiſcher Unabhängigkeit hinlebenden Volkes in ſo hohem Maße nothwendig ſind!

Unſere weitere Fahrt, die Cycladen und Sporaden hindurch, in ſtetem Kampfe mit Wind und Wetter, Hagel und Schneegeſtöber und den Gefahren einer ſtürmiſchen, klippenreichen, von einer Unzahl größerer und kleinerer Inſeln durchfurchten See, hatte von nun an wenig Erzählenswerthes. In der Nähe des Caps Caraburnu wären wir beinahe geſcheitert, wenigſtens fuhr der Hintertheil des Schiffes auf einen verborgenen Felſenriff ſo hart an, daß ein Augenblick der Beſorgniß die ganze Schiffsmannſchaft und ſelbſt unſeren wackern Capitän beſchlich. Am 22. gingen wir auf die Aufforderung des Herrn Viceadmirals, Conte Dandolo, bei der Inſel Urlak vor Anker, und ſpeiſten an ſeinem Tiſche auf der Fregatte La Venere, den 23. waren wir auf der Rhede von Smyrna, aber der Sturm wüthete die beiden folgenden Tage ſo heftig, daß wir erſt heute Morgens uns ausſchiffen konnten. Wir wohnen bei einer Witwe aus Aleppo, Namens Maracini, und ſind, wie es ſcheint, recht wohl aufgehoben.

Smyrna den 29. März 1834.

Ich komme eben von einem Spaziergange zurück, der mir aber weniger Genuß gewährte, als ich erwartet hatte. Smyrna, wie jede orientaliſche Stadt, nimmt ſich beſſer von der Ferne aus, wo die bemahlten Häuſer, die ſchlanken Minarets, die charakteriſtiſchen Gräber, der weiche Luftton ein ſchönes eigenes Bild geſtalten, als wenn man dieſelbe in der Nähe beſieht. Enge, mit Koth und Schmutz angefüllte Gaſſen, wo in jeder Ecke ein Dutzend wilder, herrenloſer Hunde hauſet, kleine, unregelmäßige Häuſer, dieß ſind in der Regel die Beſtandtheile jeder türkiſchen Stadt. In Smyrna macht nur

das Geſtade eine Ausname, wo die fränkiſche Bevölkerung wohnt, und insbeſondere die Conſuln der europäiſchen Nationen ihren Sitz aufgeſchlagen haben. Sonderbar ſind auch die Geſtalten, die ſich hier auf den Straßen umhertreiben. Der Franke in ſeinem Zwittergewande, zwiſchen abend- und morgenländiſchem Bedürfniſſe unentſchieden einherſchweifend; der Grieche, dienſtfertig und gewandt, ſeine Frau und Tochter in ihrer edlen Haltung, dem unnachahmlichen Reiz, aller Anmut der Schönheit und Üppigkeit; der Türke in vornehmer Nonchalance; der Soldat des Sultans in ſeiner Carricatur-Uniform, mit nackten Beinen, kahlem Kopfe; die Türkinnen in ihrer geſchmackloſen Mummerei, der entſtellenden Schminke; der betriebſame Armenier, der finſtere Maronite und die maleriſchen Trachten der Landbewohner rings umher!

Neulich war ich draußen vor der Stadt, in einem jetzt unbewohnten Landhauſe eines reichen Türken, um die innere Einrichtung der türkiſchen Wohnungen kennen zu lernen. Ich fand bunt bemalte Reihen eng verſchloſſener Frauengemächer, mit ſchwerem Gitter vor jeder Öffnung und Lucke, mit Verſchlägen, die nur der Sonne und dem Himmel, nimmer aber dem, was auf der Erde lebt und wandelt, Zutritt und Eingang vergönnen, und mitten in dem großen Saale des erſten Stockwerkes ein Baſſin, voll des klarſten, friſcheſten Waſſers. Ein ſolches Baſſin iſt hier nicht Freude, Wohlluſt, Geſundheit! Die Menſchen wiſſen, was leben heißt, hier in der drückenden Atmoſphäre, den ſchwelgeriſchen, auflöſenden, verweichlichenden Eindrücken der Natur.

Den 1. k. M. reiſen wir. Da unſer Aufenthalt in Conſtantinopel wahrſcheinlich nicht lange währt, ſo darf ich für dieſe Zeilen auf keine Antwort rechnen.

Pera den 15. April 1834.

Freund! Ich habe Mytilene geſehen, Tenedos, die Küſte Trojas, das ſigeiſche Vorgebirge, den Grabhügel Achills, Seſtos und Abydos, und trotz Hagel, Schnee, Regen, Froſt, Wind, Wetter, der conträren Strömung, drängenden Untiefen und ſonſtigem Ungemach, das uns unter Anderm zu einer fünftägigen Ruhe an der aſiatiſchen Küſte zwiſchen Burgos und Lampſakus verdammte, haben wir die Höhe von Gallipoli, den Propontis, die Inſel Marmora erreicht, und ſind

endlich am 12. d. M. um 7 Uhr Morgens in einer Entfernung von nur 20 Seemeilen Conſtantinopels anſichtig worden, der ſteinernen Brücke, die zwiſchen zwei Welttheilen ausgeſpannt worden iſt. Der Wind verließ uns aber gänzlich und wir mußten rudern mit aller Anſtrengung der Kraft, ehe es uns Abends um 7 Uhr gelang, an der Südſpitze des Serails Anker zu werfen.

Das war eine Nacht! Der Himmel glühte von Sternen, während von Aſien herüber allmälig der Mond heranzog und die fernen Küſten wie eine Feenlandſchaft liebend umgaukelte! Ich konnte nicht ſchlafen, ich wandelte auf dem Verdecke auf und nieder, ich dachte und träumte, und am Ende war es doch das Gefühl der unwandelbaren Größe der Natur, vereint mit dem Gedanken an mehr als ein Jahrtauſend thatenreicher Begebenheiten, an den Sieg des Chriſtentums, die Eroberung des Islams, das zerfallene Römerreich, die Thatkraft des Mittelalters und die, ihrer letzten Entwicklung nahenden Geſchicke der gegenwärtigen Herrſchaft, was mich dergeſtalt feſſelte und erfüllte.

Des andern Morgen ſchifften wir uns aus. Eine türkiſche Barke holte uns ab, die unſer Schiffspilot, ein Grieche von Geburt, der vorgab, türkiſch zu kennen, beſorgt hatte. Ein zierliches, elegantes Fahrzeug, von Nußbaum verfertigt, gebohnt und geglättet, reich mit Schnitzwerk ausgeſtattet, und auch durch die mir neue langgeſpaltene Form merkwürdig, die faſt ausſah, wie eine Meloneuſchnitte, oder wie der Halbmond, den der Türke im Wappen führt. Mit Windesſchnelle bewegte ſich der Nachen durch die Bucht, aber lange verſperrten die Mauern des Serails uns die Ausſicht nach der Stadt. Wir ſahen viele Thore, die dazu dienen, dem Sultan, im Falle unvorhergeſehenen Angriffs, den Weg zur Flucht zu bahnen, und eines, aus denen die Frauen des Serails, die Verdacht oder Schuld getroffen, in der Stille der Nacht hinaus an das Ufer getragen werden, wo die Flut des Bosphorus ihnen ein ſtilles, vergeſſenes Grab bereitet.

Endlich hatten wir die Spitze des weitläufigen Pallaſtes erreicht, noch einige Ruderſchläge und Conſtantinopel lag vor uns!

Ein Wald von Maſten füllte die Bucht, zwiſchen denen es von einer Unzahl größerer und kleinerer Barken wimmelte; hinter dieſem

Gewühle ragten die Moſcheen und Palläſte der Stadt hervor, ſchlank, kühn, ſogar majeſtätiſch, da wo ſie den Werken alter griechiſcher Kunſt entnommen ſind. Ein Meer von Häuſern entfaltete ſich, immer weiter, je mehr die See zurücktrat und die Ufer in weitem Halbkreiſe ſichtbar wurden. Daneben breiteten ſich Cypreſſenhaine aus, mit den maleriſchen Grabmälern der türkiſchen Bevölkerung, dem dunklen Schatten, der ſtillen Einſamkeit. Weiter gegen Norden lag Pera, Galata und Tophana, und alle die Räume am Ufer waren von einer bunten, regen, fremdartigen Menge angefüllt, welche die Bedürfniſſe des Erwerbs hier zuſammen gedrängt hatten. Wandte man das Auge rechts, ſo überblickte man Scutari und die Küſte Aſiens. Zwei Welttheile boten ſich dem Blicke dar und ſchienen mit einander zu wetteifern, welcher dem Beſchauer mehr Pracht, Reiz, Anmut und Reichtum entfalten könnte.

Wir ſegelten im Fluge alle dieſe Herrlichkeiten vorbei, in Staunen verſunken, ohne Beſorgniſſe, der Geſchicklichkeit unſerer Führer vertrauend, mit denen wir uns leider nicht verſtändigen konnten. Allein die Stunden verrannen, Conſtantinopel rückte immer mehr in den Hintergrund, die Ufer wurden ländlicher, ſtiller, nur hie und da war eine angenehme Villa, ein einladendes Kiosk zu ſehen, und noch immer wollte das erſehnte Pera nicht erſcheinen, von deſſen Nähe an Conſtantinopel wir doch in Reiſebeſchreibungen ſo manches geleſen. Wir wurden beſorgt, unmuthig, und als wir zufällig an einer Barke vorbeiruderten, worin zwei fränkiſch gekleidete Männer ſaßen, konnten wir uns nicht enthalten, ſie italieniſch anzurufen, wie weit wir noch Pera hätten? — Mit einer ſonderbaren Miſchung von Lachluſt und Verdruß vernahmen wir, wir wären ſchon zwei Stunden darüber hinaus und nur noch eine Stunde von Bujukdere entfernt, dem anmuthigen Dorfe, wo ſich zur Sommerszeit die meiſten fremden Geſandten befinden, und wohin uns — wie ſich aus ſpäterer Verſtändigung ergab — die Schiffer bringen zu müſſen glaubten. Es blieb uns nun nichts anders übrig, als die Barke umwenden zu laſſen und nach Tophana hinzuſteuern, wo wir um 11 Uhr anlangten und nun die Paar Straßen nach Pera hinüber wandelten, in das Hotel d'Europe, das zu unſerem Abſteigequartier beſtimmt war und wo, wenn auch eben nicht die beſte Lagerſtätte, ſo doch eine ſehr gut

beſetzte, nach langer Entbehrung doppelt willkommene Tafel uns erwartete. Die Spazierfahrt auf dem Bosphorus war übrigens nicht unangenehm, wir haben dadurch gleich bei der Ankunft Conſtantinopel von ſeiner ſchönſten Seite im vollſten Glanze überſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

13. Auguſt. 1741 geb. zu Wien Johann Dallinger v. Dalling, ausgezeichneter Mahler und gewandter Wiederherſteller alter Gemälde. Er ward ganz aus ſich, was er war; denn noch ſehr jung verlor er ſeinen Vater, einen ebenfalls braven Künſtler; und ſchon im 14. Jahre hatte er es ſo weit gebracht, daß er Mutter und Schweſtern unterſtützen konnte. Er wurde ſpäter Director der Fürſtlich Lichtenſteiniſchen Bilder-Gallerie und als ſolcher hat er ſich um Wien's artiſtiſche Bildung groſe Verdienſte erworben; denn er ſtand den jüngern Künſtlern, in wahrer Begeiſterung für das Hohe, mit Rath und That zur Seite. 35 Jahre bekleidete er dieſes Amt, bis zu ſeinem Todestage, den 6. Jänner 1806, immerfort gleich thätig, gleich wohlwollend gegen Fremde und Kunſtgenoſſen. Seine größte Stärke beſtand in kleinen Pferde- und Schlachtſtücken.

14. Auguſt 1684 ſtirbt zu Regenſpurg Philipp Wider, von Köpach in Öſterreich ob der Enns gebürtig und Verfaſſer vieler aſcetiſcher Schriften: Sprichwörter-Poſtill; Kreutz- und Troſtſchule; apoſtoliſches Miſchbüchlein; Herz- und Bilder Poſtille u. v. a.

15. Auguſt 1726 geb. zu Rero in Tyrol, Carl Anton von Martini, der Gründer mehrerer Lehrſtühle an der hohen Schule zu Wien, und der geiſtvolle, thätige Erwecker einer höheren Richtung in den juridiſchen Studien. Seine Schriften ſind geſchätzt, und betreffen theils das Natur- theils das Civil-Recht und die Politik. In dieſen Wiſſenſchaften war er Lehrer Kaiſer Leopolds II. und vieler ausgezeichneter Staatsmänner. Er ſtarb als Präſident der oberſten Juſtizſtelle am 7. Auguſt 1800.

16. Auguſt 1420 vollendete der Wiener-Doctor Johannes Rockh ſeinen deutſchen Tractat über die Peſt. Die Lebensumſtände

deſſelben ſind unbekannt; wir wiſſen nur, daß er im Jahre 1416 Rector der Univerſität geweſen. Seine Schrift indeſſen wird zu allen Zeiten gerechte Anerkennung finden, und als die erſte Arbeit eines Deutſchen in ſeiner Mutterſprache über ein ſo furchtbares Übel nie untergehen.

17. Auguſt 1731 geb. zu Hollenburg im Lande Kärnthen Sigismund von Storchenau, weiland Mitglied der Geſellſchaft Jeſu, der Philoſophie und Theologie Doctor, und an der Univerſität zu Wien Profeſſor der Philoſophie. Unter ſeinen vielen Werken wird die »Philoſophie der Religion« noch immer geſucht und geleſen, ein ſichtbarer Beweis innerer Vortrefflichkeit. Dieſes kann wohl von ſeinen Vorleſebüchern nicht der Fall ſein, welche, dem Geiſte der Zeit angepaßt, mit ihr auch untergehen mußten.

18. Auguſt 1669 geb. zu Wismar G. Friedrich Schnaderbach, Verfaſſer eines zu ſeiner Zeit ſehr beliebten aſcetiſchen Werkleins: »Bibliſches Seelenkleinod« genannt. Er war vom Jahre 1697 bis 1701 proteſtantiſcher Prediger zu Preßburg, kam hierauf nach Halle, wurde 1707 Konſiſtorialrath, und ſtarb am 6. November 1716. Seine Verſuche, in Wien ſich feſtzuſetzen, ſcheiterten durch die Wachſamkeit des raſtlos thätigen Kardinals von Kollonitſch.

19. Auguſt 1761 geb. zu Grätz Cajetan von Rottenſtätter, Weltprieſter und Pfarrer zu Preding, wo er am 19. Mai 1809 ſtarb. Er ſtudierte die Humaniora und Philoſophie in ſeiner Vaterſtadt; die Theologie aber zu Pavia, wo er 1788 die Doctorswürde erlangte. Sein Werk: De divina institutione pastorum, widmete er Joſeph dem Zweiten, und erhielt dafür die Zuſicherung allerhöchſten Wohlgefallens.

20. Auguſt 1656 beſtimmt J. M. Freiherr von Golbegg, k. k. geheimer Rath und öſterreichiſcher Hofkanzler, dem Convicte zu Wien das Gut Atzgersdorf, damit von dem jährlichen Einkommen ſo viele Zöglinge unterhalten werden ſollen, als die Einkünfte ertragen. Jeder Stiftling kann nach vollendeter Philoſophie zu der ihm beliebigen Facultät übertreten. Das Präſentationsrecht hat die n. ö. Regierung.

21. Auguſt 1390 vollendet der Leibarzt Herzog Albrechts,

Magiſter Jakob, ſein Tractätlein über das Aderlaſſen, aus der lateiniſchen Bearbeitung des berühmten arabiſchen Arztes Avicenna in die deutſche Sprache übertragen. Wir haben davon nur ſehr wenige Codices mehr; einer befindet ſich in der Lyceumsbibliothek in Linz, und ein anderer in der königlichen zu München.

22. Auguſt 1570 geb. zu Madrid Franz Fürſt v. Dietrichſtein, Kardinal und Biſchof zu Olmütz, großer Staatsmann, Gelehrter und Mäcen der Gelehrten, nicht minder ein ſeltener Wohlthäter der Menſchheit durch Stiftungen und Humanitätsanſtalten, ein wahrer Chriſt, ein eifriger Katholik. Er ſtudierte Theologie in Rom, kehrte nach dem Tode ſeines Vaters nach Prag zurück, und ſtieg nun ſeiner hohen Bildung wegen ſchnell von einer geiſtlichen Würde zur andern. Schon im Jahre 1599 war er zum Biſchofe von Olmütz ernannt und vom Papſte in die Zahl der Kardinäle verſetzt. Was er hier bis zu ſeinem Todestage, den 19. September 1636, gewirkt, geſchaffen, wird in den Jahrbüchern Öſterreichs und insbeſondere Mährens ſtets Ehrfurcht und Bewunderung erregen. Er gründete die Schulen in Nikolsburg, hob den Zuſtand der Klöſter und vorzüglich den Geiſt ihrer Glieder, auf daß ſie gemeinſam mit ihm wirken ſollten zur feſteren Begründung der katholiſchen Kirche. Die Früchte ſeiner Mühe waren groß; denn das von allen Sekten zerriſſene Mähren kehrte unter ihm zum gemeinſamen Glauben zurück: er ſah wieder Ruhe und Einigkeit einziehen in das ſo ſehr geliebte Land. Solche Verdienſte erheiſchten ausgezeichnete Anerkennung. Ferdinand II. erhob ihn zum Fürſten, mit der Ausdehnung, daß auch für immer der Älteſte ſeines Hauſes Fürſt ſein ſolle.

23. Auguſt 1533 wird dem Rector der hohen Schule in Wien die ehrenvolle Auszeichnung zugeſtanden, bei öffentlichen Umgängen an der linken Seite des Landesfürſten gehen zu dürfen. Dieſen Vorzug erhielten in der Folge auch andere erbländiſche hohe Schulen.

24. Auguſt 1755 geb. zu Grätz J. Michael Schweighofer, Doctor der Rechte und Verfaſſer vieler ſtatiſtiſcher Abhandlungen, die wohl Fleiß, nirgends aber Genialität verrathen. Er ſtudierte die niederen Schulen und Philoſophie zu Grätz; die Rechte aber zu Wien, wo er auch als Hofagent bei der k. ungariſchen und ſieben-

bürgiſchen Hofkanzlei angeſtellt wurde. Später trat er in die Dienſte des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen.

25. Auguſt 1725, ſtirbt zu Melk wo er am 25. December 1681 Profeß gemacht hatte, Philibert Hueber, ein durch ſeine archivariſchen Arbeiten um die vaterländiſche Geſchichte vielfach verdienter Schriftſteller. Sein Werk: **Austria ex Archivis Mellicensibus illustrata** war die Frucht dreißigjähriger Studien — ein wahrer Schatz tüchtiger Forſchung und kritiſcher Beleuchtung! Noch beſitzt die Bibliothek ſeines Stiftes handſchriftlich eine Urkundenſammlung, die er begonnen, und die, vollendet, die herrlichſten Früchte würde gebracht haben.

26. Auguſt 1771 erneuert Maria Thereſia die ſchon unter Herzog Albrecht dem Lahmen, Ferdinand I. und III. 1340, 1526, 1654 erlaſſenen Amortiſations-Geſetze für geiſtliche Körperſchaften.

Miscellen.

Die Hunde des Sultans.

(Nach Sketches of Turkey.)

Zu Rulmabaſchi bei Conſtantinopel bekam ich das Haus zu ſehen, wo zur Zeit noch eine Koppel großer gewaltiger Jagdhunde als Eigenthum des Staates unterhalten wird, obwol die Jagden ſelbſt eingegangen ſind. Dieſe Hunde haben wirklich ein Furcht erregendes Anſehen und gleichen wilden Raubthieren. Ihre Stärke iſt ſo bedeutend, daß ſie ſchon Menſchen mit einem einzigen Schlage (nicht etwa Biſſe) ein Bein zerſchmettert haben. Sie werden an doppelten eiſernen Ketten zur Dreſſur geführt und es ſind zwei Männer nöthig, um einen einzelnen dieſer Hunde in gebührenden Schranken zu halten. E. W. v. S.

Das Tauchboot — eine Entdeckung des Poſtkapitains Johnſton in der brittiſchen Marine — enthält eine ſo bedeutende Quantität Luft, daß ſechs Mann ſich damit ſechs Stunden lang unter Waſſer befinden können. Zu dieſem Tauchboote gehört auch noch

eine Zerſtörungsmaſchine, die nach Art der Höllenmaſchinen eingerichtet iſt. Mit dem Tauchboot fährt man unbemerkt unter die Schiffe, die man zerſtören will, und befeſtiget daran die Maſchine, die nach einiger Zeit darauf in die Luft gehet. Da man das Herannahen des Tauchbootes nicht gewahr werden kann, ſo iſt es unmöglich dagegen Maßregeln zu ergreifen. — Dieſes Boot hat der Erfinder dem Paſcha von Aegypten angeboten und iſt Willens auch in deſſen Dienſte zu treten. E. W. v. S.

(Linnäiſche Naturhiſtoriſche Schule in Japan.) Eine Linnäiſche Naturhiſtoriſche Schule in Japan iſt eine ſo eigenthümliche Erſcheinung in den Annalen der Wiſſenſchaft, daß wir glauben, hier einige Worte über dieſe Merkwürdigkeit aufnehmen zu müſſen.

Es iſt bekannt, daß Linne's berühmteſter Schüler, Thunberg, auf ſeinen Reiſen ſich längere Zeit in Japan aufgehalten; er gab dort mehreren Japanern Unterricht in der Naturgeſchichte und Medicin; es war dieß ein kleiner Sprößling europäiſcher Cultur, den ſo der ſchwediſche Naturforſcher fern im Morgenlande der Erde vertraute, und der, wider das, was ſich gewöhnlich in jenen Ländern zuzutragen pflegt, Wurzel geſchlagen und ſich ſeither auf's üppigſte entfaltet hat. Dr. Siebold, Arzt bei der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie, welcher 1823 und mehrere folgende Jahre Japan beſucht hat, fand ſich dort von den Ergebniſſen des Thunberg'ſchen Strebens überraſcht. Die Schüler, welche Thunberg gebildet, haben den Unterricht in der Naturgeſchichte fortgeſetzt, und einen faſt unglaublichen Eifer für dieſe Wiſſenſchaft erweckt. Es iſt jedoch inſonderheit die Botanik, welche mit dem größten Eifer angebaut worden, ihrer Wichtigkeit für die Arzeneikunſt wegen; und Siebold bewunderte die Genauigkeit der Japaner in der Beſtimmung der Geſchlechter und Gattungen der Pflanzen. Einer von Thunbergs Zöglingen, der ſeitdem verſtorbene Dolmetſch Sigi Letsjemon, hat einen Sohn und Enkel hinterlaſſen, welche noch das Doktordiplom beſitzen und mit großer Sorgfalt aufbewahren, das Thunberg an Sigi ausſtellte, ſo wie das Herbarium, welches dieſer ſich mit Thunbergs Hilfe anſchaffte. Eine Menge gedruckter Schriften über Botanik iſt ſeit jener Zeit in Japan erſchienen; mehrere ſind ſehr bändereich und mit Abbildungen im Holzſchnitt

verſehen; gut gemacht, wie man es von der japaniſch-chineſiſchen Kunſtfertigkeit in dieſer Art erwarten kann. So iſt z. B. eine Beſchreibung von Japans wildwachſenden Pflanzen in eilf Bänden 1808 erſchienen; 1800 wurde eine ſolche von allen damahls bekannten Gewächſen in 23 Bänden nebſt Anweiſung zum Anbau derer, welche in die Gärtnerei einſchlagen, herausgegeben, 1810 wurde ein Werk über Blüthengewächſe gedruckt; 1797 eine Monographie der Bladhia, 1816 eine ſolche in zwei Bänden über die Ipomuca u. ſ. w. Siebeld zählt eine große Menge ſolcher Werke, theils ältere, theils neuere auf, und man ſieht aus den Zeiten der Herausgabe, daß der Eifer für die Sache in beſtändigem Steigen iſt. —

Charade.

Erſte Silbe.

Mich ſprach gedehnet einſt ein Herr zum Knecht;
Denn dieß zu thun iſt ſtrenges Herrenrecht:
Da griff der Arme nach dem Wanderſtab
Und zählt an ihm die Schritte weinend ab;
Mit Sehnſucht blickt er oftmals noch zurück
Und lebewohl ſagt er verſchwundnem Glück.

Zweites Silbenpaar.

Jetzt ſtürzt er endlich fort in wildem Lauf;
Des Waldes Dunkel nimmt den Wandrer auf.
Da ſieht die Zweiten er auf feuchtem Grund,
Dieß böſe Zeichen gibt dem Zagen kund:
Der Höhle eines Bären ſei er nah.
Man denke ſich, wie ihm geſchah!

Das Ganze.

Ha, rief er kläglich in der Seelenpein,
Soll nun der bittre Tod mein Ganzes ſein? —
Ich will es ſein, rief jetzt ein Jägersmann,
Und führt den Ängſtlichen auf ſichre Bahn.

Anton Polzer.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 48.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Bücherſchau. 1. Kalender für alle Stände. 1835. Herausgegeben von Littrow. Wien, F. Beck's Univerſitäts-Buchhandlung.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

16.

Schon am folgenden Tage zog das Heer weiter gen Rheims, die Jungfrau voran, mit geflügeter Eile. Chalons öffnete ſeine Thore, und ſelbſt in Rheims zogen die Hauptleute der Engländer zagend ab, und es kam eine große Botſchaft von Geiſtlichen und Weltlichen dem Könige vier Stunden weit entgegen, und überbrachten die Schlüſſel der Krönungsſtadt. An demſelben Abende hielt der König ſeinen feierlichen Einzug, und kurz darauf ward die Krönung nach altem Brauch und Herkommen, in der Kirche des heiligen Remigius mit gebührender Pracht und Herrlichkeit vollzogen.

Es war alſo das Werk vollbracht, um deſſenwillen die Jungfrau war geſandt worden, und darum trat nun, nachdem die ſchönen Feierlichkeiten vollendet waren, jene auf, deren Hand den König mitten durch ſeine Feinde vor dieſen Altar geführt, und die keine Gefahr, keine Schmach und keine Noth zurückgeſchreckt, den Willen Gottes zu erfüllen. Sie kniete vor ihrem König nieder und ſprach unter heißen Thränen: »Edler König, nun iſt der Wille Gottes erfüllt, der gewollt, daß ich Orleans befreite und Euch in die Stadt Rheims führte, die heilige Weihe zu empfangen, damit offenbar würde, daß Ihr der wahre König ſeid und der, dem die Krone Frankreichs von Rechtswegen gebühret.«

So ſprach die demüthige, weinende Jungfrau, und Alle, die ſie hörten und ſahen, wurden von ihren einfältigen Worten erſchüttert, mußten mit ihr weinen, und prieſen Gott um ſeiner wunderbaren

Gnade. Sie wollte nun auch ihr Schwert und ihr Banner vor dem Altare in Rheims aufhangen, ihre Rüſtung niederlegen, und nach Hauſe zu ihren Ältern gehen, um dort ihr Leben ſtill, wie es begonnen, zu ſchließen.

Allein der König und ſeine Räthe wollten nicht einwilligen. Die menſchliche Weisheit, die anfänglich ihr begeiſtertes Wort, als es ſie zum Kampfe aufrief, mit Hohn zurückgewieſen, und ihm nur zagend gefolgt war, dieſelbe menſchliche Weisheit wollte ſie jetzt nicht ziehen laſſen, wo doch ſie ſelbſt ihre Sendung für vollbracht erklärte. Es dachten die Herren kluger Weiſe, noch ſo viel wie möglich Vortheil zu ziehen von dem großen Anſehen, worin die wunderbaren Ereigniße ſie geſetzt. Sie lagen ihr darum ſo lange an, bis ſie ſich überreden ließ, über ihren Ruf hinaus noch länger zu bleiben. Aber die Lage des armen Mägdleins iſt von dem an eine andere, als ſie früher geweſen. Die Macht Gottes war von ihr gewichen, wohl konnte ſie noch treu und muthig kämpfen, und ihr Blut in den Schlachten für ihren König opfern und den Scheiterhaufen für die Wahrheit ihrer früheren göttlichen Sendung beſteigen, allein den gewiſſen Sieg konnte ſie nicht mehr gewinnen. Die Thore der Zukunft ſind ihr nicht mehr geöffnet, ſie ſetzt darum auch nicht mehr, wie früher, ihren Rath, als den unfehlbaren Willen Gottes, dem trüglichen Rathe der Menſchen entgegen, blinden Gehorſam von dieſen verlangend. Es iſt ein ſchmerzlicher und wehmüthiger Anblick, die Jungfrau, die ſich nach ihrer ruhigen Heimat aus dem Getümmel des Krieges ſehnte, in dem Heere nachſchleppen zu ſehen, wie ſie ihr Blut in einem Kampfe vergießt, zu dem ſie nicht ferner berufen iſt. Aber gerade dieſe Verſchiedenheit mag zum Beweiſe dienen, daß ſie früher eine Sendung von Oben gehabt, und iſt darum nicht minder merkwürdig.

Zwar waren ihre Waffen noch immer ſiegreich, Chateau-Thierry *) ergab ſich, und mit ihm viele andere Städte und Burgen,

*) Wie ſehr die Jungfrau in den Tagen ihees Glückes noch an der alten Heimat hing, zeigte ſie eben in Chateau Thieeey, wo ſie, die füe ſich ſelbſt nichts begehete, bei dem König füe das arme Domeemy und Greux volle Abgabenfeeiheit erbat. Der Inhalt dieſee Urkunde, wie ee noch gegenwärtig zu Geeux aufbewahet wird, lautet im Auszuge alſo:

»Karl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich, dem Amtmann

die auf dem Wege zwiſchen Rheims und Paris gelegen; allein ihre Seele war umſchleiert und trübe Ahnungen beſchlichen ihre Bruſt. So mitten unter dem Zujauchzen des Volkes, als von allen Seiten Lobgeſänge erſchallten und dee König begrüßt ward, wie ein Retter und Befreier, brach ſie in heiße Thränen aus und weinend ſagte ſie zu dem Biſchofe von Rheims, der ihr zu Seiteritt: »das iſt ein gutes Volk,

---

von Chaumoni, den Verwaltern der Abgaben, Steuern und Hülfsgelder und allen unſeren Beamten und Dienſtleuten unſern Gruß! Wir thuen Euch kund: zu Gunſten und auf Begehren unſerer ſehr geliebten Johanna, der Jungfrau, wegen des großen, hohen, ausgezeichneten und nützlichen Dienſtes, den ſie Uns zur Wiedergewinnung unſerer Herrſchaft geleiſtet und noch täglich leiſtet, haben Wir durch Gegenwärtiges verliehen und verleihen den Inſaſſen und Einwohnern der Dörfer Greux und Domremy, im Amte Chaumoni in Baßigny, wo die genannte Johanna gebürtig iſt, daß ſie hinfüro gefreit ſeien, entbunden und ledig aller Abgaben, Steuern und Hülfsgeldern ihres Amtes, der gegenwärtigen wie der zukünftigen; darum befehlen und tragen Wir Euch auf, die genannten Inſaſſen und Einwohner ungeſtört und vollkommen dieſer Freiheiten genießen zu laſſen, Nichts ihnen auflegen zu laſſen, weder jetzt noch künftig, und ſollten ſie in etwas beſteuert werden, ſo ſoll ein Jeder von Euch das Recht haben, ſie frei davon und unbeſchwert zu laſſen, denn alſo iſt es unſer Wohlgefallen und ſo wollen Wir es gehalten haben, ohne Rückſicht anderwärtiger Verordnungen und Beſchränkungen.«

»Gegeben zu Chateau Thierry, am letzten Tage des Julius, im Jahre der Gnade ein tauſend vierhundert zwanzig und neun, unſerer Regierung im ſiebenten.«

Man muß es zur Ehre der franzöſiichen Könige rühmen, daß dieſe Gnade, die der dankbare König Karl VII. in dem Schloße von Thierry durch feierliche Urkunde in den letzten Tagen des Julius 1429 ausgeſtellt, von allen ſeinen Nachfolgern bis zum Jahre 1610 beobachtet wurde, in welchem Jahre Ludwig XIII. ſie den 28ten Juni ganz aufs Neuë beſtättigte, und ſo währte der ſchöne, alte Gebrauch fort und fort, bis zu den Zeiten der heilloſen franzöſiſchen Revolution, die mit ſo vielem Andern auch dieſe heilige Erinnerung an eine große und wunderbare That dek franzöſiſchen Geſchichte vernichtete. Bis zu dieſer Zerſtörungszeit findet man in den franzöſiſchen Steuerbüchern die Blätter, welche Domremy und Greux betreffen, offen gelaſſen, und an der Stelle der Zahlung ſtehen zur Erinnerung die Worte geſchrieben: »Nichts: die Jungfrau.« Und wahrlich, die Jungfrau hat hinlänglich dafür mit ihrem Blute bezahlt; daß dieſes aber während beinahe vierhundert Jahren dankbar anerkannt wurde und ihren Landsleuten zu Gute kam, iſt ſehr zu rühmen und kann ſich Jeder, der auch kein König iſt, zum Beiſpiel nehmen.

ich habe noch nie ein Volk geſehen, daß ſich ſo ſehr über die Ankunft eines ſo edlen Königs gefreut hätte. Möge es Gottes Wille ſein, daß ich ſo glücklich wäre, daß ich in dieſer Erde ruhen könnte, wenn meine Tage zu Ende ſind.« — »O Johanna,« erwiederte darauf der Biſchof, »an welchem Orte hofft Ihr zu ſterben?« — »Wo es Gott gefallen wird, war ihre Antwort, denn ich kenne weder Zeit noch Ort beſſer als Ihr. Möchte es doch Gott meinem Schöpfer gefallen, daß ich gegenwärtig die Waffen nieder legen könnte, und es mir freiſtünde, meinem Vater und meiner Mutter zu dienen, und die Schafe mit meinen Brüdern und meiner Schweſter zu hüten, die ſich ſehr freuen würden, mich wieder zu ſehen.«

Das Rittergefecht vom Berge Piloy ward rühmlich beſtanden, das feſte Eſtrepagni erſtiegen, die Normandie bedroht. Selbſt die Vorſtadt von Paris St. Denys genommen, aber ein neues Vorzeichen lähmte hier abermals die Hand der Jungfrau:

Mild und freundlich und mitleidsvoll gegen Alle, die ihr nahten, hatte ſie einen unwiderſtehlichen Abſcheu vor ſchamloſen Frauen, die mit den zuchtloſen Kriegsleuten ihr Weſen trieben und das Heer verpeſteten. Sie ermahnte ſie mit guten und böſen Worten von ihrem ſündigen Leben zu laſſen, zum öfteren hatte ſie ihnen verboten, dem Heere zu folgen, wenn die Kriegsleute ſie nicht auf der Stelle zur Ehe nehmen wollten. Strenge hatte ſie ihnen unterſagt, ja nicht ihr vor die Augen zu kommen, denn ſie konnte ihren Anblick nicht ertragen. Da geſchah es um eben dieſe Zeit, daß ſie wieder eine ſolche unter den Kriegsleuten ſah, vom heftigen Zorn überwältigt ſchlug ſie mit dem flachen Schwerte nach ihr, und ſiehe, das Schwert, das vor Orleans, vor Jargeau und Patay ſo gut getroffen, brach jetzt in Stücke. Und es war, wie die Chroniken berichten, kein Waffenſchmidt ſo geſchickt, der es wieder hätte zuſammenſchmieden können. Der König war darüber ſehr mißmuthig und man ſagte ihr, ſie hätte ſich wohl eines Stockes dazu bedienen können. Aber hätten die Herren die Jungfrau von Rheims heimkehren laſſen, das Schwert wäre nicht gebrochen. Auch zeugte der vergebliche Sturm von Paris, wo die Jungfrau neuerdings verwundet wurde, daß die Macht von oben von ihr genommen ſei.

Darum kniete ſie auch in der Kirche zu Saint Denis vor dem

Altare des Schutzheiligen ihres Landes nieder, dankte Gott, der heiligen Jungfrau und den heiligen Martyrern für die Gnaden, die ſie ihr erwieſen, und hing dann ihre Rüſtung mit dem gewonnenen Schwerte an der Säule vor dem Grabe des heiligen Dionyſius auf, entſchloſſen, heimzukehren in das Thal ihrer Heimat, wo ſie als Kind die Heerden gehütet. Sie ließ ſich aber doch wieder durch Bitten und Zuſpruch bereden, bei dem König zu bleiben.

(Fortſetzung folgt.)

Bücherſchau.

1. Kalender für alle Stände. 1835. Herausgegeben von Littrow. Wien, F. Beck's Univerſitäts-Buchhandlung.

Der Zweck eines Kalenders iſt zu ſagen, was an der Zeit ſei! — Dieſes erfüllt nun der eben genannte in vollem und rechtem Maße. Er verkündigt uns nicht nur, gleich ſeinen andern Namensverwandten, welche fromme Erinnerung und Feſtlichkeit auf jeden Tag falle, ſondern er berichtet auch, wieviel Jahre ſeit den großen Daten der Geſchichte verſtrichen, welche denkwürdige Ereigniſſe an jedem Tage vorgefallen, welche Erſcheinungen am Himmel und insbeſondere in unſerem Planetenſyſtem in jeder Stunde des Jahres eintreten, wann und wo Eil-Fracht-und Briefpoſt, nähere und entferntere Geſellſchäftswagen kommen und gehen, wann die verſchiedenen Jahrmärkte Öſterreichs gehalten werden, und ſogar die Evangelien der Katholiken, Proteſtanten und Griechen, die unumgänglichſten Stämpelgeſetze, eine Chronik der Witterung von 1573 bis 1708 und Beiträge zur Witterungsurkunde ſind beigegeben, die in den künftigen Jahren fortgeſetzt werden, und deren zweckmäßige Compilation und Zuſammenſtellung gebührend anerkannt werden muß. Kurz der Kalender iſt brauchbar in vieler Beziehung, und, die hiſtoriſchen Angaben ausgenommen, deren Werth und Richtigkeit wohl hie und da beanſtändet werden könnte, ſo correct, als man es nur immer verlangen darf.

Allein in den zuletzt erwähnten Beiträgen zur Witterungskunde — einzelnen Bemerkungen über dieſe problematiſche Kenntniß — kömmt

Einiges vor, was ich näher beſprechen zu müſſen glaubte; um ſo mehr, als der Name des Herausgeber und der Zweck des Buches dem letztern ein großes, ausgebreitetes Publikum verſprechen.

Seite 79. redet nämlich mein verehrter Lehrer, Herr Direktor Littrow von dem Vortheile mathematiſcher Bildung, um auf dieſe Weiſe eine Sache, welche zwar bereits zu Genüge bekannt iſt, allein eben wegen ihrer Wichtigkeit nie genug wiederhohlt werden kann, dem Bewußtſein des Volkes aufs neue nahe zu legen, und rühmt als das größte Gut, das dem Schüler dieſer Wiſſenſchaft zu Theile wird, die Beſtimmtheit der Begriffe. — Mit einem Anfluge von Sentimentalität wird hierauf beklagt, daß nicht alle unſere Begriffe und Erkenntniſſe — Ziffern, Zahlen, Linien oder ſonſt wie Objecte mathematiſche Conſtruction ſind. Denn, heißt es, in wie verſchiedenen Beziehung wird nicht jedes Wort genommen z. B. was iſt das Wort Eiſen dem Schmied, dem Chemiker, dem Magnetiſeur, dem Dichter, Kerkermeiſter u. dgl. und »wie ſieht es erſt mit jenen allgemeinen Begriffen aus, die wir nicht »unmittelbar durch unſere Sinne, ſondern ich weiß nicht welche In»verſion und Evolution unſerer ſelbſt, die wir Abſtraction nennen, »erhalten haben,« und endlich »mit jenen Rechenpfennigen, die ſich un»ſere Philoſophen und Metaphyſiker als baare blanke Münze gegen»ſeitig zuwerfen, dieſe Spielzeuge, deren Werth blos eingebildet und »nicht einmal durch Convention unter den Spielern feſtgeſetzt iſt.« — »Welche Irrtümer, welche Mißverſtändniſſe, welche Verwirrungen »aller Dinge daraus entſtehen müſſen, iſt für ſich klar, ſo wie zugleich »daß das Volk, das da unten im Trüben tappend herumſchwimmt, ſich dabei ganz wohl befinden muß, weil man, ſo »lange ſie es auch ſchon treiben, noch gar nichts von Mitteln zur Abhilfe oder auch nur Beſchwerden und Klagen gehört hat.«

Ein bitteres Gefühl hat mich beſchlichen, als ich einen Mann, wie Hr. Director Littrow, eines der größten Talente unſerer Zeit, ſo — faſeln hörte! Ja wahrhaftig man könnte in einem Augenblicke zürnen über die geiſtigen Fortſchritte unſerer Zeit, welche jede einzelne Wiſſenſchaft ſo weit ausgebildet und fortgeſponnen hat, daß die Kluft zwiſchen den einzelnen Doctrinen immer breiter und tiefer wird, ſo daß ſelbſt den ausgezeichnetſten Männern der große Sprung über dieſelbe nicht gelingen will. Man kann ein ſehr großer Mathematiker ſein, ohne von der Philoſophie eben viel begriffen zu haben!

Die Philoſophie hat ein viel ſicheres Fundament, als die Mathematik, ja ſie iſt es eigentlich, welche jeder andern Wiſſenſchaft erſt das Fundament bereitet, denn ſie enthüllt und entwickelt jene Thatſachen des Selbſtbewußtſeins, aus welchen dann die andern Scizzen, jede ihren vorbeſchiedenen Theil, zur ſelbſtſtändigen Bearbeitung überkommen. So wahr ich bin, ſo wahr iſt die Philoſophie, ſo wichtig es wird, das Leben nicht als einen Markt des Mein und Dein,

der niedern Lüſte und gemeinen Leidenſchaften aufzufaſſen, ſondern in ſeinen höheren und höchſten Beziehungen zu betrachten; ſo wichtig und nothwendig iſt dieſe Wiſſenſchaft.

Warum gibt es deſſen ungeachtet in der Philoſophie mehr Streit als in der Mathematik? — Weil ſie höher hinanſteigt, als dieſe, alſo der gemeinen Beurtheilung ſich mehr entzieht; weil ſie Gegenſtände von größerem allgemein menſchlichem Intereſſe berührt — alſo an ihren Reſultaten das Herz, das Vorurtheil, die Leidenſchaft, mehr Antheil nimmt; — weil ihre Aufgabe eine ſchwierigere, verwickeltere iſt, indem das lebendige vielſeitige Ich nicht ſo leicht zu gewältigen iſt, als die todte ſtarre Form der Natur.

Sind nicht die Fortſchritte der Mathematiker bedeutender, als jene der Philoſophen, wenn überhaupt bei letztern von einem Fortſchritte und nicht »von einem leeren Spiele« zu reden iſt? — Das iſt es eben, was durchaus in Abrede zu ſtellen iſt, das könnte nur der behaupten, der von dem Gange der Philoſophie ſeit Carteſius (der gleichzeitig Begründer unſerer geſammten neuern Mathematik iſt) nie Notiz genommen und bei dem groben Materialismus des vorigen Jahrhunderts — jener Negation aller Philoſophie — ſtehen geblieben iſt. Zwiſchen den Homoiomeriai der Epikuräer und den atomiſtiſchen Conſtructionen der ältern eleatiſchen Schule bis zu den Naturanſchauungen eines Schelling und Hegel, ja ſelbſt nur zwiſchen dem Syſtem des Spinoza und jenem des Leibnitz liegt ein Abſtand, welchem jener zwiſchen Ptolemäus und Laplace, Kepler und Newton nicht im entfernteſten gleich kommen kann. Welcher Philoſoph, der die Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft kennt, dürfte z. B. jenen Unſinn nachbeten, der noch heut zu Tage in ſo vielen phyſikaliſchen und aſtronomiſchen insbeſondere franzöſiſchen und engliſchen Büchern keck ausgeſprochen wird: von den Molecules integrantes d. i. den Atomen, wie durch ſie die Natur conſtruirt ſei, wie ſie eine eigene anziehende und abſtoßende in gar verwickelten Geſetzen wirkſame Kraft u. dgl. m. beſäßen! — Wenn von »Leuten, die im Trüben tappend herumſchwimmen« und ihrer »Selbſtzufriedenheit« irgend geſprochen werden ſoll; ſo kann es eben ſo gut auf jene Mathematiker bezogen werden, die meinen, weil ſie die — dem Maß unterworfenen — Geſetze der Erſcheinungen aus ihren aller Idee Hohnſprechenden ebenfalls nur in der Erſcheinung aufgehenden Hypotheſen deduciren können, ſeien die letztern ewig und wahr. — Man ſpricht von der **Untrüglichkeit** der Mathematik? Wo ſind die kunſtvollen, verwickelten Rechnungen des Mittelalters über die Epicykeln der Planeten geblieben? Was iſt von Newtons optiſchen Forſchungen übrig? Wieviel Electricitäts-, Wärmetheorien u. dgl. ſind bereits verworfen? was iſt aus der Jatro- oder aus der Chemie-Mathematik geworden?

Doch wir wollen enden, denn weder der Wiſſenſchaft noch dem Genie eines Mannes wie Littrow, darf zu nahe getreten werden. Unſere Aufgabe war blos, zu zeigen, daß die Vorwürfe, die man **einer**

Wiſſenſchaft macht, eben ſo gut auf die andere zurückfallen, und daß der ehrliche vorurtheilsfreie Forſcher die eigentümlichen Geſetze, die geniale Beſtrebung, in der einen, wie in der andern Sphäre des Seins nach Würden zu achten habe. auch wenn ihm Talent oder Zeit oder Muth mangelt, ihnen zu folgen und nachzueifern. Das Selbſtbewußtſein in ſeiner Tiefe und Reichhaltigkeit die in ihm ſich ankündigende Geſetzmäßigkeit der Natur, ſind untrüglich, und die Folgerungen aus dieſen Quellen ſo nutzhaft als unerſchöpflich; die Trübung, wo eine eintrit, liegt nur in dem Gefäße, das aus ihnen ſchöpft, aber nie in ihnen ſelbſt.

Doch auch — das darf man nicht vergeſſen, daß die Philoſophie eigenthümliche Vorzüge vor der Mathematik hat: den höheren univerſelleren Standpunkt, den Geiſt der Verſöhnung, die Weihe der Vermittlung. Kein nur etwas bedeutender Philoſoph des neunzehnten Jahrhunderts hätte ſich den Ausdruck erlaubt, den in dieſem für das Volk beſtimmten Kalender der große Mathematiker gebraucht hat:

Doch nicht bloß die Philoſophie, auch der Glaube als ſolcher wird in dem Buche mißhandelt. Es wird nämlich von den ſogenannten Lostagen und ihrer geringen Bedeutenheit für eine wiſſenſchaftliche Witterungskunde geſprochen, und mit Recht insbeſondere der Aberglaube getadelt, der auf der Witterung an beweglichen Feſttagen eine metrorognoſtiſche Prophezeihung gründen will. Höchſtens wäre der (Wahrſcheinlichkeits-) Schluß auf einen anderen mit ihm im Zuſammenhange ſtehenden beweglichen Tag erlaubt. Allein Tadel des Aberglaubens reicht dem Mathematiker nicht hin, ihm ſcheint es nothwendig, allen Glauben anzuklagen, und er ſagt S. 76: »Die Ignoranz gläubiger Seelen hat ſogar die beweglichen Feſte zu Lostagen gemacht.«

Daß »gläubige Seelen« nicht eben zu den Ignoranten gehören müſſen, weiß unſer Littrow ſchon aus dem Beiſpiele eines Carteſius, Kepler, Newton, abgeſehen von den Forſchungen der Jeſuiten, die man lange Zeit für die erſten Mathematiker Europa's hielt, und gewiß hat er nicht vergeſſen, daß der »Ignoranz der gläubigen Seelen« die Arroganz der ungläubigen zur Seite ſtehe, und ſie dergeſtalt paralyſire, daß ſie nur ſelten ſchädlich werden kann; wir könnten daher nicht begreifen, was den gerechten Mann zu dieſer Äußerung verleitet habe, wenn wir nicht aus eigener Erfahrung wußten, daß es Stunden und Tage gibt, wo der Unmuth der eigenen Bruſt hinausſtrömt in das Freie, den Blick verſchleiert und den Sinn umnachtet, und oft den Fehltritt des Einzelnen zum Erbübel der Menſchen ſtempelt, den Auswuchs mit der Blüthe, die Röthe der Geſundheit mit der Fieberglut der Krankheit verwechſeln macht.

Hock.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 49. Wien, den 3. September 1834.

Der Kryſtallograph. Novelle von J. E. Wocel. — Bilder aus der Levante. Nach Originalſcizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden. (Fortſetzung.) — Erinnerungen aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

Der Kryſtallograph.

Novelle von J. E. Wocel.

Erſtes Kapitel.

Nechte cizjch, hledte wlastnjch zbozj,
I nám dal Buh um i ramena.

Kollár.

Nic nenj chwalitebnegssjho, nezli mysl swau w sslechetnostj pewnau zachowati a oprjtise se wssj snáznostj nessleehetnym ausyljm tech lidj, gessto pràwo chtegj russiti a kriwdu činiti.

Bohuslaw z Lobkowic.

Die Sonne eines heiteren Frühlingstages neigte ſich zum Untergange. In hoher Herrlichkeit lag Prag, die Königsſtadt, vor den Blicken eines jungen Mannes, der an der Mauer lehnte, die ſich von dem ehemaligen Burggrafenamte zur alten Schloßſtiege hinabzieht.

In weiter Ferne begrenzten bläuliche Berge den ſüdlichen Horizont, vor dieſen ruhten in beſtimmteren Conturen violette Höhen und Hügel, und an den letztern zogen als dunkle Streifen die Wäl-

der und Gebüſche ſich hinab zu dem blendenden Waſſerreiſe, der um ihren Fuß ſich ſchlängelte, und nach und nach, wie er allmälig herbeiſtrömte, zu einem immer breiteren Spiegel ſich dehnte. Das linke Ufer des Flußes behertſchten Berge, gekrönt mit dunklen Hainen, durchnetzt von unzähligen Furchen, die ſich auf den nächſten Anhöhen als dichte Zeilen von Weinſtöcken unterſchieden. Am rechten Ufer der Moldau ragte auf ſchroffer Felſenhöhe der Wiſchehrad, über deſſen Mauern die achtſpitzigen Thürmchen des alten Thores gleich glitzernden Nadeln hervorſchauten. Näher heran erhob ſich die Kuppel des Karlshofs, und der ſchmale, rieſige Katharinenthurm. Da und dort aber, an der äußerſten Oſtgrenze, war, gleich dem Bruchſtücke eines blendenden Reifes, die Stadtmauer mit ihren unzähligen Thürmchen ſichtbar, umſpannend das bunte Gewimmel der unabſehbaren Häuſermaſſe der Neuſtadt. Düſter erhoben ſich aus dieſem glänzenden Gewühle die geſchwärzten Trümmer der Kirche zu Maria Schnee, während die prangenden Theinthürme das Sonnenlicht blendend zurückwarfen. Noch zierte damals nicht der imponirende Kreuzherrntempel das rechte Moldauufer; deſto freier prangte aber die neue Fronte der Klemenskirche, und majeſtätiſch ſchwang die Brücke ihren Rieſenbogen über den blauen Strom auf die Kleinſeite herüber. Und die Kleinſeite ſelbſt thürmte ihre Palläſte, Klöſter und Tempelzinnen immer rieſiger empor und ſchloß ſich, hoch aufſtrebend, durch die ſteile Sporngaſſe an den Hradſchin an mit ſeinem prachtvollen Dome, der mächtigen Königsburg, und dem Oberſtburggrafenamte, deſſen gebräuntes uraltes Gemäuer über dem Haupte des Beſchauers in die Lüfte ragte.

Es war ein ſchlanker Jüngling in dunkler Scolarentracht, mit dem langen Studentendegen an der Seite, das ſchwarze Sammtbarett auf den blonden Locken, die in anmutvollen Ringen auf ſeinen Nacken fielen, der mit leuchtenden Blicken die herrliche Stadt betrachtete. Eben ruhte ſein Auge mit innigerem Ausdrucke an den ſchimmernden Fenſtern eines Hauſes, das ſeinen Giebel weit über die Dächer des Kleinſeiter Ringes erhob, als ihn ein leichter Schlag auf die Schulter zum raſchen Umwenden beſtimmte.

Ein kleiner, bunt gekleideter Mann war es, der den Jüngling in ſeiner Betrachtung geſtört hatte. Er trug ein knappes, himmelblaues Wamms; eine gelbe, faltenreiche Schärpe, an der vorn ein

großer Carneol in Geſtalt eines Herzens prangte, umſpannte ſeinen Leib; aus den Hüftenſchlitzen ſeines purpurrothen Beinkleides ragten gelbe weite Bauſchen hervor, und um die Knie ſchlangen ſich violette Bänder, geziert mit goldenen Trodeln; das ſilberne Heft ſeines Degens funkelte zwiſchen den weiten Falten ſeiner Lenden; eine dreifache Krauſe umwand ſeinen Hals, und ein ſchwarzes Barett mit drei ſchwefelgelben Federn ſaß trotzig auf dem ſtruppigen rothen Haupthaare; ein Bart von derſelben Farbe kräuſelte ſich um das Kinn und die Oberlippe des gealterten, abgelebten Geſichtes, aus dem die engen grauen Augen ſtechend hervorſchauten; ein kurzer ſchwarzer Mantel war nachläſſig über die rechte Schulter des Männchens geworfen.

»Ihr harret ſonder Zweifel noch immer Eueres Meiſters und Lehrers, mein lieber Bedrich?« fragte mit herablaſſendem Tone das bunt gezierte Männlein.

»So iſt es, Herr Siccatino,« war die Antwort.

»Heute müſſen den gelehrten Sinapius gar wichtige Geſchäfte in Seiner Majeſtät Nähe feſſeln,« ſprach Siccatino, der Metallurg, »dieweil die Sonne bereits untergeht und Ihr noch immer vergeblich wartet und Euch die lange Weile mit dem Beſchauen der Stadt zu vertreiben ſuchet, die indeſſen anſtändig genug von dieſem Punkte ſich ausnimmt.«

Der Jüngling warf dem Sprecher einen verächtlichen Blick zu und ſchwieg.

»Ach,« fuhr Signor Siccatino fort, ohne auf die Miene des Unwillens, die des Jünglings ſchöne Züge umdüſterten, zu achten. »Wer nicht Fiorenza, die ſchöne, die ewige Roma und das paradieſiſche Neapoli geſehen, der hat keine Vorſtellung von einer großen, wahrhaft ſchönen Stadt; wer in den tiefblauen Himmel Italia's geſchaut, der ſich über die prunkenden Palläſte, über die würzigen Citronen und Orangenhaine wölbt und die fernen Apeninnen mit roſigen Duftſchleiern umwebt, der kann an dieſem bleichen Nordhimmel, an dieſer regelloſen Häuſermaſſe der Barbarenſtadt kein Gefallen finden.«

»Der Barbarenſtadt?« fuhr der Scolar mit losbrechendem Unwillen auf. »Ihr nennt die Bewohner dieſer Stadt Barbaren?«

»Unter der glorreichen Regierung des zweiten Rudolphs hat ſich allerdings das Königreich Böhmen, insbeſondere dieſe Hauptſtadt,

einiger Maßen aus den Nebeln der Unwiſſenheit losgewunden, dieweilen der weiſe Monarch aus Wälſchland und Gallien die hellſten Geſtirne an ſeinen Hof berufen, damit ſie mit ihren Strahlen die Finſterniß zerſtreuen und die Lichtfunken der Bildung umherſprühen laſſen.«

»Ihr rechnet Euch, Meiſter Siccatino, ſonder Zweifel auch zu dieſen hellen Geſtirnen oder vielmehr ſprühenden Irrlichtern?«

Die Arme in die Hüften ſtemmend, maß der kleine Italiener mit verächtlichem Blicke den jungen Mann und ſprach: »Darüber könnet Ihr, ein unbedeutender Scolar, kein Urtheil fällen; indeſſen rathe ich Euch, künftighin mit Achtung zu reden von Männern, die ſich dieſes rohen Volkes erbarmt, und dasſelbe durch ihr geiſtiges Übergewicht in die Reihe gebildeter Nationen erhoben haben.«

»Ihr nennet mein Volk, mein Vaterland roh?« rief der Jüngling, und helle Zornblitze flammten in ſeinen Augen.

»Sein Volk, ſein Vaterland!« hohnlachte Siccatino; »ſo habet Ihr, junger Herr, ſonder Zweifel ſeit Kurzem Aufſchlüße über Eure dunkle Geburt erhalten, die geeignet ſind, den Makel der Schande, der Euch anklebt, zu verwiſchen!?«

Da fuhr Bedrich heftig empor, krampfhaft ballte ſich ſeine Fauſt, und eine heiße Schmerzensthräne hing in ſeinen Wimpern. Die Stunde der rächenden Vergeltung wird auch dir ſchlagen, giftiger Spötter! zitterte es leiſe aus des jungen Mannes gepreßter Bruſt hervor. Siccatino lachte laut auf, wandte dem Tiefgekränkten verächtlich den Rücken und ſchritt einem hohen, ehrfurchtgebietenden Manne entgegen, der eben aus dem Portale des Pallaſtes hervortrat.

Es war der berühmte Sinapius, der ſo eben die Gemächer der Burg verlaſſen, um ſich nach dem geheimnißvollen Tagewerke, das er an der Seite ſeines kaiſerlichen Gebieters vollendet, in ſeine Wohnung zu verfügen.

Das ſchwarze Haupthaar des großen Naturforſchers war bereits mit grauen Locken untermiſcht, kühn und lebenskräftig ſchaute aber das dunkle Auge aus dem ernſten Antlitze; ſeine hohe Geſtalt zierte ein Wamms von ſchwarzem Sammet, deſſen Dunkel durch den umgeſchlagenen Halskragen und die blendend weißen Bruſtſchlitzen zierlich gehoben wurde. Eine ſchwere goldene Kette, mit dem Bildniße Kaiſer

Rudolphs II. wand ſich um ſeine Bruſt, ein einfaches ſchwarzes Barett deckte ſein Haupt. Unter den Armen trug er ein mit grünem Sammt überzogenes, mit ſilbernen Arabesken geziertes Käſtchen.

Nachdem der kaiſerliche Günſtling den Gruß des Italieners erwiedert, heftete er ſeinen forſchenden Blick auf das glühende Antlitz des Jünglings und ſprach: »Du biſt heftig aufgeregt, Bedrich, fühlſt du dich etwa unwohl?« —

Es wird bald vorüber gehen, mein gütiger Herr und Meiſter, ſprach der Scolar, die linke Hand an die brennende Stirne drückend, während ſeine heftig bebende Rechte nach dem Käſtchen griff, das ihm Sinapius überreichte. Das Haupt bedächlich ſchüttelnd, ſchritt jetzt der Gelehrte, von Signor Siccatino begleitet, die Schloßſtiege hinab, und Bedrich ſchritt, das ihm anvertraute Käſtchen unter dem Arme, die Bruſt mit Schmerz und Groll gefüllt, ſeinem Meiſter nach.

Siccatino wurde etwas betroffen, da er wahrnahm, mit welch freundlicher Theilname Sinapius den jungen Skolar behandle; er ſtrich ſich daher mit verlegenem Grinſen den fuchsrothen Knebelbart und unterbrach erſt nach einer langen Pauſe das Schweigen, das zu ſtören ſein gelehrter College keineswegs gewillt zu ſeyn ſchien:

»Ich habe, verehrter Herr, die wichtige Frage, die Ihr im Auftrage des Kaiſers in Beziehung auf die Entſtehung und Geſtaltung der Mineralien an die geſammte gelehrte Welt geſtellet, in reifliche Erwägung gezogen, und ein Reſultat gewonnen, welches, meiner feſten Überzeugung nach, auf überraſchende Weiſe der Wahrheit nahe kömmt.«

Da fuhr Sinapius aus ſeinem träumeriſchen Nachſinnen empor und rief: »In der That — das wäre Euch gelungen!?«.

»Davon,« ſprach mit ſtolzer Geberde der Italiener, »ſoll Euch zu Genüge dieſes Manuſcript überzeugen, worin ich meine Anſichten und Principien über ſothane Materie niedergeſchrieben.« Dabei langte er eine, mit zierlichen Bändern umſchlungene Papierrolle hervor und überreichte ſie dem ſtaunenden Gelehrten.

»Fürwahr,« rief Sinapius lebhaft, »ich glühe vor Verlangen, Eure Anſichten, würdiger Signor, zu leſen; um ſo mehr, da ich ſelbſt Tag und Nacht darüber forſche und grüble, und, aufrichtig geſtanden, den Schlüſſel zur Löſung der wichtigen Theſis noch immer nicht

zu finden vermag. Ein kaiſerlicher Lohn erwartet den Denker, der dieſes Geheimniß der ſchaffenden Natur glücklich enträthſelt!«

Da reckte ſich Siccatino höher empor, und ſchritt gleich einem ſtolzen Truthahn neben dem würdigen Gelehrten einher, der in der Lauterkeit ſeines Herzens dem Italiener ſo bereitwillig die Palme der Gelehrſamkeit abtrat.

»Ich will Euch, hochgelehrter Herr,« ſprach der eitle Fremde, »in der Kürze die Hauptzüge meines Syſtems über die Geburt und Geſtaltung der Mineralien mittheilen: Die Philoſophen ſagen, es ſteigen Dämpfe von dem Centro der Erde in das Eingeweide der Ritzen und Klumſen der Felſen, ſchlagen ſich alldort an, und werden zu Salzen. Durch ſolches Salz wird die Erde aufgelöſt, alſo daß aus ihr eine vitrioliſche oder alauniſche Natur wird, von dannen eine ſulphuriſche und endlich metalliſche ſich entwickelt. Nachdem ſie nun eine feine oder grobe Erde beigemiſcht haben, nachdem machen ſie die Geſtalt des Metalls. Nun ſchreiben ſie zwar mit Recht, daß Dämpfe aufſteigen, ſie erklären aber nicht, was dieſes für Dämpfe ſind, aus was für einem Urſprung und welcher Qualität und Eigenſchaft.« —

Da runzelte Herr Sinapius die Stirne, warf dem eifrig docirenden Italiener einen Blick des Unwillens zu, und wandte ſich darauf zu dem nachſchreitenden Famulus:

»Trage mir, lieber Bedrich, auch dieſes Manuſcript nach,« ſprach er, und reichte das metallurgiſche Opus, das er mit ſo geſpannter Erwartung empfangen, dem Jünglinge hin, über deſſen Antlitz jetzt ein ſatyriſches Lächeln flog.

In dieſem Augenblicke, wo die Perſonen, die wir die Schloßſtiege hinabgeleitet, eben in jene Gaſſe einlenkten, deren linke Seite durch eine lange Häuſerreihe gebildet wurde, welche ſpäter dem herzoglichen Pallaſte Waldſteins weichen mußte, feſſelte ihre Aufmerkſamkeit eine ſonderbare Menſchengruppe. Ein Haufe müßiger Straßenbuben begleitete mit ſchallendem Gelächter einen Mann, deſſen Benehmen allerdings geeignet war, die Neugier der Vorübergehenden zu erregen. Es war ein langer abgemagerter Greis in braunem Wamſe, violetten Lendenbauſchen und weit über die Knie reichenden himmelblauen Strümpfen; ein langer, ſchwarzer Talar floß vom

Rücken herab; auf dem grauen Haupte ſaß eine rothe pyramidenförmige Mütze. Sein Antlitz war tief eingefallen und geiſterbleich, der eisgraue Bart wallte ihm bis an den Gürtel hinab und contraſtirte ſonderbar mit den dunklen Augen, aus denen dann und wann unheimliche Blitze hervorbrachen. Dieſer wunderlich gekleidete Alte trat langſam und bedächtig einher; blieb aber bei jedem fünfzehnten oder zwanzigſten Schritte plötzlich ſtehen, machte drei oder vier ſchnelle Schritte rückwärts, ſchwang, unverſtändliche Worte murmelnd, ſeinen langen Stab in die Luft und beſchrieb mit demſelben unzählige Kreiſe und Winkel. Darauf ſetzte er ſeinen Weg wieder langſam fort. Als er bei Sinapius vorüber ging, nahm er, ſich tief verbeugend, ſeine Spitzhaube ab, und grüßte mit traulichem Kopfnicken den jungen Bedrich, der mit freundlicher Wehmut den Gruß des Greiſes erwiederte und demſelben einige flüchtige Worte nachrief.

»Wer iſt denn dieſer ſonderbare Alte?« fragte Sinapius, nachdem die auffallende Geſtalt mit ihrem lärmenden Gefolge hinter der Straßenecke verſchwunden war, einen vorbeigehenden Bürgersmann.

»Edler Herr,« beſcheidete der Angeſprochene, »das iſt der alte Meiſter Matthias, den manche für wahnwitzig halten, obgleich andere meinen, an ſeinem auffallenden Betragen ſei nur die ungeheuere Gelahrtheit des Mannes Schuld, die ſich auf ſolche abſonderliche Weiſe Luft macht.«

»Ho, ho!« lachte Siccatino, »der Alte muß doch ein Schwachkopf ſein, da er ſeine Gelahrtheit nicht einmal zu bändigen vermag.«

»Hm,« ſprach der Bürger mit altkluger Miene, »wer weiß, wie andere Leute ſich geberden würden, wenn ſie nur die Hälfte von dem, was Meiſter Matthias weiß, im Kopfe hätten.«

Siccatino lächelte verächtlich und ſchwieg.

»Mein werther Herr,« fragte Sinapius weiter, »wiſſet Ihr nichts Näheres über die Lebensumſtände dieſes auffallenden übergelehrten Mannes anzugeben?«

»Niemand weiß, wie er eigentlich heiße, und woher er gekommen,« war die Antwort des Bürgers, »ſeit etwa fünf Jahren bewohnt er das ſchwarze halbverfallene Haus am Kanale nahe beim Maltheſerſtege; da beſchäftigt er ſich Tag und Nacht mit geheimen Wiſſenſchaften, ja es geht ſogar die Sage, er ſei ein verborgener Götzendiener.«

»Was, ein Götzenanbeter!« rief mit Entſetzen Sinapius, deſſen ſtreng gläubiger Sinn durch den bloßen Gedanken eines ſolchen Frevels ſchmerzlich ergriffen wurde.

»Und dieſe Beſchuldigung iſt nicht ohne Grund,« ſprach der Bürger weiter, den Finger bedächtig auf die Naſe legend; »ich warf einmal Abends zufällig einen Blick durch's Fenſter in die Stube des Meiſter Matthias, und erblickte denſelben von einer Unzahl lebloſer bunter Geſtalten umringt, zu denen er gar wunderliche unheimliche Worte ſprach.«

»Gerechter Himmel,« rief Sinapius, »ein Greis, deſſen Todesſtündlein nicht mehr ferne iſt!«

»Wenn man es indeſſen genauer betrachtet,« ſprach der Bürgersmann weiter, der ſich nicht wenig darauf einzubilden ſchien, an der Seite des gelehrten kaiſerlichen Günſtlings zu ſchreiten, »ſo muß man geſtehen, daß der alte Matthias den Dürftigen mit Rath und That beiſtehe, auch gar ſchöne Lebensregeln und Sprüche im Munde führe. Beſonders preiſet ihn ſein Nachbar, der Zimmermeiſter Bily, gar hoch, weil er demſelben äußerſt ſinnreiche Maſchinen und Kunſtgriffe angegeben, durch welche die Bauwerke auf überraſchende Weiſe gefördert werden.«

»Und doch ein Kind der Sünde?« ſprach mit trübem Ernſte Sinapius.

»Darüber kann ich, ein ſchlichter Meiſter der ehrſamen Schuſtergilde, kein Urtheil fällen,« ſprach der Bürger, während die Geſellſchaft vor dem Eckhauſe der St. Thomaskirche gegenüber angelangt war.

Dieſes bewohnte Sinapius. — Der Zunftgenoſſe nahm jetzt unter tiefen Bücklingen Abſchied von den hochgelehrten Herren, ſprach von dem Glücke und ſeinem ſehnlichen Wunſche, ſolch' erhabene Geiſter beſohlen zu dürfen, und flocht ſeinen Namen und ſeine Wohnung gar gewandt in das Abſchiedscompliment.

Sinapius war in das Haus eingetreten; ſein Famulus ſtand aber noch auf der Gaſſe und ſchaute mit glühenden Blicken zu einem Fenſter hinauf, aus welchem ein lockiger Mädchenkopf hinabſah und den Jüngling mit roſigen Lippen anlächelte.

»Und Ihr ſcheinet mit dem alten Heiden in vertrauten Ver-

hältniſſen zu ſtehen, Bedrich,« rief jetzt Siccatino, den in trunkenes Anſchauen vertieften Scolaren rauh beim Arme faſſend. »Ja, ja,« fuhr er fort, »ich bemerkte es wohl, wie Ihr ſogar mit dem alten Narren einige verdächtige Worte geſprochen.«

»Ich ſpreche nicht mit Narren!« war die trockene Antwort des Jünglings, der jetzt gleichfalls der Hausflur zueilte.

»Das ſollſt du mir büßen, Burſche!« murmelte zwiſchen den Zähnen der Metallurg, nahm dann ſein Barett vom Haupte, und ſandte nach einem zierlichen Kratzfuße einen ſchmachtenden Blick zu dem Fenſter hinauf, als daſſelbe eben klirrend zugeſchlagen wurde und es dem Italiener vorkam, als ließe ſich von Oben ein leiſes Kichern vernehmen. Ergrimmt ſtampfte er mit dem Fuße, ſteckte die geballten Fäuſte in die weiten Hüftenbauſchen, und ſchritt, Zornflüche murmelnd, über den Ring der Sporngaſſe zu.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus der Levante.

Nach Originalſkizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden.

(Fortſetzung.)

Conſtantinopel den 20. April 1884.

Sehen und Schreiben, Nehmen und Geben, Genießen und Genießen machen, das ſind zwei Dinge, die ſich ſchwer mit einander vereinigen laſſen, wie alle Gegenſätze in der Welt; beſonders wenn man matt und müde iſt, erdrückt von der Rieſenhaftigkeit aller Geſtaltungen rings umher. Das iſt keine Stadt, kein Volk, keine Regierung; hier ſiehſt du Caravanen der Wüſte, in ihrem Laufe plötzlich aufgehalten, erſtarrt, verſteinert, ins Coloſſale nach allen Dimenſionen ausgedehnt! Der Wanderer findet hier keine Heimat, er lebt auf der Reiſe, in der Fremde, auf dem Boden, den er in Kurzem wieder verlaſſen ſoll. Keine Reihenfolge edler Geſchlechter baut ſich auf, kein Haus gründet ſich, auf das der Enkel mit Zuverſicht ſchaue, ein Tag folgt dem andern und führt neue Menſchen zur Stätte hin, die immer den alten Anblick der Wüſte bewahrt. Der Pilger dieſer Stadt blickt ſtets mit frommer Anhänglichkeit in das ferne Morgenland zurück, dem er entſtammt iſt, wohin er zurückkehren

wird, zurückkehren muß, ſobald nur die große Stunde einſt gekommen. Der fromme Türke läßt ſich nicht in Europa begraben, drüben bei Scutari auf Aſiatiſcher Küſte ſucht er ſeine Gebeine vor Entheiligung zu bewahren. Und mitten durch die Schaar bewegt ſich der Moslim, der den Zug bedeckt, der Führer, der ihn leitet, der Beduine, der ihn plündert, der Molla, der ihn ſegnet, der Krämer, der von ihm lebt, der Sclave, den die Bürde zu Boden drückt.

Soll ich dir Conſtantinopel beſchreiben, die Stadt, die ſo oft gefeiert worden? Begleite mich einmal auf einem Spaziergange, was du da erblickſt, will ich dir nennen und erklären, mehr verlange dießmal nicht von mir.

Hier in Pera, der impoſante Pallaſt mit den drei Stockwerken der ſtolzen Façade, wurde von den Venetianern erbaut und iſt gegenwärtig Öſterreichs Eigentum. Jetzt bewohnen ihn Se. Excellenz, der außerordentliche Geſandte Freiherr v. Stürmer, dieſer edle, geiſtreiche, gaſtfreie Mann mit der großartigen Haltung, und die meiſten der übrigen Glieder der Geſandtſchaft, die Herren v. Eiſenbach, von Kletzel, Freiherrn von Teſta, von Adelsburg, Steindl und Schwaiger.

Das Leben in Pera — du wirſt es bemerken, wenn du nur einigemal durch die finſtern, krummen, engen, ſchlecht gepflaſterten Straßen ſtreichſt — iſt düſter und unangenehm. Öffentliche Beluſtigungsörter gibt es nicht, die ſich kreuzenden Intereſſen halten die verſchiedenen chriſtlichen Nationen (von welchen Pera faſt ausſchließlich bewohnt wird,) oft ſtrenge aus einander, und ſo ſind die Familien meiſtens auf ſich ſelbſt beſchränkt. Ja manchmal ſchaut es noch trüber, geſpenſtiger in dieſen Gängen aus. Dann ſind die Häuſer verſchloſſen, die Fenſter verhängt, nur unter beſonderen Vorſichtsmaßregeln wirſt du eingelaſſen, auf der Straße ſcheut der Freund die Begrüßung des Freundes; denn das Scheuſal, das zwar Conſtantinopel nie verläßt, aber doch meiſtens nur einzelne, unbekannte Opfer fordert, wenig geachtet und gefürchtet wird — die Peſt — ſchreitet furchtbar, raubbegierig, unerſättlich durch die Räume und pocht ſelbſt an die Palläſte der Hohen an. Eine andere Art Aufregung, die aber lärmender, geräuſchvoller, augenblicklicher iſt, gewähren die Feuersbrünſte, die hier bei der großen Anzahl hölzerner Gebäude

zu den Tagsbegebenheiten gehören, und öfters einen ungeheuren Umfang gewinnen. Dieß iſt das Leben in Pera!

Laß dich nicht abſchrecken, wenn ich dich jetzt abermals zu Gräbern führe, es iſt ein melancholiſcher, aber ein ſchöner, ruhiger, erhabener Anblick. Wir gehen gegen Nordweſt, eine Anhöhe hinauf, ein kühler, großartiger Cypreſſenhain umfängt dich, ſo alt beinahe, als der Beſitz Conſtantinopels durch die Türken, und dein Auge überſchaut die Küſte des Bosphorus. Hier iſt einer der Leichenäcker Conſtantinopels, ganz nahe neben einer großen Caſerne, die der jetzige Sultan hat erbauen laſſen.

Von den türkiſchen Gräbern kannſt du mich aber zur chriſtlichen Kirche begleiten, die, geziert mit Thurm und Glocken, ein lobenswerthes Beiſpiel religiöſer Duldung bietet, das man einem ſo leidenſchaftlichen Volke, wie die Türken ſind, kaum zutrauen ſollte.

Moſcheen kann ich dir in Pera keine zeigen, da mußt du mir ſchon hinab nach Tophana folgen — wo du nebenbei auch das für einen Europäer eben nicht merkwürdige türkiſche Seearſenal beſehen kannſt, wenn du Luſt haſt noch dergleichen — oder noch beſſer, wir ſchiffen gleich nach Conſtantinopel hinüber, wo ihrer an 320 ſich befinden ſollen, eine ſchöner und prächtiger als die andere, und unter denen 14 den Beinamen der kaiſerlichen führen und als ſolche, gleichſam wie Kathedralen, durch das ganze Reich verehret werden. Es ſind größtentheils weitläufige Gebäude, die bei ihrer runden Form und den ſchlanken Minarets dem Auge ein angenehmes Bild darbieten. Tritt man in den Vorhof, ſo erblickt man zuerſt eine große Zahl kleiner Springbrunnen, wo ſich die Türken vor dem Eintritte ins Heiligtum Hände, Füße und das Antlitz waſchen. Der Fremde thut gut, wenn er zu ſeinem Beſuche eine Stunde wählt, wo die Tempel ſelten beſucht werden, denn der Pöbel iſt zu Conſtantinopel fanatiſcher als irgendwo. Sonſt weiß der Küſter (Muezzin) ſich mit der Neugierde des Reiſenden gut abzufinden und iſt zufrieden, wenn der Fremde zum Beweiſe ſeiner Ehrfurcht die Fußbedeckung (Schuhe, Pantoffel) draußen vor dem Eingange ſtehen läßt; die Entblößung des Fußes vertritt die Stelle der Enthüllung des Kopfes, die nur bei uns als Zeichen der Achtung gilt. Das Innere der Moſcheen iſt höchſt einfach. Der Koran haßt und flieht die Kunſt, alſo iſt nirgends ein Bild, eine Statue ſichtbar; der Türke betet, das Angeſicht zur Erde

gebeugt; daher bedarf er keiner Bank, keines Sitzes. Dagegen bedecken ſchöne aſiatiſche Teppiche, oder wenigſtens feine Strohmatten den Boden, die Wände ſind weiß getüncht, die Kanzel des Iman iſt ſichtbar und vielfarbige Lampen erfüllen den obern Raum. Die Stelle der Glocken vertreten die Muezzins, welche von den Minarets herab fünfmal des Tages zum Gebete rufen.

Die Hauptmoſchee, die ehemalige Sophienkirche, habe ich leider nicht zu ſehen bekommen. Der Eintritt in dieſelbe wird nur auf einen großherrlichen Firman geſtattet, der nicht ohne Schwierigkeit zu erlangen iſt; da nun der Internuntius im Geſpräche fallen ließ, daß er ſelbſt die günſtige Jahreszeit abwarte, um für ſeine Gemalin einen ſolchen Firman zu erwirken; ſo durften wir mit unſern Wünſchen nicht beſchwerlich fallen.

Eine andere kirchliche Sonderbarkeit Conſtantinopels iſt der Orden der Derwiſche, die einzigen Prieſter der Türken, welche die Gegenwart der Andersgläubigen bei ihren religiöſen Übungen dulden. Es ſind meiſt derbe, knochige Geſtalten, in einen weiten braunen Mantel gehüllt, und einen ſonderbar geformten grauen Filzhut auf dem Kopfe. Wenn ſie einander auf der Straße begegnen, ſo begnügen ſie ſich nicht mit dem gewöhnlichen türkiſchen Gruße, der Bewegung der Hand gegen Herz, Mund und Stirn, ſondern ſie küſſen einer dem andern ehrfürchtig die Hände. Über alles geht aber die Art ihrer Gottesverehrung. Sie wird in einem Locale begangen, das ganz unſeren Tanzſälen ähnlich, nur daß es rund und nicht viereckig iſt. Der Boden iſt mit Wachs getränkt und ſtark geglättet, an der Wand zieht ſich eine kleine Erhöhung herum für die männlichen Zuſchauer, etwas höher ſind vergitterte Logen für die Frauen, im erſten Stocke ſind ebenfalls einige abgeſonderte Behältniſſe für vornehme Gäſte und dann ein Orcheſter, wo während der Funktion eine kreiſchende Männerſtimme, begleitet von einer Zitter und einer Trommel, ein ohrzerreißendes Geſchrei unterhält. Die Derwiſche ſitzen anfänglich an der Wand gekauert, allmälig erhebt ſich der eine, dann der andere, tritt weiter vor in den Kreis, ſchließt die Augen, breitet die Arme aus, daß ſie mit dem Leibe einen rechten Winkel bilden, und dann beginnen ſie, oft zwanzig und dreißig auf einmal, ſich im Kreiſe um die eigene Axe zu drehen, erſt langſam, dann ſchnell, zuletzt in wir-

belnder Bewegung, daß ſelbſt den ruhigen Zuſchauer ein Schwindel erfaßt und wenig fehlt, daß er ſelbſt hineingeriſſen würde in die zauberiſchen Ringe.

Doch faſt zu lange, fürchte ich, habe ich dich mit geiſtlichen Dingen unterhalten; es iſt Zeit, daß wir auch die weltlichen erforſchen. Zuerſt laß uns einige Bazars beſuchen, jene langen, hohen, geräumigen, in Conſtantinopel ſelbſt durchaus gemauerten und ſelbſt von oben geſchloſſenen Hallen, wo alle Erzeugniſſe des Orients ausgebreitet und entfaltet ſind. Bude reihet ſich an Bude, in langen, ſich durchkreuzenden Zeilen, ſo daß man eine kleine Stadt zu durchſchreiten glaubt. Die einzelnen Handelsartikel ſind getrennt und die gleichartigen zuſammengeſtellt, ſo daß man überall von jeder einzelnen Waare den ganzen Markt, die reichſte Auswahl, die größte Fülle überſchaut. Senſale, Mäkler und Wechsler durcheilen die Gänge oder haben ihre Hütten an den Ecken aufgerichtet, die öffentlichen Schreiber ſitzen an ihren Tiſchen und die ſpeciellſten Angelegenheiten werden in Gegenwart von allen Zuhörern verhandelt, welche die in der Türkei übrigens ſeltene Neugierde um den Schreiber verſammelt. Die reichſten und ſehenswürdigſten ſind die Bazars der Waffenſchmiede, Goldſticker, Schuſter und Lederarbeiter und insbeſondere jene der afrikaniſchen Spezereien.

Ein traurigeres Bild bietet der Sclavenmarkt. Die Frauen und die (koſtbareren) weißen Sclaven hat zwar, wenn auch nicht das Schamgefühl, ſo doch der Eigennutz den frechen Blicken des großen Haufens entzogen, und ſie werden, in einem eigens dazu beſtimmten Hauſe verſchloſſen, nur wahren Käufern gezeigt; aber der ſchwarze Sclave, der hier, wie leider ſo lange auch in dem übrigen Europa, als gleichſam einer andern Race angehörig betrachtet wird, iſt in dem Hofraume desſelben Gebäudes den Blicken Aller ausgeſetzt, und Jeder, der da will, kann ihre halbnackten Geſtalten mit den großen wilden Augen herumſchleichen, ſie bald zur Arbeit, bald zur Fütterung, gleich dem Laſtthiere, angetrieben ſehen und die unterirdiſchen Ställe durchwandern, in denen ſie Nachts aufbewahrt werden. Das Einzige tröſtet, daß die Behandlung dieſer Unglücklichen in der Regel keine harte, unerträgliche iſt, ſie werden in Kurzem Glieder des Hauſes, für das ſie angekauft werden, und ſind meiſtens von

Jugend auf an ihr Los gewöhnt, ja von den Sclavinnen aus dem Kaukaſus erzählt man, daß ſie für ihren künftigen Beruf eigens **erzogen** werden, und daß ſie den Tag, wo der Sklavenhändler kömmt, ſie den Ihrigen abzukaufen, mit demſelben frohen Gefühle betrachten, wie die Europäerin die Stunde, welche ſie mit dem Manne ihrer Wahl für immer vereint. — Das hat mir immer als der ſtärkſte Beweis für die menſchliche Freiheit gegolten, daß man auch das Empörendſte, Verächtlichſte, Gottvergeſſenſte angenehm und löblich finden kann!

Von den Bazars ſollſt du mir nun zu den **Bädern** folgen; aber vorher wende deine Aufmerkſamkeit auf die Straßen, welche du durchwanderſt. Welche Stille ringsum, welche ſummende Ruhe trotz der Menſchenmenge, welche durch die Räume auf- und niederwogt! Jeder geht ſtill, in ſich gekehrt ſeine Wege, ja nicht einmal das Getrappe eines Stiefel-Abſatzes, das Raſſeln eines Wagens unterbricht die orientaliſche Schweigſamkeit. Höchſt ſelten zieht durch die Straßen ein Karren langſam einher, reich vergoldet, aber ſchwerfällig, ſeltſam geformt, von ſchön geſchirrten Ochſen geführt, deren Schritte ein Kutſcher lenkt, der zu Fuße neben ihnen ſchreitet. Auch keine Kinder ſiehſt du, von den Frauen zeigen ſich nur die aus der niedrigſten Volksclaſſe auf der Straße und ſelbſt dieſe ſind ganz in ihre Schleier gehüllt. Den meiſten Lärm machen noch die herrenloſen Hunde, welche hier wie überall das Wort des Korans zu tödten verbietet, und zur Qual des Fremden aufziehen und verwildern läßt.

Doch jetzt ſind wir bei den Bädern, trete ein! Hier in dieſer Vorhalle entkleideſt du dich — du wirſt bloß Männer um dich ſehen, die Frauen finden nur zu beſtimmten Stunden des Tages Einlaß, wo er wiederum jedem Manne verweigert wird. Nach deinem Wohlgefallen kannſt du nun in dem einem oder dem andern dieſer wohl geheizten Gemächer weilen, wo durch wohlgeleitete Röhren allenthalben Waſſerdünſte ſich entwickeln, deren Intenſität und Temperatur ſteigt, je weiter du von dem Eingange dich entferneſt. — Du willſt hier bleiben, wo eine Temperatur von 30—40 Graden herrſcht? Meinetwegen, wiewohl der echte Türke eine Hitze von 50—60 Graden am meiſten liebt. Jetzt nähert ſich dir der Badewärter, laſſe dich nur ungeſcheut auf jener Matratze nieder. Er wird dich

der Länge nach ausſtrecken, die Gelenke aus einander ziehen, den Leib abkneten, wie einen Teig, dich hin und her wälzen, kein Theil deines Körpers wird dieſer mit beſonderer Gewandtheit vollendeten Operation entgehen, wenn du ſtarke Geiſter verträgſt, wirſt du zuletzt noch mit wohlriechenden Eſſenzen eingerieben, endlich trocknet ein Handtuch die feuchten Glieder, und du ſtehſt auf, wie neu belebt, mit einem friſchen, ſüßen, lebensfrohen Gefühle, wie du es lange nicht genoſſen.

Nächſtens ein Mehreres! Ich werde abgerufen, und der Brief muß noch heute abgehen, wenn ich Euch nicht acht Tage länger auf Nachrichten warten laſſen will.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

27. Auguſt 1732 ſchenkt Otto Graf von Volkera, Landmarſchall-Amtsverweſer, der Landſchafts-Akademie, zu deren Gründung ſchon im Jahre 1655 der Anfang gemacht worden, ſeine ziemlich bedeutende Bibliothek. Nach Vereinigung der Akademie mit der neuen ſavoyiſchen wurde die Bibliothek 1760 der Windhagiſchen bei den Dominikanern einverleibt.

28. Auguſt 1765 geb. zu Karlsberg in Kärnthen A. Rudolph Vetter, Doctor und Profeſſor der Arzneikunde. Er ſtudierte zu Wien die Medicin, wurde 1798 zu Inſpruck als Doctor promovirt und erhielt 1803 die Lehrkanzel der Phyſiologie und Anatomie an der Univerſität zu Krakau. Er ſtarb aber ſchon am 10. October 1806 zu Wien an einem Nervenſchlage. Wir haben von ihm mehrere anatomiſche und phyſiologiſche Werke, die durchgehends Fleiß und Fähigkeit beweiſen.

29. Auguſt 1816 geruhen Allerhöchſt Se. Majeſtät zur Erziehung und Bildung junger adeliger Galizier in der k. k. Ingenieur-Akademie 20 Stiftungsplätze zu bewilligen, die Renten hiezu aus dem aufgehobenen galiziſchen adeligen Arcieren-Leibgarde-Fond zu beſtimmen und ſich das jedesmalige Ernennungsrecht vorzubehalten.

30. Auguſt 1621 geb. zu Fürth in Öſterreich ob der Enns P, Bonifaz Pepek, weiland Mitglied des berühmten Benedictinerſtiftes Kremsmünſter, und fleißiger Verzeichner der Ereigniſſe ſeiner Zeit. Am 4. Auguſt 1648 zum Prieſter geweiht, erwarb er ſich ſpäter als Prior vielfache Verdienſte um ſein Stift. — Er ſtarb am 15. Jänner 1680 zu Puchkirchen, wo er mehrere Jahre Pfarrer geweſen.

31. Auguſt 1673 geb. zu Brunnecken in Tyrol Anton Steyerer; 1690 Jeſuite, Lehrer und Beichtvater der Erzherzoginnen Töchter Kaiſer Joſephs I. Mit der älteren derſelben, Joſepha Amalia, vermählten Königin in Polen und Churfürſtin zu Sachſen, ging er mit nach Dresden, wo er am 26. April 1741 Todes verblich. Außer mehreren theologiſchen Schriften haben wir von ihm **Elogia principissarum domus Austriae**, und die vortrefflichen Commentarien zur Geſchichte Albrecht II., durch deren Reichtum bisher ungedruckter Urkunden und unbenützter Beweisſtellen gleichzeitiger Schriftſteller die öſterreichiſche Geſchichte an Aufklärung unendlich gewonnen hat.

1. September 1707 räumt Kaiſer Joſeph I. den Proteſtanten in Schleſien alle, in dem Osnabrücker Frieden bewilligten Religionsfreiheiten, Kirchen und Schulen ein.

2. September 1746 geb. zu Wien Karl v. Zahlheim, Profeſſor der öconomiſchen Wiſſenſchaften an der hohen Schule und Verfaſſer mehrerer politiſcher und öconomiſcher Abhandlungen. Unvorſichtigkeit hat ihn öfters in unangenehme Erörterungen verwickelt; es wäre zu wünſchen, daß es ihm überhaupt mehr um die Wahrheit, als um Befriedigung einer zügelloſen Prunkſucht zu thun geweſen wäre.

Verbeſſerungen: S. 1119 Z. 6 v. u. ſt. Mortels l. Martells; S. 1128 Z. 14 v. u. ſt. Anſehen l. Ausſehen; S. 1150 Z. 14 ſt. Beziehung l. Beziehungen; Z. 13 ſt. mathematiſche l. mathematiſcher; Z. 13 v. u. ſt. Ztit l. Zeit; Z. 7 v. u. ſt. ſicheres l. ſichereres; Z. 4 v. u. ſt. Scizzen l. Scienzen; S. 1151 Z. 5 v. u. ſt. Chemie-Mathematik l. Chemico-Mathematik; S. 1152 Z. 23 ſt. metrorognoſtiſch l. meteorognoſtiſch; Z. 6 v. u. ſt. wußten l. wüßten.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 49.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Meinrad Lichtenſteiner. Von D. Joſeph Frank.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

17.

Der Winter ward im kleinen Kriege, mit zweifelhaftem Glücke, und mit trügeriſchen Unterhandlungen verbracht, welche ſich vorzüglich darum bewegten, den Herzog von Burgund für die Sache des Königs Karl zu gewinnen. Zwar die Jungfrau war noch in vielen einzelnen Kämpfen glücklich, die Feſte Pierre le Moutieres erlag ihrem Arme, und ſie entſetzte Melun, das die Engländer mit ſtarker Macht angegriffen; aber ſie war nicht mehr das herrſchende Haupt des Krieges, ſondern mehr einer der kühnen Partheigänger, wie ſie damals in den Heeren dienten, ja ſelbſt auf den Wällen von Melun war es, wo nach den ſpäteren Ausſagen der Jungfrau die Heiligen ihr um die Zeit der Oſtern verkündigten, daß ſie noch vor dem Feſte des heiligen Johannes in die Gewalt ihrer Feinde fallen würde; dieſes ſei ganz unvermeidlich, ſie möge ſich nicht davor fürchten, ſondern dankbar aus den Händen Gottes dieſes Kreuz annehmen, er würde ihr auch Kraft verleihen es zu tragen. Johanna bat ihre lieben Heiligen, ſie möchten Gott für ſie bitten, daß er ihr doch den Schmerz einer langen Gefangenſchaft erſparen möchte, und ſie alsbald ſterben laſſen und in ſein heiliges Reich aufnehmen. Die Heiligen aber wollten ihr darüber Nichts offenbaren, ſie ſagten ihr auch weder den Ort noch die Stunde, wo ſie in die Hände der Feinde fallen ſollte, ſie legten ihr nur ans Herz, geduldig und gefaßt zu ſein.

Von dieſer Zeit an wiederholten die Heiligen ihre Verkündigung von dem nahenden Unglücke faſt täglich, Johanna entdeckte es

zwar den Kriegsleuten nicht, allein ſie folgte von dieſer Stunde an dem Rathe der Feldherren in Allem; denn ſie ſelbſt war ja der Hand Gottes verfallen und wollte darum auch nicht noch Andere durch ihren Rath in ihr Schickſal hineinziehen, dem ſie ſelbſt in ruhiger Faſſung entgegen ging.

Es war wieder die ſchöne Maienzeit, wo die Blumen neu aufblühen und Alles ſich des jungen Lebens freut, aber ſie ging dießmal nicht, wie damals vor Orleans, frohen Sinnes der ſtrahlenden Siegeskrone entgegen; die weißen Dornroſen des bitteren Leidens, das waren die Blumen, die ihr dieſer Mai bringen ſollte.

Sie hielt ſich um dieſe Zeit in Lagny auf, nachdem ſie Franquet d'Arras, einen grauſamen feindlichen Heerführer geſchlagen und ihn, als Mörder, Räuber und Verräther, der Gerechtigkeit zur Beſtrafung übergeben hatte, und warf ſich endlich nach Compiegne, das von dem Engländern hart belagert ward.

Während die mutige Beſatzung der Stadt gegen die Belagerer täglich Ausfälle machte, ſammelte die unermüdliche Johanna außerhalb neues Kriegsvolk im Lande umher und führte es plötzlich, ohne daß die Feinde es merkten, bei nächtlicher Weile zu großer Freude des Volkes in die Stadt hinein.

Die Heerführer wollten den freudigen Muth, den die Rückkehr der Heldenjungfrau in allen Herzen erweckt, ſogleich benützen und gaben ihr darum noch an demſelben Tage den Auftrag, mit anderen Hauptleuten und 600 Mann zu Fuß und zu Roß die feindlichen Werke jenſeits zu überfallen. Um 5 Uhr ritt die Jungfrau mit ihrer Schaar zu dem Bollwerke, das den Brückeneingang deckte, hinaus in die Wieſe, die ſich davor ausbreitete. Nun traf es ſich aber durch Gottes Schickung, daß gerade um dieſe Stunde der burgundiſche Heerführer Johann von Luxemburg, mit einigen Edelleuten, ihr entgegen in die gleiche Wieſe auf Kundſchaft geritten kam und ſo ihrer gewahrte. Sogleich zog er ſich zurück und rief die nächſte Beſatzung, die zu Marigny die Straße deckte, zu den Waffen. Ohne dieſen Zufall wäre jener Ort Zweifels ohne von der Jungfrau gewonnen worden, denn ſorglos und unbewaffnet dachte die Beſatzung an Nichts weniger, als einen Überfall der Feinde.

Schnell ſtanden ſie jetzt unter den Waffen. Aber die Jungfrau

drang kühn und gewaltig auf ſie ein. Nie, ſo wird berichtet, focht ſie mit ſolcher Tapferkeit und ſolchem Heldenmute, wie gerade jetzt. Schon hatte ſie Den von Luxemburg und ſeine Beſatzung hinter die Barrieren von Marigny zurückgeworfen, als die feindliche Linie entlang von Poſten zu Poſten, der Lärmruf erſcholl und ringsum die burgundiſchen Schaaren herbeieilten. Stark und ſtärker wurde die Macht der Feinde. Wieder drangen ſie vor und wieder wurden ſie zurückgeworfen. Doch als ſie immer mächtiger zum dritten Mal vorſtürmten, da vermochte ſie dieſelben nur die Hälfte des Weges zurück zu treiben. Sie konnte nicht länger die Ihren halten, ſie wichen gegen die Brücken von Compiegne zurück, und die Hinterſte kämpfte die Jungfrau, fort und fort den Rückzug der Weichenden deckend. Ungleich zeigten ſich die fliehenden franzöſiſchen Ritter dem Heldenmuthe des unerſchrockenen Mägdleins, dem doch nicht der Sieg, ſondern der Kerker vor Augen ſtand. Immer größer wurde die Unordnung, je näher ſie der Brücke kamen, immer mächtiger drangen die Feinde auf die Fliehenden von allen Seiten ein, die aus Furcht, abgeſchnitten zu werden, ſich wild hinter einander in das Bollwerk drängten. Nicht länger konnte da die Nachhut den feindlichen Andrang aushalten, ſie ſtäubte nach allen Seiten auseinander. Die Einen ſtürzten in den Fluß, die Anderen ergaben ſich dem Feinde, nur die Jungfrau, auf ſchönem Roße, in purpurnem Wappenrocke, ihr Banner emporhebend, ſchwang noch das blitzende Schwert, das ſie einem Feinde abgerungen. Auf ſie drang die ganze Macht der Burgunder ein, um Jene zu gewinnen, die der Schrecken von England und der Sieg Frankreichs war. Kämpfend und von Feinden umringt ward ſie ſo zu dem Fuße des Brückenbollwerkes hingedrängt. Wohl riefen die Sturmglocken von Compiegne, aber es kam Keiner ſie zu retten. Die Stunde, die zu Melun die Heiligen ihr verkündet, hatte geſchlagen: ſie fand den Eingang des Bollwerkes der miteindringenden Feinde wegen geſperrt. Sie kämpfte noch mit unerſchrockenem Muthe und ſuchte mit ihrem ſchnellen Roße das Freie zu gewinnen. Ein Bogenſchütze aus der Picardie aber faßte ſie bei ihrem Waffenrocke und als er ſie ſchon vom Pferde niedergeriſſen, ſelbſt da wollte ſie ſich nicht ergeben, mit Gewalt mußte ſie überwunden werden. Lionel, genannt der Baſtard von Vendome, führte ſie gefangen nach Ma-

rigny und da wurde ſie von einer ſtarken Wache unter dem Befehle des Johann von Luremburg, dem ſie Vendome verkaufte, in Gewahrſam gehalten.

Alſo fiel die Jungfrau am drei und zwanzigſten Mai des Jahres 1430 zu Compiegne vor der Brücke in die Hände ihrer ergrimmten Feinde. Das geſchah fünfzehn Monate, ſeit ſie zum Erſten vor ihrem König in Chinon erſchienen, Ein Jahr, ſeit ſie ihm Orleans befreit und zehn Monate, ſeit ſie zu Rheims in dem Dome für ſeine Krönung Gott gedankt, und alſo wurde erfüllt, was ſie dem König vorausgeſagt: »Ich werde nur ein Jahr dauern und länger nicht, darum müßt Ihr bedacht ſein, dieſes Jahr wohl anzuwenden.« Daß ſie Dieſes vorausgeſagt, hat der Herzog von Alençon bezeugt.

18.

Unſäglich groß war die Freude der Engländer, durch alle ihre Lande flog die Wunderbotſchaft, die treuloſen Pariſer brannten Feuerwerke ab und dankten Gott in einem Te Deum, daß die heldenmüthige Befreierin Frankreichs in die Hände ihrer Feinde gefallen, und in den öffentlichen Predigten wurde die fromme Johanna eine gottloſe Hexe geſchmäht.

Johanna war nach Beaulieu, und nach einem vergeblichen Verſuche der Entweichung nach dem feſten Schloſſe Beaurevoir gebracht worden, wo ſie Joh. von Luxenburg ſeiner Gemalin und Tante übergab. Dieſe empfingen die Unglückliche mit mitleidsvollem Wohlwollen, ſie baten ſie auch Frauenkleidung anzulegen, weil das in den Augen ihrer Feinde ein Hauptverbrechen ſei, daß ſie in männlicher Tracht ſich kleide. Ihre Bitten waren ſo freundlich und herzlich, daß Johanna ſpäter erzählte, hätte ſie es thun dürfen, ſo hätte ſie es dieſen Damen lieber als irgend einer andern Dame in Frankreich, die Königin ausgenommen, zu Liebe gethan. Nun gab ſie ihnen aber zur Antwort: »ich werde die Kleidung, die ich führe, nicht ablegen ohne die Erlaubniß Gottes, noch iſt es nicht Zeit dazu.«

Vier Monate lang blieb ſie auf dieſer Veſte, und das waren die guten Tage ihrer Gefangenſchaft, denn ſchon war der Haß ihrer Todfeinde, der Engländer, gegen ſie in Thätigkeit, und von der Univerſität zu Paris, dem Biſchofe von Beauvois, Peter Cauchon

und dem Inquiſitionsgerichte, ward in ihrem Einfluſſe alles aufgeboten, ſie von den Burgundern ausgeliefert und in förmlichem Proceſſe vor den Augen der Welt gebrandmarkt zu ſchmählichem Tode verurtheilt zu ſehen.

Johannas Seele bedrückte überdieß die Angſt um die Ihrigen, um das hart belagerte Compiegne, ſie glaubte, ſie dürfe, ſie müſſe hinaus, ihnen helfen, ſie erretten. Ihr Gefängniß war ihr unerträglich, vergebens redeten die Stimmen ihr zu und wehrten ſie ab, ſie konnte ihres Gefühles nicht Meiſter werden und eines Tages ſprang ſie den hohen Thurm von Baurevoir hinab. — Aber da hatten — nach der ſpätern gerichtlichen Ausſage der Jungfrau — die Heilgen Erbarmen mit ihrer Noth, kamen ihr zu Hilfe und beſchützten ſie vor dem Tode. Die Wächter fanden ſie ſchwer verwundet und beſinnungslos auf dem Walle liegen. Sie wußte nicht wo ſie war, und man mußte ihr ſagen, daß ſie vom Thurme herabgeſprungen ſei.

Während dieſer Zeit hatten aber die eingeleiteten Unterhandlungen ihr Ziel erreicht. Um 10000 Franken (60.000 unſeres heutigen Geldes,) wofür, nach franzöſiſchem Gebrauch und Herkommen, dem König, als oberſtem Herren des Krieges, jeder Gefangene, er ſei nun König oder Kronprinz oder von was immer für einem Stande, mußte ausgeliefert werden; übergab Johann von Luxemburg die Jungfrau ihren Feinden. Doch verzögerte ſich ihre Auslieferung noch lange und das, wie es ſcheint, aus keinem anderen Grunde, als weil es dem Herzog von Bedford an Geld dazu gebrach. Er verſammelte darum am 4. Auguſt die Stände der Normandie und mehrerer anderer Provinzen. Sie mußten ſich beſteuern und am 20. Oktober ward das Löſegeld bezahlt. So wurde die Befreierin Frankreichs mit franzöſiſchem Gelde erkauft, um durch den Mund franzöſiſcher Richter zu ſterben.

Johanna wurde während ſechs Monate aus einem Gefängniß ins andere geführt und nachdem ſie ſich überall gleich rein und fromm gezeigt, in den Burgthurm nach Rouen gebracht, wo der nunmehrige König von England und die Großen ſeines Rathes ihren Sitz hatten. Die Univerſität in Paris ſandte ſpäter ſechs ihrer Glieder dem Prozeße beizuwohnen. Am 3ten Januar ward der Biſchof von Beauvais im Namen des Königs von England ermächtigt, gegen die Jungfrau in

gerichtlicher Form vorzuſchreiten, als gegen eine ſolche, die gottloſer Weiſe wider das heilige Geſetz Männerkleidung angelegt und Menſchen-Mord, die Waffen in der Hand, verübt; die dem einfältigen Volke geſagt habe, ſie ſei von Gott geſandt und in ſeine göttlichen Geheimniſſe eingeweiht, und die noch anderer ärgerlicher und gefährlicher Irrlehren uud Verbrechen wider die göttliche Majeſtät verdächtig ſei. Würde ſie dieſer Verbrechen nicht überführt werden, ſo behalten ſich die Engländer das Recht vor, ſie wieder zurückzunehmen.

Tag und Nacht trug ſie an den Füßen Feſſeln, die mit einer Kette an einen Holzſtock befeſtigt waren, ja es ſind Ausſagen da, daß ſie anfänglich in einem engen eiſernen Käfig geſeſſen habe. Doch mehr noch hatte ſie zu dulden von ihren Wächtern, engliſchem Kriegsgeſinde, von der roheſten, wildeſten Art.

Es war Peter Cauchon ſehr daran gelegeu, ſo Viele wie möglich an dem Proceſſe Theil nehmen zu laſſen. Wer nicht wollte, wurde dazu gezwungen und kein Theilnehmer durfte während der Dauer des Prozeſſes Rouen verlaſſen. So fiel die Schuld nicht auf ihn allein. Und wirklich gelangen ihm ſeine Bemühungen großen Theils, denn die Einen ſuchten die Gunſt der Engländer, die Anderen fürchteten ihren Zorn und hatten keinen Mut ſich wider die Ungerechtigkeit zu erheben. Doch nicht Alle verriethen ihre Pflicht und die Wahrheit vor den Drohungen des Biſchofs und der Engländer. Darunter zeichnete ſich vor Allen Nikolaus von Houppeville aus, der als ein wahrer Diener Gottes und der ewigen Gerechtigkeit unerſchrocken in einer der erſten Verſammlungen erklärte, daß weder der Biſchof von Beauvais, noch die Anderen, die dieſes Gericht abhalten wollten, Richter ſein könnten. Es ſcheine ihm nicht die wahre Weiſe zu ſein, daß die, welche der Gegenpartei angehörten, Richter in eigener Sache ſeien; beſonders wenn man bedenke, daß Johanna von der Geiſtlichkeit zu Poitiers ſchon einmal ſei geprüft worden, ſo wie auch von dem Biſchof von Rheims, dem Metropolitan-Biſchof des Biſchofes von Beauvais. Peter Cauchon ließ ihn in größten Zorne über dieſe Erklärung vor ſich rufen, der Geforderte erklärte ihm aber, daß er ihm nicht unterworfen ſei und ihn nicht für ſeinen Richter anerkenne, weil er nicht aus ſeiner Diözeſe ſei. Nichts deſtoweniger wurde er feſt genommen und in die Burg von Rouen

geſetzt. Man drohte ihn zu erſäufen und wollte ihn nach England verbannen, bis es endlich ſeinen Freunden gelang, daß er losgegeben wurde. Mit Recht hat darum der Erzbiſchof von Demetrias bei der Unterſuchung, die ſpäter über dieſen ſchändlichen Prozeß geführt wurde, eidlich ausgeſagt: Niemand von allen, die an dieſem Prozeſſe Theil genommen, habe ſeine volle Freiheit gehabt; denn Niemand habe etwas zu ſagen gewagt, ohne daß es ſei aufgezeichnet und den Engländern hinterbracht worden.

(Fortſetzung folgt.)

Meinrad Lichtenſteiner,

geboren 1759, geſtorben zu Wien den 2. Mai 1834.

Zu ſpät tönen dieſe Worte der Trauer nach dem Sarge des edlen Verblichenen, aber welcher ſeiner Freunde hätte in der erſten Zeit, wo er den Verluſt noch in ſeiner ganzen Größe mitempfand, ſeine Gefühle in Worte zu kleiden vermocht'? Nur die alles lindernde Zeit gibt die nöthige Ruhe und Beſonnenheit, um dem Entſchwundenen dieſe wenigen Worte weihen zu können.

Im Jahre 1759 zu Wien von armen Ältern geboren, verdankte Meinrad Lichtenſteiner ſeine Ausbildung ſeinem ältern Bruder Benedikt, bereits ſchon Kapitular des Stiftes Schotten, und dem gelehrten Hofrathe Kollar, Kuſtos der k. k. Bibliothek. Sie ſpornten ſeine Wißbegierde und legten den erſten Grund ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe und ſeines fleckenloſen Charakters. Als er im Jahre 1783 in den Benediktinerorden trat, baute er mit raſtloſem Eifer auf dem gut gelegten Grunde fort, widmete ſich außer ſeinem Berufs-Studium den philoſophiſchen Wiſſenſchaften mit ſolchem Fleiße, daß er der Doktorswürde werth befunden wurde, und machte ſich in Erholungsſtunden mit der damahls blühenden deutſchen Literatur bekannt, ohne der Meiſterwerke der Alten, die er bis an ſein Ende liebte und als die Quelle alles gründlichen Wiſſens und aller Humanität verehrte, je zu vergeſſen. Auch mit der hebräiſchen Sprache, die er von Kollar erlernte, war er vertraut, in der lateiniſchen und griechiſchen errang er die Meiſterſchaft, und ſeine allgemein geſchätzte Überſetzung von Racine's Kirchengeſchichte bewies, daß er kein partheiiſcher Ver-

ehret der Alten war. Daher ſtand er ſchon damals in dem Rufe tiefer Gelehrſamkeit und die ausgezeichnetſten Männer jener Zeit ſuchten und ſchätzten ſeinen Umgang. Von 1795 bis 1807 lebte er auf dem Lande, den Pflichten des guten und getreuen Seelenhirten ganz hingegeben, dann aber berief ihn ſein Freund und Jugendgefährte Andreas Wenzl, Abt zu den Schotten, nach Wien und ſtellte ihn als Präfekt an die Spitze ſeines neu errichteten Gymnaſiums. Hier ſtand er auf dem Platze, wo er die Aufgabe ſeines edlen Herzens löſen konnte, allen ſeinen Schülern Vater zu werden, die ihn auch ohne Ausnahme innig liebten und hoch verehrten; denn war gleich ſeine Außenſeite, im Kampfe mit den Widerſprüchen und dem unlauteren Geiſte der wirklichen Welt, etwas rauh geworden, ſo war es doch leicht, in ſeinem Innern, das jedem gerade und ehrlich Denkenden offen ſtand, den reichen Gehalt an edlem Metall zu entdecken.

Der hohe Werth dieſes Mannes, der täglich mehr allgemein anerkannt wurde, ward durch zweimalige Verleihung des philoſophiſchen Dekanats, und endlich durch die Ertheilung der Rektorswürde der Wiener-Univerſität ehrenvoll ausgezeichnet. Er wurde durch die Gnade Sr. k. k. Majeſtät zum Vizedirektor der Gymnaſialſtudien ernannt, welches ehrenvolle Amt er mit dem eines Präfekten des Schotten Gymnaſiums bis an ſein Lebensende vereinigte. In dieſem Berufe wirkte er mit ausgezeichneter Thätigkeit und ſelbſt, als ſich ſeine Augen ermatteten und er ſeine Arbeiten durch fremde Hände ausführen laſſen mußte, war er noch durch viele Jahre raſtlos thätig, und ſein heller Geiſt, ſein edles Herz blieben bis zu ſeinem ſchnellen und ſanften Tode unverändert. Alles ſetzte er daran, für Wahrheit und Recht zu ſtreiten, und ſo ſehr er an den Ereigniſſen der neueſten Zeit Antheil nahm, ſo kräftig kämpfte er ſtets, wenn ſie Trug und Heuchelei an die Stelle der Wahrheit und Rechtſchaffenheit ſetzte. So war es erklärbar, daß ſeine Freunde ſich glücklich fühlten, einen Abend bei dem alten blinden Manne verlebt zu haben, daß ihnen die Stunde des Aufbruches ſtets zu früh ſchlug, und ihnen kein noch ſo glänzendes Vergnügen für den Genuß, ſich in ſeinem ſtillen einſamen dunklen Zimmer (da ſein Augenleiden kein helles Licht duldete) zu verſammeln, ja ſelbſt ſich mit ihm ganz allein zu unterhalten, Erſatz gab. Alle werden ſich gewiß mit ungeheucheltem Schmerz immer an einen Dahingeſchiedenen erinnern, der ihnen nie mehr erſetzt werden kann, und deſſen Verluſt alle Redlichen tief betrauern

D. Joſ. Frank.

*) Von verehrter Hand aufgefordert, dieſer Erinnerung an einen allgemein bekannten Schulmann, ungeachtet der geraumen Zeit, die bereits ſeit ſeinem Tode verſtrichen, in dieſen Blättern einen Platz zu weihen, fand ich mich um ſo mehr veranlaßt, dem edlen Wunſche ſchleunigſt zu entſprechen, als die Stimme des liebenden Freundes und dankbaren Schülers ſtets Achtung und Anerkennung verdient. Hock.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 50. Wien, den 10. September 1834.

Der Kryſtallograph. Novelle von J. E. Wocel. (Fortſetzung.) — Bilder aus der Levante. Nach Originalſcizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden. (Fortſetzung.) — Erinnerungen aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

Der Kryſtallograph.

Novelle von J. E. Wocel.

(Fortſetzung.)

Zweites Kapitel.

Kazdá bylinka, kazdy kamenek, kazdy prássek před očima nassima gest widitedlnym znamenjm newiditedlné přj-tomne Bozj mocj, kteráz gey sebau w bytu drzj.

Amos Komensky.

Tiefe Nacht hatte ſich über Böhmens Hauptſtadt gelagert. Düſter und unheimlich ſah es in der Studierſtube des alten Meiſters Matthias aus. Es war ein hohes, gothiſches Gemach; durch die jetzt dunklen Spitzfenſter kreuzten ſich in Stein gemeißelte Schnörkel und Arabesken; vom hohen Mittelpuncte der Decke, wo zwölf Schwungbögen, eine zierliche Roſe bildend, ſich vereinigten, hing an einer Eiſenkette eine Ampel herab, die einen blendend weißen Todtenkopf bildete, aus deſſen Schädelöffnung ein matt flackerndes Flämmlein hervorblickte. Rings um die ſchmale, ſpitzig zulaufende Eiſenthüre waren dicke Folianten aufgehäuft; zwiſchen den Fenſtern und

längs den übrigen Mauerpartien ſtanden dunkle, mit Mineralien gefüllte Glasſchränke; im bunten Farbenwechſel waren darin in ſyſtematiſcher Ordnung die Haloide, Baryte, Kerate, Malachite, Glimmer, Spathe, Gemmen, Erze, Metalle, Kieſe, Glanze, Blenden und Schwefel gereihet. Am wunderlichſten nahm ſich aber das Mittelſtück dieſes Cabinetes aus. Da ſtanden auf einem, zum weiten Ovale ſich fügenden Geſtelle unzählige, wohl ſchuhlange Figuren von Pappe, als da ſind: Würfel, Pyramiden, Prismen, Rhomboeder und andere Geſtalten, die aus dieſen in tauſend ſonderbaren Fügungen und Verbindungen gebildet, den abenteuerlichſten Anblick gewährten. Im Mittelpuncte dieſes Figurenovales ragte hoch auf einer rieſigen Katheder Meiſter Matthias.

Des Greiſes hohe Geſtalt verhüllte ein langer, ſchwarzer Talar, mit weiten herabhängenden Ärmeln; ſein Haupt ſtarrte geiſterbleich empor, und berührte faſt mit dem Scheitel den untern Theil der über ihn hängenden Ampel, ſo daß es in der düſteren Umgebung ſchien, als ſchwebten zwei Todtenköpfe in verkehrter Stellung in der Luft, aus deren oberem ein Flammenſtrahl hinauf zum Himmel, aus deren unterem der lange ſchneeweiße Bart, als bleicher Kometſchweif, zur Erde deute. Außerhalb des Figurenkreiſes ruhte in einem Lehnſtuhle, mit hoher, vergoldeter Lehne, Bedrich, der junge Scolar des gelehrten Sinapius.

»Und ſomit habe ich denn, meine hochgeehrten Zuhörer, den erſten Theil meines inhaltvollen Gegenſtandes, der die einfachen Geſtalten der Kryſtalle behandelt, ihren Zuſammenhang, ihre mannigfachen Ableitungen und endlich die Entwicklung der Zuſammenſetzungen derſelben, heute beendigt. Ich will den Reſt dieſer Stunde dazu benützen, um einen flüchtigen Blick auf die zurückgelegte Bahn zu werfen.«

So ſprach mit langſamer und vom Alter gebrochener, aber klar vernehmbarer Stimme der wunderliche Alte, worauf er ſich die Schweißtropfen, die ihm ſein vermutlich ſchon geraume Zeit dauernder Vortrag ausgepreßt hatte, von der Stirne trocknete.

»Laßt es doch genug ſein für heute,« rief, ſich von ſeinem

Sitze erhebend, der Jüngling. »Ihr habet Euch bereits zu ſehr angeſtrengt, ſchonet doch Eurer Bruſt, Eurer Geſundheit.«

»So biſt auch du, Bedrich, meiner Vorträge müde; ach, ich merke wohl, daß ich bald nur den tauben Wänden werde dociren müſſen,« ſprach der Greis mit leiſem rührendem Tone.

»O das wolle der Himmel nicht, mein geliebter Meiſter,« entgegnete raſch der junge Mann. »Ich habe,« fuhr er fort, »bereits drei Semeſter hindurch Euren Curſus gehört, und bin, wie Ihr es ſelbſt bezeuget, tief genug in das Weſen Eurer ſinnreichen Theorie eingedrungen, nichts deſto weniger bereichert Ihr in jeder Stunde mit neuen, überraſchenden Ideen meinen Geiſt, daß ich bereit bin, bis an das Ende Eurer Lebenstage Euer getreuer, wenn auch einziger Hörer zu verbleiben.«

»Willſt du das, mein Herzenskind!« rief der Greis mit leuchtenden Augen, »ja, daran erkenne ich meinen lieben, biederen Schüler. Doch die Stunde verrinnt,« ſprach er hierauf, den Anſtand und den Ton des docirenden Profeſſors wieder annehmend; »laſſet uns daher, meine würdigen Zuhörer, die wenigen Staubkörnlein benützen, welche noch die Sanduhr unſerem Gegenſtande aufbewahret.«

»Wendet noch einmal auf die kryſtallographiſchen Grundgeſtalten Eure Aufmerkſamkeit. Aus dem Hexaeder laſſen ſich durch mannigfach um ſeine Begrenzungen gelegte Ebenen das Oktaeder, die verſchiedenen Arten von Dodekaeder, ferner die von 24 und 48 ſymetriſchen Flächen begrenzten Geſtalten ableiten. Wir nannten den Inbegriff aller aus dem Hexaeder abgeleiteten Reihen von Kryſtallgeſtalten das Hexaedriſche Syſtem; und dieſes Syſtem iſt das einzige, welches vielaxige Individuen hervorbringt.«

»Aus der zweiten Grundgeſtalt, dem Rhomboeder, laſſen ſich nach verſchiedenen Verhältniſſen — und zwar aus jedem Rhomboeder von beſtimmten Abmeſſungen andere — wachſende und abnehmende Reihen von Rhomboedern ableiten, deren Grenze, wenn die Axe ins Unendliche ſich dehnt, ein regelmäßiges, ſechsſeitiges Prisma wird, iſt die Axe aber unendlich klein geworden, ſo ſchrumpfet, wie wir uns überzeugten, die Figur zu einer bloßen Fläche, ein regelmäßiges Sechseck vorſtellend, zuſammen. Der Inbegriff aller möglichen Rhomboederreihen ſammt ihren Grenzen wurde das Rhomboedriſche Syſtem genannt.«

Eben ſo bezeichneten wir die Reihen der aus der gleichkantigen vierſeitigen Pyramide abgeleiteten Formen mit dem Namen des pyramidalen Syſtems, und ſo fort, bis wir mit Hilfe der acht Grundgeſtalten acht ſtreng einander ausſchließende Kryſtall-Syſteme entwickelt haben, in deren Bereiche das ganze Gebieth der Möglichkeit ſyſtematiſcher Kryſtallgeſtalten enthalten iſt.

»Nicht wahr, mein guter Bedrich, du hörſt mich an, du biſt nicht müde?« unterbrach ſich ſelbſt mit leiſer ängſtlicher Stimme der Greis. —

»Eure Rede feſſelt meine Aufmerkſamkeit — fahret nur fort, geliebter Meiſter« — ließ ſich die eine Stimme des geſammten Collegiums vernehmen.

»Das Mineralreich alſo, mein hochverehrtes Auditorium, liefert nebſt dieſen einfachen auch noch ſolche Gebilde, welche zwar von Flächen verſchiedener Art begrenzt werden, die aber immer und ohne Ausname einer Reihe eines und desſelben Kryſtall-Syſtems angehören, alle aus einer einzigen Geſtalt abgeleitet und entſtanden gedacht werden können. — Welche Mannigfaltigkeit und dabei welche Geſetzmäßigkeit der Geſtalten bietet auf dieſe Weiſe jede einzelne der unzähligen Kryſtallreihen! — Und faßt man die Millionen möglicher Combinationen der Reihen in einem Syſteme, die Millionen von Millionen Wechſelgeſtalten aller Syſteme, zuſammen — welche ungeheure, den Geiſt durch ihre endloſe Mannigfaltigkeit verwirrende Reihe von möglichen Gebilden der Natur, welche bodenloſe Quelle neuer Formen, welch grenzenloſes Chaos nie gedachter Schöpfungen überraſcht den Geiſt des Denkers! — Und doch kann eben dieſer Geiſt, des Adels ſeiner Abſtammung bewußt, in dieſes Chaos ſich tauchen — und vor ſeinem Auge weichet das verwirrende Dunkel — und es ſteigt empor die klare, verſtändige Ordnung, auf daß kund werde die Abſicht des ewigen Meiſters, die er in die Gebilde ſeiner Allmacht legte. Ja, der Kryſtall ſchaut dich an mit ſeinem freundlichen Schimmer, dem bunten Farbenſchmucke, den regelrechten Kanten, Flächen und Spitzen, und ſcheinet dich zu fragen: Erkennſt du mich, vermagſt du die Ordnung, das Geſchlecht und die Art, der ich angehöre, zu beſtimmen? Verſtehſt du mich einzureihen unter meine Brüder? — Doch die Meiſten verſtehen nicht die Frage — mit offenem Auge gehen ſie

blind bei den deutungsvollen Merkmalen dieſer Weſen vorüber und nennen wüſten Zufall die regelmäßige Fügung des Geſetzes.«

Und jetzt wurden die Worte des Greiſes klangvoller — ſeine Wangen überfloh eine fieberhafte Röthe, da er fortfuhr: »Ein Lauvenſpiel blinder Kräfte nennen ſie die unabſehbaren Farbenreihen, den Glanz, die Schwere, das bunte, magiſche Spiel im Strahle des Lichtes. Nein, der Ewige iſt kein Schöpfer des blinden Zufalls; er iſt das ſchaffende Princip der höchſten, ſinnigſten Ordnung, der Bildner eines Werkes, deſſen Räder in einandergreifen, vom ſinkenden Tropfen im Stalaktitendome bis zur brandenden Rieſenwelle des Weltmeeres, vom fallenden Blatte des Herbſtes bis zu den Wandelſternen, die raſtlos die Räume des Alls durchleuchten.«

Hier ſchloß der Greis ſeinen Vortrag; denn die Stunde war in der Sanduhr abgelaufen. — Während er ſich aber am Schluſſe vor ſeinem Auditorium tief verbeugte, erſcholl von draußen ein lautes höhnendes Gelächter.

Bedrich ſprang empor und wandte ſich unwillig nach dem Fenſter, von dem dieſe rohen Laute herübertönten. Ein Geſicht mit rothem Knebelbarte grinſte durch die runden Fenſtergläſer herein, welches aber bei Bedrichs heftiger Bewegung ſchnell verſchwand.

»Den muß ich züchtigen!« rief der junge Mann, in leidenſchaftlicher Aufregung zur Thür eilend.

»Laß den Wicht laufen!« rief Meiſter Matthias, der jetzt von ſeiner Lehrkanzel herabgeſtiegen war.

»Auch mich hat er heute beleidigt, ich muß ihm nach!« rief der zornglühende Jüngling, den Degen aus der Scheide reißend.

»Jetzt in der dunklen Nacht?« fragte der Greis, den Erbitterten zurückhaltend.

»Laßet mich, Er muß mir Genugthuung geben!« rief Bedrich, die Thüre aufreißend.

»Das Dunkel der Nacht iſt nur den Mißethaten hold — das Recht ſcheuet nimmer das Tageslicht,« ſprach der Greis mit ernſtem Tone.

Da blieb der junge Mann, wie von einer höheren Gewalt zurückgehalten, ſtehen; ſein Auge flammte, ſeine Bruſt arbeitete heftig, bis er nach kurzem, doch männlichen Kampfe mit ſich ſelbſt die Thür wieder verſchloß, und die Klinge in die Scheide zurückwarf.

»Es ſei! ich gehorche!« ſprach Bedrich, die Hand dem Alten reichend, der ſie mit inniger Theilname an ſein Herz drückte, wobei die Geſichtsmuskein des nervenſchwachen Greiſes mit heftigem Zucken gegen die hervorbrechenden Thränen der Rührung kämpften.

»Laß uns jetzt von etwas Anderem ſprechen!« rief nach einer Pauſe der Greis, und begann in dem weiten Gemache auf- und abzuſchreiten, wobei er nach und nach in tiefes Nachſinnen gerieth, die Schritte beſchleunigte, und wie er es zu thun pflegte, bald vor- bald rückwärts ſchreitend, mit dem geſchwungenen Stabe Figuren in die Luft ſchrieb.

»Guter Meiſter!« ſprach da Bedrich, den Greis leiſe am Arme berührend, »ihr gerathet wieder in den Zuſtand Eurer wunderlichen Zerſtreutheit.«

Der Greis blickte ihn einige Secunden mit ſtieren Augen an, dann fuhr er mit der Hand über das Geſicht und rief, gleichſam aus ſchweren Träumen erwachend: »Ach ſo! — ich wollte Dir ja eine Frage ſtellen, mein guter Junge! Kennſt du den Auftrag, den der Kaiſer erlaſſen, ihm Auskunft zu geben über Grund und Zuſammenhang der mineraliſchen Geſtaltungen?« Und ohne eine Antwort abzuwarten, hatte Meiſter Matthias einen Wandſchrank geöffnet, und eine Papierrolle hervorgelangt, die er dem Jünglinge mit den Worten übergab: »Nun, ſo magſt denn auch du dein Glück verſuchen und eine Löſung der kaiſerlichen Theſis überreichen.«

»Wie,« rief Bedrich erſtaunt, »das iſt ja mein eigener Aufſatz, in welchem ich, unter Eurer Leitung, die Theorie der Kryſtalle, die Ihr Meiſter ſo herrlich erſchaffen, zu entwickeln ſtrebte?«

»So iſt es — ich erklärte die Arbeit für tüchtig, und habe daher die Schrift zu meinem beſonderen Zwecke aufbewahrt. Suche nur dieſes Werk deinem zweiten Vater, dem wackeren Sinapius, ohne daß er den wahren Verfaſſer derſelben ahnet, unter die Augen zu bringen. Es naht die Zeit, mein Bedrich, wo wir, ich als Lehrer und du als mein treues Auditorium, die Früchte unſerer Mühen erndten.«

»Großer Gott!« rief der Jüngling, wie von einem freudigen Gedanken überraſcht. »Wäre es möglich — welch' ſchöner Hoffnungsſtrahl durchbricht plötzlich das Dunkel meiner Lebenstage! Ihr deutet auch auf einen Lohn meiner Mühe! — Vernehmt, theuerer Meiſter,

wornach mein Herz, als dem höchſten, theuerſten Preiſe ſich ſehnet, vernehmt mein Geſtändniß: ich liebe mit unausſprechlicher Glut Eliſabeth, das einzige Kind des reichen, mächtigen Sinapius.«

»Die haſt du zum Preiſe dieſes Werkes auserkoren?« fragte raſch auffahrend Meiſter Matthias.

Des Jünglings Wangen brannten — er hielt die gefalteten Hände dem Alten entgegen, ſeine fieberhaft zuckenden Lippen wagten nicht, die Antwort zu ſtammeln.

»Thue mein Kind, was ich dir befohlen, und harre getroſt der Entwicklung,« ſprach der Greis, etwas milder geſtimmt, und Bedrich verließ, ſeliger Hoffnungen voll, das Gemach.

»Einen andern Preis, als deine Liebe, armer Knabe, zwingt mich das Verhängniß, auf die Enthüllung meiner Wiſſenſchaft zu ſetzen,« ſeufzte Meiſter Matthias dem Jünglinge nach.

Unfern des kleinſeiter Brückenthurmes zur rechten Hand des Wanderers, der gegen die Altſtadt ſchreitet, hat die Bruſtwehr der Brücke eine Öffnung, durch welche man auf einer ſteinernen Treppe auf eine mit wohlgebauten Häuſern gefüllte Inſel hinabgelangt. Zur Zeit Rudolphs II. beſtand dieſe Treppe noch nicht, eine hölzerne Brücke verband damals mit dem abſeitigen menſchenleeren Maltheſerplatze das Eiland, auf dem nur wenige baufällige Häuſer der ärmern Menſchenklaſſe ſtanden.

Auf dieſer Inſel, nicht weit von dem Wege, hart am Rande des Moldauarmes ragte das uralte, halb zerfallene Haus, welches Meiſter Matthias bewohnte.

Der wachſende Mond ſchwamm eben zwiſchen lockeren Schleierwolken, als Bedrich die Schwelle dieſes Hauſes verließ und der roh gezimmerten Brücke zuſchritt. Da hemmte der leidenſchaftliche Jüngling ſeine Schritte, ſtützte den Arm auf das Geländer und heftete ſeine trüben Blicke auf die Mondſcene, die ſich vor ihm immer magiſcher entwickelte, je höher die Scheibe in die wolkenfreien Partien des Nachthimmels emporſtieg.

In weiter Ferne verſchmolz im blendenden Mondlichte der ſchmale Spiegelſtreif des Kanals mit der breiten Silberfläche der Moldau, dehnte ſich aber zwiſchen tiefſchattenden Ufern immer weiter, je näher ſeine Wellen gegen die Brücke zogen. Dort und da ſenkten Trauer-

weiden ihre geſchmeidigen Zweige in den Fluß und hohe Pappeln war-
fen gleich dräuenden Giganten ihre Schatten dahin. Dann und wann, wenn ein leiſer Windhauch zwiſchen die nachtenden Äſte fuhr, ſank ein Blatt in das Waſſer nieder, um welches Mondenlicht und Flut leiſe Wellen ſchlugen.

»Wie die Hoffnung ſo plötzlich, ſo gewaltig meine Bruſt auf-
regte« — ſeufzte der Jüngling; »doch ſie verſchwindet wie der Kreis, den dort die Flut um das welke Blatt gezogen. Ich bin ja ein ar-
mer, namenloſer Findling — und als ſolcher habe ich keine Anſprü-
che auf eine ehrende Stellung unter meinen Mitmenſchen, keine Anſprüche auf Glück und Liebe!« — Und Bedrich verſank in träu-
meriſches Sinnen, daß er nicht den dunklen Schatten wahrnahm, der ſich ſeit einiger Zeit an ſeiner Seite hin- und herbewegte. Deſto ängſtlicher bewachte Meiſter Matthias, der aus dem Fenſter ſeines Gemaches ſeit geraumer Zeit den ſinnenden Jüngling betrachtet hatte, die verdächtigen Bewegungen dieſer dunklen Geſtalt, die ſich ſo eben in die Nähe ſeines geliebten Schülers geſchlichen. Jetzt nahm er wahr, wie ſie den langen Mantel auseinanderſchlug, und plötzlich ſchimmerte im Mondlichte ein blanker Stahl; ahnungslos lehnte Bedrich noch immer am Brückengeländer. — Matthias ſtieß einen Schrei aus, denn in demſelben Augenblicke fuhr die Klinge des Mörders in den Leib des Jünglings. Doch nur leicht mußte ihn das Eiſen verletzt haben; denn raſch wandte ſich Bedrich und umſchlang mit gewalti-
gen Armen ſeinen Gegner. Die Füße des Greiſes brachen vor Entſe-
tzen zuſammen, der Schreck hemmte ſeine Stimme — er klemmte, um nicht zu ſinken, die Hand in das gothiſche Bilderwerk des Fen-
ſters; er ſah, wie die Ringenden in ſtummer Wuth immer näher und näher ſich an einander preßten — ſich immer näher zum Rande der Brücke ſchoben — wie jeder ſich mühte, den andern an das nie-
drige Geländer zu drängen, — jetzt nahm er wahr, wie Bedrichs Feind den Vortheil abgewann, wie der Jüngling bereits mit dem halben Leibe über der Bruſtwehr rage. Da raffte Matthias alle Le-
benskräfte zuſammen, eilte hinaus und tappte mit ſchwankenden Trit-
ten durch die dunkle Hausflur zum Thore — doch ehe er noch dasſelbe erreichte, vernahm er einen gräßlichen Schlag und dann ein hohles Brauſen der Wogen.

In Todesangſt wankte der Greis auf die Gaſſe, doch rings herrſchte tiefe Todtenſtille; der hölzerne Steg war leer, nur tief unter demſelben drehten ſich um einen ſchwarzen Wirbel weite Wellenkreiſe, auf welchen die Mondesſtrahlen luſtig umherhüpften! — »Bedrich! Bedrich!« rief der Greis mit brechender Stimme, er ſtarrte hinab in die Flut, er horchte — keine Antwort — und der Wirbelſchlund hatte ſich nach und nach in einen dunklen Punct verwandelt, um welchen die Wellenkreiſe ſich immer weiter und weiter entfernten. »Bedrich, mein Kind!« rief, von Todesangſt erfaßt, der Alte. Doch im Kanale hatte ſich der letzte matte Flutenkreis geebnet, und ſelbſt der dunkle Punct in der hell glitzernden Spiegelfläche war verſchwunden. Da erſt durchzuckte den ſinnverwirrten Greis der erſte Rettungsgedanken, und er eilte mit wankenden Schritten am Ufer dahin, und beſchleunigte, trotz dem quälenden Zucken ſeiner Nerven, immer raſcher ſeiner Tritte, als das hellere Geklapper der Mühle, das dumpfe Rauſchen der Waſſerräder, ihm das Ziel ſeines ſchmerzvollen Ganges ankündeten.

Wenige Augenblicke darauf ſaß Matthias in einem Nachen, den zwei rüſtige Müllerknechte in den Kanal lenkten. Auf dem unbedeckten, kahlen Scheitel des Greiſes glänzte das Mondenlicht, und ſein bleiches Antlitz mit dem wallenden ſchneeweißen Barte, der grell von dem ſchwarzen Talare abſtach, verliehen der Geſtalt einen unheimlichen, geiſterhaften Ausdruck. Die gefalteten Hände des Alten ruhten in deſſen Schooße, und ſein ſtierer Blick war regungslos auf den fernen Punct gerichtet, dem der Kahn mit Pfeilesſchnelle zuflog. »Dort am Uferrande ſchwimmt ein dunkler Körper,« rief jetzt der vordere Ruderer. Schaudernd erhob ſich des Greiſes lange Geſtalt. »Jetzt werdet Ihr es nicht wahrnehmen, Herr, es iſt im Schatten der Pappel verſchwunden; wir wollen das Ding aber ſogleich heraufholen.« Nach wenigen Ruderſchlägen glitt der Nachen durch das tiefe Schattendunkel — der Schiffer ſtreckte ſeinen Arm auf die Waſſerfläche und warf bald darauf einen runden triefenden Gegenſtand vor die Füße des Greiſes. Es war Bedrichs Barett. Der Alte hatte ſchaudernd die Kopfzierde ſeines Lieblings erkannt. »Eilet, rettet, er iſt hier untergegangen! ich will den verſprochenen Lohn verdoppeln, verzehnfachen!« rief Matthias, den naſſen Sammt krampfhaft zuſam-

mendrückend. Im Schwalbenfluge durchſchnitt der Kahn die Wellen, da verſank der Mond in eine ſchwarze Wolkenſchichte und Finſterniß lagerte ſich rings umher. Die Schiffer befanden ſich am Ziele, die Ruder ruhten; da däuchte es den Horchenden, als vernähmen ſie ein leiſes Stöhnen, ein dumpfes Brodeln des Waſſers, auch ſchien es, als ob über der dunklen Flut ein ſchwarzer Gegenſtand hervorrage, von welchem das grauenhafte Geräuſch herzurühren ſchien. Matthias kniete im Kahne nieder und klammerte ſich zuckend an die Seite desſelben, während der vordere Ruderer ſich in das Waſſer ſtürzte und auf den brodelnden dunklen Punct zuſchwamm. — Da ſprach der zurückgebliebene Müllerknecht, den Kahn ans Ufer lenkend: »Es iſt, wie es ſcheint, dem Hinabgeſtürzten gelungen, ſich empor zu richten; da kann er doch keinen Schaden genommen haben; ich bin ein kurzer Mann und rage doch an dieſem Orte bei jetzigem Waſſerſtande mit dem Halſe über die Oberfläche, dem Verunglückten ſcheint aber das Waſſer knapp an den Mund zu reichen, wie ich aus dem brodelnden Blaſenwerfen desſelben entnehme.«

In dieſem Augenblicke war der erſte Ruderer emporgetaucht, ein dunkler menſchlicher Körper ruhte auf ſeiner Schulter. Da brach der Mond wieder aus der Wolke hervor, die irren Blicke des Greiſes ſchweiften auf der triefenden Geſtalt des Geretteten umher, die ſo eben ihr mit rothen Haaren bedecktes Haupt erhob.

»Großer Gott!« rief Matthias, »er iſt es nicht, es iſt nicht mein Bedrich!« Wild grinſete den Greis die rothe Fratze des Geretteten an, der ſich am Ufer emporgerafft hatte, und bald im Schattendunkel der Häuſer verſchwunden war. — »Tauchet nochmals nieder, ſuchet den Grund des Kanales aus — machet raſch — um des Himmels Willen — es gilt ein theures, junges Menſchenleben.« Und die beiden Ruderer tauchten abermals in das Waſſer hinab. »O mein Kind, mein holder Liebling, du meine Herzensblüte, mein treues Auditorium!« wehklagte der Greis, die gefalteten Hände verzweifelnd zum Himmel emporhebend. Da tauchten die Schwimmer wieder empor; — vergebens blieben ihre Bemühungen, — der Körper Bedrichs war nirgends zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus der Levante.

Nach Originalſkizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden.
(Fortſetzung.)

Conſtantinopel den 25. April 1834.

Ich ſchreibe dir den Tag vor meiner Abreiſe, in aller Eile und voller Haſt; jedoch dafür ſoll mein nächſter Brief deſto länger und ausführlicher ſein, denn in der Quarantaine zu Semlin werde ich Muße genug dazu haben.

Heute will ich dich übrigens abermals ſpazieren führen; jedoch wenn es mir bei meinem erſten Spaziergange darum zu thun war, dir die Stadt und ihr Leben im Allgemeinen bekannt zu machen; ſo will ich dir heute einige Einzelheiten zeigen, und wähle darum einen ganz beſonderen Tag, das kleine Bairamsfeſt z. B., das glücklicher Weiſe in die Zeit meines Aufenthaltes fiel.

Ich nehme an, du haſt die Altertümer Conſtantinopels ſchon geſehen, die verfallenden Waſſerleitungen, die Überreſte des Hippodroms, welcher einſt über, jetzt unter der Erde ſteht und ein halb verſchüttetes Gewölbe bildet, deſſen Säulen nur mit den Kapitälern aus den aufgehäuften Trümmern hervorblicken — die zerſtörte Pyramide, den ägyptiſchen Obelisk, der in befremdender Nachbarſchaft mit der Hälfte einer aus drei Schlangen gebildeten broncenen Säule, die einſt das Eigentum des pythiſchen Apollos war, einen der geräumigſten Plätze Conſtantinopels ziert. Sonſt hätte ich dich durch Umwege zu dem Ziele unſerer heutigen Wanderung geleiten müſſen, ſo aber können wir den geradeſten Weg hin zum Seraile nehmen, mitten durch die Hauptſtraßen der Stadt, die heute von der geſammten Garniſon bedeckt ſind, um dem Sultane zum Feſtgenuſſe den willkommenen Anblick ſeiner neuen Schöpfung zu gewähren. Indeß, unter uns geſagt, wenn man aus dem Äußeren auf das Innere ſchließen dürfte, ſo wäre dieſe Schöpfung eine todtgeborene, unfruchtbare zu nennen! Beſonders das Fußvolk beſteht faſt durchgängig aus hagern, bleichen Burſchen von 14 bis 15 Jahren, ohne Kraft und Anſtand in der Haltung, ohne Gewandtheit und Einklang in den Bewegungen, die Uniform iſt abgeſchmackt, das Auge gegen Sonne und Wetter ungedeckt, das Untergewehr ungleichförmig, das Bein nackt, die Kleidung ärmlich.

Digitized by Google

So, nun ſind wir beim Serail! Heute, zu Ehren des Feſtes, darfſt du ungeſcheut das Hauptthor durchſchreiten, Babi Humajum, d. i. die hohe Pforte genannt — von welcher der türkiſche Hof die diplomatiſche Benennung hat — und du darfſt hinein in den zweiten Hof des ungeheuern, mit Gärten, Hainen, Äckern, Höfen, Palläſten erfüllten Raumes dringen, den man das Serail zu nennen pflegt. Heute hält der Großherr von hieraus ſeinen Zug in die Moſchee, die er dieſes Jahr zur Feier des Opferfeſtes auserwählt hat. Du kannſt ihn recht in der Nähe ſehen, dieſen merkwürdigen Mann, der mit kühner Hand die Grundlage, auf die ſein Reich und ſein Glaube, das Herrſcherrecht ſeines Hauſes und ſeine eigene Zukunft erbaut waren, eigenmächtig zu vernichten und mit einer andern zu vertauſchen wagte. Ob mit Recht oder Unrecht, zum Glücke oder Unglücke ſeines Volkes, ob vielleicht gegen ſeinen Willen den Fügungen der heiligen Macht gehorchend, welche Mohammed's Siege unmöglich für immer und ewig in der Geſchichte beſtehen laſſen konnte, wer weiß das, wer darf das letzte entſcheidende Urtheil ſprechen!?

Hinter dem Sultan ritt der Mufti, der Großvezier, der Seraskier, der Kapudan-Paſcha, der jetzige Schwiegerſohn des Sultans Halil-Paſcha, der Reis-Effendi, und was es ſonſt für Großwürdenträger des Reiches gibt, umringt von ihrem großen, glänzenden Gefolge und der zahlloſen Menge der Zuſchauer, die weithin alle Plätze und Gaſſen füllte.

Es iſt ſpät geworden — aber ehe wir nach Hauſe kehren, mußt du noch einen weiten Weg mit mir machen; jedoch verſpreche ich dir ein Schauſpiel, das ſeiner werth iſt. Es gibt in Conſtantinopel zwei Thürme, der des Seraskiers und der von Galata, die blos zu dem Zwecke erbaut ſind, um den Ausbruch von Feuersbrünſten zu verkünden; ſie ſteigen daher bedeutend in die Höhe, um die Ausſicht über die ganze Stadt zu gewinnen; den von Galata wollen wir nun beſteigen. Sieh dich um und ſchwelge in einem Anblick, wie die Erde keinen zweiten hat, wie ſelbſt der Markusthurm von Venedig ihn lange nicht bietet. Die Stadt, ein orientaliſches Feenmärchen, die See, ruhig wie im Gebirge, majeſtätiſch, ſtark und voll, wie der Ocean, die tauſend und tauſend Wimpel in dem Hafen, die Kriegs-

flotte, zum Auslaufen bereit *), die Prinzen-Inſeln, lieblich gelagert in dem Meere, Aſien, die Wiege der Welt, die reizendſten ſeiner Städte hier an der Küſte verſammelt, im fernen Hintergrunde der Olymp, ſo bei Bruſſa liegt!

Wenn ich nicht ſchließen müßte, ich hörte nicht auf zu malen und zu ſchildern, bis du nicht wenigſtens einen Schattenriß des herrlichſten aller Landſchaftsbilder dir angeeignet hätteſt. Aber ſo — lebe wohl; in der Quarantaine ſprechen wir uns wieder, dann will ich dir auch die zweite Spazierfahrt auf dem Bosphorus beſchreiben, wenn du anders die bei unſerer Ankunft für die erſte rechneſt.

Semlin den 11. Mai 1834.

Mein beſter Freund! Dank für dein Schreiben, das mich hier ſchon erwartete, wie ein Labetrunk, den man dem erſchöpften Reiſenden gleich bei ſeiner Ankunft reicht; ich habe dir aber auch zum Danke ſo vieles und ſchönes zu erzählen, als du es nur immer wünſchen kannſt. Erlaube mir nur, Stationen, Eintheilungen, Abſätze zu machen, ſo gut ſie irgend ein kantiſcher Rechtsphiloſoph nur immer ſtatuiren kann.

I. Konſtantinopels Umgebungen.

1. Kerthanà.

Denke dir die Brigittenau, jedoch weniger Staub und üppigere Raſen, die Ufer des Bosphorus ſtatt jener der Donau, ſtatt der luſtigen Öſterreicher langweilige Türken, und du haſt ein treues Bild von Kerthanà. Es liegt am Ende der Bucht von Conſtantinopel, aufwärts an einem kleinen Fluſſe, der ſich in dieſe mündet, und man hat zu Waſſer etwa in 2 Stunden das reizende Dörfchen erreicht. Der Sultan hat ein Kiosk da mit artigen Waſſerfällen längs des Fluſſes; was mir aber mehr Freude machte, war die Beobachtung des geſelligen Treibens auf den Wieſen rings umher. Unzählige türkiſche Familien hatten das kleine Bairamfeſt und das ſchöne Wetter hierher gelockt, und da ſaßen nun die Männer, ſchweigſam, mit langen Pfeifen auf dem Graſe, ſahen träge darein und ſchlürften Kaffeh; die

*) Sie war nach Samos beſtimmt, die ſchwer gehorchenden Gemüter zur Ruhe zu bringen.

Frauen ſtanden daneben, das Haupt vermummt, und plauder-ten über die Wette; das war dann das Amuſement. Auf dem Rückwege begegneten wir dem Sultan mit ſeinen Großen, die eben-falls nach Kerthanà fuhren, die Barken, durch reiche Goldverzierun-gen und beſondere Länge ausgezeichnet, wurden jede von 14 bis 16 Rudern getrieben, und flogen pfeilſchnell über das Waſſer hin. Der Sultan — wenn du auch dieſes wiſſen willſt — hatte zum Schutze gegen die Sonne ein reiches Parapluie aufgeſpannt, wahrſcheinlich, damit nicht der franzöſiſche Bürgerkönig allein dieſe Prärogative neuerer Amtsgewalt übe.

2. Bujukdere.

Bujukdere iſt der Sommeraufenthalt der diplomatiſchen Welt und der ſonſtigen Bewohner Pera's, mit Ausname jener Geſandten, welche ſeit der letzten Feuersbrunſt ihren beſtändigen Sitz in Therapia aufgeſchlagen haben. Es liegt ungefähr 12 Seemeilen von Conſtantinopel, bereits ſo nahe am ſchwarzen Meere, daß man ſeine Wellen herüber in den Propontis gleiten ſehen kann. Die Gegend hat viele Landhäuſer und wenig Schatten, man genießt mehr die Geſellſchaft als das Land — tout comme chez nous — und nur die ſchönen Quais am Ufer des Meeres bieten, insbeſondere im Mondſcheine, empfindſamen diplomatiſchen Seelen einen unvergleich-lichen Spaziergang dar. Geſchichtlich merkwürdig iſt eine Baumgrup-pe mitten auf einer Wieſe. Vier bis fünf Bäume bilden einen Kreis, gleichſam als bewahrten ſie in ihrer Mitte eine heilige, unverletzliche Erinnerung. Hier ſoll Gottfried von Bouillon gelagert geweſen ſein, als ihn die Treuloſigkeit der Griechen auf dem erſten und ein-zig glücklichen Kreuzzuge lange Monate an dem Ende Europa's feſt hielt. Eine ſeltene Ironie des Schickſals hat Bujukdere hierher ver-pflanzt, wo dieſe Bäume ſtehen.

3. Scutari.

Man könnte es auch Neu-Conſtantinopel nennen, wenn nicht das alte Stambul ſelbſt ſchon eine neue Stadt im Vergleich mit der alten Byzanz wäre, auf deren Trümmern es erhöht ward. — Die Straßen ſind breiter, geräumiger, ſicherer, feſter, als in der Kaiſer-ſtadt jenſeits des Meeres. Die Gründe ſcheinen anfänglich, wie bei

jedem Neubau, in der größeren Ausbildung jüngerer Geſchlechter, in dem durch keine ältern Bauten und Überreſte beengten Raume neuer Städte zu liegen; allein ein Blick auf die ungeheuren Friedhöfe der Stadt, die weit über zwei Stunden im Gevierte ſich dehnen, lehrt die Sache tiefer faſſen: Scutari iſt, wie ich ſchon früher einmal erwähnt, der Begräbnißplatz Conſtantinopels; erſt hier in Aſien hält der Türke ſich und ſeine Gebeine vor feindlichem Angriffe ſicher, und liebt es, feſt und ſicher zu bauen, wie einer, der für lange zu weilen gedenkt.

Aber auch hier in dem Lande der Unveränderlichkeit, auf dem Gefilde des Todes, hat ſich die Mode eingeſchlichen. Auf den Gräbern der Männer ragt nicht, wie früher, die kurze Standſäule mit dem Turban geſchmückt hervor, ſondern ſie trägt jetzt den Fés, die hohe rothe Mütze, die unter der Regierung des jetzigen Sultans allmälig das maleriſche Gebinde zu verdrängen beginnt. Ja wahrhaftig, unveränderlich iſt hier auf Erde nur die Natur außer dem Menſchen, und ſelbſt dieſe nur in ſo fern, als ihre Änderungen eine längere, dem Menſchenauge nicht ſo leicht wahrnehmbare Periode durchlaufen. Die Küſte des Propontis iſt ſo reizend, wie zur Zeit, als ſie von den ſchwülſtigen Byzantinern geſchildert worden, der Olymp bei Bruſſa erhebt ſein ſchneeiges Haupt noch immer über die Wolken, und die Wellen des Meeres gehen ihren ruhigen geregelten Gang, wie einſt, wo ſie die ſchwarze Argos hinauf in das düſtere Kolchis geleiteten.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

3. September 1598 geb. zu Birkenſtein in Öſterreich ob der Enns Chriſtoph Forſtner, einer der größten Publiciſten des 17. Jahrhunderts, insbeſonders durch den großen Einfluß bekannt, den er auf die Friedensunterhandlungen zu Osnabrück und Münſter ausgeübt hat. Er trat bald nach vollendeten Studien in Würtembergiſche Dienſte, erlebte viele Auszeichnungen, ſelbſt Fürſten kamen, ſeinen Rath zu vernehmen, und ſtarb am 29. December 1667. Von ſeinen Schriften haben die politiſchen Anmerkungen zu den Annalen des Tacitus, und die Briefe über den oben genannten Friedensſchluß entſchiedenen Werth für alle Zeiten.

4. September 1696 ſtirbt zu Rom Cöleſtin Sfondrati, Abt zu St. Gallen, Cardinal; früher aber einige Jahre Profeſſor des canoniſchen Rechtes an der Univerſität zu Salzburg. Er war 1644 in Mailand geboren, ſtudierte zu Roßbach am Bodenſee und trat 1666 in das Stift St. Gallen. Von ſeinen vielen juridiſchen und theologiſchen Schriften hat ſein Regale Sacerdotium in ganz Europa Aufſehen gemacht.

5. September 1635 geb. zu Eichſtadt Joſeph Metzger, Mitglied des Benedictiner-Stiftes St. Peter in Salzburg, und durch ſeine Historia Salisburgensis von unvergänglichem Ruhme. Er war mehrere Jahre Profeſſor des Kirchenrechts; ſpäter Prior und ſtarb am 26. October 1683. Der berühmte Mabillon ſchätzte ihn hoch, und noch jetzt werden ſeine Schriften geſucht, die insbeſonders ein tiefer kritiſcher Blick auszeichnet.

6. September 1581 ſtirbt in Paris Wilhelm Poſtellus, einer der größten Orientaliſten des 16. Jahrhunderts. Er war am 25. März 1510 in der Normandie geboren, hielt ſich einige Jahre in Conſtantinopel auf und wurde 1553 Profeſſor der arabiſchen Sprache an der hohen Schule zu Wien. Doch da er unruhigen Geiſtes war, ging er hier durch, und ſtürzte ſich häufig in die unangenehmſten Lagen. In ſeiner Lobrede auf die hebräiſche Sprache kommen in Wien die erſten arabiſchen Lettern vor.

7. September 1697 ſtirbt zu Salzburg Ernſt Friedrich von Someting, Profeſſor der Pandecten und Verfaſſer einiger Abhandlungen, die jedoch ohne weitere Bedeutung längſt der Vergeſſenheit anheim gefallen ſind. Er war 1670 zu Linz geboren und ſtudierte die Rechte zu Salzburg, wo er 1691 die Doctorswürde erlangte und hierauf als Profeſſor nach Tyrnau ging, bis er 1695 wieder nach Salzburg berufen wurde.

8. September 1808 ſtirbt zu Derſeny, im Honther-Comitate, Johann Fogler, evangel. Prediger, durch einige kleine aſcetiſche Schriften bekannt. Er war von Schemnitz gebürtig, ſtudierte in Jena, und wurde nach ſeiner Rückkehr Caplan des Superintendenten Hamaljar, von wo er nach Derſeny befördert wurde.

9. September 1806 ſetzen die Hörer der Philoſophie an der Univerſität zu Wien ihrem verdienſtvollen Lehrer Karpe ein Denkmal inniger Dankbarkeit. Sie ſtellten nämlich ein Bildniß desſelben, von Zitterer gemalt, in ihrem Hörſaale auf. Bei dieſer Feierlichkeit hielt einer der Schüler, Johann Mayer, eine kurze Rede; unter die Anweſenden aber wurde das in Kupfer geſtochene Porträt des ehrwürdigen Profeſſors ausgetheilt. Die einfache Inſchrift auf dem Bildniſſe war: **Gratitudo meritis Franc. Samuel. Karpe. MDCCCV.**

Auflöſung der Charade im Blatt 47.

Gefährte.

Glückliche Löſer: die Fräulein: Nina und Eugenin Zurhelle, Amalia Willner, Karoline Kolinsky, und die Herren: Ed. Korn, Gottfr. Feldinger aus Temesvar, Carl Herbſt, Bernh. Fritzer, Alb. Hoſtein.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 50.

Die Jungfrau von Orleans. (Fortſetzung.) — Bücherſchau. (2. Fantaſiebilder, geſammelt am maleriſchen Ufer der Spree. — 3. Der ewige Dom. — 4. Grundzüge einer allgemeinen Statiſtik aus dem Geſichtspuncte der Nationalöconomie.)

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortſetzung.)

19.

Es iſt uns nicht möglich, den Prozeß der Jungfrau — dieſes merkwürdige Beiſpiel menſchlicher Größe und Reinheit im Kampfe mit irdiſcher Verworfenheit — in ſeiner ganzen ſchauerlichen Fülle wiederzugeben; denn ſchon müſſen wir fürchten, durch ſo lange andauernde, ſo oft abgebrochene und wieder begonnene Darſtellung die Geduld der gütigen Leſer ermüdet und das Vorrecht einer Zeitſchrift, die Erſcheinungen der Zeit unverändert in ſich aufzunehmen, beinahe gemißbraucht zu haben. Nur den Gang der Unterſuchung, einzelne merkwürdige Charakterzüge und den ſchönen Tod der Jungfrau, dieſe Sühnung alles Fehls und menſchlichen Irrtums, wage ich mit Wenigem zu ſchildern.

Von dem 21. Februar bis zum 29. Mai dauerte die Unterſuchung. Wie aus den Ausſagen vieler Zeugen, die zum Theil dieſen Verhören als Beiſitzer beigewohnt, hervorgeht, war es kein Gericht, das nach Wahrheit geſucht, um die Gerechtigkeit dann das Urtheil ſprechen zu laſſen, es war vielmehr eine Verfolgung, um eine Unſchuldige unter dem Scheine des Rechts zu verderben.

In den erſten Verhören waren fünfzig bis ſechzig Beiſitzer zugegen, von der ſiebenten Sitzung an aber wurden die Verhöre nur vor wenigen Zeugen, in ihrem Gefängniß, faſt im Geheimen, gehalten. Hatte man ſie drei bis vier Stunden am Morgen mit Fragen gequält und wie ein Wild gehetzt, ſo war das manchmal noch nicht genug, man benutzte ihre Antworten, um neue verfängliche Fragen

daraus zu ziehen, womit man ſie dann am Nachmittag zu fangen ſuchte. Die Beiſitzer wurden vor Ermüdung unwillig; oft wurde keine Ordnung in den Fragen beobachtet, man ſprang von einer auf die andere, man ließ ihr keine Zeit über die ſchwierigſten Punkte ruhig nachzudenken, ſie wurde von allen Seiten beſtürmt und angeſchrien. Die Jungfrau ſprach dann flehentlich: »Liebe Herren, einer nach dem Anderen,« ſie bat, man möge ſie doch nur Einem oder Zweien zugleich antworten laſſen und klagte wiederhohlt, daß man ſie allzuſehr quäle und ihr großes Unrecht thue, ſie alſo mit Fragen zu ermüden, die den Prozeß gar nichts angingen. Die Erbarmungsloſen hörten nicht auf ihre Klagen und fragten nur um ſo eifriger.

Es wurde ihr nicht einmal gegönnt, in der Kirche Kraft und Troſt zu ſuchen, und ihr Herz vor dem Altare zu erleichtern. Gleich anfangs wurde ihr der Gottesdienſt, ihrer vorgeblichen Verbrechen und ihres männlichen Anzuges wegen, unterſagt.

König Karl VII., um deſſen Ehre es ſich eigentlich bei dieſem ganzen Prozeſſe handelte — denn nicht für ſich, ſondern für ihn war die Jungfrau aufgetreten und Er war es, der ihr ſein königliches Schwert geliehen — Er that jetzt nichts für die, die ſo viel für ihn gethan. Nur in zwei Briefen der Univerſität zu Paris geſchieht eine Erwähnung, daß man ſich anfänglich bemüht, ſie aus den Händen ihrer Feinde zu erlöſen.

So von ihren undankbaren Freunden verlaſſen und ihren Todfeinden preisgegeben, rings von den Netzen ihrer Argliſt umſtrickt, durch Drohungen geängſtigt, durch Mißhandlungen im harten Kerker gequält, von dem Troſte der Kirche ausgeſchloſſen, ohne Rath und ohne Beiſtand, und ſtets den ſchrecklichen Feuertod, der hinter jeder Frage lauerte, vor Augen, ſo hatte die Jungfrau den letzten härteſten Kampf zu beſtehen; ſie, die von ihren armen Eltern nichts gelernt, als den Glauben und das Vaterunſer, blickte aber ruhigen und feſten Blickes ihren Feinden in die Augen und machte ſie mehr als einmal verwirrt und beſchämt niederſchlagen, wenn ſie plötzlich all ihre Pläne zerriß und, hell im Glanze ihrer Unſchuld, warnend vor ſie hintrat. Hatten früher die kühnſten Ritter in den Schlachten ihren Heldenmuth bewundert, dann zeigte ſie jetzt einen noch viel größeren, als ſie gebunden, im Angeſichte des Todes, vor ihren Feinden laut die Wahr-

Digitized by Google

heit ihrer göttlichen Sendung bezeugte, und einem Gerichte, das im Namen des Königs von England über ſie ein ſchreckliches Urtheil ſprechen ſollte, den gänzlichen Fall der engliſchen Macht in Frankreich und den Sieg der franzöſiſchen Waffen prophetiſch verkündete. Mit unerſchütterlicher Liebe und Treue hing ſie auch jetzt noch an ihren König, der ſie undankbar verlaſſen, und ohne Haß ertrug ſie geduldig jede Ungerechtigkeit und Mißhandlung ihrer Peiniger. Kühn, ſagten ihre heiligen Stimmen ihr, kühn ſolle ſie ihren Richtern antworten, ſie folgte ihnen und keine Furcht kam in ihr Herz. »Wahrhaftig,« ſagte einer der engliſchen Großen, von dieſem Heldenmuthe der Jungfrau ergriffen, bei einem der Verhöre »wahrhaftig, das iſt ein gutes Weib, wäre ſie nur engliſch.«

Johanna hatte an den Pabſt appellirt und hierdurch — nach dem Rechtsgebrauch jener Zeit — den ganzen weitern Prozeß ungültig gemacht; allein ihre Appellation wurde nicht beachtet, ja Cauchon verbot ſogar, im Protokolle der Sitzung davon Erwähnung zu thun. Aus ihren Antworten wurden 12 Artikel herausgenommen, zuſammenhanglos, ohne Rückſicht auf mildernde, erklärende, bekräftigende Umſtände, ja ſogar mit offener Verfälſchung der Akten, und Biſchöfen, Direktoren, anderen gelehrten Männern der engliſchen Partei zur Begutachtung gegeben, um nur recht viele Stimmen zu ihrer Verurtheilung zu haben; allein auch dieſer Plan mißlang großentheils, milde, verſöhnlich, oder wenigſtens ſchwankend, ungewiß ſprachen die meiſten der Befragten. Gewalt, Drohung, Verführung ſtürmten auf ſie ein, Nikolaus l'Oyſeleur, einer der Richter, ſchlich ſich verkleidet in ihr Gefängniß, ſie durch falſche Rathſchläge zu Widerſprüchen und Irrwegen zu verleiten, ja, öffentlich, durch ſie ſelbſt ſollte ihre Ehre gebrandmarkt werden, und als ſie mit vieler Liſt bewogen worden, eine kurze Erklärung zu unterzeichnen, worin ſie ſich losſagte von der Kleidung der Männer, ward ihr ſchmählich eine andere Urkunde unterſchoben, in der ſie ſich aller Verbrechen Schuld gab, deren man ſie je beeinzüchtigt. Ja nicht einmal die verheißene Frucht ihres Widerrufes ward ihr eingeräumt — ein keuſches, kirchliches Gefängniß. Man kerkerte ſie härter, ſchmählicher als früher ein, nahm ihr die Frauenkleider weg, legte Mannskleider an die Stelle, zwang ſie aufzuſtehen, ſich anzukleiden, und als ſie dann nothgedrungen die Tracht

der Männer anzog, hieß es Rückfall, Todſünde, Hexerei und man zog ſie von Neuem ins Verhör.

Zum zweitenmale hing hier der Tod von ihrem Worte ab, aber ihr beunruhigtes Herz machte ſich jetzt Luft und ſie ſprach das entſcheidende Wort feſt und entſchloſſen aus. »Ja, ſagte ſie, die Heiligen ſind mir erſchienen — und Gott hat mir durch ſie ſein großes Mitleid zu erkennen gegeben, über jenen Schritt, worin ich zur Rettung meines Lebens die Zuſtimmung zur Abſchwörung gab.«

»Würde ich ſagen, Gott hätte mich nicht geſandt, ſo würde es mir von Gott zur Verdammniß gereichen. Ja, Gott hat mich geſandt und ſeit Donnerstag haben die Stimmen mir geſagt, ich würde eine große Verſündigung begehen und ich hätte ſie begangen, indem ich ſagte, nicht recht an dem gethan zu haben, was ich that.«

»Alles was ich geſagt und widerrufen habe, iſt allein aus Furcht vor dem Feuer geſchehen. Ich glaube, daß es die Stimmen der Heiligen ſind und daß ſie von Gott kommen. Und über Alles, was man mich gefragt, habe ich die Wahrheit geſagt, ſo gut ich es vermochte.«

Hiermit war das letzte Verhör beendigt. Peter Cauchon ſagte im Herausgehen den Engländern, die in großer Anzahl beim Eingange ſtanden, mit lauter Stimme: »Fahr wohl! fahr wohl! ſeid guten Muths, nun iſt's geſchehen! Die Engländer und einige der Aſſeſſoren waren voll Freude und ſprachen: »ſie iſt gefangen.« Andere angeſehene Männer waren aber ſehr bekümmert.

Ja, es war geſchehen! das Wild, zum Tode gehetzt, lag gefangen vor ihnen. Aber wie oft hat es ihre Netze zerriſſen, wie viel Geld, Mühe, Liſt, Unrecht, Betrug und Gewaltthat hatte es ſie gekoſtet, eines neunzehnjährigen, von aller menſchlichen Hilfe und allem Rathe verlaſſenen Mädchens Meiſter zu werden!

Für den folgenden Tag, Dienſtag den 29. Mai, wurde eine neue Verſammlung zur Berathung des Endurtheiles angeſagt.

(Schluß folgt.)

Bücherſchau.

2. Fantaſiebilder, geſammelt am maleriſchen Ufer der Spree. Von einem Unbekannten. Berlin bei J. G. Haſſelberg. 1834.

Wenn das Frühjahr kommen ſoll, regt ſich's aller Orten. Bald hie, bald da ſproßt noch unter dem Schnee ein Blümchen auf, Primeln und Violen, es kömmt hin und wieder ein einzelner Vogel heimgezogen, und es ſchauen die blauen, ſonnigen Himmelsaugen aus dem grauen Wolkenſchleier hervor! Solche frohe Boten ſind auch die eben genannten Bilder, wie man ſagt, das Werk eines der hochgeſtellteſten diplomatiſchen Perſonen Berlins, eines Mannes, dem der Titel der Excellenz nicht bloß von Amtswegen, ob der bekleideten Würde gebührt. Wer die Gedichte: »die Rückkehr des Zweiflers zur evangeliſchen Wahrheit,« »beim Begräbniß einer jungen Nonne,« »Ermahnung,« »Thermometer conventioneller Gefühle,« und insbeſondere die begeiſterte, tiefgedachte Elegie »die Kirche der Templer im Lande der Ungläubigen« durchlieſt und durchfühlt, wird das verſtehen, was ich hier ſagen wollte, was der Schluß des eben genannten Gedichtes mit inhaltſchweren Worten kündet:

»Sind gleich verloſchen dieſes Altars Kerzen«

(heißt es von der verwüſteten, verödeten, feilgebotenen Väter-Kirche)

»So glüht der Sehnſucht Flamme doch noch hier!
»Und heil'ge Ahnung der verwaiſten Herzen
»Grüßt deines Sieges nahendes Panier.
»Der Tag wird kommen, da den alten Pſalmen
»Der langentweihte Tempel lauſcht entzückt!
»Der Tag wird kommen, da mit jungen Palmen
»Dies modervolle Heiligthum ſich ſchmückt.« H.

---

3. Der ewige Dom. Novelle aus den Zeiten Leopold des Heiligen. Von And. Schumacher. Wien 1834.

Hadamar von Kuoffarn, der Heilbirg, die Schweſter des Markgrafen Leopold des Heiligen, liebt, zieht ſich nach den Trümmern der alten Neſtra zurück, als die Fürſtinn — um dem Vaterlande aus einem gefürchteten Feinde einen treuen Nachbar zu ſchaffen — dem Böhmenherzog Boriwoy ihre Hand reicht. Dort findet er einen

finſtern Greis, der die Menſchen haßt und flieht und in der Einſamkeit über alchemiſtiſchen Unternehmungen brütet. Die Kunde von dem herannahenden Kreuzzuge ſchreckt aber Beide aus ihrer Einſamkeit auf; Hadamar will hinaus, mitkämpfen für das Grab des Erlöſers; der Alte — dem Oriente entſtammt — ſeinen Brüdern Hilfe bringen — Gertrud, ſeine Enkelin, in der jetzt ſchon eine innige Neigung für Hadamar keimt, vertraut er dieſem an, daß er ſie nach Wien in ſichere Obhut führe. Der Kreuzzug endet unglücklich, Hadamar wird gefangen, entgehet kaum dem Tode, wird aber zum Glücke von Gertruden erkannt, welche die Markgräfin-Mutter Jutta auf dieſem Zuge geleitet, und ebenfalls gefangen, in dem Bruder des Sultans ihren Großvater wieder gefunden hatte. Er wird dem alten Alchemiſten überantwortet, der ihn zu ſeinen Arbeiten benützt, erhält nach Jahresfriſt die Freiheit, weiſt die Neigung Gertrudens zurück — die nach dem Tode ihres Ahns in Jeruſalem ihm aufs neue begegnet war und ihn gepflegt hatte, als er an ſeinen Wunden krank darnieder lag — kömmt nach Öſterreich, hält Wache an der Regnitz, läßt ſich endlich erweichen und wird Gertrudens glücklicher Gatte.

Ein Anverwandter des Kalifen von Bagdad — der aber ein Chriſt, weil aus heimlicher Ehe ſeiner Mutter mit einem chriſtlichen Ritter erzeugt iſt — findet das Bildniß einer Dame neben dem Leichname eines Frankenritters; der weiſe Aſtrolog Chaireddin weiß Stand und Wohnort derſelben auszuforſchen, der junge Prinz reiſet hin nach Italien, ehelicht die junge Gräfinn, beſteht einen Zweikampf mit dem Vater des aus unglücklicher Liebe geſtorbenen Ritters, wird alt, bekömmt eine Tochter, die Adelram von Perge, ein öſterreichiſcher Ritter, kennen lernt, entführt, und vom Vater verfolgt — dieweil er auch daheim eine Frau zurückgelaſſen und die neue Leidenſchaft bereits verraucht war — da er ſich nicht mehr retten kann, in einen Abgrund der Tiroler-Berge fallen läßt.

Bei dem Goldſchmiedmeiſter Hauſer zu Wien dienen als Geſellen zwei Brüder, Conrad und Heinrich, beide lieben des Meiſters Tochter, Ännchen. Ihre Eiferſucht macht, daß ſie der Meiſter verabſchiedet, in einem Walde gerathen ſie in Streit, Conrad iſt der Angreifende; doch Heinrich ergreift ſein Meſſer und im Nu liegt jener vor

ihm im Blute. Die Verzweiflung faßt den Thäter, er irrt umher ohne Ruh und Raſt, endlich, auf der Pilgerfahrt nach Paläſtina, mitten im Meere ſchleudert er den Mordſtahl weit von ſich, auf daß mit ihm auch das Angedenken ſeiner That verſchwinde. Zwar taucht eine Geſtalt in den Fluten auf, mit Ännchens Zügen, in wunderliche Tracht gehüllt, der das Meſſer den Hals zu ritzen ſcheint; aber das Meer nimmt ſeine Geſpenſter wieder auf, Heinrich wird ruhiger, ſtiller, kehrt nach jahrelanger Buße in die Heimat zurück, und findet Ännchen noch immer ſeiner harrend, und ihren Vater ſeiner Werbung nicht abgeneigt. Der Hochzeitstag iſt angebrochen; da erſcheint ein böſer Geſelle, Heinrichs alter Reiſegenoſſe, und führt einen wunderlichen Scherz zur Erheiterung der Gäſte auf. In jene Tracht iſt er gehüllt, jenes Meſſer ſchwingt er in ſeiner Rechten, die Heinrich einſt am Meere geſehen, das er in jener denkwürdigen Nacht in die See geſchleudert. Schreck und Wuth bemeiſtern ſich der Seele des Unglücklichen, die geängſtigte Braut geſteht, wie ſie einſt in der Andreas-Nacht hinaus auf den Kreuzweg geſchritten und das Geſchick beſchworen, ihr den künftigen Gatten zu zeigen, jene Kleider habe ſie damals getragen, dieſes Meſſer ſei neben ihr nieder gefallen und habe ſie am Halſe verwundet. — Heinrich erſtarrt ob des zauberhaften Gräuels und tödtet ſein junges Weib draußen im Walde. — Die Geiſtererſcheinung erklärt ſich hinterher natürlich, wenn auch nicht eben wahrſcheinlich.

Aus dieſen drei Stoffen hat nun Herr Sch. ſeine Novelle zuſammengeſetzt, mehrere alte und neue Lieder eingelegt, aus dem einen oder anderen Geſchichtswerke eine gedrängte Erzählung der erſten Kreuzzüge eingeſchaltet, einige nicht unwichtige Reflexionen über jene große That Leopolds angeſtellt, wo er ſich in dem großen Kampfe der Zeit entſchieden für die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Kirche ausſprach, einzelne Notizen über den Bau der Reſidenz am Kahlenberge eingeſtreut, und gegen den Anfang des Buches den Tod Markgraf Leopold des Schönen mit gebührender Ausführlichkeit geſchildert.

Dem Buche iſt von dem ehrenwerthen Vereine zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher der für das Jahr 1834 ausgeſchriebene Preis zuerkannt worden; wenn wir auch offen geſtehen, daß die von

dem Vereine geſtellte Aufgabe: die Zeit Leopold des Heiligen, und insbeſondere den herrlichen Character dieſes Fürſten ſelbſt und ſeinen weitgreifenden Einfluß auf die Welthändel ſeiner Tage, das Aufblühen der Kirche, das Gedeihen ſeiner Herrſchaft zu ſchildern, — nach unſerem Dafürhalten nicht gelöſet und nicht im ganzen Umfange verſtanden worden ſei. Das Buch gewährt eine angenehme, unſchädliche Lectüre, aber als eine getreue, geiſt- und herzerhebende, ſittlich-reine und unſchuldvolle Darſtellung des Characters und der ideellen Bedeutenheit dieſer für unſer Vaterland ſo überaus wichtigen Zeit können wir es durchaus nicht gelten laſſen.

Hock.

---

4. Grundzüge einer allgemeinen Statiſtik aus dem Geſichtspuncte der Nationalöconomie. Von C. W. C. A. v. Schlieben, k. ſächſ. Kammerrathe ꝛc. ꝛc. Wien bei Wallishauſer 1834.

Es hat uns bis itzt noch immer an einem Buche gefehlt, welches klar, deutlich, und vor allem in hinlänglicher Vollſtändigkeit die Gegenſtände aufzählte, welche die Statiſtik beachten, die Art und Weiſe lehrte, wie ſie zur Kenntniß derſelben gelangen, die Regeln aufſtellte, nach welchen ſie den relativen Werth dieſer Kenntniſſe und jener Gegenſtände, gegen einander und gegen den höchſten Zweck aller Statiſtik, die Ausmittlung aller auf das öffentliche Wohl einwirkender Umſtände nach ihrem Zuſammenhange, Urſprunge und ihren Folgen, abwägen und ſchätzen ſolle. Dieſem Bedürfniſſe hat Herr Kammerrath v. Schlieben nunmehr abgeholfen, und ſein Werk, ſo klein es iſt und in wie vielen Beziehungen es auch mehr Beiſpiel und Andeutung als erſchöpfende Aufzählung und durchgreifende Ausführung gibt, wird in dem Bereiche ſtatiſtiſcher Forſchung für immer Epoche machen, wie wir nach ſtrenger Prüfung und reiflicher Ueberlegung zu behaupten wagen. Die Statiſtik ſcheint mir durch dieſes Buch einen jener entſcheidenden Schritte gethan zu haben, die jede empiriſche Wiſſenſchaft nothwendig thun muß, wenn ſie Geſetzmäßigkeit und Allgemeinheit erlangen, und der Speculation eine ſichere Grundlage für ihre weiteren metaphyſiſchen Forſchungen gewähren will. Sie iſt nämlich viel näher, als bisher, auf eine mathematiſche, numeriſche Grundlage zurückgeführt worden. Wer Statiſtik als Beruf, Studium, Liebhaberei treibt, wer müßige Zeit auf gemeinnützige Weiſe auszufüllen ſtrebt, darf dieſes herrliche Büchlein durchaus nicht überſehen.

H.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 51. Wien, den 17. September 1834.

Der Kryſtallograph. Novelle von J. E. Wocel. (Fortſetzung.) — Bilder aus der Levante. Nach Originalſcizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden. (Schluß.) — Erinnerungen aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

Der Kryſtallograph.

Novelle von J. E. Wocel.

(Fortſetzung.)

Drittes Kapitel.

O wenn ich mir vorbilde ihre Zucht,
So wird mein Muth an Freuden alſo mannigfalt,
Daß ich vor lieber Liebe gar nichts ſprechen mag:
Als meines Troſtes Wunſch und meines Heiles Tag!
König Wenzel von Böhmen.

Es war der Abend nach der im vorigen Kapitel geſchilderten Nachtſcene. Tiefes Schweigen herrſchte in dem trübe erleuchteten Gemache des alten Kryſtallographen. Meiſter Matthias ruhte auf dem Lehnſtuhle, den ſonſt ſein geliebter Schüler eingenommen; der Kummer hatte ſeine Geſtalt gebrochen, ſchlaff hingen die langen knöchernen Hände hinab, ſeine thränenfeuchten Augen waren ſtarr auf Bedrichs Barett geheftet, welches auf ſeinem Schooße lag. Dann und wann öffneten ſich, krampfhaft zuckend, die Lippen des Alten, und ſchloßen ſich wieder, ohne einen Laut hervorzubringen; dieſe Regung, und einzelne Thränentropfen, die pauſenweiſe ſeinem Auge entglitten,

waren die einzigen Anzeichen, daß in dem ſtarren unbeweglichen Körper die Lebenskraft noch nicht völlig erloſchen ſei.

Jetzt begann die Thurmuhr der St. Niklaskirche zu ſchlagen, da zuckte es heftig durch die Glieder des Greiſes; er hob ſich langſam empor und horchte — die Glocke verkündigte ihm die Stunde, mit welcher er ſeine täglichen Vorträge zu beginnen pflegte. In geſchäftiger Eile griff er daher nach ſeinem Stabe, betrat das Figurenoval, und ſtieg mühſam die hohe Kanzel hinauf. Als er da angelangt, warf er einen Blick hinab auf die Stelle, wo ſonſt ſein einziger, geliebter Schüler zu ſitzen pflegte; da er dieſelbe aber leer erblickte, durchſchauderte die Wiedererinnerung ſeines ſchmerzvollen Verluſtes gewaltſam ſeine Seele. — Der Stab entſank ſeiner zitternden Hand — er ſenkte ſein Haupt auf die ſchmerzhaft gefalteten Hände und ſchluchzte leiſe: »Mein Bedrich, mein geliebter Knabe!« Und er neigte ſein Haupt nieder anf die Bruſtlehne der Kanzel; — eine grauenvolle Stille feierte den ſtummen Schmerzerguß des unglücklichen Greiſes.

Es mochte ſo eine geraume Zeit verſtrichen ſein; da ging die Thüre leiſe auf, und herein trat mit ſachten Schritten Bedrich. Der linke Arm des Jünglings ruhte in einer ſchwarzen Binde; er ließ ſich ohne Geräuſch an ſeinem gewöhnlichen Platze nieder, und betrachtete mit wehmüthigem Blicke den Greis, deſſen kahles, von wenigen eisgrauen Locken umkränztes Haupt noch immer am Pulte der Lehrkanzel lehnte. »Er iſt eingeſchlummert,« liſpelte der Jüngling; »ich habe den guten Alten heute etwas länger warten laſſen.« Da erhob Meiſter Matthias ſein Haupt, und die irren Blicke erſchauten die geliebte Geſtalt, die ihm den freundlichen Abendgruß entgegenlächelte. Da erglühte die Wange des Alten — ſeine Hände krampften ſich an die Kanten des Pultes. — »Biſt du ſein Geiſt?« ſtammelte er mit brechender Stimme.

»Meiſter! was fehlt Euch?« rief Bedrich aufſpringend, und raſch die Treppe der Kanzel hinaufeilend, denn der Alte wankte und ſank jetzt mit dem Rufe: »Mein Kind! mein theurer Bedrich!« ohnmächtig in die Arme des Jünglings.

Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich dem Scolar, den Greis ins Leben zurückzurufen.

»So lebſt du, mein Bedrich! ſo habe ich dich nicht verloren!« rief, die Augen aufſchlagend, mit freudig bewegter Stimme Matthias, und ſchlang ſeinen Arm liebkoſend um den Nacken des Jünglings.

»Wer hat Euch denn ſolche Beſorgniß eingeflößt?« fragte dieſer befremdet und verlegen.

»Sah ich denn nicht dein furchtbares Ringen mit dem verruchten Mörder, hörte ich nicht den Sturz in die Wellen des Kanales; habe ich nicht die ganze Nacht auf dem Waſſer nach deiner Spur geforſcht, und nichts, als dieſes unglückliche Wahrzeichen gefunden?« rief der Greis, auf das noch feuchte Barett deutend.

»So waret Ihr ein Zeuge der grauenvollen Scene!« ſprach der Jüngling düſter.

»Und du wurdeſt verwundet, mein Kind!« rief mit beſorgtem Tone der Alte, den verbundenen Arm Bedrichs leiſe berührend.

»Nur unbedeutend!«

»Kennſt du den Elenden, der nach dir ſo meuchleriſch den Dolch geſchwungen?«

»Ob ich ihn kenne, Meiſter?« rief Bedrich mit wild leuchtenden Augen — »ich — doch laſſen wir das — der Erbärmliche wird meiner Rache nicht entgehen!«

Die Blicke des alten Kryſtallographen ruhten ängſtlich forſchend auf den bleichen, leidenſchaftlich aufgeregten Geſichtszügen des Jünglings; leiſe und kummervoll ſchüttelte er dann das Haupt, fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und fragte, einen gleichgültigeren Ton annehmend: »Haſt du, mein Kind, unſer Manuſcript deinem Pflegevater bereits überreicht?«

»Das habe ich!« ſprach raſch auffahrend der junge Mann.

»Sinapius kennt aber nicht den Verfaſſer jener Schrift?«

»Durchaus nicht! Für den Autor hält er einen ſogenannten Gelehrten, deſſen Begriffe höllentief unter den Eurigen ſtehen!«

Ohne ſeinen forſchenden Blick von den Augen des Scolars zu wenden, fragte Matthias mit anſcheinender Gleichgültigkeit: »Hält ſich Signor Siccatino noch in Prag auf?«

»Kennet Ihr dieſen Wicht, Meiſter?« fragte der aufgeregte Jüngling. »Mir iſt er näher, auch durch ſeine Thaten iſt mir Siccatino bekannt! Einen Beſuch wollte ich ihm heute abſtatten, habe gar wich-

tige Dinge mit ihm zu verhandeln; er war aber bereits am frühen Morgen nach Kuttenberg abgereiſet, wo ſeine metallurgiſchen Arkana das geſunkene Bergwerk emporheben ſollen.«

Bedrich trat jetzt zum Fenſter und blickte nachdenkend durch die Scheiben nach dem Moldauarme hin, deſſen Wellen durch das Abenddunkel matt herüber ſchimmerten. »Nur um einen Schuh tiefer — und der Elende« — murmelte er vor ſich hin; »doch nein, das wäre erbärmlich — ſo iſt es beſſer!« fügte er raſch hinzu, ſich nach dem Greiſe umwendend, der mit trüben Blicken ſeinen Liebling betrachtet hatte.

»Mein guter Junge,« ſprach jetzt Matthias mit bittendem Tone, »überlege, ehe du handelſt — und habe den Herrn vor Augen.«

Bedrich blickte mit den klaren, offnen Augen in das Antlitz des Greiſes und ſprach: »Das Herz Eures Schülers iſt keiner Miſſethat fähig. — Lebt wohl, mein guter Meiſter, morgen, ſo Gott will, werdet Ihr mit geſammelten Kräften Eure Vorträge fortſetzen können.«

»Ja wohl, ja wohl, mein Guter,« antwortete der Greis, des Jünglings Hand an ſein Herz drückend; »doch, da wir heute eine Lection verſäumten, ſo muß ich dir ankündigen, daß der morgige Vortrag zwei volle Stunden dauern wird!« —

An eben dieſem Abende ſaß der gelehrte Sinapius an ſeinem Schreibtiſche und las mit ſteigender Aufmerkſamkeit in einer Handſchrift, welche vor ihm ausgebreitet lag. Die Thüre des Kabinetes ſtand weit offen, und ließ den Blick in ein zweites Zimmer ſchweifen, deſſen goldene Plafondleiſten und rothdamaſtenen Tapeten ankündeten, daß es zu den Prunkzimmern des Hauſes gehöre. In der Mitte dieſes Zimmers ſaß die holde Eliſabeth, das herrlichſte Kleinod des weiſen Sinapius, an einem mit goldenem Schnitzwerk verzierten Tiſchlein, und arbeitete an einer ſchmucken Halskrauſe, während ihre Veilchenaugen dann und wann forſchend in das Gemach ſchweiften, wo das Manuſcript die Aufmerkſamkeit ihres Vaters immer höher ſpannte, und meiſtens auf der hohen, reich eingelegten Hauptthüre haften blieben, die den Eingang von der Gaſſe her bildete. Die hellere Glut ihrer Wangen, das freudige Erglänzen der Augen bei jedem Geräuſche, das ſich draußen vernehmen ließ, berechtigte zu der Vermuthung, daß ſie mit ungewöhnlicher Sehnſucht das Eintreten irgend einer geliebten Erſcheinung erwarte.

»Wo mag er alle Abende wohl hingehen?« liſpelte ſie leiſe, nachdem wieder ein fernes Rauſchen ihre Erwartung getäuſcht hatte; »ſelbſt mir macht er daraus ein Geheimniß — und geſtern kam er, wie ich erfahren, gar ſpät und verwundet nach Hauſe. Mutter des Heilands! wenn ihm nur auch heute kein Unglück widerfährt!« Zwei Thränen trübten den Himmelsglanz ihrer Blicke.

Indeſſen war Sinapius heftig von ſeinem Sitze aufgeſprungen. »Das hat Siccatino geſchrieben!« rief er, und das Manuſcript zitterte heftig in ſeiner Hand. »Großer Gott! wie habe ich den Mann verkannt — welch neuen blendenden Lichtglanz verbreitet plötzlich dieſe Schrift über eine bisher ſo dunkle Materie. — Und Siccatino, ja er entwarf in einer Anwandlung von fröhlicher Laune geſtern den Grundriß des ſinnloſen Syſtemes, um mich heute durch den wundervollen Contraſt zu überraſchen. Es iſt ihm gelungen — ich leſe und ſtaune!«

Der Gelehrte ließ ſich abermals in ſeinem Lehnſtuhle nieder, und verfolgte mit geſchärfter Denkkraft den deutungsvollen Inhalt der Schrift; wobei er von Zeit zu Zeit die Feder ergriff, und auf einem Papiere die geometriſchen Figuren nachzeichnete und die algebraiſchen Formeln nachſchrieb, welche, als Belege der wichtigſten Sätze, in der Handſchrift angedeutet waren.

Endlich, nach langem vergeblichen Harren der ſchönen Eliſabeth, ſchien der Gegenſtand ihrer Sehnſucht zu nahen — denn ſie legte plötzlich ihre Arbeit in den Schooß, hob den Finger zur lächelnden Purpurlippe, und, auf das Geräuſch ſich nahender Tritte freudig horchend, rief ſie halblaut: »Er kommt — er iſt's — es iſt ſein Tritt!« Die Thür ging auf, das Mädchen ergriff haſtig ihre Krauſe, und fuhr, während Bedrich eintrat, mit anſcheinender Gleichgültigkeit in ihrer Arbeit fort. Der junge Mann trat zu der eifrigen Nähterin, die aber nur mit einem kalten ſtummen Kopfnicken auf ſeinen freundlichen Abendgruß dankte.

»Ihr zürnet, theuere Eliſabeth — was hab' ich denn verſchuldet?« fragte der Jüngling mit ſo innigem Tone, daß die Gefragte nicht umhin konnte, dem Flehenden einen raſchen, halb verſöhnenden Blick zuzuſenden.

»Soll man Euch nicht zürnen, Bedrich, wenn Ihr Nachts in

den unſichern Straßen herum ſchwärmet und Euch nicht einmal durch den Dolchſtich, den Ihr geſtern empfangen, abhalten laſſet, Eurer ſchlimmen Gewohnheit zu folgen?«

»Trauet meiner Verſicherung,« entgegnete der Jüngling, »die Veranlaſſung dieſer Wunde hat keineswegs meine Ehre befleckt, und durch meine Abendbeſuche erfüllte ich eine fromme heilige Pflicht gegen einen Mann, durch deſſen Hilfe ich, ſo Gott will, zum Ziele meiner ſüßeſten Wünſche zu gelangen hoffe,« und er reichte der Jungfrau die glühende Rechte zum Pfande der Verſöhnung. Eliſabeth erhob das große blaue Auge, um in den Blicken ihres Lieblings zu forſchen — doch wie Bedrichs klares Auge ſo treu, ehrlich und innig ſie anſah, da ſenkte ſie die feuchten, prüfenden Blicke, ein ſüßes Lächeln umſchwebte ihren Mund, und leiſe legte ſie ihre Hand in Berichs männliche Rechte.

Ein Ruf des alten Sinapius unterbrach das trauliche Zwiegeſpräch. Er ließ ſich von Bedrich ein Käſtchen herbeiholen, das auf einem Seitentiſche gelegen war, und verſank wieder in das alte Nachdenken. Endlich las er halblaut folgende Stelle aus dem vor ihm liegenden Hefte: »Die Verhältniſſe der Strahlenbrechung ſtehen mit den Geſtalten der einfachen Mineralien in genauem Zuſammenhange. Die Erfahrung lehrt, daß alle Mineralien, die in vielaxigen Geſtalten erſcheinen, den Lichtſtrahl einfach brechen, jene aber, deren Geſtalten einaxig ſind, den Strahl in zwei Büſchel ſpalten. Man kann alſo von einem Minerale, welches im hinreichenden Grade dem Lichte den Durchgang geſtattet, wenn es ſich auch im verſtümmelten Zuſtande befindet, mit Sicherheit urtheilen, ob ſeine urſprüngliche Geſtalt eine einaxige oder vielaxige geweſen.«

Haſtig öffnete jetzt Sinapius das von Bedrich herbeigeholte Käſtchen; mehrere Reihen natürlicher Kryſtalle glänzten dem Gelehrten entgegen. »Hier iſt ein von Rauten begrenzter Spath, folglich iſt er einaxig und muß den Strahl doppelt brechen!« ſprach eifrig der Naturforſcher, eine ſchwarze Linie auf ein weißes Blatt zeichnend. Nun legte er den Kalkſpath auf die gezogene Linie, blickte durch den klaren Kryſtall die Linie an und fuhr empor, da er zu ſeinem Staunen den einfach gezeichneten Gegenſtand doppelt erblickte.

»Welch eine auffallende Erſcheinung!« rief er aus, »und die iſt

von mir und von allen Naturforſchern, die bis jetzt gelebt haben, unbeachtet geblieben! Will nun ſehen, wie ſich die Sache bei einer vielarigen Geſtalt verhält. Da iſt ja ein reiner, recht durchſichtiger Würfel! Und ſomit langte er aus dem Käſtchen einen Steinſalzkryſtall hervor, legte ihn auf den ſchwarzen Strich, blickte hindurch und rief: »So wahr ich lebe, dieſe Geſtalt läßt die Linie nur einmal erblicken!«

Und jetzt ergriff der heftig aufgeregte Naturforſcher einen Hammer, und ſchlug mit dem ſcharf zulaufenden Ende desſelben auf eine Fläche des erſten rautenförmigen Kryſtalles, ſo daß derſelbe in zwei Theile geſprengt auseinander flog.

»Was beginnet ihr, Herr?« rief Bedrich; »ach, Schade um das herrliche R h o m b o e d e r.«

»Wie?« rief, durch dieſen Ausdruck betroffen Sinapius, »auch dir iſt der neue, eigenthümliche Name dieſer Geſtalt bekannt?«

»Erinnert Euch, verehrter Meiſter,« entgegnete der Jüngling mit verlegener Miene, »daß Ihr ſelbſt die Geſtalt ſo genannt habet.«

»Hab' ich das? in der That?« ſprach der Gelehrte, ohne weiter darüber nachzuforſchen; denn ein Bruchſtück des geſpaltenen Minerals nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er ſchaute mit geſchärften Blicken durch dasſelbe auf die ſchwarze Linie, und da ihm auch jetzt der doppelt gebrochene Lichtſtrahl dieſelbe zweifach zeigte, ſo faltete der hocherſtaunte Forſcher die Hände, und blieb, die Blicke ſtarr auf die glitzernden Kryſtalle geheftet, lange Zeit in tiefes Nachdenken verſunken ſtehen.

Indeſſen war Eliſabeth aus ihrem Gemache leiſe hereingeſchritten, berührte jetzt Bedrichs Schulter und fragte: »Was hat denn der Vater? ſo heftig bewegt habe ich ihn niemals geſehen.« Der Scolar, welcher mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen die ihm ſo deutungsvolle Aufregung ſeines Pflegevaters betrachtete, drückte innig die Hand der Jungfrau und ſprach leiſe: »Das iſt ein gar wichtiger Augenblick! er ſteht mit unſerem Glücke und meinen ſpäten Abendgängen in genauer Verbindung!«

Da ſprach Herr Sinapius zu ſich ſelbſt in halbverſtändlichen Tönen:

»Wie wunderbar! ſo weiſet die ſtarre Form des Naturkörpers

dem Lichtſtrahle neue, ungewohnte Pfade, — ſie trennet und bricht ſeinen leuchtenden Pfeil, damit er Zeugniß gebe von der Geſtalt, die er durchflogen, und dem Menſchen lehre, den Kryſtall zu reihen unter die verwandten Arten ſeiner Gattungen! — Ewiger Schöpfer!« fuhr er fort mit erhobener Stimme, die Augen zum reinen Sternenhimmel emporhebend, der durch das offene Fenſter herniederglänzte. »Welch neue, nie geahndete Spur deiner Macht und Weisheit birgt ſich in dieſem todten Steine. — — Ja ich wage die Frage: Iſt der Beweis der Allmacht des Unendlichen, welcher ſich mir plötzlich im todten Steine offenbart, iſt er minder ſtaunenswerth und erhaben, als jener, den ihr ewige Weltkörper am grenzenloſen Himmelsdome mit leuchtenden Zügen ſchreibet?« — —

Hoch aufgerichtet ſtand Sinapius da, gleich einem Hohenprieſter der Natur, ſein naſſes Auge blickte feſt zu den Geſtirnen, als wiederhole es ſeine kühne deutungsvolle Frage: »Und der Entdecker dieſer hohen Wiſſenſchaft — — — ich beuge mein Haupt tief vor ihm!« *) — Darauf wandte ſich Sinapius raſch zu ſeinem Pflegeſohne, der mit freudig ſtrahlenden Blicken den Bewegungen des Naturforſchers gefolgt war, und ſprach: »Meinen Mantel und mein Barett! — Mein erhabener Gebiether wird mir nicht zürnen, daß ich ihm im Dunkel der Nacht dieſen herrlichen Lichtſtrahl bringe!«

Und bald darauf ſchritt Herr Sinapius, von dem ihm leuchtenden Scolar begleitet, eilig die Gaſſe hinauf, die zu der kaiſerlichen Burg leitet.

---

*) Möge der große Naturkundige, unſer unſterbliche Mohs, welcher der erſte und einzige ein wahres, naturgemäßes Mineralſyſtem entworfen, und auf dieſe Weiſe die optiſchen, magnetiſchen, electriſchen und chemiſchen Entdeckungen anderer Forſcher zuerſt für die Naturgeſchichte nutzbar gemacht hat, und deſſen Vorleſungen alles das entnommen iſt, was in dieſer Novelle über Kryſtallographie geäußert wird, dieſen Ausruf als ein geringes Zeichen meiner tiefſten und innigſten Verehrung betrachten. Der Verfaſſer.

Viertes Kapitel.

Salve terra! favens laborioſis,
Reddens uberę ſemen omne fructu,
Viventes alis et tegis colonis,
Mortuos placida foves quiete!

Carolus a Carlſperga.

Ein reges, wiſſenſchaftliches Leben herrſchte zur Zeit Rudolphs II. in Böhmens Hauptſtadt. — Prag war damals der Sammelplatz der Künſtler und Gelehrten, die Heimat der Wiſſenſchaften, das nordiſche Athen. Unter Rudolphs kaiſerlicher Ägide gedieh wunderkräftig der Baum menſchlicher Erkenntniß, und ſeine fruchtbaren Zweige verbreiteten ſich weit und breit in dem geſegneten Lande. Jede Stadt, jeder Marktflecken hatte ſeine Schule, manche derſelben beſaßen zwei; in Prag allein gab es ſechzehn Lehranſtalten. Die Einrichtung derſelben war ſo trefflich, daß ſie noch jetzt, nach mehr als zwei hundert Jahren, manchem nach dem Gemeingute literariſcher Aufklärung ringenden Volke zum Muſter dienen könnte. Kein Wunder alſo, daß der Reiſende gar häufig Bürger, ja Landleute antraf, welche die römiſchen, oft ſogar die griechiſchen Klaſſiker in der Urſprache laſen und verſtanden. War dieſes nun der Fall bei den untern Volksclaſſen, um ſo weiter mußte die literariſche Bildung bei den höheren Ständen der böhmiſchen Nation gediehen ſein.

Über alle Hochgebildeten ſeines Alters ragte durch tiefe Kenntniß, gereifte Erfahrung und glühende Vaterlandsliebe Wenzel Freiherr v. Budowa hervor. Seine Reiſen durch Italien, Frankreich, England und die Türkei ließen ihn hellere Blicke in die politiſchen und wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe jener Zeit werfen, wie es ſein **Gnomon horologii hiſtorici** und ſeine **ſynopſis hiſtorica** darthut; das polemiſche Werk, **Antialkoran**, welches er, wie alle ſeine Schriften, in der Sprache ſeines Vaterlandes verfaßte, bezeugt ſeine gründliche Kenntniß der Sprachen des Orients. Dieſer thätige Freund der Wiſſenſchaften, den Rudolph zu ſeinem Rathe ernannte, verſammelte in ſeinem geſellſchaftlichen Kreiſe zu Prag die berühmteſten Männer und Frauen, welche damals Böhmens Hauptſtadt zierten. Und ſo iſt es einer dieſer literariſchen Abendzirkel, in welchen der Leſer jetzt eingeführt wird.

Die Prunkzimmer des Pallaſtes füllten ſich nach und nach mit den ausgezeichneten Gäſten des Herrn von Budowa, welcher die Ankommenden mit würdevollem Anſtande in einem großen Saale empfing, deſſen koſtbare Einrichtung das Gepräge des vielgereiſten, gelehrten Eigenthümers trug. Zwiſchen den hohen, gothiſchen Fenſtern ſtanden ſchwarze, reich eingelegte Glasſchränke, worin antike Vaſen und Thränenkrüge, fremdartige Stoffe, bunte Turbane mit koſtbaren Agraffen, kunſtvolle Feuergewehre und andere Kunſtproducte, die der Freiherr auf ſeinen Reiſen geſammelt, prangten. In anderen Fächern erblickte man ſeltene ausgeſtopfte Thiere, Papageien und Paradiesvögel, ferne ſchillernde Papillione, Korallenzweige, glänzende Seemuſcheln und merkwürdige Petrefakte. In der Mitte des Saales ſtand auf einem koſtbar vergoldeten Tiſche eine Erd- und eine Himmelskugel, ein Fernrohr und mehrere aſtronomiſche Inſtrumente. Die Wände des Saales waren mit hellpolirten Holzplatten belegt, deren jede das Wappen der Herren von Budowa von goldenem Laubwerk umflochten trug. Die überraſchendſte Wirkung machte aber die Decke, ein Meiſterwerk damaliger Zeit. Auf hellblauem Grunde prangten unzählige ſilberne Geſtirne, den ſternenvollen Nachthimmel blendend nachbildend, und reihten ſich um eine rieſige goldene Schlange, die in der Mitte des Plafonds zum weiten Ovale ſich krümmte. In dieſer Rundung war der Zodiakus mit ſeinen abentheuerlichen Gebilden, und in dem Mittelpuncte desſelben das magiſche Pentagramm im Silberglanze zu ſchauen.

Einen anmutvollen Anblick gewährten die verſammelten Herren und Frauen, in der bunten, reichen Kleidung jener Zeit. Sie ſaßen zum Theile im traulichen Kreiſe auf Stühlen mit hohen verſilberten Lehnen, andere ſtanden in eifrigen Geſprächen vor den Glasſchränken, deren Inhalt ſo reichen Stoff zu Betrachtungen darbot, und eine andere Gruppe umſtand den Tiſch, auf welchem die aſtronomiſchen Werkzeuge glänzten.

Der ſchmucke Kriegsheld, Ritter Harant v. Polzicz, war eben bemüht, die Frauen, unter welchen die Dichterin Weſtonia und die berühmte hochgebildete Eva v. Lobkowitz ſich befanden, von ſeinem abenteuerlichen Zuge durch Syriens Wüſten und Palmenhaine zu unterhalten, als plötzlich der gekrönte kaiſerliche Dichter Karlsperga herzutrat und die Erzählung mit der Ankündigung unterbrach, daß er der Bote einer wichtigen, unerwarteten Nachricht ſei.

»Nur einer angenehmen können wir die Unterbrechung der lieblichen Erzählung unſers Ritters vergeben!« ſprach die ſchöne Weſtonia.

»Nicht ſo ſtrenge!« ſprach Ritter Harant, der ſelbſt Dichter, im Tone der Courtoiſie gar wohl bewandert war, »mit dem gekrönten Muſagetes ſollte die Kaſtalide milder verfahren.«

»Nun denn, ſo möge der Herrſcher uns ſagen, worin ſeine Botſchaft beſtehe?« erwiederte lächelnd die Dichterin.

Digitized by Google

»Die Herrin gebeut, der Diener gehorcht,« ſprach, ſich tief verneigend, der kaiſerliche Poet, »ſo vernehmet denn: In wenig Tagen entäußert ſich unſer Sinapius ſeines ſchönſten Edelſteines, das heißt, er vermählt ſeine holde Eliſabeth.«

»Wie die ſchöne Eliſabeth? — wer iſt der Glückliche?« waren die Ausrufungen der Geſellſchaft, die ſich jetzt um den Berichterſtattenden Dichter geſammelt hatte.

»Der Bräutigam,« war die Antwort, »iſt Einer, auf den wohl niemand verfallen wird — der fremde Metallurg Siccatino.«

Staunen und Befremden ergriff Alle, die da vernahmen, daß das ſchöne, blühende Kind dem abgelebten, anmaßenden Manne geopfert werden ſollte. — Da trat Herr von Budowa zu der Gruppe. »Wohl ſtaunet ihr mit Recht,« ſprach er, »verehrte Herren und Frauen, daß dem wälſchen Metallurgen in unſerer Hauptſtadt ein ſo herrlicher Glücksſtern aufgegangen; ſein ungewöhnliches Verdienſt um die Wiſſenſchaft macht ihn aber dieſes Glückes würdig. Vernehmet: Unſerem kaiſerlichen Monarchen wurde vor nicht langer Zeit ein Käſtchen mit ſinnreich geordneten Kryſtallen von unbekannter Hand zugeſtellt, wobei eine Schrift ſich befand, welche folgende Worte enthielt: Warum ſchuf die Natur mit ſolch' wundervoller Regelmäßigkeit dieſe Gebilde? Liegt kein tieferer Sinn in dieſen glänzenden Hieroglyphen der Schöpfung? — Die Löſung dieſer Fragen erwartet die Wiſſenſchaft von dem Winke des kunſtſinnigſten aller Monarchen! Dieſe Fragen hat nun Siccatino auf die überraſchendſte Weiſe gelöſet.«

Siccatino! Unglaublich! wer hätte das geahndet? So folgten einander die Worte der ungläubigen Verwunderung. »Sinapius legte vor zwei Wochen der Majeſtät des Kaiſers die Abhandlung des gelehrten Metallurgen vor. — Der erſtaunte Monarch gab da ſein kaiſerliches Wort, dem Verfaſſer jener Schrift eine Bitte, in ſo fern ihre Erfüllung in ſeiner Macht ſtünde, zu gewähren; der glückliche Siccatino befand ſich damals zu Kuttenberg.«

»Wo er,« unterbrach den Erzähler der oberſte Münzmeiſter, Herr Schlick v. Paſſaun, »keineswegs ſo glorreiche Beweiſe ſeiner Kenntniſſe abgelegt,« wie man mir eben berichtet.«

»Dem mag ſein, wie es will,« fuhr der Freiherr fort, »genug daran; geſtern kam der Italiener zurück und begehrte als einzigen Preis und Lohn ſeines Werkes: die Hand der reizenden Eliſabeth.«

»Der Mann hat nicht ſchlecht gewählt,« rief der große Mathematiker Hayek v. Hayek; »die Hand Eliſabeths hält die Schlüſſel zu manchem Schatze.«

»Der alte Sinapius,« nahm Budowa wieder das Wort, »iſt zu ſehr von dieſem Ereigniſſe ergriffen, — darum ließ er ſich und ſeine Tochter heute bei mir abſagen. Siccatino aber wird erſcheinen, und gedenkt einen Theil ſeiner ſtaunenswürdigen Abhandlung meinen verehrten Gäſten vorzuleſen.«

Digitized by Google

In dieſem Augenblicke entſtand eine unruhige Bewegung in der Verſammlung. Ein hoher, ſchöner Mann, mit dunklem, wallendem Barte trat ein; blieb aber zagend am Eingange ſtehen, da er wahrnahm, welche Unruhe ſein Erſcheinen, beſonders bei den Frauen, hervorbringe.

»O tretet doch weiter, gelehrter Herr Profeſſor,« bat der Hausherr; »ihr habet Euren kühnen Muth jüngſt zu ſehr bewähret, als daß Ihr Euch jetzt durch einige abſchreckende Blicke ſchöner Augen erſchüttern ließet.« Der Angeredete verbeugte ſich anmutsvoll vor den Damen, die bange vor ihm zurückwichen, und trat in den Kreis der Männer, welche den Tiſch mit den aſtronomiſchen Apparaten umſtanden.

»So hat er denn wirklich eine menſchliche Leiche in Stücke geſchnitten?« ließ ſich eine Stimme im Damenkreiſe vernehmen.

»Abſcheuliche Neugierde!« rief eine zweite. »Es ſoll zwar der Wiſſenſchaft frommen; aber welch widernatürliches Verfahren!«

»Wer ſollte ſolch eine barbariſche That dem ſanften, ſtillen Manne zutrauen!« So lauteten die Stimmen der Frauen über den Profeſſor der Arzneikunde, den berühmten Jeſſenius von Jeſſen, welcher der Erſte an einer deutſchen Univerſität es wagte, das anatomiſche Skalpell an eine Menſchenleiche zu legen.

Jetzt richtete ſich aber die allgemeine Aufmerkſamkeit auf einen neuen Gaſt. — Es war Siccatino. Ganz im Gegenſatze zu dem beſcheidenen Arzte kam der kleine Metallurg mit geräuſchvollem Schritte und geckenhaftem Anſtande in die Geſellſchaft. Ein Geflüſter des Unwillens durchflog den Saal. — Als ihn der Freiherr an die verſprochene Mittheilung erinnerte, zog er gravitätiſch ein koſtbar gebundenes Exemplar ſeines Manuſcriptes hervor, ließ ſich mitten im Saale auf einen Stuhl nieder, und, nachdem die Geſellſchaft erwartungsvoll einen Kreis um ihn geſchloſſen, begann er, wie folgt:

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Levante.

Nach Originalſkizzen eines öſterreichiſchen Reiſenden.

(Schluß.)

II. Die Reiſe.

1. Rumilien und Bulgarien.

Die Entfernung von Conſtantinopel nach Belgrad wird auf 184 Stunden berechnet. In 17 Tagen ſollten wir ſie zurücklegen; die günſtige Witterung und der deßhalb verhältnißmäßig gute Weg erlaubten uns, ihn in 15 Tagen zu vollenden. Am 26. v. M. Morgens um 6 Uhr ließen wir uns von Pera nach Conſtantinopel überſetzen, der Tartar-Aguſſi erwartete uns ſchon mit ſeinen Pferden, wir nah-

men Abſchied von unſeren neuen, lieb gewonnenen Freunden, und waren in Kurzem auf dem Wege nach A d r i a n o p e l.

Die Gegend iſt einförmig, hügelig, ſchlecht beſtellt, und den einzigen tröſtlichen Anblick gewährt das Marmora-Meer, das über Siliſri hinaus, alſo faſt 1½ Tagreiſe lang, dem Reiſenden im Geſichte bleibt; erſt bei Ciorlu nimmt der Weg die Richtung laudeinwärts. Auf denſelben Pferden, die wir in Conſtantinopel beſtiegen, mußten wir die vier Tage bis Adrianopel zurücklegen, die Pforte hat den Pferdewechſel auf den Zwiſchenſtationen wegen ſeiner Koſtſpieligkeit eingeſtellt.

Adrianopel iſt zwar eine ziemlich große Stadt, aber dem Reiſenden bietet es nicht mehr Bequemlichkeit dar, als das ſchlechteſte Dorf. Man ſchläft auf der Erde, auf einer mit knolliger Baumwolle gefüllten Matraze, ſpeiſt ſchlecht und trinkt noch ſchlechter. Auf den Straßen der nähmliche Schmutz und Scheuſal, wie überall, die Häuſer eben ſo klein, verfallen und unreinlich.

Sehenswürdig ſind nur die große Moſchee, die zweite des Reiches, und der Bazar, der in einigen ſeiner Abtheilungen denen von Conſtantinopel an Pracht und Zierlichkeit nichts nachgibt.

Von dieſer Stadt aus ändert ſich aber der Anblick der Umgebung. Mau reiſt von hier bis zur letzten Station vor Belgrad (um gleich das Verwandte zuſammen zu faſſen) wie durch einen lieblichen Garten, den ſelbſt die Kunſt nicht ſo ſchön, geſchweige ſo großartig und erhaben hätte bilden können. Tauſende von Nachtigallen beleben die Flur, die beſonders am Morgen die Lüfte mit ihrem Geſange erfüllen; reizende Bäche und Flüſſe durcheilen die Auen, unter denen die Maritza und Moldava durch die Lieblichkeit ihrer Ufer ſich auszeichnen. Berg und Thal wechſeln mit einander ab, ſchaurige Schatten, üppiges Grün, grauenhafte Felſen, magiſche Fernſichten, Fülle und Wechſel, und endlich der Anblick des Hochgebirges, das Bulgarien von Rumili ſcheidet.

In P h i l i p p o p e l, oder Filibi, wie es die Türken nennen, dem nächſten bedeutenden Orte nach der Stadt Kaiſer Hadrians, wo wir den 1. Mai übernachteten, hatten wir eine kleine, aber nicht eben willkommene Zerſtreuung. Bei 2000 Mann türkiſche Infanterie, welche nach Albanien beſtimmt waren, befanden ſich eben hier im Quartiere, und führten in einer kleinen Au der Maritza, in der Nähe unſerer Herberge, einige Manoeuvres aus. Sie hatten klingendes Spiel bei ſich und das war eben das Unglück. Der Mißklang, der Lerm, das Toben, Schreien, Krächzen, Pfeifen, Sauſen, Brauſen, Klingen, Trompeten, Trommeln, war wahrhaftig unerträglich, und am Ende zog ſogar der ganze Trupp mit dem Aufgebote aller ſeiner muſikaliſchen Kräfte dicht vor unſern Fenſtern vorbei.

Am 2. Mai paſſirten wir den Balkan, den 3. Mai ſchliefen wir in S o p h i a, der Hauptſtadt Bulgariens, die alles früher Geſehene

Digitized by Google

an — Schmutz und Koth übertrifft. — Berge gibt es in Bulgarien die Menge, und eine kunſtgerechte Fahrſtraße durch das Land anzulegen, gehörte gewiß zu den ſchwierigeren Aufgaben des Straßenbaues.

Etwa 1000 Schritte von Niſſa, einer von Außen niedlichen Stadt in einer ſehr hübſchen Lage, wo wir den 6. Mai ankamen, ſahen wir ein ſchauderhaftes Denkmal orientaliſcher Grauſamkeit. Hier wurden im Jahre 1812 die Knäſen Bulgariens von den Türken niedergehauen, weil ſie in den Verdacht einer Verſchwörung gerathen waren. An dieſer Stelle iſt nun ein viereckiges, beiläufig zwei Klafter hohes, thurmartiges Monument errichtet, bei dem ſtatt der Ziegel die Schädel der Erſchlagenen verwendet worden ſind. Auf jeder Seite ſtarren daher über 100 Todtenköpfe den Vorübergehenden an, in deren Höhlen nunmehr die Vögel niſten, und ſchauerliches Gewürm ſich erzeugt hat.

Einige Meilen hinter Niſſa, 3 Stunden vor Alexenitza iſt die ſerbiſche Grenze, ein großes rothes Kreuz bezeichnet ſie *).

2. Serbien.

Der Eintritt in Serbien zeichnet ſich gleich durch die beſſeren, breiteren Straßen aus; ſie ſind freilich noch nicht chauſſirt und nach anhaltendem Regenwetter kaum fahrbar; allein doch iſt ein bedeutender Fortſchritt gegen die übrige Türkei bemerklich. Ein anderer Vorzug iſt die völlige Ruhe und Sicherheit, mit der man ſeit der Regierung des Fürſten (Oberknäſen) Miloſch das Land bereiſen kann. Leider mußten für dieſen Zweck harte, grauſame Mittel gewählt werden. Viermal während unſerer Reiſe ſahen wir Pfähle hinausragen in die Lüfte, an denen vermoderte Leichen hingen. Dem Verbrecher wird ein ſolcher Pfahl durch den Leib geſtoßen, und Stunden lang muß er unter den entſetzlichſten Qualen ſchmachten, ehe der Tod ſeinen Leiden ein Ende macht. Einmal, eben auf der letzten Tagreiſe, begegneten wir auch einem Haufen von 5—600 Bauern, die ausgezogen waren, einen berüchtigten Buſchklepper, der mit ſeinen Spießgeſellen in der letzten Zeit die Straßen beunruhigte, in den Wäldern aufzuſuchen und einzubringen; ſie ſchienen mit vollem Bewußtſein der Nothwendigkeit und Nützlichkeit ihres Unternehmens den Zug anzutreten.

Auch in andern Rückſichten gewahrt man den ſteigenden Wohlſtand der Provinz. Seitdem der Eingeborne weiß, daß ſein Gut vor den räuberiſchen Einfällen und Plackereien der Türken geſichert iſt, daß innerhalb zweier Jahre ſelbſt die Wenigen dieſer übermüthigen Fremdlinge, die der Verkauf ihrer Güter noch im Lande hält, dasſelbe verlaſſen müſſen, ſo daß dann nur in den Feſtungen, deren Beſetzung den Türken eingeräumt iſt, die Spuren der fremden Ober-

*) Die Pferdewechſel-Stationen von Adrianopel bis Raſna, der erſten ſerbiſchen Station, ſind: Hebipce, Haſkioi, Philippopel, Inkiman, Sophia, Seraſkoi, Niſſa.

herrſchaft zu bemerken ſein werden, ſeitdem pflegt jeder mit verdoppelter Sorgfalt ſeines Grundes, und mancherlei Zweige der Induſtrie werden einheimiſch.

In hiſtoriſcher oder ſonſtiger Beziehung merkwürdige Orte habe ich in Serbien keine durchwandert. Bei Tagodina iſt der Eichenwald beachtenswerth, der hier beginnt und zwei Tagreiſen weit bis nach Belgrad reicht; ein großer Theil des Borſten- und Hornviehes, deſſen Oeſterreich bedarf, wird hier gezogen. Vor Belgrad bewundert man die Schanzwerke der Stadt, der große Eugen ließ ſie zu der Zeit anlegen, als ſeine welthiſtoriſchen Siege Oeſterreichs Scepter bis weit über Serbien und Bosnien ausgedehnt hatten. Von dem Inneren der Stadt weiß ich nur das zu ſagen, daß ſie ſogar Sophia an Ekelhaftigkeit übertrifft, übrigens drängte die Zeit, und Fürſt Miloſch, die einzige Erſcheinung, die uns den Aufenthalt in Belgrad hätte erträglich machen können, war eben nach ſeiner eigentlichen Reſidenz, dem Städtchen Kragojevacs, verreiſt; vielleicht wird er einſt, wenn das ſtattliche Haus vollendet iſt, das man jetzt eine Viertelſtunde von der Stadt an den Ufern der Save für ihn baut, etwas länger bei den Mauern der alten Feſte wohnen.

Wir ritten alſo weiter, an dem Fuße der eigentlichen Feſtung vorbei, die von außen ſich ziemlich gut ausnimmt, aber im Inneren in deſto verfallenerem Zuſtande ſein ſoll, und ſtanden bald an den Ufern der alten Donau. Es iſt doch ein gar beſonderes Gefühl, den Fluß wieder zu erblicken, der die Mauern der Mutterſtadt, ja wie ich es im ſtrengſten Sinne des Wortes ſagen könnte, faſt die Pfähle des väterlichen Hauſes benetzt. Man begrüßt ſeine Wellen als Liebesboten, frohe Grüße, traute Erinnerungen, und glaubt, nun und nun müſſe aus ſeinem Spiegel das alte gewohnte Bild auftauchen, das man ſo oft in ihm geſucht und gefunden: der Himmel, die Erde, die Flur und der Menſch der Heimat! Drei Viertelſtunden dauerte die Überfahrt — denn das Waſſer war uns bis auf den letzten Augenblick ungünſtig und ſtand höher als gewöhnlich — aber mir kam die Zeit wie eine flüchtige Sekunde vor, ſo tief war ich in meine Träumereien verſunken.

Erinnerungen

aus der Culturgeſchichte Öſterreichs.

10. September 1751 geb. zu Wien Auguſt Veith von Schittlersberg, k. k. wirkl. geheimer Rath, als Menſch und Staatsmann gleich ausgezeichnet, und allgemein betrauert, als er am 24. Februar 1811 des Todes verblich. Sein lateiniſches Gedicht: »Der Prater,« hat der vielen Vorzüge willen unſer hochgeehrter Profeſſor Stein mit einer deutſchen Überſetzung zum Drucke befördert, und dadurch der literariſchen Welt einen ſeltenen Genuß verſchafft.

11. September 1645 ſtiftet der Fürſterzbiſchof zu Salzburg Paris Lodron, das marianiſche Collegium für 8 ſtudierende Jünglinge, in der Abſicht, für die Nachkommen ſeiner Familie getreue und geſchickte Beamte zu erziehen. Mit dem nöthigen Fonde ausgeſtattet, hat dieſes Inſtitut ſeitdem viel des Guten geleiſtet, und mehrere tüchtige Staatsbeamte ſind daraus hervorgegangen.

12. September 1696 geb. zu Aſchbach in Öſterreich unter der Enns, Sigmund Calles, Münzenkenner, Geſchichtsſchreiber der deutſchen Kirche und der meißniſchen Biſchöfe, Trauerredner Carls VI., vor Allem aber durch ſeine Annales Austriae, welche 1750 in zwei Foliobänden erſchienen, berühmt. Er war in den Orden der Geſellſchaft Jeſu getreten, verſah mehrere Profeſſors-Stellen und ſtarb bei St. Anna zu Wien am 3. Jänner 1761.

13. September 1649 geb. zu Gmunden in Öſterreich ob der Enns Martin Reſch, weiland Profeſſor des Kirchenrechtes an der Univerſität zu Salzburg und vom Jahre 1704 an Abt des Benedictiner-Stiftes Kremsmünſter. Als ſolcher ſorgte er ſehr eifrig für Bibliothek und Schulen, und ließ ſehr viele akademiſche Disputationen halten. Er reſignirte am 12. Juli 1709 und ſtarb am 12. December desſelben Jahres. Wir haben von ihm mehrere Abhandlungen, unter welchen die de jure patronatus noch jetzt Beachtung verdient.

14. September 1504 ſtirbt zu Wien Vincenz Lang (Longinus,) Liebling des berühmten Conrad Celtes, und als Muſiker und Dichter gleich tüchtig. Er empfing am 1. März 1501 auf dem Schloſſe zu Linz den poetiſchen Lorberkranz aus K. Maximilians Hand, und las über Poeſie und Redekunſt an der hohen Schule zu Wien. Seine reiche Büchersammlung kam durch Celtes an die eben gegründete Hofbibliothek.

15. September 1676 geboren in St. Pölten Anſelm Schramb, Mitglied des berühmten Benedictiner-Stiftes Melk, und in der literariſchen Welt durch ſein Chronicon Mellicense bekannt, das im Jahre 1702 erſchien, und als Materialienſammlung, wenn auch einer ſtreng hiſtoriſchen Kritik entbehrend, immerhin ſeinen Werth hat. Er legte am 25. November 1696 die Ordensgelübde ab, ward hierauf Profeſſor und Bibliothekar, und ſtarb am 20. December 1720 am Schlagfluſſe.

16. September 1718 geb. zu Salzburg Theophil Freiher von Dücker, Mitglied des berühmten Benedictiner-Stiftes Kremsmünſter und Verfaſſer einer großen Anzahl volksthümlicher und religiöſer Werke, die er auch überall großmüthig verſchenkte. Er war längere Zeit Profeſſor; die Seelſorge indeſſen hatte für ihn einen größeren Reiz, und er war darin unermüdet bis zu ſeinem Todestage den 30. October 1774.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Digitized by Google

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 51.

Die Jungfrau von Orleans. (Schluß.) — Curioſa von A. St. — Tagsbegebenheit.

Die Jungfrau von Orleans.

(Schluß.)

20.

Peter Cauchon und Jene, die er für gut befunden zu berufen, verſammelten ſich in großer Anzahl zu der letzten Sitzung über Johanna die Jungfrau.

Nachdem ihnen der Akt über das geſtern Vorgefallene und die Ausſagen Johanna's waren vorgeleſen worden, ſchritten ſie, ohne weiter eine gerichtliche Form für nöthig zu finden, unverzüglich zur Berathung über das Endurtheil. Es wurde dabei keine Rückſicht darauf genommen, daß ſie die Verbrechen, die man ihr vorgeworfen, für falſch erklärt, daß ſie geſagt, ſie habe die Abſchwörung nicht verſtanden und könne ihrer Wächter wegen die Frauenkleidung nicht führen und daß ſie ſich über nicht gehaltene Verſprechen beklagt hatte.

Es waren zwei und vierzig, die ihre Stimme abgaben, und die Meiſten entſchieden ſich mit dem *Abt von Fecamp* dahin: *die Jungfrau als rückfällig zu erklären, doch ſei es gut, daß man ihr vorher das Papier mit der Abſchwörung noch einmal vorleſe und ihr die Lehre der Kirche auseinanderſetze, hierauf ſollten dann die beiden Richter ſie als irrgläubig erklären und dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überlaſſen, mit dem Geſuche, mild mit ihr zu verfahren.* Da indeſſen in ſolchen Fällen keine Milde zu erwarten war, ſo ſprach dieſes Urtheil eigentlich den Tod aus.

Sobald der erſte Schmerz Johanna's vorüber war, und der Bru-

der, den man ihr als geiſtlichen Beiſtand gegeben hatte, ihr Troſt zuſprach; da brach der helle Glanz ihrer reinen, gottergebenen Seele wieder ungetrübt hervor, wie die Sonne aus den Nebeln und Stürmen der Nacht. Ihr Sinn war von dem an abgewandt von den Sorgen und der Noth der Erde und einzig zu Gott gerichtet. Sie flehte nur noch die göttliche Gnade für eine reumüthige Sünderin an, die bereit ſtand vor Gottes heiligem Antlitz zu erſcheinen. Sie beichtete dem Bruder und verlangte dann, voll heißer Sehnſucht, nach dem heiligen Sakramente, das man ſchon ſo lange ihren inſtändigen Bitten verweigert hatte. Der Bruder ließ ihr Begehren durch den Gerichtsboten dem Biſchof wiſſen, dieſer berieth ſich darüber mit mehreren gelehrten Meiſtern und gab darauf den Beſcheid, der Bruder ſolle ihr das Sakrament reichen und Alles Andere, was ſie nur verlangen würde. Hiemit hatten die Richter in Wahrheit die Jungfrau losgeſprochen und ſich ſelbſt für ſchuldig erkannt, denn ſie geſtatteten dem Prieſter, ſie von ſolchen Sünden loszuſprechen, derentwegen ſie eben im Begriffe ſtanden, ſie aus der Kirche zu ſtoßen; aber war die Losſprechung des Prieſters gültig, ſo konnten ſie Johanna nach derſelben nicht mehr als Irrgläubige aus der Kirche ſtoßen.

Um die neunte Morgenſtunde ſtieg Johanna im Schloßhof auf den Wagen des Gerichtes, ſie trug Frauenkleidung, neben ihr ſaß Bruder Martin; ihr Beichtvater. Johann Maſſieu, der Gerichtsdiener, ſaß auf der andern Seite. Mehr denn acht hundert Kriegsleute folgten zur Bewachung, mit Äxten, Schwertern und Lanzen bewaffnet; Niemand wagte bei einem ſo furchtbaren Gefolge mit ihr zu ſprechen.

Aber als nun der Wagen durch die Straßen von Rouen zur Richtſtätte fuhr, da folgte ihr auch Einer nach und drängte ſich in ſo großer Angſt und Verzweiflung durch den wilden Haufen der Engländer durch, daß man hätte glauben ſollen, der Scheiterhaufen brenne für ihn und nicht für die Jungfrau. Es war Nikolaus l'Oyſeleur, der Judas, der ſein heiliges Prieſtergewand mit dem Blute der Unſchuld befleckt hatte.

Durch die Menge ſtürzte er hindurch und ſprang auf den Wagen, um von der zum Tode Geführten Vergebung zu erhalten für ſein großes Unrecht. Und ſie, die über die Wunden ihrer Feinde auf

dem Schlachtfelde geweint hatte, und das geſenkte Haupt der Sterbenden in ihren Armen gehalten, damit ſie ſich vor ihrem Hintritte mit Gott ausſöhnten, würde gewiß auch ihm ihre Hand gerne gereicht haben, aber die Engländer wurden über die offene Reue ihres Vertrauten in ihrem wilden Herzen aufs Höchſte ergrimmt. Er wäre in ihrer Wuth vielleicht erſchlagen worden, hätte nicht der Graf von Warwick ihm, ſeiner Rettung wegen, den Befehl gegeben, ſich augenblicklich zu entfernen und die Stadt zu verlaſſen, wenn ihm ſein Leben lieb ſei.

Unterdeſſen fuhr der Wagen mit der Jungfrau weiter dem Gerichtplatze auf dem alten Markte bei der Salvatorskirche zu. Und wer da hörte, wie ſie ſo andächtig ihre Seele Gott und den Heiligen anempfahl und ſo reumüthig ihre Sünden beklagte, der konnte ſich des Weinens nicht enthalten.

Der Richtplatz war mit Menſchen über und über bedeckt. Drei Gerüſte waren darauf errichtet, eines für die Richter, das andere für die Prälaten und angeſehenen Männer, das dritte ſtand bei dem Scheiterhaufen und war für Johanna, die Jungfrau.

Eine Predigt ward gehalten und hierauf ermahnte der Biſchof die Jungfrau, des Heils ihrer Seele eingedenk zu ſein und eine wahre Reue zu erwecken; aber ſie hatte, ohne dieſen Rath abzuwarten, ſich bereits auf ihre Kniee geworfen und rief unter heißem Gebete Gottes und aller Heiligen Gnade und Beiſtand an. Vor allem flehte ſie um die Hülfe ihrer lieben Heiligen, die ſie bis dahin auf allen ihren Wegen treu begleitet hatten. Eingedenk des ſterbenden Heilandes bat auch ſie alle Menſchen, weſſen Standes und welcher Partei ſie ſein mochten, ihre Freunde die Franzoſen und ihre Feinde die Engländer, demüthig um Vergebung alles deſſen, was ſie ihnen je zu Leid gethan hätte; ſo wie auch ſie ihnen alles Unrecht verzeihen wolle, was ſie von ihnen erlitten. Dann bat ſie um ihr Gebet, und daß alle gegenwärtigen Prieſter ihr die Liebe anthun möchten, eine Meſſe für ſie zu leſen.

Eine halbe Stunde betete ſie ſo, dann ſprach Peter Cauchon das Urtheil über ſie aus, als eine, die mit falſchem, heuchleriſchem Herzen ihre Irrtümer, Verbrechen, Götzendienereien und ihren Bund mit dem böſen Geiſte bereut und abgeſchworen habe und dann mein-

eidig, ärger denn zuvor, wieder darein zurückverfallen ſei. Darum ſprach er, erklären Wir, die rechtmäßigen Richter, nach reiflicher Berathung mit mehreren erfahrenen Männern, durch gegenwärtiges Endurtheil Euch für rückfällig und irrgläubig; Wir erklären, daß Ihr ein angeſtecktes Glied ſeid und als ſolches erklären Wir Euch als ausgeſtoßen und abgelöſt von der Kirche, damit Ihr die Anderen nicht verderbet, und wir übergeben Euch der weltlichen Gewalt, mit dem Geſuche, daß ſie rückſichtlich Eurer das Urtheil mildern und Euch mit dem Tode und der Verſtümmlung der Glieder verſchonen wolle.

Nach dem alten Grundſatze der Kirche, daß die geiſtliche Gewalt kein Blut vergießen dürfe, mußte jetzt Johanna zur Beſtrafung der weltlichen Obrigkeit übergeben werden. Nun hätte man denken ſollen, die weltliche Obrigkeit würde alſo ihrerſeits die Sache unterſucht haben, in wie weit ihre Geſetze durch die Angeklagte verletzt worden ſeien, um zu ſehen, ob ſie der angeſprochenen Milde würdig ſei. Von dem Allem geſchah aber Nichts, und dieß war leider ein nur zu gewöhnlicher Mißbrauch, der ſich bei Glaubensproceſſen eingeſchlichen. Es wurde nicht einmal ein Urtheil geſprochen, die Jungfrau wurde ohne weiteres dem Scharfrichter, der ſchon in Bereitſchaft ſtand, übergeben.

Johanna verlangte nach einem Kreuze zur Stärkung in dem letzten Kampfe. Ein barmherziger Engländer machte ſchnell eines aus einem Stocke und reichte es ihr hin. Sie empfing es ehrerbietig und befeſtigte es vorn vor ihre Bruſt zwiſchen die Kleider. Sie küßte es, immer fortfahrend, unter Thränen den Beiſtand des Heilands anzurufen, der auch am Kreuze unſchuldig gelitten. Dann bat ſie den Bruder und den Gerichtsboten, ihr doch das Kreuz aus der nahen Kirche zu bringen und es ihr aufrecht ſtets vor Augen zu halten, damit ſie bis in ihren Tod den gekreuzigten Erlöſer vor Augen hätte. Als der Geiſtliche aus der Kirche ihr das Kreuz brachte, umumſchlang ſie es lange und heiß mit ihren Armen und empfahl ſich dabei dem Schutze Gottes und dem heiligen Erzengel Michael und ihrer Führerin, der heiligen Katharina.

Den wüthenden Kriegsknechten dauerte dieß traurige Schauſpiel zu lange, ſie verlangten, man ſolle ſie ihren Händen überlaſſen, und riefen drohend dem Gerichtsboten, der ſie auf dem Gerüſte tröſtete,

zu: »Was Meiſter! wollt ihr, daß wir hier Mittag machen ſollen?« Auf dieſe ungeſtümen Drohungen wurde ſie, ohne daß der rechtmäßige weltliche Richter einen richterlichen Spruch gethan, dem Scharfrichter mit den Worten übergeben: »thue deine Schuldigkeit.«

Zwei Knechte des Scharfrichters traten zu ihr hin, um ſie von dem Gerüſte herabzuführen, zum letztenmale umarmte ſie das Kreuz, grüßte noch einmal ſcheidend die Umſtehenden und ſtieg dann von dem Bruder Martin begleitet das Gerüſt hinab. Mit großer Wuth fielen einige Engländer über ſie her und ſchleppten ſie zu dem Scheiterhaufen hin. Sie ſprach unterdeſſen unter ſtetem klagendem Gebete den Namen Jeſus aus und rief weheklagend: »Rouen! Rouen! biſt du meine letzte Wohnung?«

Man band ihr die herkömmliche Binde um den Kopf, worauf ihre vorgeblichen Verbrechen geſchrieben ſtanden, deßgleichen waren auf einer Tafel alle die Irrtümer und Greuel zu leſen, deren ihre ungerechten Richter ſie für ſchuldig befunden.

Nun ſtieg Johanna das Gerüſt hinauf und wurde oben an einen Pfahl gebunden. Ihr zur Seite ſtand der Prediger-Mönch, Bruder Martin l'Advenü, als ein wahrer Prieſter jenes Gottes, der die Betrübten und die Leidenden zu ſich gerufen. Schon ſchlugen die Flammen auf und noch immer ſtand der Bruder, um ſich ſelbſt unbeſorgt, einzig der Seele eingedenk, zu deren Hüter er von Gott beſtellt war. Doch Johanna war in dem letzten Augenblicke noch ſo ſtark, daß ſie über ihn wachte und von dem Feuer bedroht, ihn bat, ſich vor den auflodernden Flammen zu retten. So konnte der Tod, der ſchon an ihrem Kleide nagte, ihren ruhigen, feſten Muth nicht brechen und ſie dachte in einem Augenblicke noch an Andere, wo die Meiſten zu ohnmächtig ſind, um an ſich ſelbſt zu denken. Sie bat den Prieſter herabzuſteigen, ihr das Kreuz vorzuhalten und fortzufahren, ſie mit lauter Stimme in dem letzten Kampfe zu ermahnen und zu ſtärken.

In dieſem Augenblicke trat noch einmal Peter Cauchon zu ihr heran; Johanna, die allen ihren Feinden vergeben hatte, ſprach zum letztenmal, ſchon von den Flammen umringt, das Gewiſſen dieſes gottvergeſſenen Richters aus ſeinem Todesſchlafe aufweckend und ihn

an ſeine Schuld mahnend: »Wehe ich ſterbe durch Euch; denn hättet Ihr mich den Gefängniſſen der Kirche übergeben, ſtatt mich meinen Todfeinden zu überlaſſen, ich würde nicht hier ſein. Wehe! Rouen, ich fürchte ſehr, du mußt für meinen Tod leiden.«

Der Scheiterhaufen war ſo hoch, daß die Flamme nur mühſam und langſam von unten herauf allmälig die Unglückliche erreichte, ſelbſt der Henker, der gerne ihre Schmerzen abgekürzt hätte, wurde darüber zum größten Mitleide bewegt.

Als endlich Rauch und Feuer ſie umhüllte, verlangte ſie noch Weihwaſſer, ſie rief dann zum letzten Male den Erzengel Michael und die übrigen Heiligen um Beiſtand an, dankte noch einmal Gott für alles Gute, was er ihr verliehen, und als nun die Flammen ihrer Meiſter geworden und ſie ſterbend das Haupt ſenkte, da war das letzte Wort, welches ſie mit heller, vernehmlicher Stimme, daß es die Umſtehenden verſtanden, aus dem Scheiterhaufen zum Himmel rief: Jeſus! Jeſus! Jeſus!

Dieſer Name der ewigen Liebe, mit dem ſie ſterbend der Welt Abſchied ſagte und den Himmel begrüßte, drang ſelbſt in die härteſten Herzen. Es ſtand bei dem Scheiterhaufen ein Engländer, er hatte in wildem Haße geſchworen, mit eigener Hand Holz zu den Flammen zu tragen, die die verfluchte Feindin ſeines Landes verbrennen ſollten. Schon war er im Begriffe, ſeinen Schwur zu erfüllen, da hörte er ihren letzten Ruf. Seine Sinne ſchwanden ihm, es war ihm, als ſähe er eine weiße Taube aus den Flammen gegen Himmel fliegen, und von plötzlichem Schreck ergriffen, ſank er ohnmächtig nieder. Die Umſtehenden mußten ihn wegtragen und er erholte ſich erſt wieder nach einem Trunk. Aber ſein Herz ließ ihm keine Ruhe, bis er noch an demſelben Tage dem Bruder gebeichtet und ihm ſeine Reue darüber geklagt, was er der Jungfrau habe anthun wollen.

Alle Prophezeiungen der Jungfrau waren eingetroffen, der Herzog von Bedford geſtorben, 1437 auch Paris den Engländern entriſſen worden, 1449 Rouen und mit ihm die Normande verloren gegangen; da dachte König Karl VII. an die Jungfrau, die er bei ihrem Leben ruhmlos verlaſſen, und wollte ihr Angedenken recht-

fertigen von aller Schmach. Da eröffnete, ausgerüſtet mit päbſtlicher Vollmacht, der Erzbiſchof von Rheims mit den Biſchöfen von Paris und Coutances am 17. November 1455 eine große Verſammlung von Geiſtlichen und Rechtsgelehrten und verhörten Freunde und Feinde der Jungfrau, viele, die mit ihr gegen England gekriegt, die Zeugen ihres Gerichts, ihrer Gefangenſchaft und Verurtheilung geweſen, ſelbſt ehemalige Richter und Kläger, und ſprachen endlich am 7. Juli 1456 das feierliche Urtheil aus: die vorigen Richter hätten das Recht verletzt, und jener Proceß wäre null und nichtig, Johanna wäre unſchuldig und rein, und ſie und ihre Verwandten frei und gereinigt von allem Schimpf und jedem Flecken wegen des Vorgefallenen.

Zu Orleans, das ſie gerettet, zu Rouen, wo ſie geopfert worden, wurden ihr Denkmäler errichtet, ein drittes ward im Jahre 1820 zu Domremy, dem Orte ihrer Heimat, erhöhet.

Wohl hat das griechiſche und römiſche Alterthum große und ſtolze Namen in die Bücher der Geſchichte geſchrieben: Helden, die lachenden Muthes ihr Leben für ihre Ehre und den Ruhm ihres Vaterlandes dahingegeben, die ihm Länder und Völker unterworfen und um ſeine Stirne den blutigen Lorberkranz der Weltherrſchaft geſchlungen; oder ſolche, die mit dem eignen Herz den Stahl aufgefangen, der der Bruſt ihres Volkes beſtimmt war, und die unter den fallenden Trümmern ſich ruhmvoll begraben. Aber kann es einen Helden, wie die Jungfrau nennen, der nicht für eigene und irdiſche Ehre, ſondern für die Ehre und im Dienſte des Ewigen das Schwert geführt? Der auf dem Siegesfelde nicht ſtolz auf ſein Schwert, ſondern in Demuth hinauf zu Gott und in Liebe hinab zu den Feinden geblickt? Der ſich des Lorberzweigs für unwürdig erklärt und ihn freiwillig auf den Altar niedergelegt und ſo im Nichtigen und Vergänglichen ein Zeugniß von dem Ewigen und Unvergänglichen gegeben hätte?

Schwert Frankreichs, ſo hieß der Ehrenname, mit dem einſt das dankbare Vaterland ſeinen tapferen Ritter dü Guesclin feierte; *Schwert Gottes*, das iſt der Name, der dem Andenken ſeiner frommen Heldin, Johanna der Jungfrau, gebühret.

Curioſa

von A. St.

(Kotzebue.) War Kotzebue nicht von italieniſcher Abkunft? iſt ſein Name nicht urſprünglich ein Scomma, wie ſo mancher ſpäter zu Ehren gekommene, in allen Sprachen? In dem Tesoro di lingue Europeo, overo Dizzionario delle più principali lingue della Europa. — (Parte terza, Italiano, Tedesco e Francese) dato in luce da Giovanni Redlino. Lipsia, 1711. gr. 8. — finde ich unter dem Worte: Cuócere, nebſt einigen Redensarten, den ſprichwörtlichen Ausdruck:

»e' Cuóce bue, er iſt ein Unverſtand, ein Eſel, il cuit du boeuf, i. e. il est ignorant, il n'a point d'entendement.«

Daß c vor e und i in manchen Gegenden Italiens nicht wie t ſch, ſondern wie t ſ ausgeſprochen wird, iſt bekannt. Übrigens hatten im alten Rom zuweilen angeſehene Familien ſkommatiſche Beinamen. Da lieſt man von einem Senator: L. Bestia, einem Tremellius Scrofa, einem Scipio Asina, einem Aufidius Lurco u. ſ. w.

Tagsbegebenheit.

Wieneriſch-Neuſtadt iſt nicht mehr, eine furchtbare Feuersbrunſt hat am 8. d. M. die blühende Stadt bis auf wenige Gebäude ganz vernichtet. Aber nicht dieſes iſt es, was ich ſagen wollte. Andere Blätter haben ſchon früher die Nachricht verbreitet und kräftigere Stimmen, als die meinige wäre, haben auch bereits das Mitgefühl der Reichen und Vermöglichen zur ausgiebigen Hilfe aufgerufen. Was ich hier anführen will, iſt blos die Aeußerung eines gemeinen Mannes aus der unterſten Volksklaſſe, eines der unglücklichen Abgebrannten, der mir einige Tage nach dem Brande die einzelnen Scenen des traurigen Ereigniſſes zu ſchildern ſuchte: Die Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er von dem Unfalle ſprach; aber plötzlich erheiterten ſich ſeine Blicke. »Herr,« ſprach er und ich ſuche im Folgenden ſo viel als möglich ſeine Worte beizubehalten. »Noch brannte die Stadt, ſo kamen ſchon aus der Umgegend Wagen mit Brod, Wäſche, Kleider und ſonſtigem Hausbedarf, und ſo geht es ſeitdem immerfort, die ärmſte Bäuerin kömmt und bringt in ihrer Schürze mit, was ſie nur immer zu Hauſe hat und für uns Abgebrannte von Nutzen glaubt. Die Burg, die Kirchen hat man uns eingeräumt, ſelbſt in den Gebäuden der Akademie wohnen einige. Die lieben jungen Herren darben ſich täglich zwei Speiſen ab, dann Frühſtück und Jauſe, und laſſen alles das unter die Armen vertheilen. Bei Gott! Man kann an ſein Unglück gar nicht denken, wenn man ſieht, wie die Leute helfen!« —

Glücklich, wer in einem Lande lebt, deſſen Bewohner ſo handeln und ſo fühlen! H.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Der Jugendfreund.

Ein Wochenblatt.

Nr. 52. Wien, den 24. September 1834.

Der Kryſtallograph. Novelle von J. E. Wocel. (Schluß.)

Der Kryſtallograph.

Novelle von J. E. Wocel.

Viertes Kapitel.

(Schluß.)

»Der Zweck meiner Abhandlung iſt,« begann Siccatino, »die Entſtehung oder die Geburt, und ferner die Geſtaltung der Mineralien auf dem einfachſten und natürlichſten Wege zu erklären. Die Mineralien ſind aus nichts anderem gewachſen und entſproſſen, als aus einem ſauren, acidiſchen oder corroſiviſchen Dampfe, oder deutlicher aus einem ſtarken fermentirten Vitriole und Salze, ſammt einer durch ſelbe fein aufgelöſten Erde. Es iſt allen Naturkundigen bekannt, daß alle Animalia, Vegetabilia und Mineralia in ihrem Inneren geſalzen ſind, und nach jeder Art und Natur die Salze flüchtiger oder fixer ſind; alſo iſt auch bekannt, daß die Luft ſalpetrig und ſalzig iſt; es iſt bekannt, daß das Meer und alle Erden geſalzen ſind; es iſt bekannt, daß die Erde in- und auswendig geſalzen iſt. Nach dieſen Prämiſſen wird jeder Naturkundige mir zulaſſen, daß die Theile des Makrokosmus in allem ihrem Umfange geſalzen ſind. Nun wird einer auch bekennen, daß das Centrum der Erde nicht wird ſein ein Kryſtallen-klarer Brunnen, wo nichts als Lebenswaſſer hineintropft, denn man ſieht ja vor Augen die Ausſtrömungen der Erden und der Gewäſſer, die allerhand Unrath zum Centro leiten. Gleichwie in des Menſchen Magen und in den anderer Thiere, alſo kommen auch zu derer Vegetabilium Wurzel allerhand reine und unreine, ſüße und ſauere Speiſen hinein, welche chaotiſche Vermiſchung mit Hilfe der Salze eine große

Fermentation erregen wird, und je ſtärker das Centrum fermentirt, deſto ſtärker dampft und vaporirt es. Solche Dämpfe werden durch das Inwendige der Erde vom Centro an die Oberfläche getragen, allwo ſich die dickſten oder fixeſten an den Wänden der Felſen, Erden und Steine anſchlagen. Je näher nun ſolche geſalzene Dämpfe dem Centro ſind, um ſo ſchärfer und corroſiviſcher ſind ſie, je weiter ſie davon kommen, deſto dulcificirter oder milder werden ſie. Die Erde wird durch ſothane Dämpfe aufgelöſt, der geiſtige Beſtandtheil niedergeſchlagen; was nun das Corroſiv von der Erde nicht hat auflöſen können, das hat es wenigſtens ſubtil gemacht, ſchmutzig und ſchmierig, welches die Chemiſten eine metalliſche Guhr heißen, oder die erſte Grundlage der Metalle. Aber ſie haben Unrecht, denn es iſt bloß die erſte und nächſte Grundlage des Schwefels und des Arſeniks. Erſt dann, wenn der Arſenik reift, und immer mehr und mehr zeitigt; dann verwandelt er ſich in einen Markaſit, dieſer Markaſit aber bildet endlich und ſchließlich das eigentliche Metall! — So iſt der große Zeugungsproceß der Metalle beſchaffen, welches wir nun klarer und ausführlicher auseinander ſetzen wollen.«

»Ihr ermüdet Euch, gelehrter Freund,« ſprach der Herr von Budowa mit verlegener Miene, die Regungen des Unwillens, welche die Mehrzahl der Zuhörer jetzt äußerte, wohl wahrnehmend.

»Welch ungeheuere Salzverſchwendung in Eurer Rede, Herr, und das einzig in der Abſicht, um Dampf und Dünſte zu erzeugen!« rief ein zierlicher Mann mit feurigen, ſchalkhaften Augen, der während der Vorleſung an der Seite des ehrwürdigen Hiſtorikers Weleslawina eingetreten war.

Glühend vor Galle erhob ſich Siccatino, maß mit giftigen Blicken den Ankömmling und fragte heftig: »Wie meinet Ihr das, Herr?«

»Ich meine,« war die Antwort, »daß, wenn Euch das Salz hier ausgehet, was bei Eurem ſchauderhaften Aufwande gar bald geſchehen kann, Ihr gezwungen ſein werdet, Euch in Kurzem nach dem wälliſchen Meerſalze umzuſehen.«

Siccatino verſtummte vor Zorn; — unter den Verſammelten brach dort und da das mühſam verhaltene Gelächter hervor. — Da rief der ernſte Freiherr: »Lomnitzky, mäßiget Eure ſatyriſchen Hiebe!« Den giftſprühenden Metallurgen faßte er aber bei der Hand

und ſprach mit beſchwichtigendem Tone: »Vergebet, gelehrter Herr, dem Satyriker ſeine Unart; es iſt ja bekannt, daß ſeine Geißel nicht einmal die verſchont, welche am nächſten dem kaiſerlichen Throne ſtehen.«

Ein ſtolzes Kopfnicken war die Antwort des Italieners, der ſorgfältig ſein Heft zuſammen rollte, und dann mit aufgeblähter Miene den Saal durchſchritt.

»Ihr verdient Strafe, Lomnitzky,« ſprach die ſchöne Weſtonia, »daß ihr die herrliche abſtruſe Abhandlung des Meiſters Siccatino ſo ſchmählich unterbrochen habt. Er war eben im beſten Zuge« —

»Mich ſtrafen?« ſprach der liebenswürdige Dichter; »ach, ſtrenge Muſe, ihr verwundet allzugern — doch ſehet, ich liebe ſogar die Schmerzen, die Ihr ſchaffet, daher ſprecht meine Strafe aus, und ich will mich demüthig Eurem Urtheile unterwerfen.«

»Wohlan, es ſei!« ſprach mit angenommener Richtermiene Weſtonia; »vernehmet: Da es uns bekannt iſt, daß Euch der Liedergott mit ſolch einer überſchwenglichen Fülle von Reimen überſchüttet, daß Ihr im Stande ſeid, auf einem Fuße ſtehend, wohl ein Hundert Verslein zu dichten und herzuſagen, ſo verurtheilen wir Euch, der verehrten Verſammlung eine Dichtung von wenigſtens zehn Strophen, auf einem Fuße aber, vorzutragen.«

Dieſer Urtheilsſpruch wurde mit einhelligem Beifall von der Geſellſchaft, die um den Verurtheilten und ſeine Richterin einen Kreis gebildet, aufgenommen.

»Auf einem Fuße?« fragte mit geſenkten Augen und erkünſtelter Zerknirſchung Lomnitzky; »da wird freilich das Gedicht gewaltig hinken; doch der Stoff?«

»Den mag meine edle Freundin angeben,« beſcheidete die ſchöne Dichterin, auf die ſinnige Eva Lobkowitz deutend.

»Nun denn!« ſprach dieſe lächelnd, »ich will das, was Euch wohl im gegenwärtigen Augenblicke am nächſten liegt, zur Aufgabe vorſchlagen; »Der Schalksnarr ſei der Stoff Eures werdenden Gedichtes.«

Die durch dieſen Vorſchlag noch heiterer geſtimmten Zuhörer drängten ſich dichter um den Verurtheilten, der einige Augenblicke mit ſcheinbarer Beklommenheit daſtand, während ſeine feurigen

Augen unter den geſenkten Wimpern lebhaft im Kreiſe umherſchweiften. Tiefe, erwartungsvolle Stille herrſchte in dem jüngſt noch ſo geräuſchvollen Saale, bis Lomnitzky raſch das Haupt zurückwarf, den linken Fuß in die Höhe hob, und ſo, in der Poſitur eines Kranichs, folgende Verſe improviſirte.

Der Schalksnarr.

Halloh! ich bin der Schellenkönig,
Die Welt iſt meiner Thaten voll!
Beſitz' an Gold und Silber wenig,
Doch reich bin ich an Lappenzoll!

Mit Peitſchenſchlag und Schellenklange,
Mit meiner bunten Schilderei,
Zieh' ich bei Scherz und frohem Sange
Durch Wald und Fluren ſorgenfrei.

Die Schilderei, mein Könnigswappen,
Die ſchmucke Zier im Naarenſtreit!
Und erſt mein Wams aus tauſend Lappen,
Dazu ein Fleckchen jeder weiht!

Denn einen Lappen hat doch jeder!
Der Eine trägt ihn an der Bruſt,
Der And're hängt ihn zur Katheder
Und preiſet ihn in eitler Luſt.

Der Eine träumt von Dichterſtrahlen,
Von Lenzesdüften, Roſenblühn:
Ich web' aus ſeinen Idealen
Ein Fleckchen mir — von Waſſergrün.

Haucht jener dort mit bangem Stöhnen
Dem keuſchen Mond der Liebe Schmerz:
So male ich mit ſeinen Thränen
Auf's Jäckchen mir — ein Purpurherz!

Der las uns kranke Hypotheſen
Von einer Elephantenmaus:
Ich ſchnitt aus dem, was er geleſen,
Ein graues Flecklein mir heraus.

Die Rechtsgelehrten disputiren
Mir grimmig ab den Narrenpreis;
Und ſieh — mit theuren Klexen ſchmieren
Sie Themislappen Schwarz auf Weiß!

Der Arzt will den Tribut verſtecken.
Und ſenkt ihn in die Erde hin,
Doch liefern Todtengräber Flecken
Mir für die ganze Medizin.

So ziert mit ſeiner Narrenſteuer
Ein jeder meine Schilderei:
Darum iſt mir die Jacke theuer
Als das Idol der Narrethei!

Und will ſich jemand wiederſetzen
Und liefert den Tribut nicht aus,
Dann treibt die Pritſche mit Entſetzen
Den Frevler in — das Narrenhaus.

Denn ich — ich bin der Schellenkönig,
Die Welt iſt meiner Thaten voll!
Beſitz' an Geld und Silber wenig,
Doch reich bin ich an Lappenzoll!

Während lauter Beifall den gewandten Reimer lohnte, und dieſer unter zierlichen Bücklingen die ſchöne Hand der verſöhnten Richterin an die Lippen drückte, traten zwei Gäſte ein, um welche ſich bald die ernſteren Glieder der Geſellſchaft ſammelten. Der erſte der Eintretenden war ein junger, hagerer Mann mit bleichen Geſichtszügen, in welche Kummer und anſtrengende Nachtwachen vor der Zeit tiefe Spuren gegraben, das lebhaft leuchtende Auge verrieth aber Geiſt und genialen Gedankenſchwung. Es war der kaiſerliche Mathematikus, Herr Johannes Keppler. Hoch und majeſtätiſch war die Geſtalt des Greiſes, an deſſen Seite der Mathematikus eintrat; den regungsloſen Zügen ſeines Antlitzes war kalter, eiſerner Ernſt eingeprägt, der durch den grauen, wallenden Bart und das ſchwarze Gewand noch mehr geſteigert wurde. Um ſeine Bruſt ſchlong ſich eine goldene Kette, die einen Talisman trug, in deſſen Mitte ein blutrother Rubin leuchtete. Dieſer Greis war der Hofaſtrolog Tycho Brahe.

Der kaiſerliche Mathematikus zog ſich mit ſeinem Kollegen Thaddäus von Hayek und dem greiſen Weleſlawina in eine Fenſterbrüſtung zurück, wo der Erſtere eine Papierrolle hervorlangte, ſie dem beſcheidenen Mathematiker überreichte, und ſprach: »Ich habe, gelehrter Herr, Eure tiefſinnige Astrologiam novam geleſen, durchdacht, und bin darob vor Verwunderung durchdrungen!« »Und was für ein Urtheil fällt Ihr über meinen Commentar,« fragte Keppler mit leiſem, doch leidenſchaftlichem Tone. Herr Thaddäus Hayek antwortete nicht, ſondern ſtarrte mit ſinnenden Blicken, die Arme verſchränkt, vor ſich hin.

»Ihr gebt mir keine Antwort?« fragte mit ſchwankender Stimme der Aſtronom.

Da faßte der Angeredete heftig Kepplers Hand, und ſprach mit hervorbrechender Rührung: »Meine Antwort lautet, daß die Rieſenkraft Eures Geiſtes das Kopernikaniſche Syſtem an den Himmel der Wiſſenſchaft für alle Ewigkeit feſtgekettet hat!«

Eine lebhafte Röthe überflog das bleiche Antlitz des geſchmeichelten Gelehrten. »Fürwahr,« ſprach er nach einer Pauſe, »auf dieſe Worte war ich nicht gefaßt, um ſo weniger, da der Altmeiſter der Sternkunde, der große Tycho Brahe, gar weit von meiner Anſicht entfernt iſt.«

»Wollt Ihr es dem gefeierten Greiſe verdenken,« entgegnete Hayek, »daß er ſein Syſtem, die angeſtaunte Blüte ſeiner Denkkraft, nicht zuſammenreißt, und den kühnen, beſchwerlichen Weg ſeines Schülers verfolget? Wahrlich, zu ſolch einem Entſchluſſe gehört mehr als menſchliche Selbſtüberwindung.«

Keppler ſchien die letzten Worte ſeines Bewunderers nicht vernommen zu haben, er blickte durch das offene Fenſter zum heiteren Nachthimmel hinan. Sein glühendes Auge ſchien ſich weit in das dichte Sternengewühl der Milchſtraße zu vertiefen. »Schaffet mir nur Waffen für das blinde Auge,« rief in heiliger Begeiſterung der junge Aſtronom, »nur Gläſer, wie ſie, deſſen bin ich überzeugt, die Wiſſenſchaft einſtens beſitzen wird — und ich will ſie ſondern, die wüſten Sternenſtreife, und die bleichen Nebelflecken in die Sonnenſyſteme ſpalten, aus denen ſie ſich fügen, auf den Fittigen der Analyſe würde der Geiſt in die Fugen ſich ſchwingen und immer weiter

ſtreben zu den entfernteren Milchſtraßen voll Welten, die durch die Öffnungen der nächſten, gleich fernen Traumgebilden, ihre bleichen Schatten herüberſenden.«

Da legte der alte Geſchichtſchreiber ſeine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes und ſprach leiſe, voll tiefer Rührung: »Bewahret dieſe heilige Glut — mag auch die Gegenwart Euren Werth verkennen — er iſt echt, und darum ewig und ausdauernd für alle Zeiten; die Nachwelt wird gerechter ſein!«

In dieſem Augenblicke erklangen aus dem anſtoßenden Saale die erſten rauſchenden Klänge eines Tonwerkes, das die Kapelle des kaiſerlichen Conzertmeiſters Jakobus Regnard meiſterhaft auszuführen begann. Es war eine beliebte Compoſition des kunſtreichen Ritters Harant von Polzicz. Bei fröhlichem Trompetenklange erhob ſich die Geſellſchaft, und anmutvoll ſchritten die Frauen mit den wallenden Schleiern, den reichen Gewändern mit langen koſtbar geſtickten Schleppen, an der Hand der Herrn in bunten, reichgebauſchten Sammetwämſern durch das hohe Portale in den anſtoßenden Muſikſaal.

»Heute iſt der 21. Juny; ich wage es daher, Euch, gelehrter Freund, an Euer Verſprechen zu mahnen.« Mit dieſen Worten hielt der Freiherr von Budowa den ernſten Hofaſtrologen zurück, der eben im Begriffe ſtand, den Übrigen in den Conzertſaal zu folgen.

Der hohe Greis blieb ſtehen, und heftete ſchweigend ſeine ſtarren unheimlichen Blicke auf das Antlitz des Freiherrn.

Auch Ritter Harant von Polzicz und der Arzt Jeſſenius waren zurückgeblieben, und näherten ſich jetzt dem weiſen Aſtrologen, der in der Mitte des Saales bei jenem Tiſche ſtand, der die aſtronomiſchen Geräthſchaften trug.

»Ihr habet mehrmal verſprochen, mir mein Horoscop zu ſtellen, habet aber immer dieſen Act verſchoben, und mich endlich auf den heutigen Abend, den 21. des Monats Junius, vertröſtet,« ſetzte der Herr von Budowa ſeine Rede fort.

»Das habe ich,« war die dumpfe Antwort.

»Allen Euren Freunden habet Ihr dieſe Gunſt bereits erwieſen — nur ich mache bis jetzt eine Ausname«

»Und ich,« rief der Ritter von Polzicz.

»Und ich,« tönte es gleich einem Echo von den Lippen des beſcheidenen Anatomen.

»Und doch habe ich jedem von Euch Dreien bereits dreimal das Horoskop geſtellt!« ſprach Tycho Brahe.

»Und welches Schickſal deuten uns die Sterne?« fragte Budowa.

Der Aſtrolog verſtummte; ſein Blick wurzelte finſter am Boden, während ſeine knöchernen Finger den funkelnden Meridian der Himmelskugel unwillkührlich drehten.

Aus dem anſtoßenden Gemache drangen lieblich flötende Klänge herüber, als wollten ſie jedes Menſchenherz auffordern, ſich dem Freudenſtrome ihrer Akkorde hinzugeben. Die drei Männer aber, die ſich um den kaiſerlichen Aſtronomen gruppirt hatten, ließen theilnahmlos die Lieder vorüberrauſchen; der wunderbare Mann hatte jetzt ihre Aufmerkſamkeit auf das Höchſte geſpannt.

»Es iſt ſonderbar,« ſprach endlich Tycho Brahe mit leiſer, kaum vernehmbarer Stimme, »daß der Menſch das wichtige Geſchenk der Vorſehung: Unkenntniß ſeiner Zukunft, ſo gerne von ſich wirft, und ſo gierig den Geruch einathmet, den die Todtenblume ſeiner Zukunft haucht.«

»Wir ſind Männer, gelehrter Herr,« ſprach der Freiherr, »wir bitten Euch daher, Eure oratoriſchen Blüten zu ſparen, und uns, wie Ihr es verſprochen, die Deutung unſerer Horoscope zu ertheilen.«

Noch finſterer faltete ſich die Stirne des Aſtrologen, er ſprach mit dumpfer Stimme: »Wohlan denn, ſo vernehmt's Freiherr von Budowa: der 21. Junius drohet Euch mit furchtbarem Verderben, mit dem Tode.«

»Iſt es nichts als das?« entgegnete der vielgeprüfte Weltmann, »die Stunde meines Sterbens muß ja auf einen Tag im Jahre fallen!«

»Drohet Euch,« wiederholte Brahe mit geiſterhaftem Tone, »mit dem Tode von Henkershand!« — Da verſtummte der Freiherr, und ſtarrte, von eiskaltem Schauer durchrieſelt, erblaßend den Verkündiger ſeiner gräßlichen Zukunft an.

Es entſtand eine ſtumme Pauſe, in welche, gleichſam höhnend, die lauten Muſikklänge hereinjauchzten.

»Nun kommt die Reihe an mich,« ſprach der gelehrte Jeſſenius

von Jeſſen; »ich bin mit dem Tode vertrauter, als unſer hochgeborner Wirth und Freund,« fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, »mit mir könnt Ihr daher, falls die Sterne es ſo gebieten, ohne Umſchweife von Blut und Todeswunden reden.«

»Das will ich!« entgegnete mit Ruhe Tycho Brahe.

»Welche Todesart deuten mir die Geſtirne?«

»Den Tod durch des Henkers Beil nach blutiger Verſtümmlung Eures Körpers!« war die gräßliche Antwort des Aſtrologen.

Der große Anatom erbebte und war verſtummt.

»Und mein Horoscop,« rief jetzt aus ſchwer beklommener Bruſt Ritter Harant von Polzicz.

»Ihr ſeid, Herr Ritter, hinlänglich eingeweiht in die Anfangsgründe meiner Kunſt; daher möget Ihr, ſo es Euch gefällt, die Entwickelung Eures irdiſchen Geſchickes aus dieſem Pergamente ſelbſt erſehen,« ſprach Tycho Brahe, eine Rolle auf den Tiſch hinlegend. Raſch wickelte ſie Harant auseinander.

Ein großes, mit ſtarken ſchwarzen Linien gezeichnetes Quadrat war darauf zu erblicken, das ein zweites verſchobenes Rechteck einſchloß, in deſſen Mitte drei rothe Kreiſe zu ſehen waren. Längs den Seiten des Rechteckes ſtanden unzählige kabaliſtiſche Zeichen und Figuren; zwiſchen den Kreiſen befanden ſich die Planetzeichen und die Sternbilder des Thierkreiſes; die Räume um das äußerſte Quadrat waren mit verworrenen algebraiſchen Formen und Figuren bedeckt.

Der junge, blühend ſchöne Mann verfolgte mit ſteigender Aufmerkſamkeit den dunklen Sinn der Hieroglyphen, die da gezeichnet waren, um die kühnſte Frage ſeines Lebens zu löſen. Sein Geſicht glühte, ſeine Bruſt hob ſich immer höher, und endlich fing die Hand, die das Pergament hielt, heftig zu zittern an. Jeſſenius und Budowa lehnten ſchweigend-düſter im dunklen Hintergrunde des Saales; der Aſtrolog ſtarrte mit verſchlungenen Armen regungslos auf den jungen Mann hin, von deſſen Antlitz jetzt die Glut gewichen war, und einer leichenhaften Bläſſe Platz gemacht hatte. »Großer Gott, dieſe entſetzliche Löſung hatte ich nie — nie geträumt!« rief endlich mit heftiger Erſchütterung der Ritter von Polzicz, ſeiner Hand entſank das Horoskop, er warf ſich in einen Lehnſtuhl und verſank in

ein dumpfes Sinnen, während die Klänge ſeiner lieblichen Compoſition gar fröhlich um ihn rauſchten.

Leiſe ſchlich jetzt Siccatino's kleine, bunte Figur herein, ſchaute erſtaunt die ſtumme Verſammlung an, hob dann ſachte die am Boden liegende Pergamentrolle auf, und rief, da er ihre Bedeutung erkannt: »Ach, ein Horoskop! Hochgelehrter Herr, dürfte ich Euch nicht auch um mein eigenes Prognoſtikon erſuchen — ich würde Euch die genaueſten Daten —«.

»Iſt nicht nöthig,« ſprach barſch der greiſe Sternkundige. — »Eure Zukunft leſe ich deutlich in Euren Augen.«

»Nun?« fragte neugierig näher tretend der Metallurg.

»Ihr werdet an Eurem Leibe ein blaues Wunder erleben,« war die entſcheidende Antwort.

»Ein blaues Wunder? Ei, ei! Bewundernswerth bin ich, das iſt wahr; aber blau? das iſt eine andere Frage.« Und über das blaue Wunder nachgrübelnd, ſchlich ſich der Italiener davon.

»Wo ſeid Ihr denn, hochedle Herrn?« rief die Stimme des fröhlichen Lomnitzky, der eilig aus dem Muſikſaale hereintrat, »man ſehnt ſich ſo ſehr nach Eurer Gegenwart, und Ihr — ach ſo,« ſetzte er leiſe hinzu, die düſtere Stimmung der drei Herren mit der Gegenwart des Aſtrologen combinirend — »der Leichenrabe iſt da — und hat wahrſcheinlich gekrächzt.«

»Gelehrter Herr,« wandte ſich der heitere Dichter an Tycho Brahe, da er wahrnahm, daß niemand ſonſt das Schweigen zu brechen geneigt ſchien, »Ihr habet einſtens verſprochen, auch mir das Horoskop zu ſtellen.«

»Das habe ich bereits gethan,« war die ruhige Antwort des Aſtrologen.

»Ich hoffe, daß die Sternlein, die ich ſo oft in Ernſt und Scherz beſungen, fein artig geweſen — ſprechet: welches Loos deuten mir die holden Himmelslichter?«

»Entſetzlich iſt das Loos, welches dieß Horoskop deutet,« ſprach Brahe, auf Harant's Pergamentrolle deutend, »das Eure wird aber das Entſetzliche an Schmach überragen!«

Heftig zuckte bei dem Worte Schmach der ganze Körper des fröhlichen Dichters — doch bald gewann ſeine heitere Laune ihre gewöhnliche Herrſchaft. »Iſt meine Zukunft ſo ſchwarz,« rief er, »dann will ich mit ihr nichts zu thun haben; ſie könnte mir gar leicht die blanke Gegenwart beſudeln.« Und lachend drehte er ſich um und ſang, während er in den zweiten Saal hüpfte:

»Halloh! ich bin der Schellendichter,
Die Welt iſt meines Ruhmes voll,
Es zahlen ſelbſt die Himmelslichter
Durch Aſtrologen mir den Zoll.«

Fünftes Kapitel.

Pán Bŭh rač dáti, abychom, nasledugjce sslepegj statečnych
předkuw swych, čehoz nám oni s krwawau práei a s wynalozenjm ziwotuw swych dochowali, toho nezhorssowali, ale w lepssjm spusobu potomkum nassjm dodali.

z Weleslawjna.

Meiſter Matthias ſtand vor einem der Glasſchränke ſeines Gemaches, betrachtend und vergleichend mit freudigem Eifer mehrere Exemplare des rhomboedriſchen Quarzes. Ein neuer, glücklicher Gedanke mußte den Greis tief ergriffen haben; denn helle Freudenglut zuckte aus ſeinen Blicken und den bebenden Lippen entrangen ſich dann und wann Ausrufungen des Entzückens. Jetzt wurde die Thüre heftig aufgeriſſen und Bedrich ſtürzte mit dem Rufe herein: »Meiſter, Meiſter, wir ſind am Ziele!«

Da wandte der Alte ſein ſtrahlendes Antlitz nach dem Skolar, hielt ihm den Quarzkryſtall entgegen und ſprach: »Mein theuerer Junge, eine neue, herrliche Entdeckung!«

»Ich muß Euch mittheilen, was mich ſo heftig beweget.«

»Betrachte die Flächen dieſes Kryſtalles,« ſprach Meiſter Matthias, den, wie es ſchien, ſeine neue Idee ſo mächtig beherrſchte, daß keine zweite zu ſeinem Geiſte den Eingang fand.

»Wir müſſen uns beeilen, Meiſter, die Früchte unſerer Saat zu ernten!« rief der Jüngling.

»Sieh die ſtaunenswerthe Fügung dieſer Geſtalten, die ſich mir heute durch die Streifung der Flächen kund gegeben,« ſprach Matthias, mit Blicken und Gedanken feſt an den Kryſtallen haftend.

Der Jüngling, wohl einſehend, daß ſich der Greis in jenem überreitzten Zuſtande wiſſenſchaftlicher Begeiſterung befand, der ihn jedem anderen Intereſſe entfremdete, ſchlug mit einem unterdrückten Seufzer die Hände übereinander und hörte dem begeiſterten Alten zu.

»Betrachte, mein junger Freund, dieſe Kryſtallgeſtalt,« begann dieſer von Neuem, auf das eine der Individuen des rhomboedriſchen Quarzes deutend. »Sie wird begrenzt von einer ſechsſeitigen Pyramide und einem ſechsſeitigen Prisma; die Pyramidalflächen ſind glatt, die des Prisma aber bilden ſtufenförmige Abſätze, welche durch ſchmale Prismen und einſpringende Pyramidalflächen gefügt werden; ſo daß es ſcheint, als ob bei der Schöpfung dieſes Kryſtalles jene zwei Geſtalten um den Vorrang geſtritten, bis endlich die Pyramide die Oberhand errungen und mit ihren glänzenden, ſtreifloſen Flächen den ganzen Kryſtall gekrönt hat. Wird nun auch die klar ausgebildete Pyramide abgebrochen, ſo erkenne ich doch an dem verſtümmelten Reſte des Kryſtalles, daß auch ſie bei der Zuſammenſetzung desſelben thätig geweſen.«

»Hier an dieſem zweiten Exemplare des Quarzes erkennſt du dieſelbe Combination derſelben zwei Geſtalten, nur mit dem Unter-

ſchiede, daß die Pyramidaleinſchnitte an den Prismaflächen weit ſchmäler erſcheinen. Endlich hier an den Flächen dieſes dritten Individuums geben ſich dieſe Einſchnitte als bloße parallele Streifen kund. So nöthiget mich dieſe einfache Betrachtung zu urtheilen, daß dieſe Streifen auf eben die Weiſe, wie jene breiteren Abſätze entſtanden, das iſt, daß ſie die leiſen Spuren der Zuſammenſetzung einfacher Geſtalten ſind. Daher bin ich berechtigt, aus dem Vorkommen paralleler Combinationkanten, das heißt, bei dem Wahrnehmen der Streifung ſonſt verſtümmelter, formloſer Kryſtalle auf das Syſtem zu ſchließen, welchem die Geſtalten angehören, die den Flächen ihre regelfeſten Merkmale eingegraben.«

Mit Bewunderung blickte der Jüngling auf den begeiſterten Denker, er hatte auf einen Augenblick der ſtörenden Regungen der eigenen Bruſt vergeſſen und rief, beſeelt von dem Eifer der Wiſſenſchaft: »Meiſter, Euer Geiſt hat auf's neue einen jener Schätze gefunden, welche in den Tiefen der Natur des kundigen Bergmanns harren. Die mineralogiſche Species, die Art in ihrer Abgeſchloſſenheit, baut ſich immer feſter aus dem umgebenden Gerölle heraus.«

Der Alte legte jetzt mit einer Art von Ehrfurcht die deutungsvolle Kryſtalle wieder in den Schrank, und wandte ſich dann zu ſeinem Schüler, der in ſtummer Verwunderung vor dem großen Meiſter ſtand.

»Ich glaube, du hatteſt mir etwas mitzutheilen, mein guter Bedrich?« ſprach Meiſter Matthias, die Hand des Jünglings faſſend.

»Ja, fürwahr,« fuhr Bedrich auf, »vernehmet nur: Unſer kaiſerlicher Herr hat Euren Aufſatz, den Sinapius, begeiſtert von deſſen Wichtigkeit, ihm überreichte, mit Erſtaunen geleſen, und bei ſeiner Krone geſchworen, dem Entdecker des herrlichen Syſtemes eine Gnade zu gewähren!«

»Eine Gnade!« wiederholte mit freudig bebender Stimme Meiſter Matthias.

»Noch immer ſchwebt Sinapius in dem Wahne, Siccatino ſei der Autor jener Schrift. Als daher dem eitlen Wichte vor drei Tagen ſein Glück angekündigt wurde, verlangte derſelbe als einzige Huld die Hand der Tochter meines Pflegevaters, die ich mit unnennbarer Leidenſchaft liebe. In wenig Tagen ſoll die Vermählung ſtatt finden; wenn Ihr aber als der Schöpfer jenes Werkes hervortretet, dann muß der Erbärmliche beſchämt zurücktreten, und dann« — —

»Nun, warum zauderſt du, deinen ferneren Gedanken Worte zu geben?«

Da ſtürzte der Jüngling zu den Füßen des Greiſes, ergriff ſeine Hand, preßte ſie heftig an Bruſt und Lippe, und rief: »Meiſter! dann ruht das Glück, die Seligkeit Eures Bedrichs in Euren Händen!«

Der Greis blickte mit tiefem Ernſte zu dem Jünglinge nieder, und ſprach, den Knienden emporhebend: »Ich verſtehe dich! Vernimm

aber, was ich dir jetzt mittheilen will, und dann magſt du ſelbſt entſcheiden, was ich als einzigen Preis meines Strebens am Fuße des kaiſerlichen Thrones heiſchen ſoll.« In geſpannter, leidenſchaftlicher Erwartung ſtand der Skolar vor dem Alten, der alſo begann:

»Haſt du nie etwas von dem Profeſſor der Matheſis am Karolin: Zelatinus von Kraſnahora vernommen?«

»Der Name iſt keinem Verehrer der Wiſſenſchaft unbekannt,« war Bedrichs Antwort.

»Dieſer Zelatinus von Kraſnahora — bin ich!«

»Wie? der geächtete Zelatinus?

»Steht vor dir!« — Nach einem kurzen Schweigen ſprach Meiſter Matthias: »Vor dreißig Jahren, als das Blut noch leidenſchaftlich durch meine Adern rollte, nahm ich an dem Aufſtande Theil, der gegen Ferdinands Kaiſerzepter in dieſem Königreiche tobte. Mein Vergehen war ſchwer; als daher die ſiegreichen Waffen des Kaiſers die Macht der empörten Stände gebrochen, und das Land dem Willen des rächenden Herrſchers ſich ohnmächtig beugte — da verließ ich, durch das Flehen meines jungen Weibes bewogen, die Hauptſtadt, und floh dem Norden Böhmens zu. Nach unzähligen Beſchwerden erreichten wir das Rieſengebirge. — Mein Weib ſank vor Ermattung hin — die weitere Flucht war unmöglich. Der Zufall ließ meinen alten Diener eine Grotte entdecken, die uns vor den Blicken der Verfolger hinlänglich barg. — In dieſer wilden, abgeſchiedenen Felſenkluft gebar mir mein Weib ein Kind und ſtarb. Mein Jammer hatte keine Worte, keine Thränen; und als ich im wilden Schmerze die Leiche der Geliebten anſtarrte, während der treue Knecht unter rollenden Thränen die kühle Lagerſtätte ſeiner Herrin grub; da zuckte zum erſten Male des Wahnſinns Schlange durch mein Gehirn. — Der edle Diener brachte mein Kind in Sicherheit; er war es, der mich mit Lebensmitteln verſorgte; er war es, der mir die Nachricht von den blutigen Scenen des ſtrafenden Landtages zu Prag brachte. Entſetzen durchſchauerte mein Gebein, als er mir berichtete, wie meine Freunde, Petipeſky, Wrat und Gelenj unter dem Henkersbeile verblutet hatten. Als er mir aber mit Jammerlauten die Kunde gab, daß ich meines Lebens, meiner Ehre verluſtig erklärt, daß mein Name an den Galgen geſchlagen wurde — da ſtürzte ich vernichtet zu Boden, und des Wahnſinns Furie begann in meinem Geiſte zu raſen, und verließ erſt nach zwölf Monden meinen zerrütteten Körper!«

Der Greis ſchwieg, ſeine Augen leuchteten unheimlich; grauenvoll war der Ausdruck ſeiner Züge. Heftig bewegt ſchritt er einigemal im Gemache auf und ab, indem er ſich dabei pauſenweiſe zurückbewegte; darauf nahm er, ſeine Nervenerſchütterung gewaltſam bekämpfend, den Faden ſeiner Erzählung wieder auf. »Die Grotte im Rieſengebirge blieb auch noch ferner mein Aſyl. Als ich wieder zum klaren Bewußtſein meiner ſelbſt gelangte, überſchlich troſt-

loſe Muthloſigkeit meine Seele. Ich floh den Anblick der Menſchen, den Anblick der Fluren und Auen; mein finſterer Gram bannte mich feſt an meinen unterirdiſchen Aufenthalt. Doch ſelbſt da, zwiſchen den ſtarren Steinmaſſen, reichte mir die mütterliche Erde ihre milde Retterhand. Sie, die Mutter, die Wiege, die Ernährerin der erſchaffenen Weſen, wurde meine Tröſterin, denn ſie begann zu meinem Verſtande durch ſinnige, wundervolle Kryſtallgeſtaltung zu ſprechen. Da erwachte mein Wiſſenstrieb; und von der Matheſis geleitet, drang ich immer tiefer in die Geheimniſſe der Gebilde ein, welche um mich in reicher Menge funkelnd, den gebeugten Geiſt emporhoben zur Anſchauung und Bewunderung der Werke des ewigen Schöpfers. Nur der Gedanke an die gräßliche Schändung meines Namens brachte mich dann und wann wieder dem Wahnſinne nahe. Da ſtarb mein treuer Leidensgefährte, ich beſchloß nach einer langen Reihe von Jahren, meine bisherige Zufluchtsſtätte zu verlaſſen, und zog mit einem anſehnlichen Schatze von Topas-, Amethiſt- und Granatkryſtallen in die Hauptſtadt, wo Rudolph ſo eben ſeinen Kaiſerthron erhoben. Der jüdiſche Juwelenhändler Jonathan kaufte eine beträchtliche Anzahl meiner Edelſteine für den kunſtſinnigen Monarchen, ſo daß ich, frei von Nahrungsſorgen, meine ganze Thätigkeit der Wiſſenſchaft, dem Syſteme, das ich gegründet, zu weihen im Stande war. Das Alter und meine Leiden hatten meine Geſtalt ſo verändert, daß Niemand in mir den verſchollenen, mit Schmach bedeckten Zelatinus ahnte. — Da ich mich nun immer deutlicher von der herrſchenden Liebe unſeres Monarchen für Kunſt und Wiſſenſchaft, vornehmlich für die Naturkunde überzeugte, da erwachte in mir der Gedanke, durch meine Entdeckungen Begnadigung und Tilgung der Schmach, die an meinem Namen haftete, zu erlangen. Der Zufall machte mich mit dir, mein geliebter Bedrich bekannt, ich hielt dir, dem einzigen, theueren Schüler, Vorleſungen über mein Syſtem, das dein feuriger Geiſt mächtig erfaßte und ſich eigen machte. Endlich ſtand das Gebäude meiner Wiſſenſchaft vollendet da. Da wagte ich es durch Jonathan jenes Käſtchen mit den dir bekannten deutungsvollen Fragen dem gekrönten Forſcher der Natur zu überſenden und — der Erfolg dieſer That iſt dir bekannt. Der huldvolle Monarch gewährt dem Gründer jenes Syſtems eine Gnade und ſomit ſtehe ich am Ziele meiner irdiſchen Wünſche; denn was kann der Greis, den der Gedanke an die vernichtende Schmach ſeines Namens mit der Geißel des Wahnſinns durch ſechs und zwanzig Jahre verfolgte, was kann er ſehnlicher wünſchen, als Begnadigung und Erlöſung von dem Fluche, der an ſeiner Ehre, an ſeinem Andenken laſtet.«

Mit dem Ausdrucke inniger Theilname ruhte Bedrichs thränenfeuchtes Auge an den ehrwürdigen Zügen des ſchwergeprüften Greiſes, der jetzt des Jünglings Rechte faßte und ſprach: »Doch ſieh, ich liebe dich mehr, als du vielleicht ahneſt — ich aber bin ein abgelebter Greis, der des Jammers Laſt durch lange Jahrzehente getragen — die Strecke zu meinem Grabe iſt ſo kurz, daß es ſich kaum

der Mühe lohnt, die Schulter ihrer Leidensbürde zu entledigen; dir aber blüht des Lebens Lenz, der Liebe Paradies — du haſt übrigens die Siegesſchrift verfaßt, ſie iſt dein Werk, ſo gut wie das meinige, ich reiche dir darum den Preis — erbitte du als Gnade — die Hand deiner geliebten Eliſabeth!«

»Du verſchmäheſt meinen Antrag?« fragte Zelatinus mit zitternder Stimme!

»O da kennet Ihr mich nicht, geliebter Meiſter, wenn Ihr mich für fähig haltet, um ſolchen Preis der Liebe Glück zu erringen! Zelatinus, laſſet Euren Namen einreihen in den Kranz der Biedermänner des Königreichs, die ſich um die Wiſſenſchaft hohes Verdienſt erworben — den armen, unbekannten Bedrich laſſet aber fern von dieſer Hauptſtadt ringen nach dem Kleinode der Vergeſſenheit ſeiner Liebe, ſeines geträumten Glückes!«

Da öffnete der Greis ſeine Arme, und rief mit von Thränen gehemmter Stimme. »Mein Kind, mein Sohn, mein edler Sohn!«

Erſtaunt taumelte Bederich zurück bei dieſer leidenſchaftlichen Bewegung des alten Mannes.

»Du haſt treu deine Probe beſtanden, du Kind meiner Schmerzen und meiner Liebe! Ja du biſt es, deſſen Daſein mein Weib mit ihrem Leben erkaufte, du biſt es, für den dein Vater gearbeitet und gerungen, um dein theueres Haupt von dem Fluche zu befreien, der an meinem Namen klebt! Es iſt mir gelungen! dieß deutet mir die auflodernde Freudenflamme in meiner Bruſt — es iſt mir gelungen!«

»Vater! mein Vater!« ſtammelte Bedrich zu den Füßen des Greiſes. Segnend legte der alte Zelatinus die Hände auf des Sohnes Haupt, und eine große Freudenthräne rollte über die Gramfurchen ſeines Antlitzes nieder. — — —

Zwei Wochen ſpäter wurde ein glänzendes Feſt im Hauſe des reichen Sinapius gefeiert. Der junge Zelatinus von Kraſnahora hielt daſelbſt ſein Beilager mit der reizenden Erbin des kaiſerlichen Hofjuweliers. Gar herzlich war die Luſt, welche in der zahlreichen und vornehmen Verſammlung waltete. Die edlen und gelehrten Herrn von Budowa und Polziez, ſo wie die Zierden Prags, Keppler, Weleſlawina, Karlsperga, Eva Lobkowitz, Weſtonia, Jeſſenius, Hayek und viele andere Männer und Frauen nahmen Theil an dem fröhlichen Feſte, und brachten ihre Glückwünſche der erröthenden Braut und dem hochbeglückten Bräutigam, jedes nach ſeiner Art, in zierlicher Rede vor. Der heitere Lomnitzky ergötzte vor Allen durch ſeine fröhlichen Lieder und Kranichimproviſationen. An der Seite ſeines Bewunderes Sinapius ſaß, in ſtummes Entzücken verſunken, der greiſe Matthias Zelatinus, und pries in ſeinem Herzen die heilige Sonne der Wiſſenſchaft, die ſo herrlich ſeine letzten Lebenstage vergoldet. Am höchſten ſtieg aber der allgemeine Jubel, als ein kaiſerlicher Kammerjunker eintrat, und der ſchönen Braut ein koſtbares Stirnband von Diamanten, mit den Glückwünſchen des verehrten Monarchen überreichte. Sodann

Digitized by Google

trat ein Page ein, der eine Platte trug, auf der ein großes Pergament mit einer darangehängten ſilbernen Bulle ruhte. Dieſe Platte ſtellte der Page vor den alten Zelatinus hin, deſſen Blicke überraſcht und ungläubig auf dem koſtbaren Pergamente ruhten. Dieſes war aber der neue Adelsbrief, den der hohe Kaiſer dem ehrwürdigen Forſcher, der die Schuld ſeiner Jugend ſchwer gebüßt, verliehen. Und als der Greis das Wappen, das einen Adler vorſtellte, der ſeine ſcharfen Blicke auf einen Demantſtern richtet, erblickte, als er ſich von der Wirklichkeit deſſen, was er einſt kaum zu träumen gewagt, überzeugte, da ſank eine Thräne auf das Dokument der Huld und Gnade, das des Greiſes zitternde Hand an die ſprachloſe Lippe drückte. —

So waltete ungeſtört die Freude in den hochzeitlichen Gemächern; denn Tycho Brahe's unheimliche Gegenwart übte keinen hemmenden Einfluß; er berechnete ſo eben auf ſeiner Sternwarte die Laufbahn eines hypothetiſchen Kometen, auf deſſen Ankunft die Aſtronomen bis auf den heutigen Tag mit Sehnſucht hoffen.

Und Signor Siccatino? — Beſchämung, bittere Beſchämung, die einzige Rache, die Bedrich an dem tückiſchen Buben nahm, trieb ihn, nachdem er aus ſeinem groben Irrthume erwacht und der ächte Verfaſſer des oft beſprochenen Aufſatzes aufgetreten war, aus der Hauptſtadt des Landes. Über das fernere Schickſal des eitlen Metallurgen fand ich zu Kuttenberg in einem alten Manuſkripte folgendes Datum, welches ich, der Sonderbarkeit wegen, dem geduldigen Leſer ſchließlich mitheile.

»Und es begab ſich zu derſelben Zeit, daß man uns von Prag »einen Wäliſchen Künſtler geſendet, welcher durch allerhand Arkana »und ſonſtige Geheimbnuß die erſoffenen Schachten vom Waſſer zu »befreien, und auf eine gar wohlfeile Manier das Erz zu ſchmelzen »verſprochen hatte. Nachdem doch trotz ſeiner Künſte des Waſſers nicht »weniger geworden, das Silbererz aber ſich in den Säckel des Tauſendkünſtlers verloffen, da wollte denſelben der oberſte Münzmeiſter, »Herr Schlick von Paſſaun, darob zu Rede ſtellen, welches erwähnter Geheimnußkrämer vermerket, und bei Nacht und Nebel mit wohlgefüllten Taſchen aus der Stadt entwichen iſt. Ein Schichtmeiſter »roch aber den Braten, ſetzte ihm mit einigen Bergleuten nach, nahm »dem ſchlechten Spekulanten ſeine Beute ab, worauf erwähnter Künſtler von dem groben Berggeſinde dergeſtalt iſt mit Prügeln traktiret »worden, daß ſein ganzer Leib darob blau iſt worden, wie das Hemde »eines Färbers.«

»Dieſer Caſus iſt darumben merkwürdig, weil man erzählet, »daß der weltberühmte kaiſerliche Aſtrologus Tychonius erwähntem »Wälſchen Künſtler einſtens geweiſſagt haben ſoll, welcher Geſtalt er »(der Künſtler) an ſeinem Leibe ein blaues Wunder erleben »werde.« —

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Muſeum des Mannigfaltigen.

Zum Blatte Nro. 52.

Lebensregeln vom Prof. J. G. Seidl. — Die Mutter und ihr Sohn. Von R. Hirſch. — Epigramme, vom k. k. Rathe und emeritirten Prof. A. Stein. — Curioſum von A. St. — Abſchiedsworte an den Jugendfreund, von C. F. Hock. — Ankündigung.

Lebensregeln.

Der Dank der Welt beſtimme nicht dein Handeln,
Das Lob der Menge nimm dir nicht als Ziel!
Für Gott und dich magſt du im Lichte wandeln,
Für Gott und dich ſei dir kein Kampf zu viel!

Wer ſich erhöht, der wird erniedrigt werden,
In Demuth beſſre drum an deinem Ich;
Erkenn' ein Schönres, Edleres auf Erden,
Nicht um den Tand des Lebens ſchlage dich!

Laß ſie ſich wälzen im gemeinen Schlamme,
Laß ſie im Niedrigſten ihr Höchſtes ſeh'n:
Erhalte du nur rein des Buſens Flamme,
Bewahre ſie, wenn Moderlüfte weh'n.

Wenn ſie dich höhnen, laß ſie ſtill gewähren,
Es iſt mehr Unverſtand, als böſes Herz:
Du ſchwebſt mit ihnen nicht in gleichen Sphären,
Dich zieht es aufwärts und ſie niederwärts.

Nicht um zu glänzen, woll' und wirke Gutes,
Thu's, weil es Gott will, weil's dazu dich drängt!
Sei thätig, offen, duldſam, guten Muthes,
Getroſt erwartend, was dein Stern verhängt!

Und wie der Palmbaum in der Wüſte denen,
Die ihn mit Steinen werfen, Früchte gibt,
So handle du ſelbſt liebvoll gegen Jenen,
Der lieblos Spott an deinem Liebſten übt.

Joh. Gabr. Seidl.

Die Mutter und ihr Sohn.

(Wahre Begebenheit.)

Ein Leichenzug wallte durch die Straßen des deutſchen Städtchens C. . . . Den ſchwarz behangenen, einfachen Sarg trugen vier arme Männer. Ein würdiges Glied aus dem Kreiſe der Menſchheit brachte man zu Grabe. Der einfache Todtenmarſch, von vier Waldhörnern geblaſen, füllte das Herz mit Bangen und Rührung, und mancher mochte dabei wohl an das Jenſeits gedacht haben.

Der kleine Zug entfernte ſich, nur wenige folgten; kein Glöcklein ſchallte, nur die einfache Muſik tönte kläglich. Dem Sarge folgte kein Sohn, keine Tochter. Die Mutter trug man zur Ruheſtätte hinaus. Sie war eine brave Witwe geweſen, die ſich von ihrer ſchwachen Hände Arbeit kummervoll ernährt, bis ſie der Senſenmann mitleidsvoll mit ſich genommen. Ihr Sohn, der vor mehreren Jahren in die Welt hinausgezogen, um durch Fleiß und Sparſamkeit etwas Tüchtiges zu werden, war nicht zurückgekehrt; keinen Brief, keine Unterſtützung hatte die arme Mutter von ihm erhalten; ſie wähnte ihn todt. Der gute Jüngling hatte ſonſt ſtets ſeinen Erwerb mit ihr getheilt, und heilig die ſchönen Pflichten der Kindesliebe erfüllt.

Dem Friedhofe war nun der Zug nahe; bald ſollte die Todte hinabgeſenkt werden in den Tempel des Auferſtehens.

*

Durch das Stadtthor zog ein Wanderer, kräftigen edlen Wuchſes, ein Ränzchen auf dem Rücken. Freude ſpiegelte ſich in ſeinen Augen, ſein Antlitz leuchtete voll innern Friedens. Er vernahm die verhallenden Töne der Waldhörner und fragte, was ihr Schall verkünde?

»Die Witwe Riemers wird zu Grabe getragen.«

»»Um Gottes Willen! meine Mutter!«« ſchrie der junge Mann mit Entſetzen. Er klammerte ſich an einen Pfahl am Thore, der Schmerz hätte ihn ſonſt zu Boden geworfen. »»Meine gute Mutter,«« klagte er, »»dich ſollt' ich nicht wieder ſehen? — Auf, ich muß dich ſchau'n, noch Einmal dein bleiches Antlitz küſſen, und lägſt du auch ſchon im Grabe.««

Wie wahnſinnig ſtürzte er fort zum Friedhofe. —

*

Die Träger hielten mit dem Sarge, ſie waren zur Stelle. Die ſchwarze Decke fiel, der Prieſter beſprengte den Sarg; ſchon griffen die Todtengräber nach den Stricken, um die Truhe hinabzuſenken — da raſte durch das Gitterthor ein bleicher Mann hervor, die Augen wild und ſtier, und ſtürzte unter die Männer. Er drängte ſie auseinander, kniete am Sarge nieder und umfaßte ihn weinend.

Man wagte es nicht, den Trauernden in ſeinem Schmerze zu ſtören; endlich erhob er ſich wieder, bog ſich über den Deckel der Truhe und riß ihn mit aller Anſtrengung herab.

Da lag die bleiche Mutter vor ihm im weißen Sterbe-Gewande, ſo mild und freundlich. Des Sohnes Schmerz war ſprachlos. Er ergriff den ſtarren Körper, preßte ihn an ſich, und Thränen floßen über der Todten Angeſicht. Die ſchwarzen Männer ſtanden erſchüttert, ohne des Sohnes Treiben zu hindern.

Und Wunder, ſieh! da ſchlug die Mutter noch einmal das Auge auf; die gewaltſame, heftige Erſchütterung hatte ſie aus dem todesähnlichen Schlafe geweckt. Der Sohn hatte der Mutter das Leben gegeben. Sie wachte auf, ſah um ſich und erkannte ihren Sohn.

Solch' eine Scene fühlt nur das Herz eines guten Sohnes, jenes einer liebevollen Mutter.

Der junge Mann war durch mehrere Monate in einem Spital krank gelegen, und hatte ſeiner Mutter keine Kunde von ſeinem gefährlichen Zuſtande zukommen laſſen wollen; er war nun zurückgekehrt, geſundet und mit einem kleinen Vermögen verſehen.

Mutter und Sohn leben noch; das Leben iſt ihnen ein Erden-Himmel, beſeligt durch das Band der Ältern- und Kinderliebe! —

R. Hirſch.

Epigramme.

Vom k. k. Rathe und emeritirten Profeſſor A. Stein.

Die drei heldenmüthigen Retter.

Pietas spectata per ignes.

Ovid.

Den greiſen Vater mit kindlicher Hand
entreißt Äneas dem furchtbaren Brand.

Des Tempels Gluten, gräßlich wild,
entrafft Metell *) das Götterbild. —
Und Fummel? — aus dem flammenden Haus
kühn holt er den Liebling, — die Pfeife heraus!

Der befragte Schüler.

Sag, der wie vielte, mein Sohn, in der Schule biſt du? — »Der Zehnte.«
Und wie groß iſt die Zahl aller Studierenden? — »Zehn.«

Fuman.

A. Schmauchend hat man ſo eben Fuman den Gauner ergriffen.
B. Schmauchend? ſo wird ja der Dieb recht in flagranti **) ertappt.

Auf Philomels Verſe.

Bei Philomel (man nennt ihn Liederkönig!)
Hat mancher Vers um einen Fuß zu wenig.
Zum löblichen Erſatz, in ſeinem Trauerſpiel,
Hat mancher einen Fuß zu viel!

Curioſum.

Von A. St.

(Cicero's Ehrenrettung.) In dem Werke: Deutſchland, oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. Stuttg. 1828. 1ter Band. 20ſter Brief, S. 392. findet ſich folgende, wenig erbauliche Stelle: »Eſel gab es von jeher mehr im Süden als im Norden. Als Deutſcher muß ich ſelbſt Herrn Cicero darunter zählen, und würde ihn, wüßte ich, wie er ausſähe, wenigſtens als Treiber der berühmten Eſelsgruppe mit der Unter-

*) Q. Metellus orbam luminibus exegit senectàm amissis incendio, cum Palladium raperet ex aede Vestal. Plin. Hist. nat. VII. 43.
**) Flagranti crimine comprehensi. Cod. Justin. L. IX. 13.

ſchrift: »Wie viel ſind unſer?« hinzeichnen, weil er einen ausgemachten Eſel, rein ciceronianiſch, — asinum germanicum nennt.« — Cicero ſchreibt ſeinem Buſenfreunde Attikus (Epist. IV. 5.): Scio te voluisse (daß ich nämlich das Bewußte thun möchte), et me asinum germanum (nicht germanicum) fuisse (weil ich es nicht gethan habe) — nach Wielands Überſetzung: »Ich weiß, daß du es wollteſt, und daß ich damals ein ausgemachter Eſel war.« Der Briefſchreiber hielt alſo germanus, echt, wahr, wirklich, leibhaft, und germanicus für eins und dasſelbe? Sagt nun an andern Orten Cicero: frater germanus, ſo iſt das ein deutſcher Bruder; oder germana Graecia, germani Attici, germani Campani, germana patria, germana fides, Stoicus germanissimus Antiochus etc. etc., ſo heißt das: das deutſche Griechenland, die deutſchen Attiker, — der allerdeutſcheſte Stoiker u. ſ. w. — Iſt »nicht wiſſen« nicht beſſer, als Prahlen mit halbem oder ſchlechtem Wiſſen?

Abſchiedsworte

an den Jugendfreund, von C. F. Hock.

Die Stunde der Trennung ſchlägt; wir müſſen ſcheiden! Ich war durch das ſtärkſte aller Bande an dich gekettet, mein edler Freund: du warſt mein Werk, mein Stolz, meine Freude; aber das Geſchick in ſeinem unabänderlichen Laufe verlangt, daß unſere Looſe auseinander treten. Es ſei! Männlich wollen wir unſern Schmerz bekämpfen, der klare Gedanke möge die Nebel zerſtreuen, die das dumpfe Gefühl um uns gelagert hat.

Du warſt ſo gut, ſo zärtlich und liebevoll! Das Geheimniß meines Innern durfte ich dir anvertrauen, und das deine lag klar vor mir. Wie die Hügel des Gebirgs gaben wir uns treu die Stimme unſeres Innern zurück, und in dem Laute des Andern wurden wir uns des eigenen Gefühls bewußt.

Du warſt der beſſere, der empfangende Theil. Du gabſt mir den Genuß, für dich zu ſorgen und zu ſtreben, mich deines Heranreifens, deines Blühens und Gedeihens als einer Frucht meiner Kraft und Anſtrengung zu erfreuen. Ich konnte mit Zuverſicht in die Zu-

kunſt ſehen, was du alles noch fördern und erzeugen werdeſt, und wenn man dich ſchon jetzt feſt und treu, verſtändig und wiſſenſchaftlich nannte, oder ſelbſt wenn Mancher mit vornehmen Naſenrümpfen dich bigott, rechthaberiſch und überſpannt ſchalt, ſchlugen meine Pulſe höher empor und konnte ich faſt ſtolz auf dich werden. Nun iſt es freilich anders geworden, ich fühle, daß jeder Menſch Stellen hat, an denen er verwundbar iſt, und ſei es die Ferſe, an der man ihn hielt, als der übrige Leib in die ſtählende Flamme tauchte.

Du warſt ſchon erwachſen, als du meiner Obhut anvertraut wurdeſt, aber allzu ſcheu und ängſtlich warſt du in die Stille eines engen häuslichen Kreiſes geflüchtet. Ich führte dich hinaus ins Leben, als ſtolze, frei geborene Jungfrau durfteſt du hinſchreiten vor die Welt, hoch und hehr, kleinlichem Treiben fremd, für das Höchſte begeiſtert, für Religion und Wiſſenſchaft, dem Vaterlande, dem alten wahren Rechte, der Natur und der Kunſt, allem Edlen heiß entgegenſchlagend. Du hatteſt Freunde gewonnen, würdige ernſte Männer, die Dir ſagten, was du thun ſollteſt, was laſſen, die dich bereicherten mit den Schätzen ihres Wiſſens, den Schöpfungen ihrer Geiſteskraft — du gehorchteſt gerne, warſt ſo willig! — Du wurdeſt meine einzige, tiefſte Liebe, und ſelbſt jene Sonderbarkeiten deiner äußeren Geſtaltung, dieſes Mittelweſen zwiſchen Kind und Jungfrau — Nonne und Weltkind, Trotz und Weichheit, Eigenſinn und Hingebung, ja ſelbſt alles das, was dich manchem widerwärtig machte, ich hätte es nicht anders gewünſcht, es war mir werth und theuer geworden, wie das Muttermal einer Braut, die man ſchon als Kind geliebt.

Und jetzt ſoll ich mich von dir trennen, ſoll in Dunkelheit zurücktreten und einem Dritten den Ruhm deiner Führung überlaſſen!

Ich weiß wohl, es gibt der Gründe viele, die mich dazu beſtimmten, und ich will ſie hier noch einmal überſchauen; der Vorſatz gewinnt an der nöthigen Feſtigkeit:

1. War ich der Leiden müde, die mit einer Redaction unumgänglich verbunden ſind, der gekränkten Mitarbeiter, der ſchiefen Urtheile, der Beſtimmtheit bei Einlieferung der Arbeiten, der weitläufigen Correſpondenzen, der erbärmlichen Pflichten der Widerlegung fremder Unwahrheit und der Verantwortung für Sünden, die man nicht ſelbſt begangen u. dgl. m.

2. Hatte ich alles Angenehme, das eine Redaction einem ehrliebenden Gemüthe bieten kann, in vollem Maße genoſſen, günſtige Recenſionen, wiſſenſchaftliche Aufmunterung, ehrende, vertrauensvolle Zuſchriften, freundſchaftliche Theilname, Anerkennung vorgeſetzter Behörden.

3. Hatten meine Berufsgeſchäfte ſich dergeſtalt vermehrt und ein ſolches Intereſſe für mich gewonnen, daß ich dem Journale nicht mehr dieſelbe Zeit und Mühe zu widmen vermochte.

4. Begann ich einzuſehen, daß es heut zu Tage etwas noch Wichtigeres zu ſchreiben gebe, als Jugendſchriften. Vorerſt müſſen die Grundſätze in ihrer Allgemeinheit erörtert und feſtgeſtellt werden, nach welchen die Bedürfniſſe neuerer Entwicklung mit dem Gebote ewiger Wahrheit und den Ansprüchen vergangener Jahrhunderte ausgeglichen werden ſollen, und dann erſt kann die Erziehung denſelben gemäß vollzogen werden. Bevor man nicht genau das Ziel kennt, iſt es ſchwer, der Jugend die beſtimmte Richtung zu geben.

Allein was helfen alle dieſe Gründe, wenn nicht ein nachhältiger Troſt mir bliebe; die Überzeugung nämlich: daß dieſe Blätter auch nach meinem Ausſcheiden fortbeſtehen, und daß ſie auf einen Stamm überpflanzt werden, der ſie ſtark und kräftig erhalten wird. Mein Nachfolger iſt gelaſſener, ruhiger, als ich es geweſen; er kennt beſſer als ich die Bedürfniſſe der Menge, er hat ſich kein ſo fernſtehendes Ziel abgeſteckt, ihm iſt jene ſchroffe Hartnäckigkeit fremd, mit welcher ich, willig bekenne ich es, trotz des ſich erhebenden Widerſpruches auf gewiſſen, mir heilig gewordenen Meinungen beſtehen zu müſſen glaubte, er iſt wacker, gut, eifrig, als Novelliſt, Dichter, Kritiker allgemein anerkannt, und ſein Name iſt auch den Leſern meiner Zeitſchrift ſeit langer Zeit auf das Vortheilhafteſte bekannt.

Ich kann alſo mit gutem Gewiſſen von dir ſcheiden, alter Freund meiner und aller Jugend, und will es Gott und deine werthen Mitarbeiter, Löſer und Leſer, ſo bleibt zwiſchen uns ein freundlicher Verkehr auch fernerhin; denn ſtets werde ich dir gut und geneigt ſeyn, itzt und immerdar. Leid und Freud, bittere und ſüße Stunden haben wir mit einander getheilt, uns gegenſeitig groß gezogen und ausgebildet, und ſo Etwas vergißt ſich ſchwer in einer

Zeit, wie die unſere, die überhaupt mehr vereinzelt als verknüpft, und gleich dem Waldſtrom im Wolkenbruche die Dammerde zwiſchen den Hügeln auswäſcht, daß die Felſenſpitzen nackt und einſam in die Lüfte ſtarren.

Ankündigung.

Der Jugendfreund wird vom 1. October d. J. angefangen unter einer neuen Redaction fortgeſetzt werden.

Dem Wunſche mehrerer Freunde des Blattes zu genügen, und ihm ſeinen ernſten, belehrenden Charakter zu ſichern, wird es künftig in einem ſehr netten und gefälligen Formate in Monatheften von wenigſtens 5 bis 6 Bogen im Umfange erſcheinen. Druck, Papier und typographiſche Ausſtattung bleibt von derſelben Güte, wie bisher, auch an dem Preiſe wird nichts geändert, nur, daß auch monatliche Pränumeration mit 20 kr. C. M. für das Heft angenommen wird.

Diejenigen P. T. Herren, welche auf dem Wege der Poſt bis Ende December d. J. pränumerirt haben, werden die ihnen gebührenden Hefte mit dem 25. der Monate October, November und December d. J. zugeſendet erhalten.

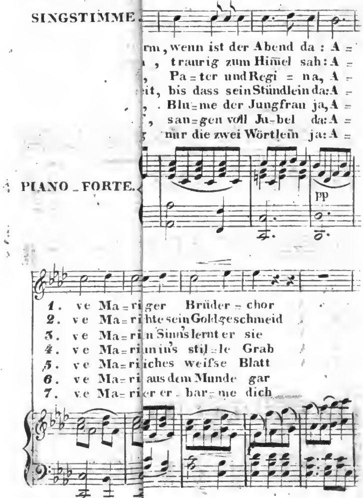
Die Verlagshandlung des Jugendfreundes.

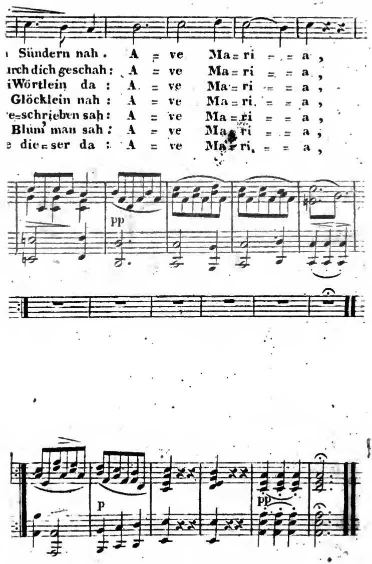
Dem heutigen Blatte iſt Titelblatt mit Vignette (gehörig zur Erzählung: das Zigeunerkind von J. E. Veith, S. 1083) Inhaltsanzeige, Umſchlag und Muſikbeilage zum vierten Quartale des dritten Jahrganges des Jugendfreundes beigeſchloſſen. — Die Verlagshandlung erbietet ſich abermals, den Band um 2 kr. C. M. broſchiren und um 6 kr. C. M. in ſteifen Deckel binden zu laſſen.

Redacteur: D. C. F. Hock. — Verleger: Leop. Grund.

Gedicht von A.

In Musik gesetzt
von
I. L. HEDWIG.




Sündern nah . A = ve Ma = ri = = a ,
rch dich geschah : A = ve Ma = ri = = a ,
Wörtlein da : A = ve Ma = ri = = a ,
Glöcklein nah : A = ve Ma = ri = = a ,
e=schrieben sah : A = ve Ma = ri = = a ,
Blum' man sah : A = ve Ma = ri = = a ,
e die = ser da : A = ve Ma = ri = = a ,
pp
p
pp

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
SIGILLUM UNIVERSITATIS INDIANENSIS MDCCCXX
LUX ET VERITAS
Google

3 0000 080 657 947